Unsere Bayern im felde

·Ex·libris·
+ Wolfgang +
Fürst zu Isenburg
· und Büdingen ·

Digitized by Google

Digitized by Google

D
534
.P48

Unsere Bayern im Felde

Erzählungen aus dem Weltkriege 1914/16
Berichte von bayerischen Feldzugsteilnehmern

Bearbeitet von Josef Peter, Oberst a. D.
illustriert von Professor A. Hoffmann
Kunstmaler Ost-Petersen, Reich u. a.

Verlag: „Glaube und Kunst“
Parcus & Co. München.

Digitized by Google

Refer. St.
Moorthamer
4-27-26
11931

Alle Rechte, sowohl für Originaltexte als sämtliche Illustrationen vorbehalten.
Amerikan. Copyright 1915 by: Verlag „Glaube und Kunst" Parcus & Co., München.

Digitized by Google

Die französischen Alpenjäger

Ich habe mit den Alpenjägern recht unangenehme Bekanntschaft gemacht. Meine Patrouille, die ein Offizier führte, hatte den Auftrag, zu erkunden, wie weit man gegen Saint Dié vorgehen könne und wie stark das Tal, das sich längs des Ormont gegen St. Dié hinunterzieht, vom Feinde besetzt sei.

Von der letzten deutschen Feldwache wurden wir noch vor den Alpenjägern gewarnt und zu äußerster Vorsicht gemahnt, da diese kühnen Schützen sich mit besonderer Vorliebe auf den Bäumen festsetzten und es vortrefflich verstünden, das Gelände auszunützen.

Die Gegend, in die wir jetzt kamen, war sehr unübersichtlich. Überall versperrten starke Fichtenbäume und hohe Felsen die Aussicht. Als wir nun etwa 300 Meter gegen den Ormont hinaufgegangen waren, blieb ich und noch ein Kamerad etwas zurück, während die Patrouille langsam weiterging. Kurz darauf wurden wir sehr unangenehm durch einige Kugeln überrascht, die an uns vorbeipfiffen.

Ich hatte keine Ahnung, aus welcher Richtung die Schüsse kommen könnten und rief meinem Freund zu: „Du, Hansl, wo sitzt denn der Kerl?“ Immer wieder sausten die Kugeln dicht an uns vorbei. Wir suchten jetzt schleunigst hinter den Bäumen Deckung.

Unterdeſſen kam die Patrouille, welche die Schießerei gehört hatte, zurück und begann die Gegend abzuſuchen.

Endlich verriet ſich der Alpenjäger, der auf einer hohen Fichte ſaß, ſelbſt, da er plötzlich nieſen mußte. Er wurde nun mit einigen wohlgezielten Schüſſen heruntergeholt.

Die Patrouille verteilte ſich dann wieder und ſtieg langſam den Berg hinan. Es dauerte nicht lange, erblickte ich hinter einem etwa fünf Meter hohen Felſen auch einen Offizier der Alpenjäger, der gerade auf mich ſchießen wollte. Ich hatte nur noch fünf Patronen bei mir und gab vier Schüſſe auf den Feind ab, ohne ihn jedoch zu treffen. Erſt mit der letzten Kugel gelang es mir, den Offizier am Schenkel zu verletzen, ſodaß er hinfiel.

„Pardon, mon camarad", rief der Offizier und ich wollte eben hingehen, um ihn zu entwaffnen, als dieſer blitzſchnell ſeinen Revolver zog und mehrere Schüſſe auf mich abgab, die aber ſämtlich zum Glück ihr Ziel verfehlten. Voll Wut ſchlug ich ihm nun mit dem Gewehrkolben den Schädel ein. Dem Toten nahm ich dann die Brieftaſche ab.

In der Brieftaſche fand ſich ſpäter eine genaue Beſchreibung der feindlichen Artilleriestellung und ich erhielt hiefür eine Belohnung. Konrad Gruber.

Als dieſer blitzſchnell ſeinen Revolver zog.

In Gefangenschaft

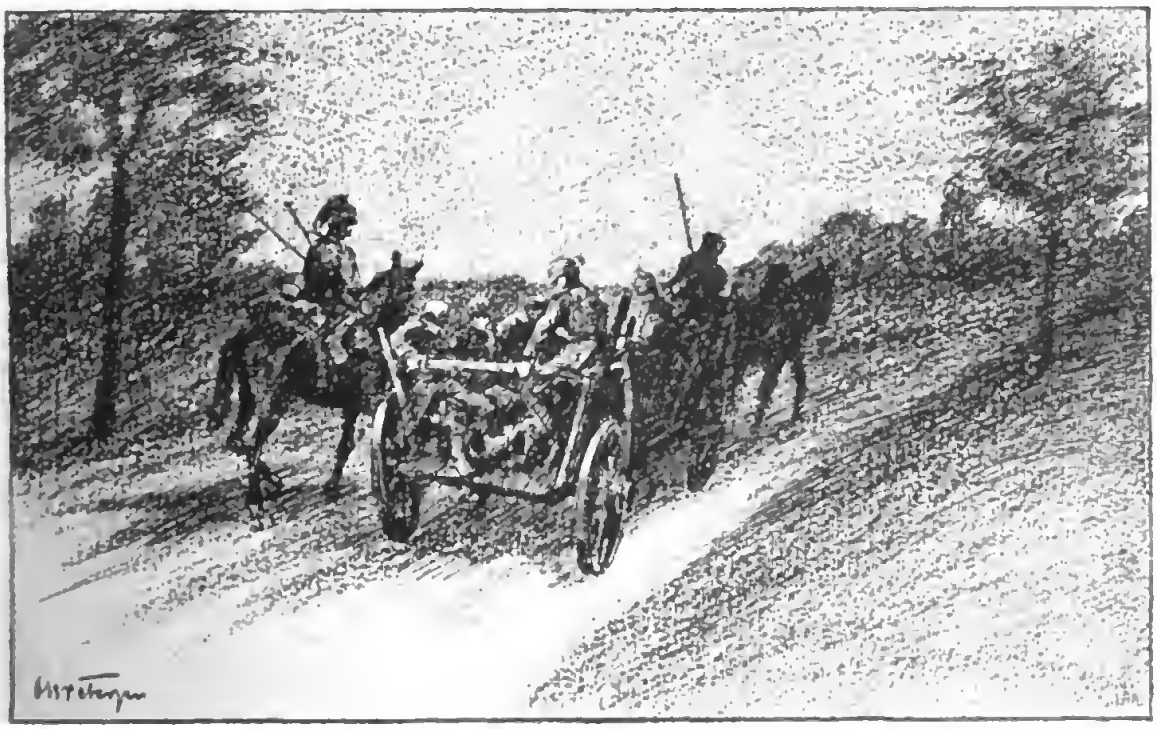
Ich wurde im Gefecht bei Badonviller durch einen Kopfschuß verwundet und bin seit der Stunde volle acht Tage bewußtlos gewesen. Als ich zu mir kam, lag ich in einem Raum mit zwölf Kameraden zusammen (neben mir ein Vizefeldwebel) im Bett.

Ich fragte diesen: „Wo bin ich?“ „In französischer Gefangenschaft san mer!“ antwortete jener.

Und so war es auch. Sie alle waren im Gefechtsfeld von den Franzosen aufgefunden und von diesen in ein unbekanntes Feldlazarett gebracht worden.

Kurze Zeit, nachdem ich diese Antwort erhalten hatte, kam eine Frau herein, die dem Vizefeldwebel, der französisch verstand, sagte: „Heute nacht kommt Ihr fort, hier bekommen wir kein Essen mehr für Euch“.

Nachts halb neun Uhr wurden alle auf einen mit Stroh ausgelegten Wagen aufgeladen und fortgefahren. Ein französischer Kavallerist bewachte uns.



Nachts halb neun Uhr wurden alle auf einen mit Stroh ausgelegten Wagen aufgeladen und fortgefahren.

Digitized by Google

Wir fuhren nach Baccarat und kamen durch eine Menge französischer Truppen. Vielfach wurden wir dabei belästigt und beschimpft. Dieser deutete es durch Strick und Peitsche an, jener zielte mit dem Revolver nach uns, andere machten Miene mit dem Säbel oder Bajonett auf uns loszustechen. Der begleitende Kavallerist hatte zu tun, diese frechen Burschen wegzudrängen; ohne ihn wären wir wohl nie nach Baccarat gekommen. Der Sanitäter, der uns auflud, nahm uns Achselstücke und Geldbeutel ab.

Vielfach wurden wir dabei belästigt und beschimpft.

Um halb zwei Uhr nachts stand der Wagen vor dem französischen Lazarett in Baccarat, man brachte uns nun in einem abgeschlossenen Raum in Betten. Wir erhielten eine Suppe mit Fleisch. Am Morgen bekamen wir Kaffee, aber kein Arzt ließ sich sehen. Eine französische Krankenschwester, die deutsch sprach und freundlich mit den Verwundeten war, besorgte allein die notdürftige Pflege.

Einige Zeit später hörten wir heftiges Artilleriefeuer, das sich mehr und mehr näherte. Plötzlich flog durchs Fenster ein Geschoß in den Raum. Im Nu krochen alle unter die Betten, die Pflegerin rannte in den Keller, alles schrie durcheinander. In der Nacht war es bereits aufgefallen, daß die französischen Verwundeten weggebracht wurden. Am Morgen darauf gegen halb elf Uhr kam ein deutscher Offizier zu uns herein und teilte uns unsere Befreiung mit, worüber große Freude herrschte. Die französische Schwester blieb bei uns und ein deutscher Arzt verband uns bald. Infolge des Brandes, der in der Nähe um sich griff, wurden wir dann von Sanitätern in das 15 Minuten entfernte Schloß bei Baccarat getragen. Dort hatten wir gute Pflege.

Quirin Rohbogner.

Karl Ritter von Brug
General der Infanterie.

UNIV. OF MICH.

GST-PETERSEN MCHN.

Digitized by Google

Im Lebensmittelwagen.

Nach Berichten des Vizefeldwebels d. R. Georg Steinicke

Ich fuhr dem Bataillon nach. Zwei Tage waren wir von ihm abgeschnitten gewesen. Rings von allen Höhen im ganzen Saartal donnerten die Kanonen, Feldbatterien, schwere Haubitzen. Aber ich wollte und mußte durch. Bei Saaraltdorf stand das 7. Feldartillerieregiment und bombardierte einen vorliegenden großen Wald. Wie sichs nachher herausstellte, waren zwei französische Infanterieregimenter drin. Schuß auf Schuß sauste in den Wald; unsere Leute konnten so gedeckt vorgehen. Als ich mit meinem Karren unten ankam, war das Gefecht zum Teil vorüber. Über 200 Tote holten die Ortsbewohner und Sanitätskolonnen aus dem Waldessaum. In dem Trubel war ich aber in eine ganz andere Truppe geraten; auf gut Glück nach einiger Überlegung fuhr ich nach Saarburg. Rechts und links am Wege liegen, von den schicksalsschweren Gefechten hingemäht, unsere braven Jungen, untermischt mit Franzosen; ruhig, feierlich, den Kopf beim Sterben noch auf den Tornister gelegt. Vor uns das brennende Saarburg.

Mein Rößlein, die Charlotte, will nicht mehr. Und als dicht vor uns ein feindliches Geschoß zerspringt, verliert auch mein Fahrer den Mut. Aber wir kommen endlich vor das lichterloh brennende Saarburg. Links der Bahn sehe ich Kolonnen einmarschieren; meine Ahnung sagt mir, das sind Leiber und richtig, sie waren's. Nun zogen wir in Saarburg ein. Der Jubel der Bevölkerung, daß die Stadt wieder zurückgenommen! Alles schrie und jubelte und bot uns auf der Straße an, was es nur gab, Wein, Brot und Zigarren.

Alles schrie und jubelte und bot uns auf der Straße an, was es nur gab.

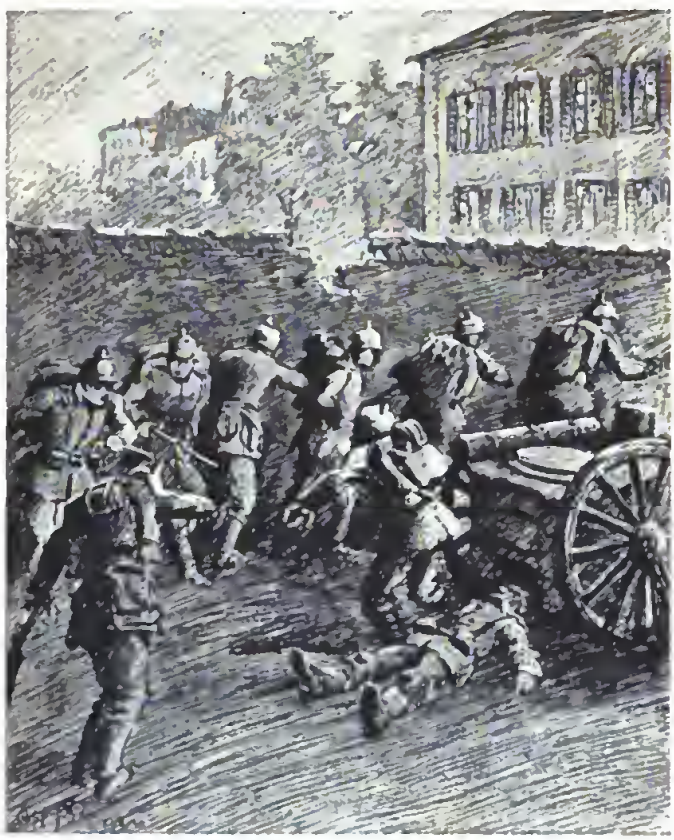
Digitized by Google

Solche Gefühlsäußerungen der Maſſe haben etwas Großes in ſich. Daß wir die eigene Stadt ſo beſchießen mußten, iſt bitter, war aber nach Lage der Sache nicht zu umgehen.

Die Verfolgung des fliehenden Feindes ſollte fortgeſetzt werden. Alles ſtürmt, nachdem die Kompagnien einigermaßen geſammelt ſind, weiter. Neben der Truppe fahren auf der Straße die Feldküche und die Gefechtsbagage. Da mit einem Male ſetzt ein Hagel von Geſchoſſen auf uns ein, die Wagen ſtocken, die Pferde ſcheuen, eine Panik ſcheint in der Truppe auszubrechen. Wir faſſen uns nach dem erſten Schreck und was noch heil iſt, ſucht ſich an der Mauer zu decken. So zogen wir weiter.

Wie ſich nachher herausſtellte, war es ein Trupp franzöſiſcher Soldaten, die ſich oben in einer niedergebrannten Kaſerne verſteckt hatten und da zwei zurückgelaſſene Maſchinengewehre vorfanden. Sie haben verteufelt raſch gehandelt, um uns noch im Rücken beſchießen zu können.

Ich fand bei einer braven Lehrersfrau gutes Quartier und ſchlief bis ſieben Uhr früh; ſo lange und ſo gut hatte ich lange nicht geruht. Jetzt mache ich ein paar Einkäufe, dann fahre ich wieder nach. Hoffentlich ſind wir morgen wieder über die Grenze.



Und was noch heil iſt, ſucht ſich an der Mauer zu decken.

*

Nach meinem letzten Aufenthalt in St. Pole wollte ich zurück nach Blamont. Auf der Höhe von Ancerviller fuhr ich mit noch drei Wagen vom 16. Regiment, als uns feindliche Artillerie bemerkt haben mußte.

Ein ſehr gut gezieltes Schnellfeuer, das uns bis auf fünf Meter erreicht hatte, verfolgte uns, bis wir wieder in Deckung waren.

In Blamont, das vollſtändig geplündert war, verſuchte ich einzukaufen, konnte aber nur vom Ortskommando Wein erhalten.

Digitized by Google

In schöner Fahrt ging es zurück bis Ancerviller. Bei einfachen, sehr netten Korbmachersleuten stellte ich Pferd und Wagen ein und schlief bis sechs Uhr; mittags kam ich zur Truppe zurück.

Anderntags waren wir in Glonneviller; am Morgen fuhr ich in das inzwischen von unseren Leuten eingenommene Baccarat. Etwa 20 Häuser sind wie durch ein Wunder Gottes stehen geblieben. Alles übrige, die ganze Stadt, eine wunderbare gotische Kirche und 100 bis 150 große Häuser der Altstadt mit großen Läden, alles, alles in Schutt und Trümmer geschossen.

Halb irrsinnig sitzen Männer und Frauen, apathisch, ganz stumpf auf den Straßen und schauen sich in den Ruinen ihr Glück, ihre Arbeit, ihre Hoffnung an. Ich selbst habe in dem verlassenen Hause eines Limonadefabrikanten ein frischbezogenes Bett vorgefunden.

Noch immer liegen wir in Baccarat, wo der Gegner sich hinter sumpfigen Wäldern vorzüglich gedeckt hat.

Am Sonntag Abend, die Nacht auf Montag, versuchten wir durch einen der sumpfigen Wälder zu kommen. 400 Pioniere arbeiteten die Nacht, vor uns Bäume und Sträucher niederreißend, um einen Weg zu schaffen. Vierzig bis fünfzig Zentimeter staken wir mit den Feldküchen im Kot und mußten ausharren, bis der Morgen kam. Mit allerhand Spaßetteln ging auch diese Nacht dahin. Am Montag früh fragte das Bataillon, ob ich nicht versuchen wollte, nach Luneville zu fahren, um einzukaufen. 21 Kilometer! Meine Charlotte nicht ausgeruht! Aber los! Straße auf, Straße ab, alles zog an uns vorbei: Infanterie, Flieger, Funker, Train, Artillerie, Gefangene, Verwundete, Kavallerie usw. Gegen halb drei Uhr in Luneville. Ein kleiner dicker Weinwirt war meine erste Bekanntschaft. Irgendwo gab es noch

Und schauen sich in den Ruinen ihr Glück, ihre Arbeit, ihre Hoffnung an.

Digitized by Google

heimlich ein Stück Fleisch und mein Begleiter (ein einjähriger Unteroffizier) und ich konnten ein richtig gehendes „Diner" verzehren. Lebensmittel gab es in den Geschäften natürlich keine. Die Einwohner betteln einen immer wieder um Brot an. Aber um halb acht Uhr hatte ich, was ich wollte.

In dem wunderschönen Schloß, von Stanislaus von Polen erbaut, waren Lebensmittel beschlagnahmt worden. Aber ich sollte noch nichts herausbekommen; vom Bürgermeister zur Brigade, von der Brigade zum Zahlmeister und so fort. Jetzt bin ich um neun Uhr herbestellt und hoffe, heute noch in der Gefechtslinie zu sein. Und nun die heutige Nacht. Wir haben zwar Luneville vollständig erobert, aber der Gegner machte verzweifelte Versuche, wieder hereinzukommen. Die ganze Nacht Artilleriefeuer, Gewehrgeknatter, dazu durchsausende Wagen, sodaß man fortwährend auf dem Sprung sein muß.

Am Samstag sollte ich von der Truppe kommend fünf verwundete Leiber auf meinem kleinen Wagen mitnehmen.

Mit einem Male mitten im Wald geht's wieder los. Bumm, bumm, tuiii. Als wir aus dem Walde waren, schoß man gerade auf einen französischen Flieger. 1500 Meter hoch geht's mit einem Male los, Gewehr, Schrapnell unter entsetzlichem Lärm. Die kleinen Wölkchen des explodierten Schrapnells bleiben noch lange Zeit in der klaren Luft hängen.

Am selben Abend, als ich meine Verwundeten abgeliefert hatte, konnte ich noch drei Franzosen vom 113. Infanterie-Regiment beim Plündern erwischen. Eine Französin hatte mich in den Keller geführt, wo wir sie auch gleich alle drei festnahmen. Als ich zur Verhaftung schritt, hatte Madame Angst bekommen und schrie um Gnade für die Bande.

Digitized by Google

Sprengung eines feindlichen Schützengrabens.

Digitized by Google

Eine Begegnung im Keller

Ich kam mit noch vier Kameraden in Vermandovillers in einen Bauernhof, um Waſſer zu faſſen. Das Anweſen ſchien verlaſſen zu ſein; bei dem Verſuch in einen Keller zu gelangen, bemerkte mein Kamerad Geräuſch. Er rief ſeine Wahrnehmung mir zu, und ich war eben dabei, hinabzuſteigen, als zwei ältere Frauen am unteren Teil der Treppe erſchienen; ſie hielten einen Roſenkranz in der Hand. Ich ſprach ſie an und bat um Brot; die Frauen verſicherten mir, keines zu haben, da bat ich um Speck. Eine der Frauen erklärte ſich bereit und ging mit mir in den Keller zurück, wo ſie einem Kaſten ein Stück Fleiſch entnahm. Mir erſchien es aber, ſoviel ich im Halbdunkel ſehen konnte, zu unappetitlich und ich wies es zurück. Ich ging dann etwas tiefer in den Keller und taſtete mit einer Hand vor mich hin; die Frau wollte mich zurückziehen, da fühlte ich mit der Hand, daß dicht an der Wand jemand ſteht. Sofort laufe ich, das Gewehr im Anſchlag, zurück und rufe meinem obenſtehenden Kameraden zu, mit einem Licht herunterzukommen. Als dies geſchieht, ſehen wir drei gut gekleidete Herren an der Kellerwand ſtehen; ſie gaben ſich als Beſitzer des Gutshofes aus. Ich unterſuchte die drei Männer, fand aber keinerlei Waffen; ſie verſicherten mir, nur zum Schutz vor Artillerie im Keller zu ſein, worauf ich ſie unbehelligt laſſe.

Am anderen Tag komme ich wieder in den Hof und erfahre von dortigen Artilleriſten, daß die betreffenden drei Männer verkleidete franzöſiſche Militärs waren, welche im Keller eine geheime Telephonleitung bedienten und von ihnen gefangen genommen worden ſeien, einer ſei ein franzöſiſcher Major geweſen!

Georg Reich.

Digitized by Google

Auf dem Verbandplatz

Bis auf 400 Meter hatten wir uns vorgearbeitet, als uns ein furchtbares Feuer entgegenſchlug. Auf den Bäumen, in den Hecken und Dächern der Häuſer ſaßen die Franzoſen. Damit räumte aber jetzt unſere Artillerie gehörig auf. Salve auf Salve von mehreren Batterien zugleich, ſauſte in den Ort. Beſonders der Kirchturm wurde ſtark in Mitleidenſchaft gezogen. Es war ein Höllenlärm.

Mit einem Male verſtummte unſere Artillerie und das Kommando „Alles vorwärts“ erſcholl. In kurzen Sprüngen, da die Franzoſen noch immer ſtandhielten, ging es vor. Seitengewehr wurde aufgepflanzt und mit Hurra ging's aufs Dorf vor.

Höchſtens noch 200 Meter waren wir vom Ortsrande weg, ſchon ſah ich an einigen Stellen die Franzoſen weichen, da bekam ich einen furchtbaren Schlag an das rechte Bein und wie ein gefällter Baum flog ich hin. Ich konnte mich aber ſelbſt verbinden; eine Kugel hatte mir den Unterſchenkel durchſchlagen. Ich war jedoch unfähig, nur einen Schritt zu gehen. Mehrere Male wurde unterdeſſen noch auf mich geſchoſſen und nun kroch ich mit größter Anſtrengung in eine Granathöhle, um wenigſtens einigermaßen ſicher zu ſein.

Nach einiger Zeit wurde ich von einigen Kameraden in das von uns genommene Dorf getragen und von dort mit einem Leiterwagen zum Verbandplatz nach Schloß Soyecourt gefahren. Fürchterlich waren hier die Eindrücke, die ich bekam, wo all' dies Furchtbare zuſammenkam.

Ich wurde neu verbunden und in eines der Gebäude gelegt und zwar kam ich neben einen verwundeten, franzöſiſchen Korporal zu liegen. Derſelbe ſprach ganz gut deutſch, war Rechtsanwalt und hatte in Freiburg ſtudiert. Er ſagte zu mir: „Warum verbinden und pflegen Sie uns eigentlich hier noch, machen Sie unſeren Qualen doch lieber ein Ende, denn wir werden nachher ja doch erſchoſſen.“

Ich klärte ihn natürlich hierüber auf, aber man ſieht doch daran, zu welchen Mitteln die franzöſiſche Regierung ſchon damals greifen mußte, wenn ein Mann von Bildung, der deutſche Sitte und Kultur ſelbſt kennen gelernt hat, ſolchen Unſinn redet. Einen ganzen Tag blieben wir hier liegen, bis am Abend auch das Schloß arg beſchoſſen wurde.

Digitized by Google

Als Ablösung in die Schützengräben

Die Sonntagsruhe — man hatte von zwei Tagen Rast des Regiments gesprochen — blieb nicht ungestört. Gegen 2 Uhr nachmittags kam der Befehl „Abrücken". Wie freute sich mancher Soldat, dem es gelungen war, seine Wäsche rechtzeitig zu trocknen. Noch kurz vor dem Antreten sah ich die verschiedensten Kleidungsstücke hier und da im Winde flattern.

Den gekommenen Weg zurück. Wir hatten bereits unsere Aufgabe erfahren: „Ablösung des Infanterieregiments im Schützengraben vor dem Westausgange der letzten Ortschaft".

Im Dunkel der Nacht gehen wir zu den uns angewiesenen Gräben, schwärmen in Ausdehnung seiner Länge aus, legen Tornister usw. ab. Noch harrt uns eine Arbeit. Der Schützengraben soll ausgebaut werden, noch einige Unterstände erhalten. Kurz nach uns treffen — zur Unterstützung bei der Arbeit — Straßburger Pioniere ein. Ich brauchte nicht viel zu sagen, die Leute waren sämtlich willig und rege. Nach knapp zwei Stunden waren zwei Unterstände und eine Schulterwehr geschaffen.

Um 8 Uhr darf man den Schützengraben verlassen. Die Bewegung ist erfrischend. Das Wasserkommando wird abgeschickt, gruppenweise die Feldkessel mit dem Essen zu holen. Rückwärts stehen die Feldküchen. Auch Feldpost trifft ein. Zwei stehende Patrouillen 100 Meter vor uns bilden unsere Sicherung bei Nacht.

Digitized by Google

Der nächste Tag bietet dasselbe Bild. Halt, damit ich's nicht vergesse. Meinen Blick zur Ortschaft N. gerichtet, sehe ich aus einem Baum — er stand nicht weit von uns an der Straße, höchstens 50 Meter — etwas zur Erde fallen. Was war denn das? Ein Zweig, ein Mensch? Ich konnte es nicht angeben. Später erfuhr ich dann, daß es der Beobachtungsunteroffizier der hinter uns stehenden Batterie gewesen sei. Daraufhin wurde der Beobachtungsposten in unseren Graben verlegt und telephonische Verbindung mit der Batterie hergestellt.

Gegen 9 Uhr fielen in unsere linke Flanke zahlreiche Schüsse, sie mußten — ein schneller Blick durch das Beobachtungsguckloch zeigte das an — einer feindlichen Infanteriepatrouille gelten, die recht dreist nahegekommen war. Ich vermochte noch zu sehen, wie zwei dieser Kerle niederfielen. Wie müssen diese Kerle ausgesehen haben, wenn nur die Hälfte der abgegebenen Schüsse sie erreicht hat! Durchlocht wie ein Sieb!

Der dritte Tag im Schützengraben.

Dichter Nebel lagert auf der Erde. Es ist noch früh am Tage. Auf beiden Seiten schweigen Läufe und Schlünde. In dieser Stille hört man Geräusche von weit her: Hähne krähen, Hunde bellen, Kommandos, wiehernde Pferde. Die Sicherung wird eingestellt, die Patrouillen eingezogen.

Nach geraumer Zeit erscheint eine Bekannte. Liesbeth, so hatten wir eine rotblonde Kuh schon am ersten Tage getauft, nähert sich, steigt auf die Krönung des Schützengrabens und starrt zu uns herab. „Komm her, Viech, friß das Brot". Sie beschnuppert die hingeworfenen Brotkrusten, verzehrt einen Teil und schaut wieder zu uns. So vergehen Minuten; doch lange ist ihres Bleibens nicht bei uns. Sie muß fortgetrieben werden, sonst könnte sie dem Feinde unsere Anwesenheit verraten, schon oft habe ich gefunden, daß die Tiere in treuer Kameradschaft zu den Soldaten sich hingezogen fühlten.

Ungern verläßt sie den Platz. Drohend erhobene Fäuste richten rein gar nichts aus. Man muß schon zu Wurfgeschossen greifen. Lehmklumpen und nochmals Lehmklumpen! Das hilft aber recht bald — und schon wieder stampft sie auf uns zu. Da capo heißt's dann wieder.

Nach dem Abendessen wurde, welch' freudige Nachricht, Bier verzapft! Doch das helle Bier aus der Brauerei von Baccarat war kein Genuß für unsere Leute. Da traf die Nachricht ein: wir werden abgelöst. Um 10 Uhr kam der ersehnte Augenblick, ein badisches Regiment nahm unsere Stellungen ein. Wir brachen auf, gingen über N. und B. zurück. An dem Nordausgange eines Waldes wurde biwakiert.

Nach einigen Tagen verhältnismäßiger Ruhe wurden wir wieder in die Schützengräben bestimmt. Es kam am Montag abends die überraschende Nachricht: gegen 9 Uhr Abmarsch, Endziel des Marsches.

Digitized by Google

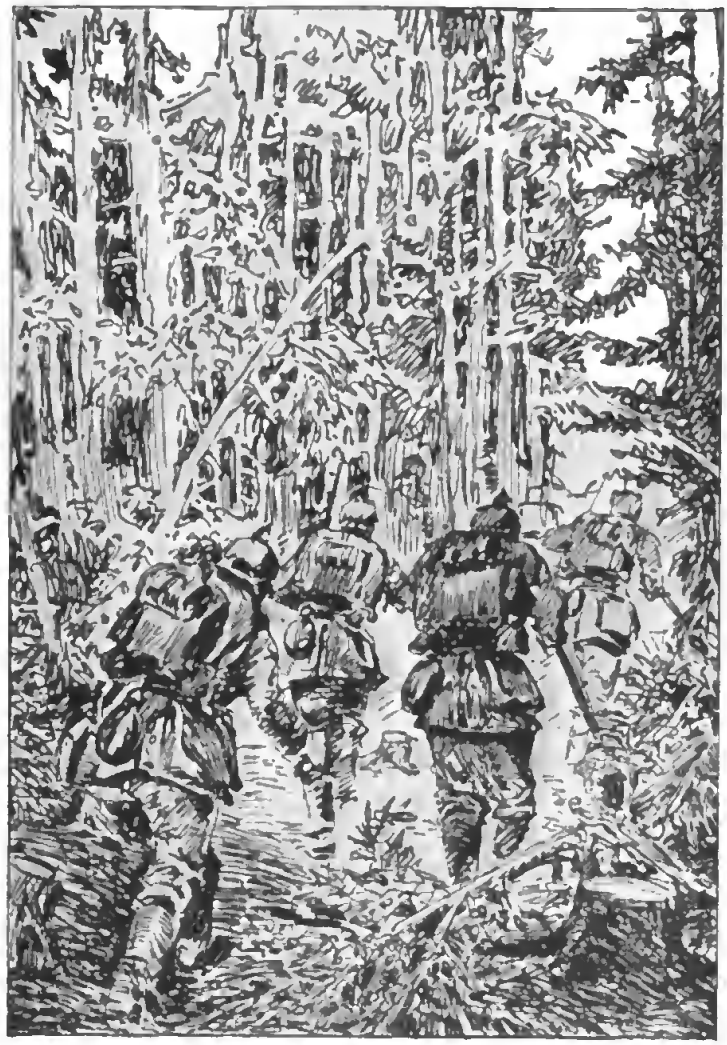
In aller Eile wird das Abendeſſen beendet und zum Abrücken fertiggemacht. Diesmal zogen wir einen äußerſt beſchwerlichen Waldweg. Er war erſt vor kurzem angelegt, geſchaffen von unſeren Pionieren. Gut, daß der Mond ſchien und uns ermöglichte, die hier und da im Wege ſtehenden Baumſtümpfe rechtzeitig zu erſpähen. Mancher ſtolperte zwar, aber dennoch, vorwärts kamen wir.

Ch., ein bedeutendes Schloßgut war nach ungefähr drei Stunden erreicht. Nichts als Mauern übriggeblieben. Auf dem Hofe ein Chaos, wie ich es ſelten geſehen. Wir gehen an den Trümmern links vorbei, eine Höhe hinauf bis zum Rande eines kleinen Waldſtücks. Hier wird geruht. Unſer Kompagnieführer iſt mit den Zugführern vorgegangen. Bald wiſſen wir, worum es ſich handelt. Schützengräben! Die Kompagnie wird von uns abgelöſt.

Auf einer Fläche von 80 Quadratmeter iſt das Bataillon untergebracht, Schützengraben auf Schützengraben, dicht hinter einander angelegt. Wahrlich, das wäre ein Freſſen für die feindliche Artillerie geweſen, hinein in dieſen Haufen zu bumſen.

Strenge Maßregeln ſind zu unſerem Schutze angeordnet. Kein Mann darf ſich zeigen, alles muß liegen. Selbſt im Walde? Ja, denn der Gegner könnte durch den Wald hindurchſehen. Unſere Vorgänger haben einige Verluſte gehabt. Eine Granate iſt bei der Kompagnie in einen Unterſtand gefahren und Erfolg: Zwei Tote, drei Schwerverwundete. Die Gräber der Gefallenen befinden ſich einige Meter hinter uns.

Mit Bleiſtift hat man ihre Namen auf den Querbalken des einfachen Holzkreuzes geſchrieben.



Mancher ſtolperte zwar, aber dennoch, vorwärts kamen wir.

Digitized by Google

Der Feind nicht weit vor uns in Stellung — ſtreben wir zu dem uns angewieſenen Platz.

Aus der Bibliothek des Schloſſes rühren wohl die Bücher her, die wir in den Schützengräben vorfanden und jetzt aus Zeitvertreib durchblättert oder geleſen werden.

Geiſtige Nahrung!

Auch dieſe ſollte im Kriege nicht fehlen. Ein Buch über: Jeanne d'Arc; ich leſe es, Domrémy, Reims, Orleans, Charles VII., bekannte Namen. Schulzeit, liebe, gute Zeit, dankbar gedenke ich Deiner.

Der Tag geht zur Neige; die Artillerie hat geſchoſſen, doch wir ſind heil davon gekommen, obwohl wir nicht allzuweit vor der Stellung unſerer eigenen Artillerie lagen. Dann und wann raſchelt es von den Bäumen herunter. Sind es Schrapnellkugeln? Nein, fallende, welke Blätter. Gott, man vergißt, daß der Herbſt naht.

Kurz nach 7 Uhr abends Eintreffen des Befehls: „Marſchbereit — Abmarſch. Das 1. Bataillon wird vom zweiten abgelöſt."

Wir verlaſſen die Gräben und geräuſchlos — Windſtille, der Feind nicht weit vor uns in Stellung — ſtreben wir zu dem uns angewieſenen Platz. Vorüber an Ch., durch einen Drahtzaun hindurch, Wieſe — da ſieht's aber ſcheußlich aus, metertiefe Löcher von Granaten gegraben, Steine, Steine, ſchwere Stücke.

„Obacht! Bach!" tönt's von vorn und ſchon ſtehen auch einige Leute im Waſſer. Weiter! Sſt! Ruhe! Endlich — wir ſind am Platze.

„Hier 1. Leib!"

„Hier 5. Leib!"

Mein Zug als Unterſtützung. Die Gruppen ſind eingewieſen; die Verbindung nach vorne iſt aufgenommen.

In der Frühe begann diese grausige Musik.

Mittwoch, den 9. September 1914. Der letzte Tag des Ringens mit unserem Gegner bei Epinal. Hinter dem Schützengraben meines Zuges befand sich ein besonderer, zwei Personen aufnehmbarer Graben, mehr ein Schacht von einem Meter Tiefe. Seitwärts ein kleines Schlupfloch; die Decke bestand aus einigen Balken, daruntergelegten Brettern und Steinen. In diesem Halbdunkelgewölbe haben wir — außer mir ein Unteroffizier — einen ganzen Tag über in Hangen und Bangen geschwebt, gewärtig des Augenblicks, wo uns ein Volltreffer aus dem Nest heben würde.

In der Frühe begann diese grausige Musik. Es ist besser vorerst zu sagen, wo wir lagen — auf der Sohle eines von zwei Hängen gebildeten und eingeschlossenen Wiesengrundes. Über diese Höhen hinweg, von vorn und halb rechts, schwirrten die Granaten zu uns. Warum mußten gerade wir beschossen werden? Vermutlich deshalb, weil der Gegner unsere Artilleriestellungen — hinter und rechts von uns — an dem von uns eingenommenen Platze wähnte. Eine feindliche Batterie schien sich vollständig in diesen Wahn verrannt zu haben. Ich hatte es bald herausgefunden, aus jener Richtung — nach bestimmten Zeitabschnitten (3—4 Minuten) — sechsmaliges Zischen, Krachen! So geht das fort. Auf einmal — habe ich mich verrechnet — es waren ja nur fünf Schüsse! Wahrhaftig jetzt wieder. Ah, also ein Geschütz unbrauchbar geworden.

Wir zwei liegen meistens der Körperlänge nach flach auf dem Boden, den Kopf fest an die Wand gedrückt, immer Front zum Feinde. Bedrohlich ist unsere Lage ohne Zweifel. Da — schon wieder, es ist kein Zweifel. Eine Granate hat die Bedachung unseres Unterstandes gestreift, Steine fallen zu uns herein. Man sieht sich unwillkürlich um.

Digitized by Google

Der Erdboden bebt. Da muß kurz vor uns eine Granate in den Grund gegangen sein. Noch hört man ihr Summen und Brummen, gottlob! ein Versager. Andernfalls, ich bin überzeugt, mein Leben hätte da geendet. Standen wir in Gottes Schutz? Ich glaube es, denn zu unserer Freude beginnt's zu regnen, über eine Stunde rieselt's herunter in feinen Fäden. Der lehmhaltige Wiesengrund nimmt das Wasser auf.

Jetzt mehren sich die Versager. Trotz alledem ist unsere Lage noch immer höchst unbehaglich. Ich hatte nur eine Erklärung für das verschwenderische, eben weil erfolglose Schießen, dieses Vergeuden der Franzosen. Sie wissen nicht, wo unsere Artillerie steht, von der sie hin und wieder beschossen werden. Das beunruhigt sie, peitscht ihre Nerven, drum geschossen, was das Zeug hält. So recht französische Art. Hingegen unsere Artillerie! Sobald sie am Morgen den ersten Schuß abgegeben hatte, war unser erstes Gefühl: „Gottlob, daß du noch da bist". Und dann, lange dauert's, bis die nächste Folge der Schüsse hörbar ist. Man fühlt's heraus, wohlvorbereitet, kein überflüssiges, unnötiges Schießen. Da wiegt man sich in Sicherheit.

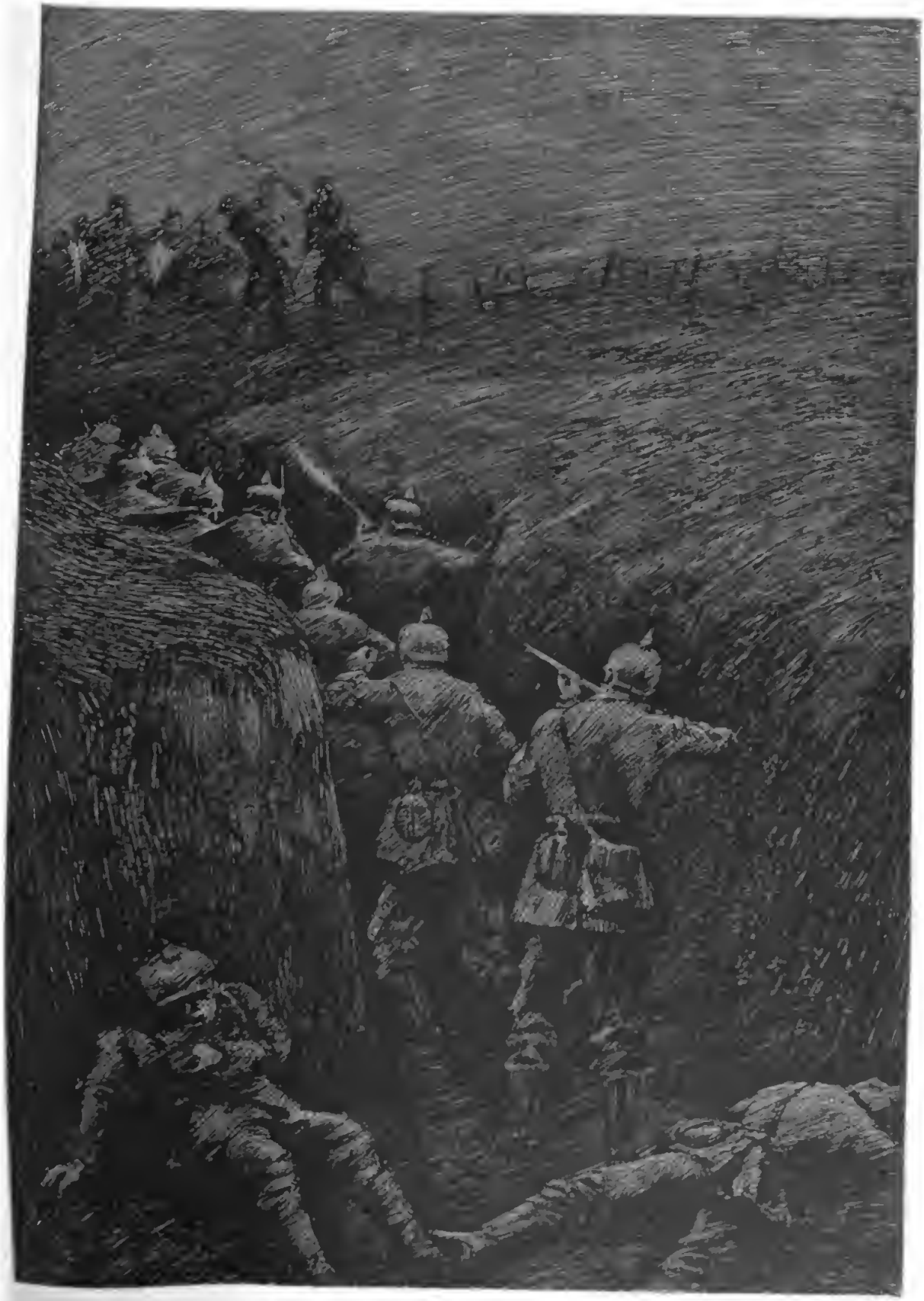
Am Nachmittage hatte der Gegner unsere Artillerie erkundet, das Feuer auch auf sie eröffnet. Nur die eine Batterie feuert hartnäckig, unentwegt auf unsere Stellung weiter, sie steht in unserer Flanke, halbrechts vor uns.

Gegen 8 Uhr: Es wird mir der Befehl überbracht: „Erster Zug um halb neun Uhr in Gruppenkolonne am linken Flügel des vorderen Schützengrabens. 5. Kompagnie marschiert dann ab: Richtung Chateau de Villers. Höchst willkommen dieser Befehl. Pünktlich war ich mit dem Zuge zur Stelle, machte Meldung und hin geht's. 7. Komp. des 110. Reg. nimmt die von uns verlassenen Gräben ein.

Das Bataillon sammelt bei Chateau de Villers. Ein heftiger Wind hat eingesetzt, hier und da zuckt grell ein Blitz. Dunkle Wolken ziehen herauf. Ein Stall des Schlosses brennt lichterloh. In das Knistern und Knarren des brennenden Gebälkes mischt sich das Zischen und Krachen der liegengebliebenen, in der Feuersglut explodierenden Infanteriegeschosse. 5. und 6. Kompagnie sind bereits da, 7. und 8. Kompagnie werden erwartet. Inzwischen braust das Unwetter heran, in Strömen fällt der Regen, in wenigen Sekunden sind wir durchnäßt, trotz umgelegten Zeltbahnen!

Max Lapp, Offizierstellvertreter.

Digitized by Google



Abgeschlagener Überrumpelungsversuch.

Digitized by Google

Meine Erlebnisse im Lazarett Chateau de Villers

Es war an einem Tage morgens, als ich von einem Feldwebel begleitet, welcher einen Beinschuß hatte, in die Verbandstation Chateau de Villers gebracht wurde. Es war ein großer, schöner Bau mit vielen Wirtschaftsgebäuden, welche durch eine Mauer mit dem Schlosse verbunden waren. Für einen Verbandplatz sehr günstig gelegen. Lebhaftes Treiben herrschte hier. Von allen Seiten brachte man die Verwundeten. Im Schloß, in den Scheunen und Ställen war alles schon überfüllt von den Tapferen. Ein heißes Ringen war es dorten und immer kamen noch mehr. Dort schleicht einer heran, über und über voll Blut; er hatte einen Querschläger durch die Schulter. Hier bringen die Sanitäter mehrere in Zeltbahnen dahergeschleppt. Viele davon sind schon halbtot.

Das Gefecht kommt näher; Granaten krepieren in unmittelbarer Nähe vor dem Schloß; Schützenlinien gehen zurück. Erregung bemächtigt sich der Verwundeten, welche jetzt schon auf Stroh unter den Bäumen im Schloßhofe gelagert sind. Bange Fragen durchschwirren die Luft. Sollen wir denn jetzt hier keine Ruhe haben? Werden wir noch, unfähig zu wehren, erschlagen? Achtet man das Rote Kreuz nicht? Wo ist es denn?

Suchend irren die Augen auf dem Dache des Schlosses. Sie sehen die Fahne nicht; einer bemerkt sie. An der vorderen Seite des Hauses hängt sie leuchtend herab. Der Feind muß sie sehen.

Es tritt wieder etwas Ruhe ein. Geschäftig laufen die Ärzte hin und her; von allen Seiten werden sie um Hilfe angerufen. Sie beruhigen und verbinden die Leute.

Es wird eine Kolonne Leichtverwundeter zum Abmarsch zusammengestellt; jeder will mitgehen. Es werden aber nur jene mitgelassen, die wirklich noch gehen können. Für die anderen war die Sanitätskompagnie angesagt. Sie konnte bis jetzt wegen des feindlichen Feuers nicht anfahren. Im Schlosse selbst ist alles wirr durcheinandergeworfen. In sämtlichen Räumen lagern die Verwundeten auf Teppichen, Matratzen und Decken zwischen einer wertvollen Einrichtung. Doch was gilt das alles im Kriege?

Digitized by Google

Im ersten Stock entdeckte ich ein Zimmer, welches von mehreren Leidensgenossen mit Beschlag belegt war. In einem breiten, ganz in der Mauer eingebauten Bett hatten drei Kameraden Platz. Vom Fenster aus hatte man einen Ausblick auf den Park, in dem es kriegsmäßig zuging. Gruppen von Soldaten sind mit Essenkochen beschäftigt; die Rauchsäulen steigen kerzengerade in die Höhe.

Etwas abseits davon graben etliche von ihnen ein Grab. Es wird groß; für die armen Kameraden ist es bestimmt, welche in der Nähe des Schlosses gefallen sind. Hie und da schaut wohl der eine oder andere wehmütig hinüber. Er wird sich wohl denken, wie lange noch vielleicht und auch ich werde, fern von meinen Lieben, in ein namenloses Grab sinken.

Auch ich dachte so. Der Tag selbst war viel daran schuld. Schwer hingen die Wolken herab; von Zeit zu Zeit gingen Regenschauer nieder. Alles ganz in Grau setzend. Doch weg mit solchen Gedanken, bis jetzt gilt immer noch das Leben!

Bei näherer Besichtigung des Zimmers entdeckte ein Kamerad einen Schrank, gefüllt mit Flaschen ausgezeichneten alten Weines. Wir haben natürlich Kostproben angestellt. Nebenan im Zimmer lag ein Leutnant; demselben brachte ich auch eine Flasche davon hinüber.

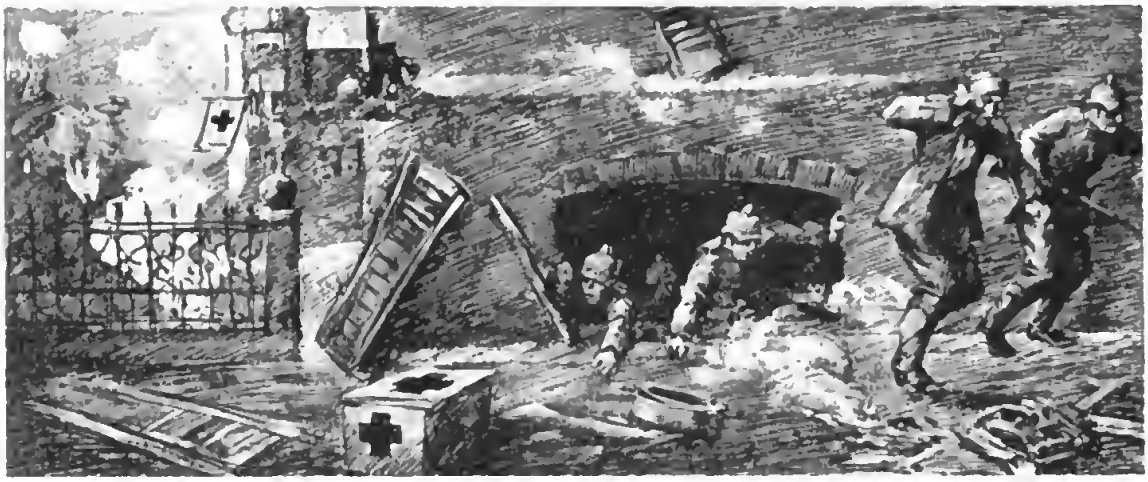
Bei einem Erkundigungsgang durch die verschiedenen Räumlichkeiten konnte man die buntesten Bilder sehen. In einem Zimmer, das allem Anschein nach für eine Dame bestimmt und reich ausgestattet war, ist das Bett von zwei Schwerverwundeten belegt, welche nach den Schrecken des Tages in den schwellenden Kissen schlafen, dabei laut „kommandierend“. Im Traume sind sie immer noch im Gefecht.

Nach langem Suchen finde ich wieder ein Zimmer. Gänge und Treppen sind hier zahlreich wie in einem Zauberschloß. Unten sind noch die Ärzte vollauf beschäftigt. Ich lege mich schlafen. Beim Erwachen in der Frühe unheimliche Ruhe. Auch in den anderen Zimmern alles leer. Meine Kameraden sind ausgeflogen. Nur unten zur ebenen Erde und im Hofe sind noch Leute.

In der Nacht war die Sanitätskompagnie da und hat einen großen Teil der Leute abgeholt; meistens Schwerverwundete. Sie sollte um acht Uhr wiederkommen und den Rest holen. Ich warte geduldig; die Ärzte sind ja auch noch da.

Etwa um neun Uhr schlugen die Granaten wieder in nächster Nähe ein. Da — wieder das unheimliche Sausen. Mitten im Schloßhof krepiert ein Geschoß, mehrere Soldaten verwundend. Srrr — bum — bum — bum. Alles sucht Schutz unter den Mauern. Sanitäter vor! Die Ärzte rufen es. Es wurden mehrere schwer verwundet. Wieder dieses Zischen. Eine direkte Salve von Granaten schlägt rechts und links vom Schlosse ein.

Digitized by Google



„Lieber tot, als lebendig begraben," hieß es.

Mit einer bewundernswerten Ruhe verbinden die Ärzte weiter, beruhigen die erregten Gemüter und geben Verhaltungsmaßregeln. Alle, die noch irgendwie gehen können, in den Keller hinunter. Kein Mann darf das Gebäude verlassen; scharf werden wir vom Feinde beobachtet. In banger Erwartung schweben aller Gedanken. Also auf so elende Weise müssen wir zugrunde gehen. Wir werden gefangen genommen, sagen Verschiedene, die schon ganz mutlos geworden waren. Dem widersprechen die anderen. Man sitzt beisammen im düsteren Kellergewölbe. Wuchtige Mauern sind es, auf denen das Gebäude ruht. So geschwind fährt da keine Granate durch. Etwas erleichtert fühlt man sich durch diese Annahme.

Unter uns ist noch ein zweiter Keller. Wer weiß, ob da nicht schon mancher verschwunden ist. Nicht weit von uns ist Artillerie vorgefahren; wir hören das Abfeuern der Geschütze.

In der Küche waltet während dieser Zeit ein Koch seelenruhig seines Amtes. Die Ärzte geben jetzt, weil es etwas ruhiger geworden war, die Erlaubnis, gedeckt das Schloß nach hinten zu verlassen. Doch, o Schrecken! Dumpf saust es daher. Ein ohrenbetäubender Krach folgte. Schwarze Rauchwolken wälzen sich aus dem Wirtschaftsgebäude. Es war ein Volltreffer. Vorgehende Infanterie; eine grauenhafte Szene. Zehn Mann erreicht das Schicksal. Zuckende Körper lagen herum, mit ihrem Blute den Boden färbend. Einem hatte es Kopf und Füße abgerissen. Wieder gehen die Ärzte hinaus, die noch Lebenden ins Gebäude transportieren zu lassen. Kaum sind sie drinnen: ein Krachen und Bersten; Staub, Rauch, Steine und Erde flogen in die Höhe, ringsum alles verdunkelnd, als ob die Hölle sich öffnen würde. Weherufe und Gestöhn, Hilferufe der im Gebäude liegenden Schwerverwundeten. Das Herz steht einem fast still ob dieses Jammers.

Ringsum schlägt es jetzt ein. Fenster klirren; die Erde zittert. Wir haben keine Angst mehr. Jeder hat mit dem Leben abgeschlossen. Wohl denen, die im Kampfe

gefallen ſind. Im Keller ſtehen ſie dichtgedrängt aneinander; auch bewaffnete Truppen ſind dabei. Sie wurden durch die entſetzliche Wirkung der Geſchoſſe vertrieben, ſuchten Schutz und erhöhten dadurch das Unheil. Kaum waren einzelne von ihnen hinausgegangen, kam es wieder daher. Das war kein Ziſchen mehr. Schwere Geſchütze müſſen es geweſen ſein. Wie das Summen einer Weſpe. Sie trafen genau. Das Schloß ſelbſt war jetzt das Ziel. Der erſte Treffer riß auf der Vorderſeite ein großes Loch durch die Wand.

Es folgte Schuß auf Schuß. Ringsum brannten alle Gebäude. Der Luftdruck trieb im Keller den Staub, Dreck und Erde in die Höhe, alles in undurchdringliches Dunkel ſetzend. Flaſchen und Scheiben zerſprangen. Taſtend ſuchte jeder den Aufgang. Es war kein Halten mehr. Lieber tot, als lebendig begraben, hieß es. Der Keller war kein Schutz mehr. Manche waren faſt wahnſinnig vor Schrecken. Und wie ſahen ſie aus, die heraufkamen. Das vor Aufregung verzogene Geſicht mit einer weißgrauen Kruſte bedeckt, aus der die Augen geſpenſterhaft hervorſahen. Hinaus, war die Loſung. Die Ärzte haben die Hoffnung auf Erhaltung des Gebäudes aufgegeben. Als Beweis ſtürzte eben der rechte Flügel zuſammen, alles unter ſich begrabend. Das Schloß brennt. Jammernd flehen die Schwerverwundeten mitgenommen zu werden. Durch das Küchenfenſter, eineinhalb Meter tief, hinaus ins Freie. Wir helfen den anderen mit heraus. Auf Tragbahren kommen ſie durchs Fenſter.

Das Feuer verbreitet ſich mit raſender Schnelligkeit. Dichter Rauch quillt auf. Granaten ſchlagen fortwährend ein, den ganzen Boden ringsum aufwerfend. Balken ſtürzen, Ziegel fallen. Todesmutig werden Leitern angelegt, um denen, die noch im erſten Stock ſind, zu helfen. Im Hemd, ohne Hemd bringt man ſie heraus. Ich bin faſt am Ende meiner Kräfte. Doch dorten iſt einer, der nicht gehen kann; der linke Fuß iſt ihm ganz verbunden. Ich helfe ihm. Durch den dahinterliegenden Wald geht es unter fortwährendem Granatfeuer. Links und rechts reißt es Bäume und Zweige um. Glücklich erreiche ich mit meinem Leidensbruder einen am Waldrand ſtehenden Leiterwagen. Abends lag ich im Lazarett zu Baccarat heftig fiebernd. Wie durch ein Glück wurden wir noch gerettet.

Dieſe Stunden werde ich nie vergeſſen.

Nach den Berichten des Mitkämpfers Erich Konopac.

Straßenkampf.

Digitized by Google

Meine letzte Ablösung.

Der Morgen graute, die Uhr zeigte auf vier, wir erwarteten die Ablösung. Es war schon der fünfte Tag, den wir in dieser Stellung vor dem Dorfe B. bei A. ausharren mußten. Kam unsere Ablösungsmannschaft nicht bald, so war unser Warten vergeblich, denn nur bei Dunkelheit konnte sich, infolge unserer gefährlichen Lage, die Ablösung vollziehen. Und sie kam nicht!

Statt ihrer aber der Befehl: „Alles hat auf seinem Posten zu bleiben; für morgen früh muß alles bereit sein zum Angriff auf den Feind!“

Auch gut, sagten wir, wenigstens kommt eine Abwechslung in dieses ewige Einerlei. Der Tag brachte sonst nichts neues, Granaten flogen herüber und hinüber, nur unsere Schützen zielten heute etwas besser wie bisher, es lag schon so jeden im Blute. Wir sagten uns: „Was wir heute noch da drüben wegputzen, das kann sich uns morgen nicht gegenüberstellen.“ In unserer frohen Stimmung brachten wir dem Feinde noch recht empfindliche Verluste bei.

Mit Einbruch der Nacht kam noch mehr Leben in unsere Stellung. Die Munitionsvorräte wurden ergänzt, auch Verstärkung wurde reichlich eingeschoben. Gegen zehn Uhr erhielt ich mit vier Kameraden Befehl, gegen die feindliche Stellung vorzudringen und dort einen Drahtverhau herzustellen.

Digitized by Google

Die Arbeit wurde zur Zufriedenheit hergestellt, ohne daß der Gegner eine Ahnung davon hatte. Nun kehrten wir zurück.

Die Kameraden waren schon ein Stück zurückgekrochen; ich aber als letzter kehrte noch einmal um, denn ich wollte etwas an dem Verhau verbessern. Bald war meine Aufgabe gelöst. Beladen mit dem restlichen Stacheldraht machte ich mich ebenfalls auf den Rückweg. Da fielen Schüsse!

In demselben Moment versagten auch meine Beine. Ich stürzte zu Boden und glaubte, ich sei in der Dunkelheit an einen Gegenstand angestoßen. Als ich mich aber erheben wollte, ging es nicht mehr!

Mir hatte ein Geschoß beide Oberschenkel durchschlagen. Die Kraft war aus den Beinen geschwunden.

So lag ich allein und einsam in der stillen Nacht, ohne einen Schmerzenslaut von mir zu geben. Was hätte es mir auch genützt!

Meine Kameraden waren längst wieder in unserer alten Stellung angekommen, sodaß keiner mehr zu meiner Hilfe in der Nähe war. Also verhielt ich mich mäuschenstill. Zudem fühlte ich mich noch vom Feinde beobachtet, indes der Gegner wagte nicht zu folgen. So lag ich von zwölf bis vier Uhr. Da nahte die Rettung.

Ich war vermißt worden. Meine Kameraden suchten mich und hatten auch ein Zelttuch mitgebracht, in welchem sie mich zum Verbandplatz trugen. Das war meine letzte Ablösung.

Infanterist Johann Kellerer, München.

Hindenburg!

Heil, Hindenburg, du deutscher Recke!
In deutscher Art schlägst du darauf!
Nicht fernste Enkel je noch schrecke
Der Russen mächtig großer Hauf!
Ein deutscher Arm hat sie bezwungen,
Nach hartem Kampf, in Eis und Schnee;
Beschützt das Land der deutschen Zungen,
Und es bewahrt vor Not und Weh.
Ruft, daß es schall' vom Fels zum Strand:
Gott hat ihn, uns zum Heil, gesandt!

H. v. Besnard.

Digitized by Google

Der Schlafkamerad.

Vor einigen Tagen erlebten wir ein Stückchen, das ich heute erzählen will. Wir waren in einem Dorfe, namens Miramont einquartiert und schliefen nachts auf dem Heuboden. Wir lagen alle in einer Reihe auf dem Stroh; ich war der äußerste am linken Flügel und wußte bestimmt, daß links von mir niemand mehr lag.

Da merkte ich auf einmal, wie sich neben mir noch einer sein Lager zurecht machte und sich ins Stroh hineinwühlte.

Ich zündete ein Streichholz an, um zu sehen, wer das sei, fand aber niemand; ich bemerkte nur eine kleine Vertiefung im Stroh. Das Streichholz ging wieder aus und ich hörte noch, wie der Unbekannte sich von einer Seite auf die andere legte. Ohne mich weiter darum zu kümmern, wer das sein könnte, schlief ich ein.

Am anderen Morgen nun — wir mußten schon sehr früh abmarschieren — wurde von unserer Infanterie ein französischer Soldat gesehen, wie er sich in einem Obstgarten Äpfel holte und dann in die Scheune verschwand, in der wir übernachtet hatten. Bei näherer Nachforschung stellte sich heraus, daß in derselben Scheune noch sieben Franzosen waren! Sie wurden natürlich gefangen genommen.

Also friedlich schliefen die Deutschen bei den Franzosen. Und ich direkt neben einem!

Gefr. Georg Beimler.

Digitized by Google

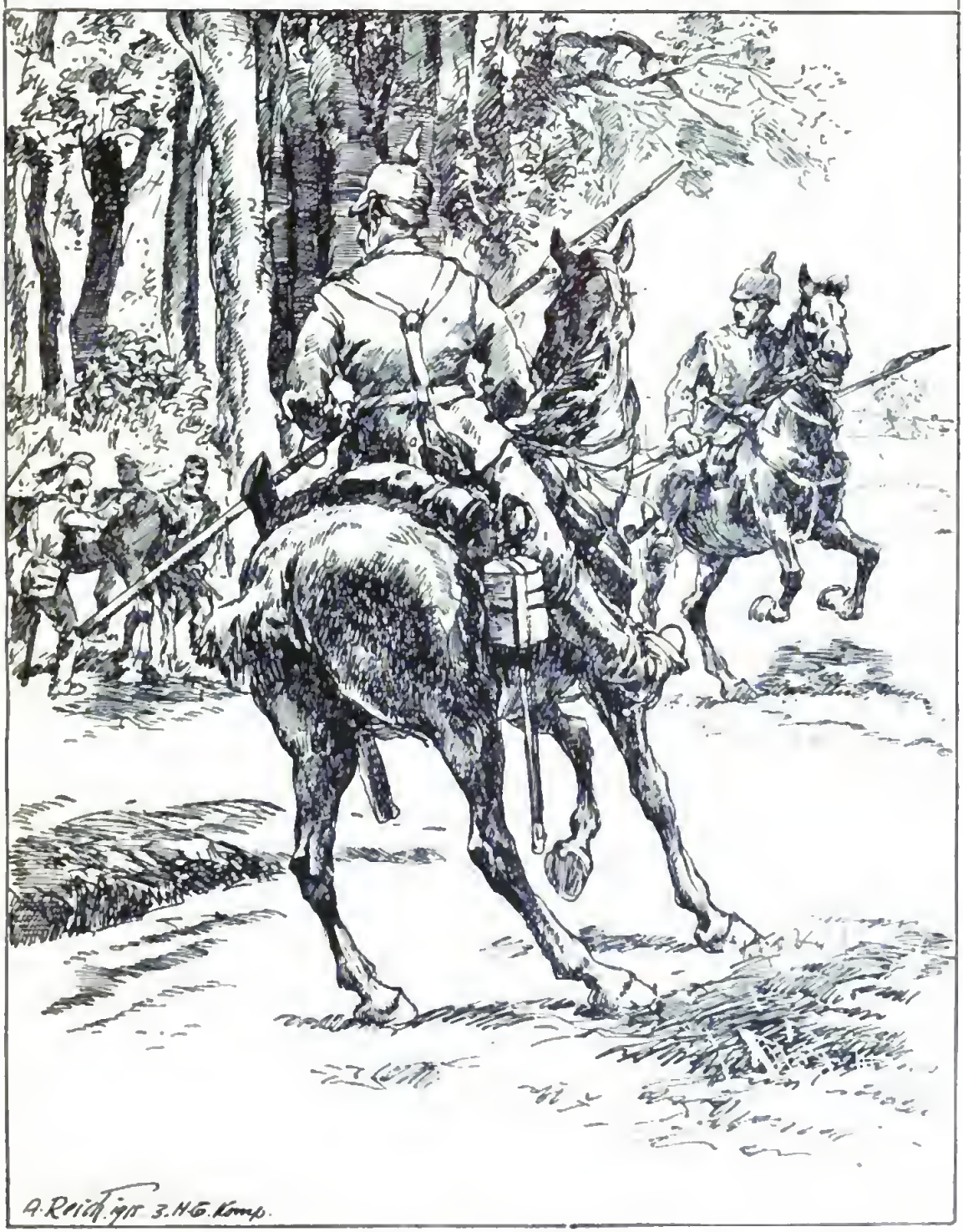
Beim Feldscher

Eine Kriegsballade von F. Schrönghamer-Heimdal.

Herr Feldscher, hat er viel Arbeit heut'?"
„Das mein' ich, seht nur die Menge Leut'!"
„Ach, gab's denn eine gewaltige Schlacht?" —
„Seht selbst, wieviele sie umgebracht." —
„O weh — der furchtbare Völkerkrieg!" —
„Gottlob, der Michel gewann den Sieg!" —
„So darf ich die grausigen Leichname schau'n?" —
„Da liegt eine Welt voll Entsetzen und Grau'n." —
„Laßt seh'n!" — Da liegt eine Leichenreih'
Von Schottland bis tief in die Mongolei.
Ein Turko, ein Spahi, ein Engländer,
Rothosen, Leute aus Hindostan,
Kanadier, Russen, rotnasig vom Schnaps,
Schiitzäugig und zähnefletschend ein Zaps —
Und weither hör' ich's wie Affen winseln,
Da liegt ein Kerl von den Fidschiinseln,
Hat auch auf blutiger Serbenspur
Gekämpft für Sitte, für Recht, für Kultur
Gen uns „Barbaren" voll Schmach und Schand'
Mit der Tripleentente, im Dreiverband.
„Mein Feldscher, sagt, was den Leuten gefehlt!" —
„Beseht sie genau, wie's um jeden bestellt." —
So ging ich mit Grausen auf Totenschau
Und besah mir die Schuld und den Schaden genau.
Da lagen sie alle wohlfrisiert,
Wie fein hat der Feldscher das Messer geführt!
Von allen lag offen die blutige Stirn.
Ich sah: Sie alle hatten kein Hirn.
Zuletzt kam ich beim Engländer an:
Was fehlt wohl dem Langen, dem Krämersmann?
Ich schaue ein wohlentwickelt Gehirn
In der starkgewölbten, knochigen Stirn.
Und Zähne zeigt der Krämer hier
Wie ein knirschender Wolf, wie ein reißendes Tier.
Und neben ihm liegt ein Stumpfen voll Geld —
Was hat doch dem guten Briten gefehlt,
Daß er sterben, verderben, verkümmern gemußt?
Da weist mir der Feldscher die offene Brust.
Bleich standen wir beide, zwei Säulen von Erz:
In der Brust des Krämers — da war kein Herz.

Digitized by Google

Wo steckt der Feind?



Schwere Reiterpatrouille überrascht auf einem Erkundungsritt an einer Waldspitze abgesessene französische Kürassiere.

Digitized by Google

Treu bis in den Tod.

Als wir ausritten ins Feld, steckten wir voll Übermut. Am wenigsten Respekt hatten wir vor der Schießkunst der Franzosen.

„Woaßt, die Franzosen scheuch i nit“, erklärte Kamerad Johann Ertl, „die Franzosen schiaßn dengersch z'hoch.“

„Ja, dö hebn d'Flintn übern Kopf und druckn d'Augn zua beim Schiaßn!“ lachte ein anderer.

„Naa — i scheuch's nit“, beteuerte der Ertl, „i scheuch's nit.“

Aber als es Ernst wurde und wir bei A. auf Patrouille ausgeschickt wurden, als wir so als Spitze unseres Regiments mutterseelenallein dem großen unbekannten Frankreich und den noch größeren unbekannten Gefahren gegenüberstanden, da hatte die Sache doch ein anderes Gesicht. Zwar voll Tatendrang, doch gedämpften Übermutes machten wir uns ans Werk: Jetzt sollte es sich erweisen, was an der Schießkunst, an der Tapferkeit der Rothosen war.

Wir ritten unser fünf unter Führung eines Wachtmeisters, zuerst Galopp, dann Trab, dann Schritt, natürlich in Abständen, um kein volles Ziel zu bieten. Es war ein gemächliches, bummeliges Reiten, als ritten wir die Gäule zur Schwemme und als wäre kein Krieg. Doch je bedächtiger wir ritten, um so mehr spannten sich die Sinne an. Wir wußten ja genau: irgendwo lauerte der Feind. Vielleicht prallten wir dort hinter jener Anhöhe auf gegnerische Patrouillen, die wie wir todbereit das Feld absuchten. Vielleicht lag der Feind schon bei der nächsten Wegbiegung im Straßengraben mit schußbereiten Gewehren, vielleicht war er schon im Rücken, hatte uns im Verborgenen liegend hinterlistig vorbeigelassen, um uns um so sicherer zu fangen.

Aber es gab hier wohl überhaupt keinen Feind und keinen Krieg. Es war zu toll: während wir auf das Knattern von Gewehren lauschten, erscholl das schmetternde Kikeriki eines Gockels in der Ferne. Ein Hofhund kläffte zornig, heiser, als hätte er einen fechtenden Handwerksburschen zwischen den Zähnen. Über einer sanften Hügelschwellung tauchte ein kleines, freundliches, rundes Dörflein auf, das sich um den Kirchturm scharte, wie Küchlein um die Bruthenne. Der Kirchturm wies so fromm zum Himmel. Und doch erregte gerade er am meisten unser Mißtrauen: vielleicht beobachteten uns von dort herab feindliche Späher, vielleicht lauerte die todbringende Mündung eines Maschinengewehres von seinen Glockenstubenfenstern.

Über Sturzäcker und Wieseneinschnitte sprengten wir, an Hecken und goldig wogenden Ährenfeldern in sicherer Deckung vorüber. Ein einsames Gehöft tauchte auf, von uns vorsichtig umgangen und ein dunkelblauender Wald erregte unsere Aufmerksamkeit. Das alles war so friedlich und im Sonnenglanz blitzte das Schwalbenvolk über unsere Häupter hin und die Lerchen trillerten so jubelooll, daß ihnen unwillkürlich unser Auge folgte, wie sie silbern in dem tiefblauen Himmel entschwanden.

Digitized by Google

Aber so trillerte keine Lerche! Sssihuit! so schnitt es durch die Luft. Unwillkürlich zuckten wir zusammen.

„D' Franzosen sans", erklärte seelenruhig Kamerad Ertl. „Dö Bandi will bei uns eahnare Visitenkarten abgeben. Dös waar verkehrt: an Bsuach machen ja mir."

Wir stockten. „Da Schwaiberl macht no koan Summer und oa Kügerl koan Krieg." Wir mußten wissen, wo der Gegner steckte, wer er war. Der Wachtmeister sprengte voran, wir hinterdrein. Aber da ging's los, kaum zweihundert Meter vor uns, erst einzelnes Gewehrfeuer, das klang wie Scheibenschießenknattern am Schützenfest, dann Salven wie prasselnder Hagelschauer.

„Infanterie ist's!" stellte der Wachtmeister fest. „Höchste Zeit zum Verduften. Achtung! Kehrt! Marsch!"

Des Befehls hätte es nicht bedurft, denn unsere kleine Abteilung sprengte mit verhängtem Zügel fort, wie ein aufgestörtes Rudel Rehe.

Auch wir rissen die Zügel herum, um dem Platzkugelregen zu entrinnen. Im selben Augenblicke indessen sagte Kamerad Chevauleger N.: „Jetzt hat's mi' erwischt!" Er wankte und sank blutüberströmt aus dem Sattel.

Die anderen waren schon über alle Berge. Kamerad Johann Ertl und ich, wir waren allein zurückgeblieben und ohne langes Besinnen sprangen wir herzu, dem Verwundeten zu helfen. Die Vorsicht zwar gebot uns schnell den anderen nachzufolgen, denn als die Franzosen merkten, daß ihre Schießerei Erfolg gehabt, vermehrten sie das Feuer ganz unsinnig. Aber sollten wir unseren unglücklichen Kameraden im Stiche lassen? Ihn der sicheren Gefangenschaft, wo nicht gar dem Tode weihen? Hol's der Kuckuck! Nur ein Schurke läßt den andern fahren. Wir waren bayerische Soldaten, und, mochten die Kerle da drüben schießen, was sie wollten, wir fingen den ohnmächtig Werdenden auf, rückten ihn im Sattel zurecht und ergriffen die Zügel seines Pferdes. So nahmen wir unseren schwergetroffenen Kameraden zwischen unsere Gäule und während wir ihn stützten, klatschten rechts und links von uns die Geschosse auf und spritzten in die Erde, wie platschende Regentropfen in kotige Wassertümpel. Wir jedoch zuckten mit keiner Wimper, führten den Todblassen sorgsam in unserer Mitte und ritten so langsam Schritt für Schritt aus dem Verderben speienden Bereich des Feuers.

In der nächsten Deckung angekommen, nahmen sich Sanitäter um den lebensgefährlich Verletzten an, er erhielt einen Notverband und der Arzt ordnete seine Überführung auf den nächsten Verwundeten-Verbandplatz an.

Kamerad Ertl aber sagte: „I hob's ja g'wißt, daß dö Franzosen z'hoch schiaßn. Sunst, Brüaderl, hätt'n ins dö bös zuag'richt."

Unteroff. Michael Stoiber und Reiter Johann Ertl.

Digitized by Google

Wackere Tat eines Bayern.

Oberleutnant Frhr. N. v. L. des württembergiſchen Ulanen-Regiments Nr. 19, ein Sohn des in München lebenden Generalmajors Frhrn. v. L., erhielt den Befehl, mit einer ſtärkeren Patrouille vorzureiten, um einen allenfallſigen feindlichen Anmarſch aus ſüdlicher Richtung, Feindesſtärke und Zuſammenſetzung zu erkunden.

In Ausführung dieſes Befehls ſtieß Oberleutnant v. L. alsbald auf eine doppelt ſo ſtarke feindliche Küraſſier-Patrouille. Den feindlichen Offizier und einen Mann ſchoß er vom Pferde, während die Ulanen fünf Küraſſiere mit ihren Lanzen erledigten.

Sodann erſtieg Oberleutnant v. L. behufs Beobachtung eiligſt den Kirchturm des Ortes und war nicht wenig erſtaunt, daſelbſt einen Ziviliſten anzutreffen, der mit kleinen Fähnchen dem Feinde Signale gab. Dieſer Verräter wurde unverzüglich unſchädlich gemacht. Von dem Beobachtungsturm konnte der junge Reiteroffizier den Anmarſch feindlicher Infanterie-Kolonnen und Maſchinengewehre, Kavallerie und Artillerie feſtſtellen und zurückmelden.

Nach Erfüllung des Auftrages durchjagte Oberleutnant v. L. die Ortsſtraße im Renngalopp, in welchem Augenblicke bereits die erſte Granate vor ihm platzte, ein großes, rauchendes Loch in der Straße aufwühlend. Sein flüchtiges Pferd ſetzte über das Hindernis, während der nachfolgende Pferdehalter in die Vertiefung ſtürzte und leider ſich das Genick brach.

Mittlerweile waren auch die Württemberger im Vorrücken begriffen. Die vorauseilende 4. Eskadron des Ulanen-Regiments Nr. 19 ſtieß auf eine feindliche Küraſſier-Schwadron, griff an und machte viele Reiter nieder und zu Gefangenen.

Um den Ort entbrannte ein äußerſt heftiger Kampf. Innerhalb einer halben Stunde glich das ganze Dorf nur mehr einem Trümmerhaufen. Es gab kein ganzes Haus, in welches man bei dem ſtrömenden Regen Verwundete und Halbtote hätte verbringen können.

Die württembergiſche Infanterie hatte mit wahrer Berſerkerwut gekämpft, den Ort geſtürmt und den Feind in regelloſer Flucht zurückgeworfen.

Für die ausgezeichnete und kühn ausgeführte feindliche Erkundung erhielt Oberleutnant v. L. als einer der erſten das Eiſerne Kreuz 2. Klaſſe und wurde wegen ſeines tapferen und umſichtigen Verhaltens bei ſpäteren Kriegsepiſoden auch zur Verleihung eines württembergiſchen Ordens vorgeſchlagen.

Digitized by Google

Reiterkampf

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Chevauleger auf Patrouille

Die Franzmänner hatten wir in O. zum Tempel hinausgeleuchtet, daß ihre Stiefelstöckel nur so flogen. Aber es fiel uns nicht im Schlafe ein, den Herrschaften nunmehr wie einem alten Pensionisten die Ruhe zu gönnen, die sie überdies auch gar nicht verdient hatten. Immerzu dem Feinde nach! lautete unsere Losung. Zunächst einmal wollten wir wissen, wo die feindliche Infanterie sich festgenistet hatte und deshalb unternahmen wir unter Führung eines Vizewachtmeisters einen Patrouillenritt auf L. zu.

Irgendein schönes Plätzchen hatte sich der Herr Feind schon ausgesucht, davon waren wir überzeugt. Aber wir wollten ihn wohl aufstöbern und hinter ihm her sein, denn:

„Wenn die Trompeten blasen
Traut sich ein Feind nicht her,
Es stehen auf dem Rasen
Die boarischen Schwalanscher."

Noch waren wir nicht lange unterwegs. Ein wunderschöner Wald baute sich vor unseren Blicken auf. Aber was war das?

„Himmelfixen, gußeiserns Wagenscheitl, ungschmierts!"

Unser Vize fluchte und riß seinen Gaul zurück. Vom Waldsaum herüber aber klang ein Geschnaggel und Gewerkel wie in der Schmiede vorm Samstag Feierabend.

„Am Waldrand drentn stecken d'Franzosen!"

Sie schossen herüber, was das Zeug hielt. Aber da nutzte kein Zaudern. „Vorwärts!" rief unser Führer. Doch das Feuer wurde stärker.

„Ich glaub, dahinten in dem Wald da stecken mehrer!" meinte der Vize. „Wenn das der Fall ist, kommen wir schön in die Schlamassseln."

Ein geschlossenes Vorgehen schien zu gewagt. Da rief der Führer:

„Freiwillige vor!"

„Sind schon da!" entgegnete Chevauleger Max Englberger und ich.

„Also nachher aufpassen!" sprach der Vize. „Wir müssen unbedingt feststellen, wie stark der Wald besetzt ist. Zu diesem Zweck muß der Wald umritten werden. Solang d'Franzosen oan sehgn, schleßn's auch. Wenns nacheinander vorbeireits,

Digitized by Google

kitzelts ös scho außa, wieviel im Wald hint stecka. Laßts Euch net erwischen!! Verstanden? — Marsch! Marsch!“

Englberger und ich schwenkten ein, den Wald entlang. Takeltikeltak! grüßte das Gewehrgeknatter vom Waldsaum her.

„Wir reiten jetzt einfach solang am Wald entlang als daher schiaßn, na wissn ma, was da dahinten alles steckt!“ erklärte ich.

Im Galopp sausten wir den Wald entlang. Aber die Schießerei hörte nicht auf. Da schien eine ganze Masse Nothosen hinten zu stecken und die schienen ein Preisschießen auf uns zwei lebendige Zielscheiben veranstaltet zu haben.

„Was sagst zu derer Schießerei?“ frug ich meinen Begleiter.

„I sag, daß Schuster san. Nix treffn tuans!“ erwiderte der.

Derweil ritten wir wie unter einem feurigen Strichregen hin schnell wie der Wind. Ja, das Feuer schnalzte wie der schmorende Schmarrn überm prasselnden Herdfeuer.

„Dö saudummen Tropfen!“ schimpfte mein Kamerad, „wenns net g'schoss'n hätten, hätten's uns paar Manndln leicht derwischen könna.“

„Wo's no dazua nix treffn!“

„Wahrhaftigen Gotts, i glaub meiner Seel — a ganzi Kumpani schiaßt her auf uns. Und koaner trifft was. Solche Schandkerl!“

„Solche Patzer!“

Die Kugeln jedoch kamen manchmal doch so nah vorbeigezischt, daß sie mit der Hand zu fangen gewesen wären.

„Scht! vorbei! — dö war grad um fünf Daumen z'hoch!“

„Und dö drei Roßschwänz z'kurz!“ lachte ich, als wieder eine vor mir in den Dreck hinflitzte.

„Drei Tag Mittel kriagat bei uns an jeder für an solchen Schuß!“

Anfangs ritten wir um die Schießkunst der Franzosen respektvoll einen Bogen herum. Allmählich dachten wir uns aber über die Schießerei nicht allzuviel, als schien sie gar nicht uns zu gelten.

Der frische Galopp, der lustig blasende Wind und das taktvolle Kugelpfeifen versetzte uns im Gegenteil in eine hochgemute Stimmung. Und mir kam im Takt des Reitens schließlich ein Reiterliedlein in den Sinn:

Hollerih, han ma g'rittn,
Hollerih, han ma g'roat,
An Banzn han ma g'ritten
Mit de Bratwürscht hamma gloat't.

Digitized by Google

Hollerih, Holleroh,
Gibts denn an Reitersmo,
Dem so a Schnickl
's Krackl obituan ko!"

Der Ritt um den Wald war lang. Und der Wald schien voll umsäumt von Schützen!

„Du, da langt keine Kompagnie mehr, — das ist meiner Seel ein ganzes Ba'jon!"

Wir knirschten die Zähne: durch mußten wir! Wissen mußten wir's, und wenn es zehntausend waren!

Herrgott aber — was war da? Huihuihuit! Fast feierlich großartig orgelte es in den kläffendem Infanteriegeknatter her. Und patsch! — Krach! — — Hundert Meter neben uns spritzte die Erde wie ein Springbrunnen auf.

Granatenfeuer! Hinterm Wald donnerte es hervor. Und wieder eine pfiff vorbei! Wie das schmetterte! Und da — und da — da saust es wieder — — In einem Atemzug Infanteriegekläffe und Geschützfeuer auf zwei einsame einzelne Reiter.

Auf zwei einzelne Reiter! — Was für ein Ruhm für die Franzosen!

Unsere Rosse scheuten, bäumten sich wild und schäumten, als die Feuergarben der explodierenden Geschosse ihr entsetztes Auge trafen. Nun wurde es auch uns zu toll. Wir ließen die Zügel schießen und die Rosse rasen. Sie überschlugen sich fast, wandten sich instinktiv ab von der Feuerlinie, pretschten wie besessen querfeldein, in nicht zu bändigender Hatz zurück.

Es war auch nicht mehr nötig, daß wir sie hielten. Wir wußten genug, wußten, wo der Feind steckte und in welcher Stärke! Im gestreckten Galopp trafen wir in unserer Stellung ein und wir konnten melden:

„Der Waldrand vor T. etwa mit einem Bataillon besetzt — hinterm Wald lauert eine feindliche Batterie —".

Gefr. Seb. Zimmermann und Max Englberger.

Die Rettung.

Nachdruck verboten.

Den glühenden Acker pflügen Granaten.
Blutige Saaten
Wirft der Verſchwender Tod darein.
Regimenter ſchon ſind gediehen.
Unſer Fähnlein, zurückgetrieben,
Sucht die fernen dunkelnden Weiten.

Rettet die Fahnen
Vor den Ulanen!

Schon ſprengen ſie durch die ſtaubige Erde
Über Tote und Krüppel und Pferde
Bruder, auch uns zu überreiten!

„Kamerad, einen Gnadenſchuß,
Bevor ich einſam verſchmachten muß!“
Hören wir's, fliehend, wimmern und bitten.
„Haben doch tapfer mit euch geſtritten!
Helft uns! Ein Schuß! Dann iſt ausgelitten!“

„Bruder, ſähſt du mich jämmerlich flüchten,
Hielte noch eine Patrone die Taſche?
Nimm, was ich habe!“ Und meine Flaſche
Mit den letzten erbärmlichen Tränen
Lehmwaſſers fliegt zwiſchen Trümmer und
Fetzen,
Eine vertrocknete Zunge zu letzen.

„Ludwig!“
Und mühſam am Büchſenrohr
Reckt ſich wieder ein Armer empor,
Und wie ein Häufchen Unglück dort hockt
Und fleht und klagt: wie verſteinert ſtockt
Mein Fuß.
Äfft mich der Hölle Gewalt?
Der zerſchoſſen um Rettung lallt,
Iſt mein hartherziger Widerſacher,
Der mir daheim durch Lug und Schacher
Mein Haus zerrüttet, die Zukunft genommen.

Iſt die Stunde der Rache gekommen?

„Ludwig!“ Verzeihung flehend ſieht
Er zu mir auf. — „Wer geſund iſt, flieht!“
Meidet ſich höhnend meine Kehle;
„Habe die Freunde liegen laſſen —
Sollte nun retten, die mich haſſen?“

Aber ſein Blick zermürbt meine Seele.

„Ludwig!“ Und vor dem weichen Ton
Der Mannesſtimme zerflattert mein Hohn,
Und zu raſchem Entſchluſſe mahnen
Donnernde Hufe — die Ulanen!

Ein Ruck! Schon hängt er auf meinem Rücken;
Wir ſtolpern und ſtürzen, ſtöhnen und wanken:
„Klamm're dich feſt! Es muß uns glücken!
Bald verbirgt uns der dichte Hain!“
Und die Kugeln umſchwirren uns wieder.
Fernes Hurra und Trommeln und Lieder!

Nicht ſoll mich ewig die freſſende Pein
Ärgern: Haſt vor der Not dein Haſſen
Und vor dem Tod nicht faſſen laſſen!

„Ludwig!“
Ich fühle den Rufer beben.
Immer wird er ſein bißchen Leben
Mir verdanken.
Ich fühle ihn zittern.
Armer Teufel! Doch weiter, weiter —
Weiter durch fliehende, faliende Streiter!

Heil uns, Heil, die erlöſende Schlucht!

Und wie ich nach erſchöpfender Flucht
In die kühlende Dämmerung ſinke
Mit meinem Feind, mir Erholung trinke,
Und mich bücke: „... Was iſt nun Haß?“
Sind Gräſer und Moos vom Blute naß,
Und den ich getragen, der iſt nicht mehr,
Starr ſein Antlitz, ſein Auge leer.

Der mir ſterbend am Halſe gehangen:
Drei Kugeln noch hat er aufgefangen
Und dem Retter das Leben gerettet ...

Der hat ihn ſtill unter Eichen gebettet.

Max Bittrich.

Freiherr von Gebsattel
General der Kavallerie.

OST-PETERSEN MÜHN.

Digitized by Google

„Ös fangt's koan Boarn nöt."

Unsere Patrouille war angeschossen worden, ohne recht zu wissen, woher die Schießerei kam. Höllseiten, das war eklig! Die Kugeln klopften zur Erde wie die Äpfel, wenn sie im Herbst der Wind vom Baume reißt. Wir waren abgestiegen und führten unsere Gäule am Zügel, hinter einem schnittreifen Ährenfeld Deckung suchend, so gut es ging. Zugleich hofften wir so den in der Nähe als Zufluchtsort winkenden Wald zu erreichen, von dem aus wir auch eine vortreffliche Übersicht hatten.

Endlich wurde unserm Leutnant S., der uns führte, die Sache doch zu dumm. Wir wollten feststellen, wo die rothosigen Parlehwuzer ihre Patronen verschossen! Er warf sich in den Sattel und sprengte kühn voran. Aber wie das Ungewitter aus heiterem Himmel krachte es im nächsten Augenblick auf den schneidigen Reiter nieder. Der elegante Gaul des Leutnants bäumte sich, stieg kerzengerade zur Höhe und stürzte wie ein massiger Klotzen zur Erde. Er war tot. Leutnant S. lag neben seinem treuen Tier, zum Glück unverletzt.

Wie wütend pletschten nun wir dahinüber, wo wir den Feind vermuteten und schossen wahrscheinlich lauter Löcher in die Luft. Leutnant S. befahl uns daher schleunigen Rückzug in den nahen Wald, da unser Schießen zwecklos war.

Als sich der Feind wieder beruhigt hatte, schickte uns der Leutnant auf Umwegen einzeln und mit Aufwendung aller Vorsicht zur Eskadron zurück. Er selbst blieb allein im Walde und wollte, da er seines Pferdes beraubt war, später die Truppe zu erreichen versuchen.

Indessen der Abend dunkelte heran, der Leutnant jedoch kam nicht zurück. Es wurde Nacht und unsere Sorge um den Offizier wuchs. Warum kam er nicht? Blieb er freiwillig zurück, um im Schutz der Dunkelheit dem auflauernden Gegner zu entrinnen? Hatte er diesen Versuch schon gewagt und war er dabei in die Hände der Franzosen gefallen? Lag er etwa verwundet und hilflos irgendwo hinter einer Hecke, einem Baum und rief sich vergebens die Kehle wund nach Hilfe? Oder lag er stumm und tot auf freiem Feld unter dem feierlich stillen Himmel der Nacht?

Bange Fragen stiegen auf und das Schicksal des jungen Offiziers quälte uns. Sobald der Morgen dämmerte, sollte daher einer von uns nach dem rätselhaft verschwunden Bleibenden sich auf die Suche machen. Der ehrenvolle Auftrag traf mich und mit einem Handpferde ausgerüstet für den Offizier machte ich mich auf den Weg.

Digitized by Google

Ich ritt unverzagt drauf los, dieſelben Pfade, die geſtern unſere Patrouille genommen: ich wußte ja, hinter mir ſtand unſere Eskadron, ſtand die deutſche Armee. Wenn ich nicht mehr zurückkehren ſollte, würden meine Kameraden ſchon verſuchen, mich herauszuhauen oder aber mich und Leutnant S. zu rächen.

Allerdings war ich gut vorbereitet, der Karabiner ſtak gelockert am Sattel, in der einen Fauſt hielt ich den Revolver, in der anderen führte ich die Zügel der beiden Roſſe und als ich in die Nähe des geſtrigen Überfalls kam, verdoppelte ich meine Vorſicht. Das war auch dringend nötig, denn in der Gegend war es inzwiſchen brenzlich geworden. Patrouillen ſchwärmten und ich mußte hinter einem Buſch oder Ährenfeld oft lange lautlos harren, bis ſie ohne mich zu ſehen vorüber waren. Einmal kam ich kundſchaftenden Reitern bis auf wenige hundert Meter nahe. Sofort warf ich mich vom Pferde und machte mich ſchußbereit. Allein auch ſie verſchwanden wieder.

Im Straßengraben pürſchte ich mich vorwärts, meine Pferde zog ich hinterdrein. Nun war ich dem Walde nahe, wo Leutnant S. uns Tags vorher entlaſſen hatte. Schritt für Schritt näherte ich mich ihm, ſpähend und Ausſchau nach dem Leutnant haltend. Ich entdeckte nichts, indeſſen ſchienen die Franzoſen mich entdeckt zu haben, denn plötzlich krachten Schüſſe und Reiter ſprengten die Straße herab, in der Richtung auf mich zu. Ich ſchoß nicht zurück, um meine genaue Stellung nicht zu verraten, ſondern arbeitete mich eilends in der Deckung vorwärts. Bald ſchienen mich denn auch die Franzoſen aus dem Auge verloren zu haben, ſie zauderten, ſprengten ratlos und ziemlich unvorſichtig hin und her und querfeldein. Ich verhielt mich, ſolange ſie in meiner nächſten Nähe waren, ſtill.

Aber den Wald mußte ich zu erreichen ſuchen, um jeden Preis. Freies Feld war zu überreiten. Ich warf mich aufs Pferd und pretſchte los wie der Teufel. Aber da piffpaffte es auch ſchon über meinen Kopf hinweg. Und in wildem Galopp und mit Geſchrei ſtürmten hinter mir drein über die Felder weg franzöſiſche Lanzenreiter.

Ich merkte ihre Abſicht. Lebendig wollten ſie mich haben, um mich ausfragen zu können. „Aber — ös fangt's koan Boarn nöt!“ dachte ich bei mir und ritt mit meinen zwei Roſſen eine Karrière, über die dem Herrn Wachtmeiſter auf dem Exerzierplatz die Freudentränen heruntergekugelt wären. Die Franzoſen blieben jämmerlich zurück, nur ihre blindlings nachgeſchickten Kugeln erreichten einen bedeutenden Vorſprung, das war mir aber gerade recht.

Im Wald angelangt ritt ich ins nächſte bergende Dickicht. Hier ließ ich meine Roſſe verſchnaufen, für mich jedoch begann nun der ſchwierigſte Teil des Unternehmens. Wie ſollte ich meinen Leutnant finden? Pfeifen und Rufen war nicht ratſam. Die Franzoſen konnten außerdem wiſſen, daß ich hier ſteckte. Ich koppelte die Pferde an und begab mich nach Indianerart auf Schleichpfade. Das war eine mühſame, aufregende und keineswegs leichte Sache. Mehr als einmal ſtieß ich auf ausgeſtellte

Digitized by Google

Chasseur d'Afrique.

Digitized by Google

Wachen, die ein Reiterlager hier vermuten ließen, und Patrouillen schwärmten durch den Wald. Im weiten Umkreis drückte ich mich daran vorüber, den Revolver und das Messer in steter Bereitschaft.

Schließlich fand ich es für geraten zu meinen Pferden zurückzukehren, die sich als wackere Kriegersrosse zum Glück lammfromm und geduldig hielten, und einen andern Standort im entgegengesetzten Teil des Waldes aufzusuchen.

Eben koppelte ich die Pferde los, da knackte mit einemmal das Gebüsch. Augenblicks riß ich den Revolver in Anschlag. Die Zweige bogen sich auseinander und eine gedämpfte Stimme rief mir zu: „Halt!“

Eine Gestalt trat ins Dickicht — war's ein Franzmann? Nein — feldgrau — gottlob! — ein deutscher Offizier: unser vermißter Leutnant! Meine Freude war unbeschreiblich und stolz stand ich stramm. Der Leutnant aber drückte mir die Hand und sagte: „Das haben Sie brav gemacht!“

Er hatte die ganze Nacht im Wald verbracht und es ohne Pferd nicht wagen können durchzubrechen, da die Franzosen die Gegend so unsicher machten, daß er sich wunderte, wie ich durch die Patrouillen durchgekommen sei. Die Schießerei hatte den abgeschnittenen Offizier auf die Verfolgung und mein Kommen aufmerksam gemacht und so hatten wir uns gefunden, schneller als ich hoffte.

Wir berieten, was zu tun sei.

„Der Wald steckt voll Franzosen“, berichtete ich, „wir müssen vorsichtig sein“.

„Ich habe eine ganze feindliche Eskadron festgestellt,“ sagte der Leutnant. „Am besten ist es, wir warten gar nicht lange, denn es steht zu erwarten, daß die Rothosen den Wald absuchen.“

„Mir ist's gleich. Also los!“

Wir warteten noch, bis wir glauben konnten, daß die ausgeschwärmten Patrouillen sich verloren hatten. Dann trabten wir schußbereit zwischen den Bäumen hin ins Freie. Und mit verhängten Zügeln, daß die Hufe nur so die Ackererde flitzten, rasten wir nun fort. Selbstverständlich schickten uns die Rothosen, als sie uns wiederum gewahr wurden, an bleiernen Grüßen nach, was sie zu versenden hatten und sie nahmen auch zwecklos die Verfolgung auf.

Aber — „Erwischen werden wir uns lassen!“, dachten wir uns. „Bal mir mögen! Schaugts an andersmol her!“

Wir lachten uns den Buckel voll und langten nach heißem Ritt mit Jubel aufgenommen bei den Unsern an. Wir hatten den Franzosen ein Schnippchen geschlagen und das macht immer Spaß!

Gefr. Philipp Weeger.

Digitized by Google

Das Antlitz des Krieges.

Es iſt mondhelle Nacht; man ſieht daher ſehr gut. Leider — kann man wohl ſagen, denn ein Bild des Schreckens und des Grauſens müſſen wir an uns vorüberziehen laſſen. Die Häuſer zu beiden Seiten der Chauſſee ſind Trümmerhaufen, aus denen teilweiſe noch ſtickiger Qualm emporſteigt. Hier liegt die Krone eines Baumrieſen, von einer Granate getroffen, dort liegt ein Pferdekadaver, dann zwei und drei. Mit jedem Schritt vorwärts wird das Bild entſetzlicher. Da liegen zwei tote Huſaren, daneben tote Infanteriſten, etwas weiter die erſten gefallenen Engländer.

Obacht! Ein Loch, das eine Granate in die Straße geriſſen. Vorſicht! Ein Baum, der den Weg verſperrt. So geht's weiter, kilometerlang.

Wir kommen nach Ch., vielmehr an die Stelle, wo einſt der Ort geſtanden; jetzt iſt es nur mehr ein Schutthaufen, aus dem alles Leben gewichen. Rechts etwas, was früher einmal eine Kirche war; wie ein niedergekämpfter Rieſe liegt der Turm in ſich zuſammengebrochen da. Schritt für Schritt gefallene Deutſche und Engländer, jetzt friedlich nebeneinanderliegend.

Knarrend fahren Wagen vorbei — Sanitätswagen, in denen die Verwundeten ſtöhnen; Feldküchen, aus denen den Schützen in den Gräben warmes Eſſen vorgebracht wird; Munitionswagen mit neuen Geſchoſſen.

Was liegt dort quer über den Weg? Ein gewaltiger Schutthaufen, aber darauf zwei rieſige Walzen: eine Windmühle, in den Staub geſchmettert von einer ſchweren Granate.

Es beginnt zu tagen. Die Reiterbrigade ſoll Anſchluß nehmen an den rechten Flügel der Chevaulegers. Wir ſind eben im Begriff, die Verbindung aufzunehmen, da geht's ſchon los. Die erſten Schrapnells begrüßen uns. Alſo ſchnell in die Schützengräben!

Sehr liebenswürdig von den Engländern, für uns die Gräben auszuheben. Mit dem wenigen Schanzzeug, das wir aufgetrieben, werden die von den Engländern verlaſſenen Gräben weiter ausgebaut.

Sie leben gut im Felde, unſere Herren Vettern jenſeits des Kanals. Zu Haufen liegen die leeren Konſervenbüchſen umher; corned Beef, Marmeladen uſw. Wie rührend, uns ſogar Zigarren und Tabak kiſtenweiſe zurückzulaſſen!

Digitized by Google

Einige Schritte von meinem Schützenloch entfernt liegen zwei tote deutſche Infanteriſten und ein Engländer. Vor uns und hinter uns ſteht je eine Batterie; ſie feuern ununterbrochen. Und von drüben her antwortet der Feind; er hat ſchweres Geſchütz und ſucht gerade die ſchloßartige Villa links von uns zu erhaſchen.

Neben mir gräbt ein Unteroffizier ſein Schützenloch breiter; plötzlich ſtößt er auf einen Schädel. Die Engländer haben einen Kameraden im Schützengraben zur ewigen Ruhe beſtattet.

Die Erde zittert, dröhnt und bebt, man liegt da, einſam im Graben und duckt ſich. Wenn eine kurze Feuerpauſe entſteht, wagt man es, den Kopf herauszuſtrecken und Umſchau zu halten, um im nächſten Moment wieder zu verſchwinden — denn ein ſingendes Pfeifen kündigt die nächſte Granate an.

Die eigenen Gedanken laſſen ſich nicht wiedergeben, ſo überſtürzen ſie ſich. Und doch, ich bin immer vollkommen ruhig — Gott wird es ſchon ſo lenken, wie es kommen ſoll. — Langſam vergehen die Stunden, erſt ſchneller, dann ſchleppend — Stunde um Stunde. Man ſchaut häufig auf die Uhr; will denn der Zeiger gar nicht vorwärts gehen? Wir liegen als Reſerven hinten, ſind alſo einſtweilen zur Untätigkeit verurteilt; wenn man doch dem Feinde auch etwas anhaben könnte! Aber das beſorgt noch die Infanterie vor uns. Endlich beginnt es zu dämmern. Die Kanonen feuern, was herausgeht, als wollten ſie ſagen: „Wir ſind alle noch da und haben noch viel abzugeben und morgen iſt Fortſetzung.“ Morgen erſt? Nein, auch in der Nacht iſt keine Ruhe; ihr ſollt nicht zum Schlafen kommen da drüben! Ein Stückchen Schokolade iſt das ganze Eſſen für dieſen Tag.

Nun iſt's dunkel geworden. Man kriecht heraus aus ſeinem Loch und dehnt die Glieder, hat man doch wie ein Fragezeichen in dem engen Graben den lieben langen Tag über gelegen. Stroh wird herbeigeſchafft, um eine weichere Unterlage zu haben. Ehe ich mich zur Ruhe lege, ſchaue ich mich in der Villa, die am Morgen ſo ſtark beſchoſſen wurde, um. Durch eine Lücke in der Hecke gelangt man in den Park. Silbern erglänzt der Waſſerſpiegel des Weihers im ſanften Mondlicht. Zwei Schwäne ziehen ihre Kreiſe. Über eine ſchmale gewölbte Holzbrücke gelangt man an das andere Ufer. Die Blumenbeete ſind zertreten. Tote und abermals Tote liegen herum. Einer von ihnen, ein Engländer, hält in der Rechten eine weiße Flagge, in der Linken zwiſchen zwei Fingern feſt eingepreßt ſeinen Ehering; ſo hat ihn der ſchnelle Tod ereilt; er hat ſich ergeben wollen. Ein anderer wieder ſteht im Schützengraben, das Gewehr im Anſchlag, wie wenn er noch lebte. —

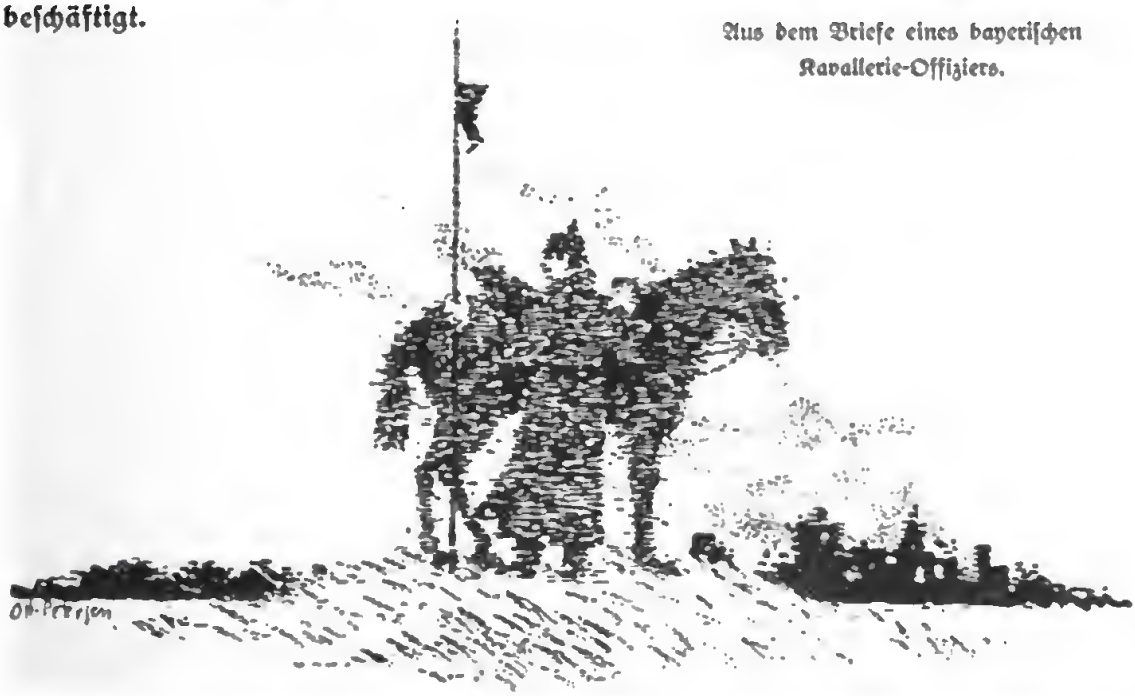
Weiter geht's die Freitreppe hinan. Es iſt ſtockfinſter in der Villa. Eine Kerze zeigt mir, wie es hier ausſieht: zuſammengeknäulte Perſerteppiche, Felle, Kunſtgegenſtände, umgeworfene Stühle, zerſchlagenes Porzellan, herausgezogene Schubladen, deren Inhalt durcheinandergewühlt umherliegt — ein wüſtes Durcheinander. Auf dem Kaminſims ſtehen noch prachtvolle Bronzeleuchter mit Kriſtall, daneben ſchwere

Digitized by Google

ſilberne Platten und echte Porzellanvaſen. An der Wand hängt ein Bild, vermutlich das des Beſitzers — zuſammenbrechen wird er, wenn er ſein Heim je wieder ſehen ſollte. Im Salon daneben liegt eine Matratze, eine große Blutlache darauf. Sie hat einem Schwerverwundeten als Ruhelager gedient; daneben ſtehen hoch aufgetürmt Kiſten und Pakete mit Patronen.

Ich habe genug geſehen. Noch nie in meinem Leben habe ich ein derartig gruſeliges Bild vor Augen gehabt. Ich gehe zurück in den Schützengraben und lege mich aufs Stroh. Lange noch ſind meine Gedanken mit dem eben Erlebten und Geſchauten beſchäftigt.

Aus dem Briefe eines bayeriſchen Kavallerie-Offiziers.



In franzöſiſcher Gefangenſchaft.

Wir waren einer Munitionskolonne zugeteilt und von unſeren Truppen bei den Kämpfen um den Beſitz der Grenze an den Vogeſen verſprengt worden. In der Nacht erging es unſerm Trupp, der 80 Mann ſtark war, ſchlecht. In der Gegend von M. wurden wir von einem ebenfalls verſprengten Alpenjäger-Bataillon überfallen und gefangen genommen. Die Franzoſen nahmen dabei auch mehrere Sanitätsoffiziere feſt, ſowie einen Hauptmann und gaben das wohl bei allen geſitteten Völkern einzig daſtehende Kriegsexempel, daß ſie den Pardon verweigerten und die Offiziere ſkrupellos zuſammenſchoſſen! Die Mannſchaften wurden weitergeſchafft und bei einem Bauern in die Scheune geſperrt, die von Toten und Verwundeten überfüllt war.

Digitized by Google

In der nächsten Nacht legten die Franzosen einen neuen Beweis für den Mangel jedes menschlichen Gefühls ab und zeigten ein Maß von barbarischer Roheit, wie man sie selbst im Kriege nur bei Balkanvölkern erwartet. Um halb 12 Uhr nachts wurde ohne jeden Grund, aus reinem Sportvergnügen, auf die Scheune, in der wir eingesperrt waren, ein lebhaftes Schützenfeuer abgegeben. Wenn diese Beschießung zeitweise aufhörte, erschien der eine oder andere der mutigen französischen Krieger, steckte die Flinte in die Scheune herein und bedrohte die hilflose Schar, unter der sich die Zahl der Verwundeten inzwischen vergrößert hatte, mit Erstechen oder Erschießen!

Bei dieser Gelegenheit sei es rühmend vermerkt, daß der Besitzer der Scheune, in welcher wir staken, ein einfacher, aber menschlich fühlender Bauer, sich mit Entsetzen von den Roheiten der französischen Soldateska abwandte und die Alpenjäger fußfällig bat, von ihren Grausamkeiten abzustehen und uns am Leben zu lassen.

In dieser entsetzlichen Lage verstrichen zwei weitere Tage und es kam der Sonntag heran. Die Alpenjäger waren heute besonders gut aufgelegt, sangen und tranken, hatten ein Klavier auf die Straße geschafft, auch eine Drehorgel herbeigeholt. Im übrigen sorgte reichlicher Absinthgenuß für die Hebung der Stimmung.

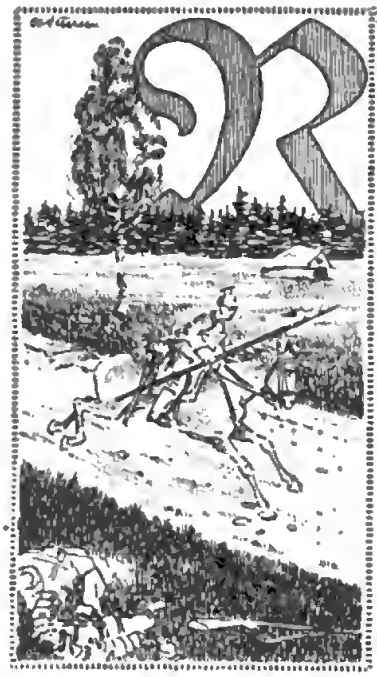
Während es so drunter und drüber ging, wagten es unserer drei, die den Glauben an ihr Glück nicht verloren hatten, den Alpenjägern ein Schnippchen zu schlagen und durchzubrennen. Der Plan gelang über Erwarten gut.

Von weitem noch hörten wir den Lärm und das wüste Treiben auf der Straße, dem sich unsere Feinde hingaben. Auf gut Glück rannten wir querfeldein, vollständig im unklaren darüber, wohin die Reise gehen würde, ob wir weiter nach Frankreich hinein neuen Gefahren entgegen oder in den Bereich der deutschen Truppen geraten würden.

Gott verläßt keinen Deutschen. Was wir jetzt noch für kaum glaubhaft halten: im Frieden des leuchtenden Sonntagsmorgens begegnete uns ein französischer Pfarrer, den wir mit einiger Diplomatie nach dem Wege fragten und der uns freundliche Auskunft gab. Es muß auch gesagt werden, daß die französischen Bauern, soweit wir mit ihnen in Berührung kamen, sich im Vergleich zu den Alpenjägern wie Engel zu Teufeln verhielten. Kurz und gut, der französische Pfarrer, dem wir begegneten, brachte uns auf den Weg und half uns damit zu unserer Rettung.

Nach einigem Laufen in der angegebenen Richtung machte sich die Umgebung als Kampffeld erkennbar. Wir folgten diesen Spuren und waren so glücklich, an deutsche Vorposten heranzukommen. Von da war es nicht mehr weit bis zum Kommando, wo wir unsere Erlebnisse meldeten und den schönsten Erfolg unseres traurigen Schicksals der Gefangennahme erlebten, nämlich den, daß das Kommando die sicheren Maßnahmen beschloß, um unsere verwundeten und gefangenen Kameraden aus ihrer traurigen Lage herauszuhauen.

Digitized by Google



Reiterstückchen.

Unser Reservekavallerieregiment hatte die Aufgabe, mit dem Feind in Fühlung zu bleiben und alles zu beobachten, was er tat.

Es war in den ersten Tagen jener großen französisch-englischen Bewegung, die nach Antwerpen zielte, aber bei Ypern scheiterte. Das sind Aufgaben, die unsere Reiter freuen; denn da gibt's Abwechslung und lustige Erlebnisse. Manchmal aber auch gefährliche Ritte, bei denen alle zwei Minuten neue Hindernisse auftauchen. Wer da den Kopf verliert, der ist verloren. **Und der ist kein Reitersmann. Mut müssen sie haben und kaltes Blut, unsere Reiter. Und das hatte sie beides, jene Patrouille der 3. Eskadron, die feststellen sollte, ob die Kanalübergänge bei H. vom Feinde besetzt seien.**

Zu sechsen ritten sie los und fanden den Weg über den Kanal frei. Also weiter vorwärts! Vor ihnen lag H. Vielleicht waren da Franzosen drinnen. Sich von der Seite her an das Dorf heranzupirschen war schwer, denn die Wiesen waren sumpfig und das ist kein Terrain für den Kavalleristen, der schnell sein muß. So trabte denn die kleine Patrouille geradewegs auf H. zu. Voran der Chevauleger Franz Sigl, ein Bauarbeiter aus Straubing, mit einem zweiten Kameraden als Spitze. Nichts rührte sich in dem Nest. Es lag da, als gäbe es überhaupt keinen Krieg auf Erden.

Aber auf einmal ward's lebendig in dem Dorf. Die Hufe der Pferde hatten die Franzosen, die sich fernab vom Feinde wähnten, alarmiert. Aus allen Häusern kamen sie heraus und hundert Kugeln suchten nach den Herzen unserer Reiter. Sigl, der an der Spitze ritt, riß seinen Gaul herum. Die erste Kugel, die an ihm vorbeipfiff, hatte ihm genug gesagt. Mehr wollte er ja nicht wissen, als ob der Ort vom Feind besetzt sei. Also dem Gaul die Sporen und heraus aus dem Nest!

Neben ihm sank sein Kamerad vom Pferd. Sich um ihn kümmern, wär Tod gewesen. Also weiter!

Schon versperrten ihm die Franzosen den Weg. Mitten auf der Straße stand ein französischer Offizier, den Revolver in der Faust. Seine Kugeln pfiffen an Sigl vorbei und im nächsten Moment wälzte sich der Offizier auf dem Boden. Sigl hatte ihn einfach über den Haufen geritten.

Digitized by Google

Im rasenden Galopp ging's weiter; auf der Straße lag schwer verletzt der Führer der Patrouille und ein anderer Kamerad war von den Feinden umringt. Weiter! Weiter! Einer mußte ja zurück zum Regiment. Sonst wäre ja die ganze Patrouille vergeblich gewesen. Und Sigl kam durch!

Unterdessen war auch ein anderer Kamerad, Johann Gräfensteiner aus Geuchsdorf bei Schwabach, den Kugeln entwischt und setzte in wilder Hast aus dem Dorf.

Aber — fast glaubte er sich schon gerettet — auf einmal brach sein Pferd, tödlich getroffen, mitten im rasenden Lauf zusammen und begrub den Reiter unter sich. Endlich hatte sich Gräfensteiner fast freigemacht, nur der rechte Fuß war noch eingequetscht. Der Reiter zog und zog, schon stürzten die Franzosen aus den letzten Häusern des Dorfes heraus. Da endlich kam das Bein frei. Freilich der Stiefel lag noch unter dem Gaul.

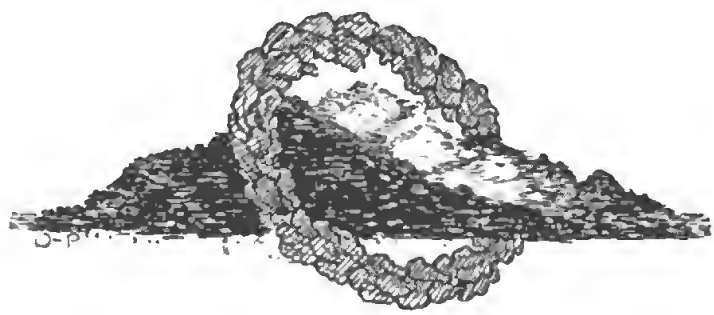
Aber besser der Stiefel verloren als der ganze Kerl, und ohne lang um das Verlorene zu trauern, eilte Gräfensteiner, der Reiter ohne Pferd und Stiefel, davon was Zeug hielt. Nur seinen Karabiner nahm er mit.

Immer umschwirrt von den feindlichen Kugeln, erreichte er den Kanal. Dort sah er ein verletztes Pferd, das trauernd vor seinem Reiter stand, den eine Kugel vom Gaul geholt.

Da gab's kein Besinnen. Die beiden, Reiter und Pferd, mußten gerettet werden! Und Gräfensteiner kam mit seinen Schützlingen durch alle Fährlichkeiten zur Eskadron.

Es war ein sonderbarer Aufzug, der da kam: ein schwerverletzter Reiter, ein lahmendes Pferd und Gräfensteiner selbst, zerschunden und verquetscht, barhäuptig und halbseitig barfuß.

Aber voller Stolz über das Reiterstücklein, das ihm dann, wie seinem mutigen Kameraden Sigl, die höchste Auszeichnung brachte, die der Bayer kennt: die goldene Tapferkeitsmedaille!



Kommt deutsche Zeit!

Es zieht ein Herold durch das Land,
Es ruht am Schwertgriff seine Hand.
Herb ist und frei sein Angesicht,
Kennt Fürchten nicht und Zagen nicht.
Jetzt hält sein Roß den schweren Huf,
In Weiten wallt der starke Ruf:
Kommt deutsche Zeit!

Digitized by Google

Und weiter ſtampft des Roſſes Tritt,
Kein Grenzpfahl hemmt den ſchweren Schritt;
Der hallt, als ſchlügen Hammer drein:
Soll deutſcher Boden fürder ſein!
Sie ſpinnen Lug, ſie ſpinnen Trug,
Iſt jetzt des böſen Spiels genug —
Kommt deutſche Zeit!

Er ziehet durch den Wasgenwald,
Nach Frankreich bringt ſein Rufen bald:
Hier iſt gefloſſen deutſches Blut,
Das iſt wie edle Ausſaat gut.
Wo einer fallend muß vergehn,
Da ſollen viele neu erſtehn —
Kommt deutſche Zeit!

Die Maas und Schelde rauſchen auf,
Der Herold hält den Schwertesknauf:
Der Boden hier iſt deutſch gewe'n —
Soll wieder deutſche Herren ſehn!
Und deutſch gewe'n iſt auch der Strand —
Soll wieder werden deutſches Land:
Kommt deutſche Zeit!

Und wie von Weſt der Seewind weht,
Der Reiter in den Bügeln ſteht.
Die Augen auf dem Schwertkreuz ruhn,
Als wollt' er ein Gelöbnis tun;
Gen Englands Küſte droht ſein Wort:
Gedenken ſollſt du's fort und fort —
Kommt deutſche Zeit!

Es zieht ein Herold durch das Land,
Es ruht am Schwertgriff ſeine Hand.
Iſt frei und herb ſein frommer Mund,
Und ſeine Botſchaft tuet kund:
Geneſen ſoll die kranke Welt,
Wir jetzt ihr Sach auf Recht geſtellt —
Kommt deutſche Zeit!

Lller Kriegsztg. Karl Rosner.

Zerſchoſſene Häuſer in Thelus
Farbige Skizze im Felde angefertigt von Unteroffizier Fr. Klemmer

Die verlaſſene Liesl.

Recht jung war ſie ſchon nicht mehr, als der Bauer ehemals ſeinen Dienſt aufgeben und das väterliche Gütl übernehmen mußte, zu deſſen Beſtand auch die Liesl gehörte. Ein verſchuldetes, heruntergekommenes kleines Anweſen war das väterliche Erbe, in welchem der junge Bauer ſeinen Hausſtand gründete, wobei das jüngſte ſeiner Geſchwiſter, der Sepperl, mit verblieb.

Die Liesl hatte ihr gutes Teil dazu beigetragen, daß ſchon nach den erſten Jahren der neuen Wirtſchaft die Felder in ordentlichen Stand kamen, die Ernte zur rechten Zeit eingebracht wurde. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, den Bauern mit ſeiner Liesl noch am Weg zu ſehen, derweil auf den andern Gehöften Menſch und Vieh bereits den Segen der Abendruhe genoſſen. So war die Liesl immer älter geworden, als eines Tages der Bauer einen zukünftigen Gehilfen für ſie mit nach Hauſe brachte, um ſie nach und nach in den Ruheſtand zu verſetzen und das wohlverdiente Gnadenbrot genießen zu laſſen.

Im Stall, neben der Liesl wurde friſches Stroh aufgeſchüttet, der ſtramme Hansl, ein ſchönes Füllen, hielt ſeinen Einzug. Anfänglich betrachtete die Liesl den Eindringling, der im Futterbarren große Neigung zur Alleinherrſchaft bekundete, mit ſcheelen Augen, doch gar bald ward ihr Mißmut beſiegt von der Fröhlichkeit des jungen Kameraden. Manchen Stoß hatte ſie auszuhalten, wenn im Grasgarten an den Sommerabenden die zügelloſe Freiheit winkte, die der Hansl in jugendlichem Übermut ausnützte, nicht ſelten auf Rechnung der Liesl, deren alte Beine auch mithopſen mußten.

Es war keine leichte Arbeit, dem heißblütigen Bräunel begreiflich zu machen, daß ſeine Exiſtenzberechtigung in engem Zuſammenhang mit einem beladenen Wagen ſtand, jedoch nach und nach gewöhnte er ſich an Diſziplin — er wurde dienſttauglich.

Für die Liesl begann nun eine gute Zeit, in welcher der zweijährige Hansl reichlich ausglich, was er in früherer unbewußter Derbheit an ſeiner alten Freundin gefehlt hatte. Bei ihren gemeinſamen Dienſtgängen war der Hansl ſeiner Kollegin ſtets um Schrittweite voraus, ſo daß der Arbeitende nur er allein war und die Liesl gleichſam als Begleitung gemütlich nebenhertrabte. Auf dieſe Weiſe hatte ſich zwiſchen den beiden ein Verhältnis herausgebildet, durch welches eines dem anderen unentbehrlich ſchien. Allein es ſollte anders kommen.

Digitized by Google

Während Anfang Auguſt im Vorderhaus in der Stube der Bauer von Weib und Kind Abſchied nahm, holte der Sepp die Liesl und den Hansl aus dem Stall, zum gemeinſamen Abmarſch nach Dachau. Der Bauer mußte fort als Landwehrmann, die Liesl und der Hans zur Muſterung.

Es wollte der Liesl gar nicht in den Sinn, warum man dort dem Hansl ein Taferl anhängte und ihn ſo geſchmückt zurückbehielt, ſie aber ohne Taferl mit dem Sepp wieder heimſchickte. Wohl ein dutzendmal hatte ſie ſich auf der Landſtraße umgeſehen, ob denn der Bauer mit dem Hansl noch nicht nachkäme.

Unterdeſſen war ihr junger Genoſſe nach München gebracht worden, wo man gar bald die Intelligenz des Bläßl (wie ihn die Soldaten wegen ſeines weißen Halbſternes auf der braunbehaarten Stirn nannten) herausgefunden hatte.

Als ganz hervorragend befähigt war er ins Feld transportiert worden. Die Liesl mußte nun den Reſt der reichen Ernte des geſegneten Jahres allein heimbringen, bis zum Kartoffelgraben junge Menſchen aus der Stadt kamen, die den manchmal ſchwer beladenen Wagen mitſchieben halfen. Wohl war auch ein Hansl dabei, aber es war nicht ihr Hansl, den ſie liebte, wie eben ein alter Gaul den neben ſich groß gewordenen jungen liebt.

Gar oft kam nach des Tages Mühen die junge Bäuerin noch in den Stall, um die weißgeſträhnte Mähne der treuen Liesl zu ſtreicheln, die in dankbarer Zärtlichkeit den Kopf an die Herrin lehnte.

Ein trauriger Winter war ins Land gezogen; unerwartet ſollten den Bewohnern des kleinen Bauerngutes ein paar glückliche Tage beſchieden ſein. Der Bauer, der von ſeiner Verwundung ſoweit geneſen war, um bald wieder ins Feld an die Front ausrücken zu können, bekam vorher noch Urlaub in ſeine Heimat.

Nach der erſten Wiederſehensfreude mit den Seinen erzählte der Heimgekehrte mit Tränen in den Augen, wie er bei einem Durchmarſch in einem franzöſiſchen Dorf, einer Ulanen-Patrouille begegnend, plötzlich am Ärmel gepackt wurde und den Kopf wendend, ſeinen eigentümlich gezeichneten Hansl erkannte. In den kurzen Minuten, die den Landwehrmann zu einem Wiederſehen mit ſeinem ſo plötzlich gefundenen treuen Hausgenoſſen gewährt wurden, rühmte der Reiter den Mut des Bläßl, der kein Ermüden kenne und mit ſtaunenswerter Feinheit jede Gefahr wittere. Noch einmal hatte er den Kopf des Hansl an die Bruſt gedrückt, dann hieß es wieder auseinandergehen. Noch am gleichen Abend fand er den Hansl mit zerriſſenem Körper neben ſeinem toten Reiter liegen, eine Granate hatte Mann und Roß getroffen.

Als echter Landwirt, der mit ſeinem Viehbeſtand verwachſen iſt, wie mit Haus und Hof, nahm der feldgraue Bauer in den erſten Stunden ſeinen Weg zum Stall. Als die Liesl ihren Herrn gewahr wurde, wieherte ſie vor Freude hell hinaus, wie man es von der ſtets Verſchlafenen ſchon gar lang nimmer gehört hatte, dabei ſchaute ſie

Digitized by Google

von dem Bauern weg unverwandt nach der Stalltüre, in der Meinung, nun müſſe auch der Hansl kommen. Dem Bauer wurde es ganz weich ums Herz, er redete tröſtend auf die Liesl ein: „Ja mei, arme Liesl, jetza biſt ſcho verlaß'n, Dei Hansl kimmt nimmer.“ Die Liesl ſpitzte die Ohren und ſchaute den Bauern ganz ſeltſam an. Hatte ſie ihn verſtanden? —

Wochen waren vergangen. Der Bauer war längſt wieder draußen im Feld. Die Liesl, in der die Sehnſucht nach dem Kameraden neu erwacht war, lebte immer noch in der Erwartung, ihr Hansl müſſe wiederkommen; bei jedem außergewöhnlichen Tritt, den ſie hörte, wandte ſie den Kopf nach der Stalltüre, um danach wieder wie vorher, traurig vor ſich hinzuſtieren. Das Futter im Barren berührte ſie kaum mehr, von Tag zu Tag nahm ſie mehr ab. So kam es, daß eines Morgens der Sepp aufgeregt dem Wohnhaus zurannte, um die Bäuerin in den Stall zu holen. Die Liesl lag mit langgeſtreckten, ſteifen Beinen da. Sie war tot, die arme, treue Liesl. J. Malten.

Bayer und Franzos.

In der Nähe von Col de St. Marie gerieten in den Frühſtunden die Vorpoſten der Bayern mit dem 21. franzöſiſchen Infanterieregiment, zuſammen und es entſpann ſich in Kürze ein blutiges Gefecht, in dem die Franzoſen mit ſchweren Verluſten zurückgeworfen wurden. Der Leutnant Kolonel Faiore aus Langres war gleich zu Beginn des Scharmützels ſchwer am Unterleib verletzt zuſammengebrochen.

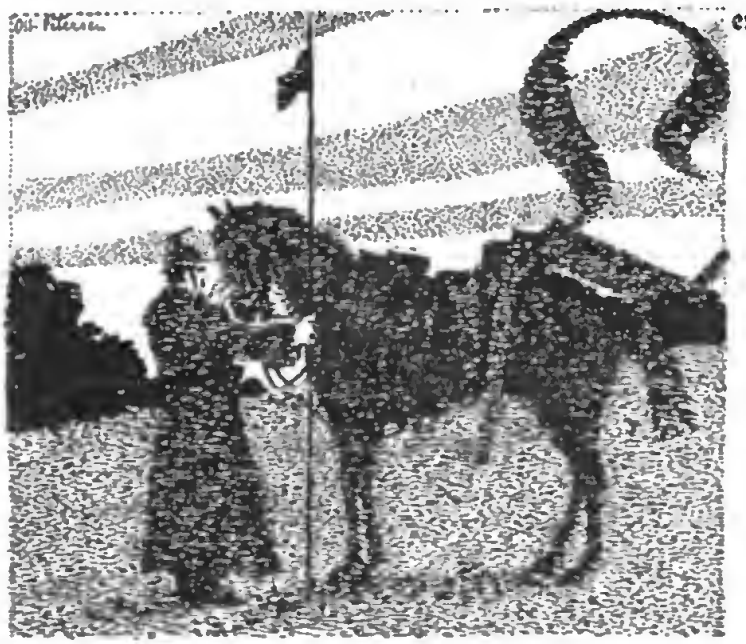
Nach dem Rückzug der Franzoſen bemühte ſich ein junger Bayer, der franzöſiſch verſteht, in aufopfernder Weiſe um den feindlichen Offizier. Er holte Waſſer herbei, ſuchte ihn fortzutragen, gab dies aber auf, als er ſah, wie ſehr der Verletzte litt. Als der Stabsarzt hinzukam, zeigte ſich bald, daß keine Rettung mehr möglich war. Allenfalls waren nur die Schmerzen des Bedauernswerten zu lindern. Der Bayer hielt bei dem tödlich Verwundeten aus, der wohl fühlte, wie nahe ſein Ende ſei.

Schließlich ſtreifte der Leutnant-Kolonel ſeinen Ehering ab, küßte ihn innig und übergab ihn dem bayeriſchen Soldaten mit der Bitte, er möge nach dem Krieg den Ring ſeiner Frau übergeben und ſie und ſeine Kinder herzlich grüßen. Kurz darauf ſtarb der Franzoſe. Der brave Bayer aber hat den Ehering, weil er ſelbſt nicht weiß, wie es ihm noch gehen kann, einem Bürger Straßburgs überlaſſen und ihn gebeten, dem Wunſche des Verſtorbenen zu willfahren.

Es iſt wie ein tragiſches Schickſal, daß der Ehereif im Innern das Datum des 22. Auguſt 1889 eingraviert trägt, daß alſo ſein ehemaliger Beſitzer an ſeinem ſilbernen Hochzeitstage ſterben mußte.

Digitized by Google

Der Kavallerist im Schützengraben.



Leute von den Munitionskolonnen und Kavalleriſten werden von Zeit zu Zeit, beſonders wenn die Infanteriſten nach harten Kämpfen in den Schützengräben Ruhe bedürfen, zwiſchen die erfahrenen Leute in die Gräben kommandiert. Kommandieren braucht man eigentlich keinen, denn die Leute drängen ſich direkt in den Schützengraben, ſchon um der Infanterie zu zeigen, daß auch ſie ihren Mann im Kampfe ſtellen können. In der Regel melden ſich bei der Aufforderung: „Freiwillige vor!“ die ganzen Abteilungen. Aber alle kann man nicht brauchen. So muß oft das Los entſcheiden, wer mit in den Schützengraben darf, und es iſt wiederholt vorgekommen, daß Leute ihren Kameraden, die in dieſer Lotterie ein gutes Los gezogen hatten, das Los abkauften.

Von einem dieſer Leute, einem Kavalleriſten, möge hier folgendes wiedergegeben werden:

Er iſt ein ausgezeichneter Schütze und wird dazu auserſehen, vom Endpunkt einer Sappe aus hinter einem Stahlſchild die Franzoſen im Schützengraben abzuſchießen. Ein Sturm der Franzoſen war ſchon abgeſchlagen worden und tote und verwundete Franzoſen liegen dicht vor der Sappe. Aber da merkt er, daß der Schild zu hoch ſteht. Die Zeit drängt. Er kann nicht erſt einen erhöhten Tritt ſchaufeln. Was tut er? Er winkt einen leicht am Bein verwundeten Franzoſen, den man in den Schützengraben hereingezogen hat, heran und benützt ihn als lebendigen — Aufſtieg.

Der Franzoſe ſchreit: „O mon cher camérad! Mon cher camérad! Je suis blessé.“ Der Kavalleriſt dreht ſich herum:

„Stad biſt! Jetzt ſan mir die Herrn. Und derquetſch'n werd i di aa nöt gleich, du wehleidiger Tropf du!“ und in kurzer Zeit haben die Kugeln des Scharfſchützen den feindlichen Graben geſäubert.

Emil Herold.

Belgiſcher Guide.

Von Belgiens Land und Volk.

Ein ſchönes und reiches Land iſt es, dieſes Belgien. Induſtrie, Handel und Landwirtſchaft bilden den Lebensnerv dieſes Staates. Es wird begünſtigt von Natur aus durch ſein mildes Klima, ſowie ſeine zahlreichen Waſſerwege (Kanäle), die es ermöglichen, ſeine Erzeugniſſe bis in die fernſten Länder zu tragen. Die Induſtrie iſt durch viele Bergwerke und Fabriken vertreten, die alles Erdenkliche herſtellen. Der Handel, das zeigt ſich vor allem hier in Antwerpen, iſt einer der größten der Welt. Schiffe von gewaltiger Größe mit den reichſten Schätzen beladen, fahren nach allen Weltgegenden und ebenſo umgekehrt. Ackerbau und Viehzucht ſtehen in Blüte. Der Boden iſt durchweg feiner Sandboden, ſchöner wie bei uns

manches Gartenland. So gedeiht alles, wie in einem Paradiese. Tabak wächst in guter Qualität. In Westflandern sind weite Flachsfelder und berühmte Webereien. Jede Provinz hat ihre Spezialitäten: Die Südprovinzen treiben vorwiegend Bergbau und Eisenindustrie; Brabant fertigt die Spitzen und Stickereien (Brüssel), für welche Deutschland der beste Abnehmer ist. Die Gegend um Gent ist das Blumenparadies. Neben dem Weinbau prangen ganze Felder im Schmucke von Azaleen, Rhododendren, Tulpen und Orchideen. Ich hatte noch Gelegenheit, diese unbeschreibliche Blütenpracht zu sehen.

Hier in Antwerpen blüht die Diamant-Industrie; sie ist die größte der Welt. Nur eines vermißte ich, das ist der deutsche Wald; wo ich auch hinkam, nirgends diese traute Schönheit, die uns Deutsche schon von Jugend auf so sehr begeistert. Viele dieser Schätze könnten noch vermehrt werden, wenn nicht die Bevölkerung, ich will nicht gerade sagen, so faul, aber doch so gleichgültig wäre. Die Frauen leisten hier mehr wie die Männer; letztere lungern den ganzen Tag in den Häuserecken herum, die Hände in den Hosentaschen.

Die Bevölkerung ist streng katholisch, das beweisen ihre schönen Kirchen mit ihren Kunstschätzen. In jedem Hause findet man Zeichen ihres gut katholischen Glaubens. Und „wo Glaube, da Liebe", heißt es. Mit Herz und Sinn sind sie heute noch mit ihrem König und der Königin eins. Auch gegen uns Barbaren zeigen sie Liebenswürdigkeit, wenn es auch nicht überall gleich ist. Mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit halten die eigentlichen Flämen an ihrer deutschen Abstammung und ihrer Muttersprache fest. Viele Worte ihrer Sprache haben oft ein reineres Deutsch wie bei uns. Nur die südlichen Provinzen machen eine Ausnahme, da ist Französisch vorherrschend.

Ein kleiner Fall, wie beliebt wir sind: Als wir dieser Tage einen feldmarschmäßigen Appell hatten, drängte alles aus den Häusern, weil sie glaubten, wir kämen fort. Unsere Wirtin hatte sogar Tränen in den Augen, weil wir nicht Abschied nahmen. Ich mußte es ihr später beibringen, daß dem nicht so ist. „Noch lange bleiben, bis der Krieg zu Ende ist", sagte sie. Hierauf kochte sie uns Pfannkuchen mit Speck, alles unentgeltlich. Wir sind da wie zu Hause. Früher glaubten sie immer, der Engländer komme wieder, um das Land zu befreien. Das Schicksal Belgiens betrübt sie zwar sehr, doch meinen sie, wenn es einmal deutsch wird, so soll es eine bayerische Provinz werden. Die Kinder selbst haben durch uns schon viel deutsch gelernt; uns Alle kennen sie schon beim Namen, diese blonden, blauäugigen Kleinen. Da mein Quartier in der „Gemende School" (Gemeindeschule) ist, so sehe ich sie täglich herumspringen mit ihren Holzklappern. Es ist ein Bild, wie mitten im Frieden, wenn uns nicht von Zeit zu Zeit der ferne Donner der Geschütze erinnern würde, daß es noch Krieg, grauenvoller Krieg ist.

Zirngibl, Pionier des Landsturms.

Digitized by Google

Aus den Kämpfen in Belgien.

Nachdem wir den Franzmann, welcher bereits vor C. in den Vogesen stand, unter stetem Vorwärtsdrängen in mehreren offenen Gefechten bis an die Grenze zurückgeworfen hatten und ihn nunmehr gut in Schach hielten, verbreitete sich eines Tages wie ein Lauffeuer die Nachricht: „Wir werden abgelöst.“ Wann und wohin wußte aber niemand zu sagen.

Unsere Kompagnie hatte wiederum auf luftiger Bergeshöhe (ungefähr 1200 Meter) Stellung bezogen, dabei die üblichen Feldwachen und Unteroffiziersposten ausgestellt. Nun eröffneten die uns gegenüberliegenden „Alpenjäger“ auf vorgeschobenen Posten heftiges Gewehrfeuer, ohne uns die geringsten Verluste beizubringen.

Es war eine eisigkalte mondhelle Nacht. Wir erwarteten ruhigen Blutes einen gegnerischen Angriff, doch die Franzosen kamen nicht.

Am andern Morgen — wir hatten seit langem das erstemal wieder eine herrliche Aussicht über die schweizerische Alpenkette und seine Bergriesen, bedeckt mit ewigem Schnee — erging an die Feldwachen die Meldung der Ablösung durch neue Truppen. Die „Ablösung“ war also wahr geworden. Eine Stunde später bereits befanden wir uns talabwärts und marschierten noch am gleichen Tage weiter auf C. zu, wo wir dann später mittags verladen wurden, um nach Belgien dirigiert zu werden.

Unweit B. entstiegen wir dem Zug, marschierten gleichen Tages noch etwa 35 Kilometer und bezogen nachts etwa gegen neun Uhr Massenquartier in N. Zwei Tage später, abends sieben Uhr, erging an die Kompagnie der Befehl: „Alles marschbereit,“ dann eine halbe Stunde später: „Alles antreten,“ kurz darauf befand sich das ganze Regiment wieder auf dem Marsche. Jeder ist neugierig, wohin es gehen soll.

Heftige Artilleriegefechte hatten längs der Schelde stattgefunden und der unserigen war es gelungen, die Belgier jenseits der Schelde in die Flucht zu schlagen. Wir mußten die Verfolgung aufnehmen. Die Belgier haben rechtzeitig die Brücke in die Luft sprengen können, unsere tapferen Pioniere beginnen, noch unter dem feindlichen

Digitized by Google

Feuer stehend, bereits eine neue über die Scheide zu schlagen. Wir liegen inzwischen mehrere Stunden in Mantel und Zelt eingewickelt auf freiem Felde.

Am anderen Morgen früh vier Uhr überschreiten wir die Schelde, berühren dabei die fluchtartig verlassene Stellung der Feinde, denn sie fanden keine Zeit mehr, ihre Toten einzugraben. Im Eilmarsch geht es weiter durch Dörfer, welche teilweise nur noch einem einzigen Trümmerhaufen gleichen. Gegen zehn Uhr morgens, nur noch einige hundert Meter vom nächsten Dorfe entfernt, prasselt von dem in und hinter dem Dorfe liegenden Gegner heftiges Gewehr- und Schrapnellfeuer auf uns nieder. Da kommt das Kommando: „Alles links und rechts in den Straßengraben," dann „Laufschritt, marsch, marsch!" Gleich darauf: „Nach links und rechts schwärmen, — hinlegen, — feuern!!"

Unsere Feldartillerie ist inzwischen halbrechts hinter uns in einem kleinen Wäldchen aufgefahren und es gelingt ihr, die feindliche Artillerie schon durch den dritten Schuß zum Schweigen zu bringen. Jetzt heißt es nochmals bei uns: „Sprung auf, marsch, marsch," und wir befinden uns auch schon im Dorfe! Die Belgier entfliehen nach der nahen Waldung, um sich unserem Feuer zu entziehen. Das Dorf ist vom Feind geräumt. Wir haben verhältnismäßig wenig Verluste. Besonderes Lob erhält unsere Artillerie durch den Regimentskommandeur.

Nach einigen Stunden Rast wird die Verfolgung wieder aufgenommen. Abends wird in der Ortschaft S., nachdem alles von uns durchsucht worden war, Notquartier bezogen. Bei Morgenanbruch wird der Verfolgungsmarsch kreuz und quer aufgenommen. Es wird öfter Rast gemacht. Der Weg führt uns abends an einem Kanal entlang, gegen acht Uhr erreichen wir das Städtchen M., vor welchem wir etwa zwei Stunden unter dem Schutze einer stockfinsteren Nacht liegen bleiben.

Plötzlich kommt Bewegung unter uns! Radfahrpatrouillen kommen zurück, Schüsse fallen vor uns. Ein feindliches Auto, in welchem einige englische und belgische Offiziere sitzen, wird durch unsere Posten angehalten. Da kommandiert unser Hauptmann: „Auf! Seitengewehr pflanzt auf! Ohne Tritt marsch!" und schon befinden wir uns im Zentrum des Städtchens.

Zugsweise wird die Richtung nach dem Bahnhof genommen, der erste Zug rechts, der dritte Zug links vom Bahnhof. An der Spitze des zweiten Zuges unser Hauptmann selbst. Ich werde mit noch drei Mann als Patrouille vorgeschickt. Auf dem ersten Geleise hinter dem Bahnhofsgebäude steht der auf der Flucht von Antwerpen nach Ostende befindliche Eisenbahnzug mit zirka 1200 Engländern, 400 Belgiern und etwa 600 Zivilisten. Der Zug ist zum Entgleisen gebracht worden, er kann weder vor- noch rückwärts. Unsere Artillerie beschießt den Bahnhof, trifft dabei die elektrische Lichtleitung. Die Straßen sind in tiefste Finsternis eingehüllt.

Digitized by Google

In diesem Augenblick erhalten wir ein mörderisches Feuer aus dem Eisenbahnzug! (Seite 871.)

Kurz vor dem Bahnhof treffe ich als Patrouille wieder mit dem zweiten Zug zusammen. Ich mache dem Hauptmann von dem genauen Standort des Zuges Meldung. Was darauf folgt, hat sich alles so blitzschnell abgespielt, daß mir manches heute noch als ein Rätsel erscheint. Wir stehen nur noch einige Meter vor dem vom Feinde besetzten Eisenbahnzug.

Mit Rücksicht auf die sich im Zuge mitbefindlichen Zivilisten fordert unser Hauptmann die Engländer auf, sich zu ergeben. Diese strecken die Arme in die Höhe, doch in demselben Augenblick erhalten wir ein mörderisches Salvenfeuer aus dem Eisenbahnzug! Wir weichen etwa zehn Meter zurück, dabei einige Schwerverwundete, darunter auch unseren Hauptmann, mit uns nehmend.

Zu gleicher Zeit aber eröffnet unser erster und dritter Zug ein heftiges Feuer! Das feindliche Feuer läßt nach! Unsere Artillerie ist aufgefahren; ein Parlamentär fordert die Engländer und Belgier auf, sich zu ergeben. Anfänglich weigern sich die Engländer, später erklären sich auch diese damit einverstanden. Kaum 80 Mann stark, entwaffnen wir nachts etwa halb zwei Uhr zirka 900 Engländer und 400 Belgier, 300 Engländer hatten sich der Gefangenschaft inzwischen durch die Flucht entzogen. Außerdem erbeuteten wir reiches Kriegsmaterial.

Während noch in selbiger Nacht die 1300 Gefangenen nach dem etwa zwei Stunden rückwärts gelegenen Ort X. transportiert wurden, wobei ein englischer Offizier versuchte, durch Abfeuern eines noch bei sich führenden Revolvers die Gefangenen zur Meuterei aufzuwiegeln, durchstreifte eine starke Radfahrerpatrouille die Umgegend des Städtchens. Am Vormittag des folgenden Tages begruben wir die Toten, darunter auch unseren Hauptmann, welcher eine schwere Bauchschußverletzung erhalten hatte; er starb kurz darauf. Mittags ein Uhr verlas unser Major W. im Auto das Telegramm vom Fall Antwerpens. Unter brausendem Hurra wurde die Kunde aufgenommen. Eine Stunde später standen wir bereits wieder marschbereit, der Richtung nach Ostende — ohne zu ahnen, daß wir zehn Tage später selbst Einzug in Antwerpen halten würden!

Unteroffizier Reinhold Wetzig †.

Schreiber erhielt das Bayerische Militär-Verdienstkreuz mit Krone und Schwertern.

Digitized by Google

Ein kühner Kundschaftsgang.

Der Feldwebel trug eine Botschaft durch die Schützengräben: welcher Mann mit scharfen Augen will in der nächsten Nacht die Stellung der feindlichen Artillerie auszukundschaften versuchen, damit man morgen nicht zurückgehen muß?

„Was, zurückgehen?“

„Verbindung mit anderen Truppenteilen ist uns nicht so rasch möglich und wahrscheinlich, wie ein weiterer Ansturm des überlegenen Feindes im Schutz seiner versteckten und geländekundigen Batterien. Wer von Euch wagt in der Nacht freiwillig, die Stellung zu suchen und die Entfernung festzustellen?“

„Ich! Reserve-Unteroffizier Grimm!“

„Laufen Sie gleich mit zum Brigade-Kommandeur.“

„Da hat mir meine Frau Brief und Schokolade geschickt; die muß vorher gegessen sein, falls mir etwas zustößt. Eine Tafel gefällig?“

Die beiden Männer eilten kauend zum Ziel.

Gustav Grimm wurde nur eine Viertelstunde älter bis zum Beginn seines Kundschafterdienstes. Wenig aufklärende Worte bei Brigadechef und Stab, und er zog seines Weges, neben und über tote Soldaten, denen er manchmal in das fahle Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbärtchen leuchtete. Bewegte sich der Hingestreckte nicht? Verstellte sich gar eine feindliche Patrouille? Nein, alle schliefen den ewigen Schlaf. Über zerschossene Pferde stolperte Grimm, in die von Granaten zerlöcherte Erde sank er und stürzte in Wolfsgruben, auf deren Grund schon Feinde genug lagen, um ihm wieder an die Oberfläche zu helfen. Scheinwerfer jagten hinter ihm her. Der Unteroffizier wußte nicht, ob Freund oder Feind das Feld ableuchte. Er warf sich nieder auf das weite Trümmerfeld, um die Gefahr vorüberhuschen zu lassen. Sie hastete über Wiesen und Äcker, kam oft zurückgesprungen und eben so oft lag der Bedrohte am Boden. Autos knatterten auf fernen Straßen durch die Nacht; vereinzelte Schüsse fielen, von Feldwachen vielleicht oder von Verschmachtenden; am Horizont ließ der Himmel den roten Vorhang hinter brennenden Dörfern fallen.

Der Kundschafter suchte sein Ziel weiter mit Kompaß, Karte und Taschenlampe, wenn ihm auch unerträgliche Gerüche zeitweise fast die Besinnung raubten. Er tappte sich durch sumpfige Gräben, durchwatete Bäche und fühlte, wenn er rasch einen Hügel nahm, daß er nicht Erde unter den Füßen hatte, sondern was wieder zu Erde werden

Digitized by Google

wollte. Durch dichtes Unterholz des Waldes, zwischen Dornen und Stechpalmen bahnte er sich den Weg. Atemlos stand er wiederholt und verzagte am Erfolg seiner Sendung. Sein mühsam hämmerndes Herz hörte er und dachte an seine Frau: „Du schläfst jetzt, Liebe, und ich will hier draußen ein ganzer Soldat sein und denke doch an Dich! Wann bin ich wieder bei Dir?“

Aber was ist das?!

Er prallte im Gebüsch zurück durch einen scharfen schneidenden Schlag gegen den Hals. Er fühlte: das Blut drang aus der Wunde. Doch an ein Zurück dachte er nicht. Woher kam die Verletzung? Stacheldrähte waren um Zweige wilder Rosen gewickelt. Unangenehm, die Wunde, und doch ein Zeichen für den rechten Weg, nur die Sorge vor Überraschung konnte den Feind hier so vorsichtig gemacht haben.

Auf allen Vieren kroch Grimm weiter, wenn auch die Hände bluteten und die Füße schmerzten von den stundenlangen Strapazen. Und nun stellte sich noch eine steile Höhe entgegen. Hinauf! Nur weiter! Ein Hüttchen gleich einem Bahnwärterhaus lag am Pfad. Vorsichtig näherte er sich. Vielleicht sprühte Verderben daraus; vielleicht auch lenkte ihn ein glücklicher Zufall und er konnte, wenn auch mit dem Revolver in der Hand, hier Aufklärungen erhalten. Er horchte am Fenster, klopfte, legte sich platt auf die Erde. Nichts rührte sich. So trat er durch die offene Tür, leuchtete das eine Stübchen ab. Keine Menschenseele zu finden! Ein altes Kanapee, verstaubte Bilder an den Wänden, ein alter eiserner Ofen, Gerümpel, ein kleines Grammophon. Ah: Musik! Und so etwas, das hunderte seiner Kameraden zur Aufheiterung ersehnten, verstaubte hier. Nein, das mußte mit! Und er schlang um das leichte Ding ein Band, hängte sich die Musikdose auf den Rücken gleich einer Drehorgel und zog weiter: „Wenn man ein Krüppel wird: Erregung öffentlichen Mitleids ist schon gesichert!“

Nur frisch voran!

Ein Scheinwerfer goß wieder sein Licht aus. Grimm beobachtete in der Nähe einen Soldaten, der zwischen anderen Posten hin und her marschierte, mehrere hundert Meter, und nahm im besten Augenblick auch dieses Hindernis. Bald zeigte sich ihm ein zerstörter Bahnstrang. Und dann lag der Lichtkegel zäher als je auf ihm fest. Abermals warf er sich nieder. Schüsse knallten. Erdstücke streiften ihn. Er zog die Karte heraus und konnte die Gegend genau prüfen. Wenige Schritte und er mußte rechts an eine tief abfallende Wand gelangen. Er rutschte weiter. Richtig! Ein paar hundert Meter links, und die Höhe mußte auch nach Westen abfallen. Rasch erreichte er ein mit Felsblöcken besätes Feld. Durch das Glas konnte er am Schein des Mondes einige feindliche Soldaten genau beobachten. An einem bestimmten Punkt trafen sie sich — wahrscheinlich bei den Geschützen — und gingen wieder von dannen. Wahrscheinlich — das genügte nicht. Er brauchte größere Sicherheit, schlängelte sich noch

Digitized by Google

ein Stück weiter und glaubte sogar durch die Stille der Nacht den Ruf der Wachen zu hören. „Schießt lieber 'mal, damit man genau weiß, wo ihr kleinzukriegen seid!“ dachte er und lugte hinter einem der schützenden Felsstücke hinüber.

„Kommandiert: Feuer! Morgen will Euch unsere Division antworten!“

Morgen? Der neue Tag mußte bald beginnen. Also war Eile nötig.

Grimm legte die Musikdose ab, zog sie auf und ließ sie dudeln. Und indem er seinen Karabiner abknallte, floh er eine Strecke seitwärts und nahm sein Glas.

Der Knall war rauschend durch die Klüfte gezogen. Die Soldaten oben stutzten, griffen zu den Gewehren. Das Grammophon kreischte mit garstiger Stimme einen Marsch. Gewehre gingen los. Stille, nur gestört von der Marschmusik. Nun Blitzstrahlen. Ein paar krachende Granaten. Kleine Krater auf dem Feld. Leuchtraketen. Eilende Posten. O weh: der Musikbehälter war verloren.

Und abermals unerträgliche Ruhe, der nicht zu trauen war. Man fühlte das Unheil in ihr brüten.

Grimm blickte nach der Uhr am blutigen Arm. Wollte er nicht auf dem Rückzug vom Morgen überrascht werden, so durfte er nicht mehr liegen bleiben. Er hatte genug gesehen. Darum rückwärts zu seiner Abteilung. Er kroch über das freie Feld, bis seine Hände auf Heidekraut, Schlüsselblumen und Pilze stießen und drängte und zwängte sich eilends durch die Laubwäldchen mit der weichen Herbstdecke, zu der jeder Lufthauch noch Schwärme dürrer Blätter der Platanen und Birken legten. In aller Erregung schlürfte er den würzigen Duft behaglich ein und gewann neuen Lebensmut. Er fühlte das Bedürfnis wachsen, weiter zu leben und zu wirken, auch über den Krieg hinaus. Wenn er jetzt durchkam, wollte er seinem Weib zeigen, daß er die Arbeit noch fest anpacken konnte.

Auf Schwingen solcher Gedanken war ihm die Wirklichkeit ein wenig entrückt.

Dürre Äste knackten und knisterten. Als er Stimmen vernahm, wurde er seiner Sorglosigkeit inne. Kugeln schlugen in das Dickicht; Büsche raschelten. Wenn er sofort auf das freie Feld flüchtete, würde man ihn leichter als vorher sichten und verderben. Dazu trug der Wind jeden Schall von ihm zur feindlichen Seite. Er legte sich: „Eine Mauer um uns baue!“ Das Gedicht fiel ihm ein. Doch in der weichen Herbstnacht fiel kein Schnee. Aber die Hitze konnte er entfachen. Er packte rasch die Zündhölzer, setzte die ganze Schachtel in Brand, warf sie in das trockene Laub. Gefräßig züngelten die Flammen empor, rannten am Boden weiter, warfen dicke Büschel prasselnder Raketen in die Luft, die aus den Baumkronen noch ungezählte leuchtende Genossen mitrissen. Ein Feuerwerk voll Glanz und Pracht schlug empor; tausend schwebende Sterne grüßten silbern und golden die Gestirne des Himmels. Und zwischendurch strichen groß und schwarz ein paar in den Baumwipfeln aufgescheuchte Vögel davon.

Digitized by Google

Grimm schoß seinen Karabiner ab, während die Musikdose kreischte. (Seite 874.)

Digitized by Google

Nun hatten die Verfolger auf das Meer der Glut und ihre Sendboten zu achten, bemerkten nicht mehr den Flüchtling, der hinter der lodernden Mauer feldeinwärts eilte, bald von den Schleiern der Dämmerung und der Morgennebel verdeckt.

Bald lagen die Reihen der Vorposten weit hinter dem Geretteten, und als der rote Schleier wieder vor dem Horizont lag, war Gustav Grimm den letzten Klippen und Fallgruben entronnen.

Die Freunde empfingen ihn mit lautem Gruß; Schlafende rieben sich die Augen; bei den Geschützen aber wurden alsbald die Aufzeichnungen des Mutigen geprüft.

Vortrefflich! Die feindliche Stellung sollte am längsten im Versteck gleichwie unter Dach und Fach gewirkt haben.

Die Rechnung der Artilleristen begann; der Weg wurde gebahnt. Bald warfen Zahlen ihre Schlingen nach dem verborgenen Feind. Man konnte versuchen, ihm die Nebelkappe abzuziehen.

Die Mörser setzten ein zu ihrer harten klirrenden Musik, redeten auf zaghafte Antwort fleißig weiter und hatten in kurzer Zeit den Gegner mundtot gemacht. Die Schützen sprangen aus den Gräben: endlich einen Schritt weiter zum Sieg! Die Musik goß Sturm und Drang in das Blut; die Fahne lockte; Trommeln und Hörner peitschten.

Was galten noch die Kugeln des fremden Fußvolks! „Sprungauf, Marsch, marsch, Feuer! Sprungauf, Marsch, marsch, Feuer!“

Nichts hinderte mehr, seit die verborgenen feuerspeienden Mächte fortgeräumt waren. Vernichtung ohne Halt.

Eine einzige Sturmkolonne waren die Regimenter geworden, die sich tagelang vor dem Unheil hatten ducken müssen. Die letzten Fesseln waren gesprengt. Vor solcher Brandung ein Wall? Zum Lachen! Fallgruben und Minen — ein nichts! Und der Strom der Sieger, die noch gestern dem Verzagen nahe gewesen waren, stand endlich vor der wirren Reihe der feindlichen Geschütze, vor zerschmetterten Menschen und Rossen. Doch noch schwirrten neue dunkle Gewalten heran, wenig Reiter und viel Fußvolk.

Empfangt sie: Niederlegen und Salve! Niederlegen und noch eine Salve.

Rosse und Reiter, Tote und Lebende bildeten ein paar Augenblicke ein wüstes Durcheinander. Einige Gäule stürmten weiter, brachen in die deutschen Reihen. Die feindliche Welle erhielt wiederholt Zuzug, brach nicht völlig. Doch ehe die letzten fremden Schützen zur Höhe gelangten, wurden dort hastig Pferde vor die feindlichen Geschütze gelegt. Die mußten erobert bleiben, trotzdem die Spitze der feindlichen Kolonnen zum Greifen nahe waren. Mit dem Revolver schossen Grimm und einige Getreue dazwischen.

„Abfahren! Los!“

Digitized by Google

Die Räder knarrten. In wildem Galopp jagten die Pferde mit der Beute davon. Vorüber an der heraneilenden Verstärkung, deren Maschinengewehr-Abteilung Verderben ausstreute, bis der Anprall völlig zusammengebrochen war.

Ein voller Erfolg nach langer Zeit mühseligen Ringens!

Stolz wie auf der Parade führten die tapferen Eroberer ihrem Kommandeur die Geschütze vor. Mit dem tapfersten Zug vernahm Gustav Grimm sein Lob vor versammeltem Kriegsvolk. „Unverkennbar wackere Leistung! Lobenswerte Besonnenheit, rascher Entschluß!! Nach den Strapazen der Nacht alles Mögliche! Wird belohnt, Vizefeldwebel Grimm!“

Max Bittrich.

Belgischer Grenadier.

Eine unheimliche Nacht.

Die Nacht vom 14. auf 15. Oktober 1914 werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Als wir am Abend des 14. aus Plessy-Chasseleux abmarschierten, um in vorderster Linie — westlich Lassigny — in Stellung zu gehen, hatte ich noch keine Ahnung von den Fährlichkeiten, die die kommende Nacht mir und den braven Leuten meines Zuges bringen sollte.

Unterwegs, kurz vor La Potière, einem kleinen Orte bei Dives, erteilte mir mein Kompagnieführer den Auftrag, mit meinem Zuge in der Ortschaft auf eine Abteilung Pioniere zu warten und diese in die Stellung vorzuführen. Es war neun Uhr abends, als ich den Befehl erhielt. In einer Stunde sollten die Pioniere eintreffen.

Ich hatte also Zeit, mir die Ausführung des erteilten Auftrages gründlich zu überlegen. Ich wußte von der vordersten Stellung nur, daß unser Schützengraben sehr nahe am Feind war. Der Weg dahin war mir unbekannt, ich wußte nur die allgemeine Richtung. Doch hatte ich in meinem Zuge zwei zuverlässige Unteroffiziere, die behaupteten, die einzelnen Richtungspunkte in der Anmarschlinie genau zu kennen. Außerdem hatte mir der Kompagnieführer auf meine Anfrage mitgeteilt, daß der Führer des Pionierzuges den Weg jedenfalls genau kenne, so daß ich mich über diesen Punkt vollkommen beruhigte.

So lagerten wir an einer Straßenkreuzung in Erwartung des Pionierzuges. Die Nacht war bereits hereingebrochen, die Mannschaften schliefen an den Straßenrändern auf ihren Tornistern, indes ich auf jedes Geräusch aufmerksam war, das mir die Ankunft der Pioniere verraten konnte, um dann keine Zeit mehr zu versäumen. Ein paar frische Soldatengräber, über und über mit Astern geschmückt, hart an der Wegkreuzung im Orte, gaben Anlaß zu ernstem Sinnen. Die Funken einer Feldküche sprühten in die nebelnasse Nachtluft, in der Ferne war auf allen Straßen ein großes Fahren von Fuhrpark- und den Munitionskolonnen, ab und zu ein feuriger Bogen am finsteren Himmel, und dann der Doppelschlag der Feldgeschütze.

Endlich — statt um zehn Uhr abends — um ein Uhr nachts kamen die erwarteten Pioniere. Wackere Reserveleute sind's, mit Roß und Wagen, hochbepackt mit Stacheldraht, Eisen- und Holzpflöcken, Drahtscheren und allem möglichen Schanzzeug. Um unnötiges Geräusch beim Abladen zu vermeiden — das uns leicht feindliche Artilleriegeschosse auf den Hals laden konnte — ließ ich den Gerätewagen auf eine Wiese vor der Ortschaft vorfahren. Dort wird dann abgeladen, was mit möglichster Ruhe geschieht. Nach etwa zehn Minuten ist jeder Mann meines Zuges vollbepackt mit Gerät und Schanzgerüst, und die Pioniere, 30—40 Mann, haben auch noch ihren Teil zu tragen.

Digitized by Google

Ich habe gleich das Gefühl: es wird ein gefährlicher Anmarsch. Alle Geräusche lassen sich beim Schreiten über Sturzäcker und holprige, zerfahrene oder zerschossene Wege nicht vermeiden. Da und dort klirrt eine Drahtschere zu Boden, ein Balken bekommt das Übergewicht und fällt dumpf auf. Die Leute geben sich alle Mühe; denn sie wissen, die Franzosen schießen mit Artillerie, sowie sie nur ein Geräusch hören. Und sie sind auf jeden Punkt im Gelände vorzüglich eingeschossen.

Glücklich erreichen wir auf unserem Anmarschweg eine Höhe mit einem vollständig zertrümmerten Gehöft. Die Feldküchen des ersten Bataillons sind dort eben aufgefahren und verteilen die Mittagskost — um Mitternacht! — an die in Reserve liegenden Mannschaften des Bataillons. Ein kurzer Gruß und Händedruck mit ein paar Kameraden, die eben ihr Süpplein schlürfen, dann geht's wieder weiter.

In wenigen Minuten sind wir unten in der weiten Talebene, wo mein Bataillon in Stellung liegt. Aber noch trennt uns ein etwa halbstündiger Marsch von den vordersten Linien, wohin wir mit unseren Schanzgräben müssen. Da unten in der Talsohle hört meine Wegkenntnis auf. Ich wende mich daher an den Führer des Pionierzuges und ersuche ihn, von jetzt ab die Führung zu übernehmen. Wie erstaune ich aber, als er mir zu wissen tat, daß er sich vollständig auf mich verlassen müsse, da ihm der Weg gänzlich unbekannt sei.

Da erinnerte ich mich meiner beiden Unteroffiziere, die sich vorher ihrer Wegkenntnisse gerühmt hatten. Sie sind auch gleich zur Stelle. Nur sagt der eine: „wir müssen uns rechts halten", und der andere: „nein, wir müssen links gehen." Die Mannschaft spaltet sich ebenfalls in zwei Lager — die eine Hälfte ist für rechts, die andere für links.

Die Situation könnte komisch sein, wenn sie nicht so gefährlich wäre, und wenn wir vorne nicht so sehnlich erwartet würden. In wenigen Stunden wird es Tag, und die schönste Zeit zum Schanzen ist verpaßt. Jetzt heißt es, im Widerstreit der Meinungen ein weiser Salomo zu sein — und als Führer wähle ich die goldene Mitte; weder rechts noch links, sondern geradeaus heißt mein Befehl.

In diesem Augenblick blitzen am jenseitigen Höhenrande, von der feindlichen Seite her, vier Feuerschlünde auf, vier flammende Lichtbogen zerschneiden die Finsternis des Firmaments, und auf dem Höhenzuge, den der zerschossene Hof krönt, bersten, nur wenige hundert Meter vor uns, vier feindliche Granaten mit erschütterndem Schall — und erst lange nachher hören wir den dumpfen Hall vom Abschießen der Geschosse — schwere Granaten. Ich denke einen Augenblick an die Feldküchen des ersten Bataillons, die noch vor wenigen Minuten dort auf der Höhe hielten, und hege den heißen Wunsch, daß sie sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Wum — wum — wum — wum — vier neue Lichtbogen am Firmament, vier neue Donnerschläge, aber diesmal schon bedenklich nahe.

Digitized by Google

„Marſch, marſch!“

Es hätte meines Befehls nicht bedurft; denn die Mannſchaften ſetzen ſich von ſelbſt in Trab, trotz ihrer ſchweren Bepackung, um aus der gefährlichen Feuerzone zu kommen. Zum erſten-, aber nicht zum letztenmal in dieſer Nacht fühle ich, was Verantwortlichkeit heißt, Verantwortlichkeit für hundert Menſchenleben. — Über Zuckerrübenfelder geht der Marſch, an flüchtig aufgeworfenen Schanzen vorbei. Turkomützen, Seitengewehre, Feldkeſſel liegen da und dort, vom fliehenden Feinde vor Wochen weggeworfen, im Gefilde, Kriegstrophäen, die in der Heimat hochgeſchätzt wären — aber hier denkt keiner daran, ein Stück aufzuleſen.

Wo ſind wir? — — Niemand weiß es.

Aber wir ſind irgendwie in die nächſte Nähe einer feindlichen Infanterieſtellung geraten. Hui — hiiii peang — ſchwirren ihre Geſchoſſe über unſere Köpfe hinweg, und die Querſchläger ſurren wie Brummfliegen.

Ich marſchiere an der Spitze und befehle: „Hinlegen! Volle Deckung!“ Das Feuer hält mit unverminderter Heftigkeit etwa eine halbe Stunde lang an, aber es geht über uns hinweg. Wir haben keine Verluſte.

Beim Weitermarſch weiß ich wenigſtens das eine, daß wir uns weiter links halten müſſen. Aber kaum habe ich den Marſchbefehl gegeben, als mir ein Unteroffizier meldet, daß der Zug auseinandergeriſſen iſt. Bei der herrſchenden Dunkelheit kann ich immer nur die nächſten zwei Gruppen überſehen.

Richtig — ſchon höre ich das Auffallen von weggeworfenen Geräten — die Pioniere haben die Gefahr zuerſt bemerkt und die Notwendigkeit erkannt, ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen. Ich verarge es ihnen nicht weiter, da bei der vorgerückten Stunde — freilich nicht durch meine oder ihre Schuld — die Erfüllung der ihnen anbefohlenen Aufgabe ausgeſchloſſen erſcheint. Ich ſehe Geſtalten nach rückwärts ins Dunkel verſchwinden, und bin faſt froh, daß die Pioniere auf eigene Verantwortung den Rückzug antreten.

Leider ſtellt ſich ſpäter heraus, daß auch die hinterſten Gruppen meines Zuges dem Beiſpiel der Pioniere — im Schutze der Dunkelheit — gefolgt ſind. Die wenigen Getreuen, die bei mir bleiben, ſcharen ſich fragend um mich.

„Vorwärts!“— — So will ich wenigſtens meine Kompagnie erreichen, um mit den noch vorhandenen Gewehren die Frontkraft zu verſtärken.

Da ruft plötzlich meine Gefechtsordonnanz: „Da ſind Lichter! Was ſind das für Lichter?“

Zu meiner Linken ſehe ich Lichter aufſpringen, dicht am Boden. In gleichmäßigen Abſtänden, vielleicht von fünfzig zu fünfzig Meter, laufen die Lichter — das eine erlöſchend, das nächſte aufblitzend — am Boden dahin, bis tief in die Hügelkette hinein, wo die feindliche Artillerie ſteht.

Digitized by Google

Die Erſcheinung iſt mir rätſelhaft. Aber in einer dunklen Ahnung des Richtigen gebe ich ſofort Befehl zum Rückmarſch. Die Schanzgeräte poltern zu Boden — ſie ſollen die Leute nicht mehr unnötig beſchweren. Einige hundert Meter hinter der Stelle, wo die elektriſche Leitung ihre geheimnisvollen Signale gegeben hatte, werfen wir uns in eine Mulde, wo wir gegen Geſchoße und Splitter ſicher ſind. Kaum liegen wir in Deckung, da praſſelt auch ſchon ein hölliſches Artilleriefeuer auf die vorige Stellung, Granaten und Schrapnells, alles durcheinander, ein Feuer, das uns alle vernichtet hätte, wenn wir die Liſt nicht rechtzeitig erkannt hätten.

Nun war mir der Zweck der Lichter freilich klar. Die feindliche Artillerie konnte an der Zahl der auftauchenden Flämmchen die genaue Entfernung vom Berührungspunkte bis zur Endſtelle genau abmeſſen und ihr Feuer darnach einrichten. Ein neuer Beweis, wie genau die Franzoſen alles vorbereitet hatten, und was ſie alles verſuchten, um mit Liſt das wett zu machen, was Mut und Manneskraft ermangeln ließ. Das eine war und blieb mir rätſelhaft, wie ſie in unſerer eigenen Stellung die Leitung legen und wirkſam erhalten konnten. Oder haben etwa die Ortsbewohner mitgeholfen?

Wir lagen ſtill in der Mulde und dankten Gott für die faſt wunderbare Rettung. Diesmal hatten wir einen beſonderen Schutzengel gehabt.

Aber was nun? — — Niemand weiß, wo wir ſind. Wir können ebenſo nahe am Feind ſein, wie am Freund, und ebenſo an einen feindlichen Schützengraben geraten, wie an einen eigenen, um dort nutzlos ins Feuer zu laufen und abgeſchoſſen zu werden. Die einzige Möglichkeit, uns in Sicherheit zu bringen, heißt jetzt „zurück"! Aber wohin zurück? Niemand weiß, wo wir ſind; denn bei Tag iſt noch keiner von uns hier geweſen, und bei Nacht hört ſelbſtverſtändlich jede Orientierung auf.

Das Geſpenſt der Verantwortlichkeit ſteht wieder vor mir. Wie bringſt du deine Leute aus dieſer Falle? Wie, wenn dir dreißig Menſchenleben verloren gehen — durch deine Schuld? — —

Durch meine Schuld? — Da fällt mir mein Kompaß ein, der mir ſchon ein paarmal gute Dienſte getan. Ich laſſe die Leute dicht zuſammenrücken, damit der Schein der elektriſchen Taſchenlampe abgeblendet wird. Die blaue Stahlnadel ſpielt und ſteht. Halbrechts rückwärts — nach Nordoſten müſſen wir uns halten. Aber ſind wir nicht ſchon zu weit vorgedrungen? Laufen wir nicht Gefahr, auf dem Rückmarſch in einen feindlichen Schützengraben zu rennen?

Nun — wir haben auch geladen, und unſere Gewehrkolben leiſten keine ſchlechte Arbeit. Das eine ſteht feſt: wir müſſen fort von hier, ſolange es noch dunkel iſt; denn bei Tag ſind wir in dieſem offenen Gelände wehrlos der feindlichen Artillerie ausgeliefert.

„Auf! Kehrt marſch! Halbrechts — marſch!"

Digitized by Google

Zwei Unteroffiziers-Patrouillen ſchicke ich als Flankendeckung hinaus, um vor der gröbſten Überraſchung geſichert zu ſein. Ich ſelbſt gehe mit meiner Gefechtsordonnanz an der Spitze.

Es iſt etwa fünf Uhr morgens geworden, im Oſten erhellt ſich der Himmel — über Deutſchland wird bald die Sonne heraufkommen.

Da — was iſt das? Etwas Weißes ſteht vor uns auf — ein rieſenhaftes Ungetüm wälzt ſich aus einer Höhle im Rübenfeld und richtet ſich halb auf. Ein Spion? Ein Rieſe in weißem Linnen?

„Halt!“ Da grunzt das Ungeheuer — ein rieſiges Schwein aus irgend einem zerſchoſſenen Hof, das ſich im Rübenfeld eine Höhle gewühlt.

Ruhig, wenn auch mürriſch über den geſtörten Schlaf, torkelt es weiter, vor uns her und verſchwindet hinter Büſchen, die uns nun in den Weg kommen.

Iſt's wirklich ein Schwein? Warum will es uns gerade in die Büſche locken?

Hui — peng — tſcha — wieder ſpielen Spitzgeſchoſſe über unſere Helme hin. Von hinten her. Und vor uns geiſtern dieſe fremden Büſche. Was lauert darin auf uns? Wir ſind müde, die Nerven auf's höchſte geſpannt.

„Wer meldet ſich freiwillig als Patrouille in die Büſche?“

Ein Gefreiter tritt zögernd vor. Aber ſchon nach wenigen Schritten kommt er wieder zurück: „Ich kann nicht mehr“. —

Ich verſtehe den Mann und gehe ſelbſt.

Da plötzlich tauchen Feuerſchlünde vor uns auf, fünfzig, ſechzig Meter vor uns, hinter den geſpenſtigen Büſchen, die plötzlich ſo gewaltiges Leben bekommen. Wir werfen uns zu Boden, der Luftdruck der über uns hinſauſenden Geſchoſſe drückt uns nieder — eine Batterie im Feuer.

Iſt's eine eigene? Iſt's eine fremde? — Ich bin der Führer und muß es wiſſen, um jeden Preis. — Und ich gehe allein vor.

Da ſchallt aus dem Buſche eine Stimme, mit einer Seelenruhe, um die ich den Sprecher zeitlebens beneiden werde: „Was ſeids denn Ös für ui?“ (Was ſeid ihr für welche?) höre ich's in heimatlicher Mundart, und ein Rieſe von unſerer bayeriſchen Artillerie ſteht vor mir, ein Landsmann aus der Waldheimat, der ſelbſt in der Dunkelheit nicht ſehen kann, ob ich Deutſcher bin oder Franzoſe, bis ich ihm gut landsmänniſche Antwort gebe.

Wie ein Alp fällt's von mir und allen, die in dieſer bangen Nacht mit mir dieſe Gefahren teilten.

Der Rieſe geleitet uns ſoweit zurück, bis wir ohne weitere Irrfahrt die nächſte Ortſchaft erreichen können. Beim Morgengrauen finden wir unſeren Ausgangspunkt, wo wir die Pioniere erwartet hatten.

Digitized by Google

Im nächſten Hofe an der Straßenkreuzung traf ich den Stabsarzt des erſten Bataillons, von dem ich mir die Auskunft beſtätigen ließ. Dann ſchickte ich ſofort Meldung an das Regiment, und verkroch mich mit meinen Leuten im Stroh einer Scheune.

Gegen Mittag erreichte mich die Nachricht, daß in derſelben Nacht ein Kamerad von einer andern Kompagnie, der mit etlichen Leuten einen ähnlichen Auftrag hatte, ſich ebenfalls verirrte, aber weniger Glück hatte als ich. Am nächſten Tage lag er mit ſeinen Leuten tot vor dem feindlichen Schützengraben.

Da falteten ſich unſere Hände verſtohlen im Scheunenſtroh, und ein heißes Gebet ſtahl ſich durchs offene Dachgebälk in den nebelnaſſen Herbſthimmel.

Ein Kriegserlebnis v. F. Schrönghamer-Heimdal.

An der Yser.

An der Yſer, hehren Schalles,
Burſchenſang als Kampfgeſchrei: —
„Deutſchland, Deutſchland über alles!“
— Meiner, deiner war dabei! —
Deutſchlands junge Muſenſöhne,
Die ſich frei dem Dienſt geſtellt
Für das Deutſche, Edle, Schöne,
Über alles in der Welt!
Sturm des letzten Himmelswalles
In geſungenem Gebet:
Deutſchland, Deutſchland über alles,
Was da ſtehet und beſteht!
Deutſchland, lautere Gemeinde!
Über alle Niedrigkeit,
Über alle falſchen Feinde
Sieger im gewalt'gen Streit!

Deutſchland vor in Geiſtesprangen,
Deutſchland vor als hehrſte Macht,
Wie es die Studenten ſangen
An der Yſer, in der Schlacht.
Tauſenden in gleicher Stunde
Ward die Botſchaft zugeſtellt,
Einer tiefen Herzenswunde
Über alles in der Welt!
Tauſend andre pflanzen Eichen,
Jubelnd: „Held, mein junger Held!“
Und es iſt ein Händereichen
Über alles in der Welt!
Neuen und verklärten Schalles
Brauſt fortan der Heldenſang:
Deutſchland, Deutſchland über alles,
Wie er an der Yſer klang.

Frida Schanz.

Roſſe und Reiter bildeten ein wüſtes Durcheinander. (Seite 877.)

Herrenreiter.

Es wird von einem Scharfſchützen des bayeriſchen Regiments „Kronprinz“ berichtet, der ſich an der franzöſiſchen Front durch ſeine ungewöhnlich erfolgreiche Tätigkeit einen großen Ruf erworben hat, ja, wie der Erzähler behauptet, ſchon eine hiſtoriſche, beinahe eine mythiſche Perſönlichkeit geworden iſt.

Man muß ihn geſehen haben. Er iſt, wie alle Helden, wortkarg. Er iſt, wie nicht alle Helden, ein Bärenmenſch. Wahrhaft ſchön iſt er nicht zu nennen mit ſeinen ſcharfen, nicht eben gutmütigen Augen, ſeinem kurzen Hals und ſeinem blonden Kriegsbart. Er ſchaut ſo aus, daß ich ihm auf dem Wechſel eines guten Sechſerbockes nicht begegnen möchte, wenn ich Forſtwart wäre.

Seinen Ruhm begründete er vor jenem Lihons, wo ſo viel gutes deutſches und beſonders viel gutes Kronprinzerblut gefloſſen iſt. Da hat es ihn geärgert, daß die Franzoſen auf den damals noch dicht belaubten Bäumen hockten und von oben unſere Braven zuſammenknallten. „Das kann ich auch!“ Sprach's und beſtieg mit Seelenruhe einen 200 Meter vor der deutſchen Front ſtehenden Baum und arbeitete. Und arbeitete gut, 48 Volltreffer ſind zeugeneidlich erhärtet, 120 glaube ich ihm gern, 150 können's auch ſein.

Er erſchoß alles, was der Mühe wert war: Offiziere, Radfahrer, Patrouillen, Artilleriegeſpanne. Nebenbei war er mit ſeinen Falkenaugen Spezialiſt für Auffindung feindlicher Geſchütze. Da hat er ſich ſogar im Krokieren verſucht. Ich möchte dieſe Werte einer ungelenken Bauernhand im Armeemuſeum nicht miſſen. Die Franzoſen hatten ihn allmählich herausgefunden. Einmal zerſchoſſen ſie ihm ſein Gewehr, einmal ſchoſſen ſie ihm in die Hoſentaſche, am Knicker vorbei, einmal taten ſie ihm die Ehre an, mit Granaten „ſeinen“ Baum zu beſchießen. „Da bin i aber ſchleinig abigrutſcht auf 'n dritten Aſt.“ Eingerückt iſt er aber nicht und erwiſcht haben ſie ihn auch nicht.

So ſaß Herrenreiter wochenlang vom Morgen, wenn er Büchſenlicht hatte, bis abends, wenn er keins mehr hatte. Dann ſtieg er ſachte herunter und ging zu ſeiner Kompagnie. Manchmal aber ging er zu ſeinem Regimentsſtab in den „Hoamgarten“. Da ſaß er dann in der kleinen Küche neben dem Ofen ganz ſtill und trank ſeinen Kaffee; der ſchmeckte ihm ausgezeichnet. Und „drahte“ nicht auf, denn er iſt ein ſtiller Held. Nur wenn man ihn frug, dann erzählte er kurz, ſachlich, originell die Arbeit des Tages. „Heint ſans grad a Stuckera drei“ — oder ſo ähnlich hieß ſeine Meldung. Dann ſchlug er ſich geräuſchlos in die Büſche und ſchlief in ſeinem Graben ſich friſche Kraft zur nächſten Tagesarbeit an. Demnächſt wird ihn neben dem Eiſernen Kreuz die Goldene Tapferkeitsmedaille ſchmücken, den Herrenreiter des Regiments „Kronprinz“.

Liller Kriegsztg.

An den Gräbern deutscher Soldaten im Feindesland.

Bei meinem Gang in den Friedhof (Comines) konnte ich bei der Unmasse von Namen den meines im hiesigen Lazarett verstorbenen Kameraden nicht finden. Es liegen hier nämlich wohl 1600 Soldaten, deutsche und französische, beerdigt, teils in Einzelgräbern, wenn sie vom Truppenteil begraben wurden, teils in Massengräbern, wenn sie im Lazarett starben. Letztere haben eigene Abteilungen und sind die Namen der Beerdigten auf großen Tafeln, zu je 70 oder 80, nach dem Datum geordnet, aufgezeichnet.

Es ist etwas Eigenes um den Soldaten-Friedhof. Im rückwärtigen Teile des französischen Friedhofs, hinter den großen Marmormonumenten, ragen die einfachen Kreuze aus Tannenholz in endloser Zahl. Jedes ist mit vielem Fleiße und großer Sorgsamkeit nach der Fähigkeit des Kameraden, der es setzte, gezimmert.

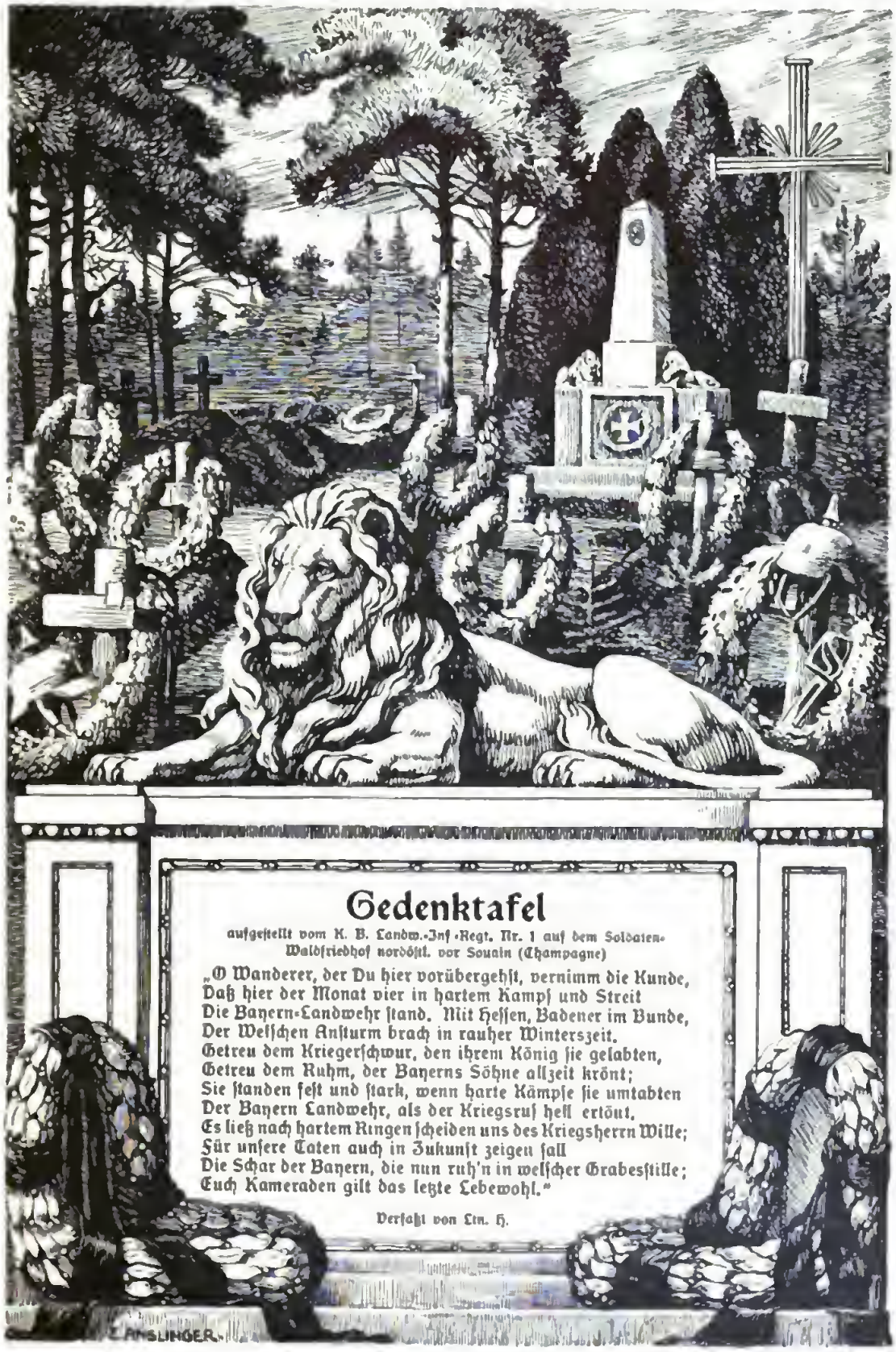
Diese Abteilung ist niemals leer. Immer sieht man Soldaten, alte, bärtige Landstürmler und blutjunge Gesichter zwischen den Gräberreihen suchen oder vor einem Grabe stehen. Von weit her bringen sie Buchsbäumchen, Blumenstöcke u. dgl., was alles zum Grabesschmucke dienen kann, und verschönern so die Stätte ihrer nun vom Kampfe ruhenden Kameraden. Fast jeder hat Tränen in den Augen.

Wenn man dort auch keine Bekannten unter den Toten zu suchen hätte, die Inschriften auf den Grabkreuzen sind so schlicht und doch so sprechend, daß wohl auch manch' wildfremdem Besucher die Augen feucht werden.

Manches Kreuz ist von oben bis unten mit den Namen der Besucher beschrieben, z. B.: „Am 22. Januar 1915 war ich hier und betete für Dich. Dein Kamerad X." „Nach langem Suchen fand Dich hier Dein treuer Kamerad —." „Der Weg führte mich an Deinem Grabe vorbei und grüße ich Dich von Eltern und Geschwistern. N. —" usw.

Ludwig Albert, Kriegsfreiwilliger der Infanterie.

Digitized by Google



Gedenktafel

aufgestellt vom K. B. Landw.-Inf.-Regt. Nr. 1 auf dem Soldaten-Waldfriedhof nordöstl. vor Souain (Champagne)

„O Wanderer, der Du hier vorübergehst, vernimm die Kunde,
Daß hier der Monat vier in hartem Kampf und Streit
Die Bayern-Landwehr stand. Mit Hessen, Badener im Bunde,
Der Welschen Ansturm brach in rauher Winterszeit.
Getreu dem Kriegerschwur, den ihrem König sie gelabten,
Getreu dem Ruhm, der Bayerns Söhne allzeit krönt;
Sie standen fest und stark, wenn harte Kämpfe sie umtabten
Der Bayern Landwehr, als der Kriegsruf hell ertönt.
Es ließ nach hartem Ringen scheiden uns des Kriegsherrn Wille;
Für unsere Taten auch in Zukunft zeigen soll
Die Schar der Bayern, die nun ruh'n in welscher Grabesstille;
Euch Kameraden gilt das letzte Lebewohl."

Verfaßt von Ltn. H.

L. ANSLINGER.

Bayern in Belgien.

An den Straßenecken ſpiegelt ſich das Laternenlicht in den aufgepflanzten Seitengewehren eines Doppelpoſtens. Der Poſten fehlt nirgends und forſcht mit rauhen Stimmen nach unſerer Herkunft und unſerem Wegziel. Die da Poſten ſtehen, ſind gute Kerls, aber ſie ſehen ganz wild aus mit ihren ſchon ergrauten unraſierten Charakterköpfen, in der flachen Glanzledermütze mit dem Landwehrkreuz daran — dem ſüddeutſchen Vetter unſeres alten Landwehrtſchakos — in ihren langen Mänteln und mit ihrem gewaltigen Dienſteifer. Keine Feldgrauen. Sie ſind in helles bayeriſches Blau gekleidet: Landſturmleute aus Erlangen, aus Würzburg.

Und eine weitere Epiſode. Der Berichterſtatter kommt zu dem Palais de Juſtice, wo der Gouverneur reſidiert. Autos ſind hier aus ganz Deutſchland zuſammengebracht. Privatautos und Autodroſchken, Waren- und Laſtautos, bunt durcheinander! Eine große Rolle ſpielen die Warenhausautos, die bekannten kleinen braunen ſchmucken Käſten. Draußen, auf dem Lambertusplatz, flitzen ſie aus allen Richtungen der Windroſe heran und hinein in den Juſtizpalaſt. Eine Muſik, die hinter der Front die Nerven ebenſo aufpeitſcht, wie vorn der Schlachtlärm.

Die Grunzer ſind die ſchlimmſten. Eben ſegelt wieder eines durch den Torweg; es bringt einen Generalmajor, der erfahren will, wie es um die Munition für ſeine Brigade ſteht, und nimmt in Anbetracht der Wichtigkeit ſeiner Miſſion die Backen doppelt voll. Der dem Offizier vom Platz aſſiſtierende Unteroffizier macht ein Geſicht, als ob ihm jemand höchſt ſchmerzlich auf den Fuß getreten hätte. Er iſt mir ſchon vorher aufgefallen, dieſer Unteroffizier; es iſt ein Bayer mit leicht ergrauendem Haar, alſo über die Kommißjahre eigentlich hinaus; er ſpricht in einem überaus ruhigen und beruhigenden ausgeglichenen Bariton, und ſeine Art, ſich auszudrücken und Anordnungen zu treffen, iſt von einer Gelaſſenheit, wie ich ſie weder bei bayeriſchen, noch bei anderen Unteroffizieren bis dahin getroffen habe. Ich habe ſowieſo mit ihm zu ſprechen, und ſo verſuche ich, ihm etwas auf den Zahn zu fühlen.

„Ihr Trommelfell leidet hier wohl auch ganz gehörig den Tag über, Herr Unteroffizier?“

Die wehleidige Geſte von vorhin, ſie ſagt alles!

„Sie ſind Reſerviſt, Herr Unteroffizier?“

„Leider ſchon Landſturm!“

„Was ſind Sie im Privatleben, wenn ich fragen darf?“

„Ich? Ich bin — Königlicher Profeſſor der Muſik am Konſervatorium in W.“

Das Auto grunzt noch immer. „Gelobet ſeiſt du jederzeit, Frau Muſika!“

Digitized by Google

Die Mannſchaften ſetzten ſich trotz ſchwerer Bepackung in Marſch. (Seite 881.)

In einem Fort von Antwerpen.

Dieses Fort ist seit zehn Tagen von unserem Zug besetzt; es ist etwa acht Kilometer von der Stadt entfernt. Ist ganz angenehm, wenn man wieder in einen anderen Bereich kommt; denn im Fort und Umgebung kenne ich so schon jeden Fleck wie mein Hemd so gut. Der Besuch der Stadt ist uns leider seit einer Woche verboten, da die Bevölkerung nicht ganz sicher ist und sogar ein Handstreich geplant sein soll. Seitdem sind die Wachen bedeutend verstärkt.

Bei meiner Patrouille nachts am linken Scheldeufer fielen drei Schüsse auf uns, aber kein Treffer. Es waren belgische Geschosse; diese kennen wir sofort an ihrem Knall. Trotz schärfster Beobachtung konnte ich nichts entdecken. Ich ging der Schußrichtung nach, aber ohne Erfolg. Es scheint, daß den Antwerpenern — es sind dort ja sehr viele belgische Soldaten, die feige ihre Uniform mit Zivilkleidern vertauscht haben — infolge der ritterlichen Behandlung durch die Deutschen der Kamm schwillt.

Natürlich sind auch die vielen Lügennachrichten daran schuld, wie sie die Flüchtlinge mitbringen und wie sie auch einmal von einem englischen Flieger abgeworfen wurden: „Metz gefallen. Brüssel wieder im Besitz der Belgier und Engländer. Namur von den Franzosen zurückerobert. Gent im Besitz der Verbündeten usw.“ Ich habe diese Nachrichten selbst gehört, als ich in Antwerpen war. Ich hatte nämlich an zwei Nachmittagen die Erlaubnis bekommen, Stadt und Hafen zu besichtigen. Auch hörte ich das Unglaublichste über Greuel von Deutschen. Doch sind auch in Antwerpen die Leute seit dem Einmarsch der Deutschen anderer Meinung geworden.

Auf dem Land waren überall durch die Zeitungen dieselben schamlosen Verleumdungen unseres Heeres verbreitet. Als wir einmal in Wachtebeke abends Quartier bezogen in einem etwas abgelegenen Bauernhof, fiel die Bäuerin in Ohnmacht, als sie unser ansichtig wurde. Wir wußten gleich, woher dieser Schrecken kam; ich suchte daher die Frau zu beruhigen; erst ganz allmählich bekam sie etwas Zutrauen. Sie

zeigte dann ein langes Meſſer, deutete auf ihren Hals und wies auf einen Zeitungsabſchnitt hin, worin ſtand, daß die Deutſchen den Leuten den Hals abſchnitten.

So begreift man die furchtbare Angſt, die die Einwohner bei der Ankunft unſerer Truppen haben. In Wachtebeke zeigte ſich zuerſt der alte Bauer und erſt als man erkannte, wie harmlos wir ſind, tauchten ſeine zwei Söhne auf. Ich beſichtigte die Räume und beſtimmte Bauernſtube, Scheune und Ställe als Lager für meine 60 Mann und verlangte Stroh und Licht für alle Räume. Es war eine Freude zu ſehen, wie die Söhne liefen und alles herbeiſchleppten. Der Alte bot mir ſein Bett an. Aber ich verzichtete und legte mich zu der Mannſchaft ins Stroh. Die ſechs Gefangenen, die wir bei uns hatten, lagen bei uns in der Scheune; natürlich wurde dabei ein Poſten aufgeſtellt.

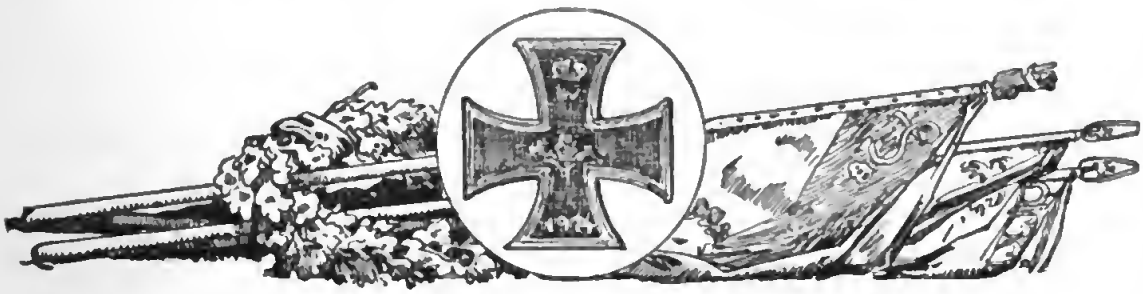
Am andern Morgen drückte mir beim Abmarſch der alte Bauer wiederholt die Hand, mit Tränen in den Augen. Die Bäuerin brachte noch eine Schürze voll hochfeiner Birnen und reichte mir, ebenfalls gerührt, die Hand.

In Lembeke wurden wir für Ruſſen gehalten. Mit Mühe und Not gelang es, den Leuten auszudeutſchen, daß wir Deutſche ſind. Neugierig fragten ſie, ob wir

Belgiſcher Lancier.

den andern Tag noch bleiben; als ich dies verneinte, fragten sie, ob dann morgen die Russen kommen. Im Laufe des Gespräches brachte ich heraus, daß „wir Deutsche auf der Flucht vor den Russen sind“. An andern Orten erfuhren wir wenigstens nur, daß die Russen Berlin besetzt hätten und auf dem Vormarsch zum Rhein seien. Man könnte, zumal wenn man so lange keine deutsche Zeitung bekommt, wahrhaftig irre werden und man ist herzlich froh, wenn man wieder einmal eine deutsche Zeitung bekommt, in der natürlich die Nachrichten ganz anders lauten.

Über sechs Wochen waren wir ohne jede Post und Zeitungen. Doch jetzt funktioniert die Post wieder und wir erhalten die uns während dieser Zeit abgesandten Sachen so nach und nach. Die Kost, die wir hier in Antwerpen bekommen, geht an, aber nie Gemüse und kein Trinkwasser.



Ein tapferer Junge.

ubelnd zogen wir ins Feld. Nacht war's, als wir am Platze des Kampfortes ankamen. Die Kanonen brüllten schon fürchterlich. Die deutsche Artillerie war stärker und ließ die Feinde nicht mehr zu Atem kommen. Wir schwärmten aus und eröffneten den Kampf. Alles ging nun auf uns los, Kanonen, Maschinengewehre und Infanteriefeuer. Lichter wurden unsere Reihen, da und dort stürzten unsere Kameraden. Dieses unheimliche Heulen und Zischen der Geschosse machte uns nicht irre. Vorwärts, kein zurück!

Nachts zwölf Uhr war es. „Bajonette aufgepflanzt!“ Enger schlossen wir uns zusammen, eine blitzende Mauer stürmte vor. Wo eine Bresche in der Mauer war, wurde sie rasch zugebaut. Mit Hurra ging's in die Stadt. Aus den Häusern prasselte von allen Seiten wütendes Feuer. Wir zündeten sie an. Lichterloh flammte es auf und beleuchtete ein grausiges Bild. Die Straßen voll von Toten und Verwundeten: Dunkle Inder, dann Engländer, Franzosen und Belgier, neben diesen brave Bayern.

Digitized by Google

Der Feind wurde aus der Stadt getrieben. Sie war nun unſer. Die Engländer aber ſchickten Verſtärkung und drangen vor. Aus allen Kellerlöchern und Winkeln ſchoß man auf uns. Wir waren zu wenig, wir mußten zurück. Nochmal vor und nochmal zurück.

Wie ich zu meiner Verwundung kam? Wir waren in der Stadt und verfolgten die Feinde. Plötzlich ſpürte ich hinten am Oberſchenkel, wie ein ſcharfes Eiſen in das Fleiſch eindrang. Schnell warf ich den Fuß vor, ſo daß der Stich nicht tief eindrang. Dann aber kehrt nach dem Gegner. Es war ein verwundeter Engländer, der eben mit ſeinem Gewehr auf mich zielte. Sein Mordinſtrument flog in den Kot. Kolbenſtöße machten ſeiner Niedertracht ein Ende. Dann ging's weiter. Erſt nach dem Appell ließ ich mich verbinden und liege jetzt zwei Tage im Lazarett.

Froh war ich, daß es endlich losging. Beim erſten Schrapnellſchuß, der gerade über uns platzte, machten wir alle eine tiefe Verbeugung. Nachher wurde ich es gleich gewöhnt. Im Sturm hatte ich viel Glück. Ich glaubte nicht mehr ans Leben, in dieſer Stimmung ſuchte ich nie Deckung, ſondern aufrecht ging ich vor. Zwei Löcher in der Kleidung muß ich wegen der verdammten Engländer flicken.

In der Stadt ſtießen wir mit 20 Engländern und Indern zuſammen. Wir waren ungefähr zwölf Mann und ſchoſſen die Gegner nieder. Am Ortseingang hielt der Hauptmann und fragte nach zwei Freiwilligen, die die Verwundeten zuſammenſuchen und in ſichere, unbeſchädigte Häuſer bringen ſollten. Ich meldete mich zu dieſer gleichfalls gefährlichen Aufgabe. Wir trugen nun etwa zwei Dutzend in zwei Häuſer und betteten ſie weich.

Auf einmal von allen Seiten Schüſſe. Einzelne Kameraden flüchteten vorher und riefen uns zu: „Die Engländer kommen, alles zurück!“ Die Leichtverwundeten nahmen wir mit, die anderen mußten wir zurücklaſſen. Wir konnten nicht bei ihnen bleiben. Nutzlos dem Tode ausſetzen wollten wir uns auch nicht. Alſo fort! Ich führte meinen verwundeten Leutnant am Arme. Plötzlich traf ihn ein Schuß durch die Schläfe und er fiel tot nieder. Dann aber ging's zu den andern.

Die Schlacht war eine der größten bis jetzt. Die Engländer wurden auf der ganzen Front angegriffen und erlitten mindeſtens die gleichen Verluſte wie wir.

Aus dem Briefe eines jungen Kriegsfreiwilligen.

Digitized by Google

Über den Linien und Flugzeug.

Nachdem sich das Wetter geklärt hatte, stiegen wir auf und kamen zwischen Wolken immer mehr in die Höhe. Es ist ein großes Gefühl, über den Wolken zu fliegen, ein Gefühl, das die Seele unbeschreiblich weitet, es überkommt uns wie Triumph über gewaltige Kräfte, die hier der Menschenhand hindernd entgegentreten wollen.

Indes die Pflicht läßt keine Zeit zu philosophieren. Im Kriege ist die Herrlichkeit des Bildes, das sich dem Auge des Fliegers darbietet, mit schweren Strichen verdunkelt. Ich sehe hinunter; wir fliegen über zwei brennende Dörfer. In den Feldern sieht man Menschen in allen Stellungen liegen — es ist kein Zweifel, es sind Tote und Verwundete. Auf dem weißen Band der Straße bewegen sich langsam dunkle Massen fort — Marschkolonnen.

Weiter geht der Flug. Dort kommen die Türme der Stadt in Sicht, der unser totbringender Besuch gilt. Der Bahnhof, der Schlüssel wichtiger Verbindungen, sollte mit Bomben belegt werden. Wir ziehen über den Strom und jetzt, über dem Bahnhof, sauste das Geschoß in die Tiefe. Ich sehe an der Rauch- und Dampfbildung, daß es explodiert ist, ob es seinen Zweck erreicht hat, entzieht sich meinem Urteil.

Digitized by Google

Wir machen kehrt, um noch die Eisenbahnbrücke zu bewerfen, welche sich über den Strom spannt. Ehe dies geschehen, sehe ich, daß weiße kleine Wölkchen zu uns heraufsteigen; noch sind sie unter uns, aber da, die nächsten, sie kommen schon näher.

Wir kennen sie gut, diese zierlichen Dinger: krepierende Schrapnells, die uns der Gegner als Dankes-Antwort sendet für unsere Gabe. Doch bereits ist die zweite Bombe losgelassen, direkt über der Brücke, sie muß ihr Ziel erreicht haben. Wir aber haben keine Zeit mehr zur Beobachtung, denn schon dringt ein gellender Ton trotz des Tosens des Motors an unser Ohr — die Schrapnells kommen in bedenkliche Nähe.

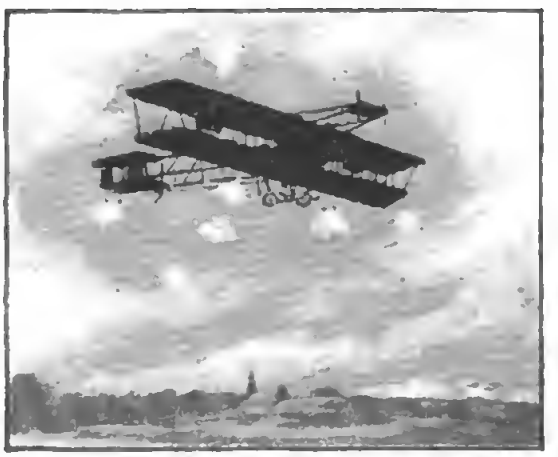
Wir empfehlen uns augenblicklich und verschwinden in den Wolken.

*

Wir sind auf Erkundung. Beim Aufstieg war es noch dunstig, dann aber hatten wir wunderbare Sicht. Wir waren 2000 Meter hoch. Das weite Schlachtfeld in seiner Ausdehnung unter uns. Wohin sich der Blick auch wandte, überall ruhte der Kampfplatz.

Direkt unter uns kämpfte ein Armeekorps hartnäckig gegen starke Stellungen der Franzosen. Wir sehen die springenden Wölkchen der krepierenden Geschosse, aber von den fechtenden Truppen können wir nur wenig bemerken; wir sind zu hoch und die Truppen decken sich gut im Gelände.

Deutlich erkennt man die großen Biwaks weit hinter der Front und die Kolonnen, die auf den Straßen ziehen. Keine Bewegung, keine Stellung kann dem gewandten Flieger entgehen. Sein Blick wird auf die Dauer ungeheuer geschärft. Freilich, Mut und Entschlossenheit, vor allem kaltblütige Ruhe und Geistesgegenwart werden von dem Flieger in erster Linie gefordert. Aber der Dank des Führers und der Kameraden und das stolze Bewußtsein, so viel zum Erfolg beigetragen zu haben, ist ihm ein schöner beneidenswerter Lohn.



Digitized by Google

Ein Kampf in den Lüften.

Bei uns hat neulich unsere Infanterie einen kleinen Vorstoß gemacht, der ziemliche Erfolge eingebracht. Wir machten etwa 100 Gefangene, eroberten 3 Geschütze und 9 Maschinengewehre und nahmen zwei Schützengräben. Natürlich wollten die Franzosen die Gräben wieder haben. Sie sandten uns in ungefähr drei Tagen etwa 15000 Granaten. Unsere Verluste waren trotzdem gering: Zwei Tote, vier Schwer- und 25 Leichtverwundete. Wir hatten uns einen unterirdischen Graben rückwärts in unsere Gräben gebaut, sodaß wir gedeckt zurückgehen und dem furchtbaren Feuer ausweichen konnten.

Heute früh 5 Uhr fand nun eine große Fliegerschlacht über uns statt. Es war wirklich großartig. Den Anfang machten die Franzosen. Gegen 7 Uhr abend kamen fünf französische und englische Flieger in einer Höhe von ungefähr 1800—2000 Meter von Westen über unsere Linie geflogen. Als sie die Ballonabwehrzüge passierten, bekamen sie Feuer. Ungeachtet dessen flogen sie weiter bis P. Hier bekamen sie von einer Fliegerbatterie 10,5 Zentimeter mörderisches Feuer und wurden zur Rückkehr gezwungen, wobei es zweien gelang, mehrere Bomben abzuwerfen. Die Dinger fielen in der Nähe des Bahnhofes herab, ohne Schaden anzurichten. Nun mußten die Apparate nochmals die Ballonabwehrlinie passieren, kamen aber, obwohl ziemlich schwankend, noch über die feindliche Linie hinaus und mußten drüben gleich landen. Sie waren augenscheinlich stark beschädigt.

Heute morgen 4 Uhr stiegen zur Vergeltung fünf von unseren Fliegern auf, um einen hinter der französischen Front gelegenen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt mit Bomben zu belegen. Etwa um halb fünf Uhr kehrten sie nach verrichteter Arbeit wieder zurück. Gleich darauf kam ein feindliches Geschwader von 6 Einheiten und drei Minuten später nochmal neun Apparate, sodaß das Verhältnis 1 : 3 stand.

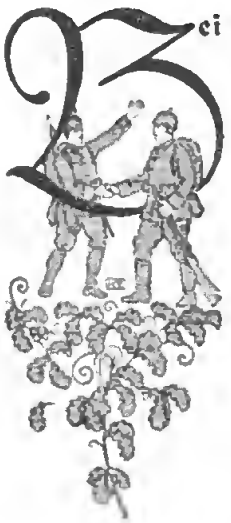
Die Flieger nahmen mit ihren Maschinengewehren sofort das Gefecht auf, welches etwa eine Viertelstunde über unseren Häuptern tobte. Im Verlaufe des Kampfes wurden ein deutsches und fünf französische Flugzeuge außer Gefecht gesetzt; sie mußten landen. Vier französische Flieger kamen über ihre Linie zurück, einer fiel uns in die Hände.

Digitized by Google

Unſere Apparate zogen ſich dann zurück, aber auch die feindlichen, obwohl ſie noch in zweifacher Übermacht waren. Eine Stunde darauf kamen nochmals vier feindliche Flieger (Engländer) und flogen nach St. Q. Es ſollte ihnen aber nicht gelingen, dort Bomben zu werfen, denn auf dem Wege ſchon wurde ein Flugzeug durch ein Geſchütz glatt heruntergeſchoſſen, ſodaß die übrigen ſolche Angſt bekamen, daß ſie ſofort wieder „kehrt“ machten und dem Weſten zuflogen, nicht ohne noch einige Grüße mit auf den Heimweg zu erhalten. Den ganzen Tag über herrſchte dann Ruhe.

Gefreiter H. Wetzſtein.

Eine Fliegerleiſtung von hiſtoriſcher Bedeutung.



Bei Gelegenheit des Vorſtoßes auf Paris erhielten die Bewohner der Ville Lumière jeden Nachmittag den Beſuch deutſcher Flieger, welche die Aufgabe hatten, das Verhalten der Pariſer Reſervearmee, die mit der Front nach Oſten aufmarſchiert war, immer wieder feſtzuſtellen.

Zu dieſem Zweck war eines Tages wieder ein Flugzeug aufgeſtiegen und fiel dem Beobachter die unbeſtimmte Bewegung beim Gegner eines deutſchen Korps auf, das gegen Norden ein ſcheinbar nicht belangreiches Gefecht hatte.

Auf eigene Verantwortung änderte das Flugzeug ſeinen Kurs und flog gegen Norden weit ins feindliche Land hinein, denn was es ſah, war näherer Betrachtung wohl wert. Dann jagte es zurück zum Oberkommando und meldete den Anmarſch der engliſchen Armee in die Flanke Klucks.

Die kavalleriſtiſche Aufklärung hatte noch nicht zu dem gemeldeten Ergebnis geführt.

Dennoch entſprach die Meldung den Tatſachen.

Die Nachricht hatte die bekannte Neuformierung der deutſchen Stellung im Weſten zur Folge und brachte der Bemannung des Flugzeuges, dem Beobachtungsoffizier und dem Führer, das Eiſerne Kreuz 1. Klaſſe.

Dieſer Flug hatte eine hiſtoriſche Bedeutung und gehört demnach der Geſchichte an.

Flugſport.

Digitized by Google

Hauptmann Stadelmeyer. Oberleutnant König.
Leutnant Schlemmer. Oberleutnant Haller.

Bayerische Fliegeroffiziere als Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Digitized by Google

Die erste Nacht im Feindesland! ❖

Das klingt ganz gefährlich und ich muß gestehen, wenn ich heute auch mit leisem Schmunzeln daran zurückdenke, so war es doch nicht unbegründet, daß wir an diesem Abend mit reichlicher Vorsorge das wichtige Geschäft des Schlafens vorbereiteten.

Den ganzen Tag über hatten wir in Saarburg darauf gelauert, daß es sich soweit aufhellen würde, als wir Sichtigkeit brauchten, um nach Baccarat zu können.

Endlich etwa um sechs Uhr abends rollten wir gegen den Wind hinein in deutsche Luft, im Bogen ging's über Saarburg, noch einmal ließen wir die Gegend unter uns vorbeigleiten, die uns so lange Freund gewesen, wenn auch ein paar Tage lang die Franzosen dort gewelscht hatten. Kaum 300 Meter hoch zogen wir über das Städtchen hin, sahen die braunen Trichter der Granaten im grünen Feld, sahen das niedergebrannte Proviantamt und manch einsam ragenden Kamin, um den ringsum die Zimmer ausgebrannt und die Mauern niedergekracht waren.

Und nun haben wir Richtung Südwest gen Frankreich. Über die Grenze gleiten wir hin, Waldstücke lösen sich voneinander und scheinen uns entgegenzueilen. Durch den Dunst über der Erde lugen Häuser mit roten Dächern, dicht gemengt mit trübgrauen Mauern, die steil aufragen und in die weiten, ausgebrannten Häuservierecke schauen lassen.

Der Trümmerhaufen links unten ist Domèvre, ein französischer Ort, aus dessen Häusern so manches tückische Geschoß die Unsern traf, hinterrücks und wider der Völkerabmachung von Männern und Weibern gefeuert, die das Recht fordern, als friedliche Bürger geschont zu werden und doch die Pflicht von sich schleudern, die ihnen gebietet, den Krieg den Kriegern zu überlassen, Kampf und Wehr denen, die das Vaterland dazu berufen.

Nun stehen von all seinen Häusern kaum zehn noch vom Feuer verschont, alle übrigen sind Rauch und Schutt geworden.

Fast sieht sich's wie friedliche Ruinen an, die zeitferne Kriege zerstört. Doch ich muß daran denken, wie ich zwei Tage zuvor mit dem Auto durch die rauchenden Trümmer gefahren. Dort brannte noch das breite Haustor, hier glimmt ein kohliger Haufen inmitten eines Hauses, als hätten die letzten brennbaren Reste sich hier zusammengekuscht. An der Wegecke trollen drei Kinder, mit großen Augen nach uns

Digitized by Google

ſich umſehend, dann verſchwinden ſie raſch. Faſt gleichzeitig huſchen wir an ihnen vorbei. Vor dem nächſten Haus ſtehen ſie, in dem noch blanke Fenſter unruhige Lichter zurückwerfen. Eines der wenigen verſchonten Häuſer.

Doppelt düſter ſticht von ihm das wüſte Durcheinander ringsum ab; lebendiger empfindet man plötzlich, daß hier lodernde Flammen gehauſt, Vernichtung ſich breite Breſchen ſchlug und den Tod mit ſich zerrte. —

So ging's mir durch den Kopf, ſchnell und bilderartig, faſt ohne Gedanken und Reflexion; vielleicht wickelt ſich da oben alles etwas raſcher, primitiver ab als unten auf der Erde, wo auch der Ablauf der Dinge langhin ſich zieht, durch Stunden, Tage und Wochen.

Das rechts vorne muß Baccarat ſein. Helle Häuſerlinien mit roten Kappen. Es muß die neue Kaſerne ſein.

Schon geht's in Spiralen nieder. Vielleicht klopft das Herz in Spannung etwas lebhafter.

Die erſte Landung in Frankreich!

Da ſehe ich, wie ein eben gelandeter Apparat auf dem Landungsplatz gegen die Zelte rollt, nun ſetzt ein zweiter auf, alſo fehlen nur noch wir. Bis wir unten anlangen, iſt der Platz ſchon geräumt. Eine Starkſtromleitung, die quer über den unterſten Anfang des Platzes läuft, war der letzte Eindruck und ſchon rollen wir über graſigen Boden.

Bald ſitzen wir fröhlich beiſammen, als wär's im ſchönen Reichsland.

Nur da und dort klingt ein Wort dazwiſchen, das daran gemahnt, daß wir, von Poſten bewacht, auf franzöſiſchem Boden ſchwerwiegender Zukunft entgegenſchauen.

Man iſt ſo froh, denn nun haben auch wir den erſten kräftigen Schritt von reichlich zwanzig Kilometern Spannweite über die Grenze wagen können.

Dunkel wird's.

In Baccarat ſpielt eine Militärkapelle deutſche Weiſen. Kanonendonner grollt wie ein abziehendes Gewitter von ferne.

Einer wirft die Frage auf: Wo ſchlafen wir eigentlich?

Auch dafür iſt ſchon geſorgt.

„Die Herren ſind auf die drei erſten Häuſer am Ortseingang verteilt. Zwei Räume ſind meiſtens nur vorhanden und ein Dachzimmer. Zum Teil gibt es Betten, zum Teil nur Matratzen — aber c'est la guerre."

So gegen zehn Uhr zogen wir los.

Jeder gürtete ſich ſeine Selbſtladepiſtole um. Man machte zwar ſelbſt Witze darüber, doch innerlich hielt jeder dieſe Vorſorge für Pflicht.

Digitized by Google

Das zweite Palais wurde mein Domizil. Es hatte einen merkwürdigen Eingang in den Vorgarten, denn die eiserne Gartentüre war verschlossen. So mußte man um die Mauer mit dem Gitter herumspazieren und von der Seite her durch ein dünnes Drahtgeflecht und etwelche Sträucher kriechen.

Es war viel besser, als ich gedacht.

Ich erhielt sogar ein kleines Zimmerchen für mich.

Recht übel sah es darin aus. Nur das frisch überzogene Bett versuchte schüchtern an Wohnlichkeit zu erinnern. Überall lag Wäsche auf dem Boden. Auf einem niederen Tischchen und dem kaum einen Meter hohen Zimmerofen sah ich tausend unnütze Dinge hingeworfen.

Die Bewohner waren sichtlich Hals über Kopf geflüchtet und dann hatten wohl auch noch unzarte Hände an Wäsche und Eßwaren getippt.

Die Kameraden schliefen im Zimmer nebenan. Die Türe ließen wir offen. Aber mein Fenster machte ich doch zu, da man allzu bequem vom Boden einsteigen konnte.

So mußten wenigstens erst die Scheiben klirren.

Vor die unversperrte Haustüre rückten die Unteroffiziere in der „ersten Etage" vorsichtig den Küchenschrank und stellten leere Flaschen darauf, die bei starkem Anprall klirrend zerschellen mußten.

Die Burschen waren noch im Lastwagen mit dem Gepäck unterwegs, also hatten wir 400 Meter vom Flugplatz entfernt im französischen Haus so richtig gar keinen Schutz außer unserem guten Gehör und der rasch zufassenden Hand.

Ans Kopfende kam die Pistole zu liegen und unter dem Kopfkissen die elektrische Taschenlampe. Noch eine kurze Vorübung, im Dunkeln die Pistole zu entsichern. Auch das geht glatt. Ein beruhigtes, kräftiges gute Nacht und alles beginnt nach Morpheus auszulauern.

Hin und wieder fährt man bei einem Geräusch empor. Man hört knackende Zweige, vorsichtige Tritte im Garten, dann Stille.

Ein paar recht unfreundliche Worte gehen durch den Kopf, dann legt man sich auf die andere Seite.

Jetzt rumpeln im Trab Geschütze auf der Straße vorwärts. Die Uhr läßt halb zwei Uhr erkennen. Auch mein Kamerad nebenan ist aufgewacht und hat wohl bei mir das Licht aufblitzen sehen.

„Zugehen tut's da und ein Spektakel ist die ganze Nacht, daß man glauben könnte, man wäre mitten im Kriege!" brummte er auf echt bayerisch vor sich hin.

Das kurze Lachen ist kaum zu hören in dem Rädergerassel.

Nun bricht es ab. In der Ferne rollt es verhallend.

Ruhe!

Digitized by Google

Gegen Morgen tun die Flaſchen am Hauseingang kräftige, aber friedliche Wirkung. Unſere Burſchen ſind da.

Das Gepäck pauſiert noch.

Wir ziehen uns an.

In einer Suppenſchüſſel, berechnet für ein kinderloſes Ehepaar, verſuche ich Geſicht und Hände zu waſchen. Im übrigen muß die Einbildung helfen.

Wir gehen zum Flugplatz.

Den ganzen Tag über halten die Burſchen „Großreinemachen“ und Aufräumen, bei dem zwar manche Hausfrau entſetzt den Kopf geſchüttelt hätte, denn auch hier wird durchweg ein ſummariſches Verfahren angewandt. Aber der erfreuliche Erfolg iſt, daß die Wohnung abends faſt ſauber ausſieht. Und darauf kommt es uns kurzfriſtigen Einmietern hauptſächlich an. —

Ganz prächtige Kerle ſind unter unſeren Leuten.

Fuhr da am dritten Tag unſerer Anweſenheit in Baccarat unſer unermüdlicher Koch ſchlankweg nach vorne, vor unſere eigene Artillerie, wo er in einem Gehöft drei Schweine ausgeſpäht. Kaum läßt er ſich ſehen, ſchlagen auch ſchon die feindlichen Geſchoſſe ein und platzen recht beunruhigend nah. Syſtematiſch rücken ſie an und notgedrungen muß er ſich mit zwei von den Tierchen zufrieden geben. Dann geht es mit Benzinvolldampf zurück. Noch gleichen Tags ward das eine abgemurkſt und auch das zweite hing vierundzwanzig Stunden ſpäter ſauber geſchlachtet im Keller eines nahen Hauſes.

Leider wurde dicht bei uns an dieſem Tag eine Kompagnie zur Ruhraſt einquartiert, und als der Koch gen Mittag nach dem lieben Tierchen ſehen wollte, grinſte ihm ein Gerippe entgegen, denn ſauber war Fleiſch und Speck abgelöſt worden und nur bei den Schinken war auch der Knochen mitgegangen. O quae mutatio rerum!

Für uns war das bitter, für die Kompagnie ſoll es ſehr nahrhaft geweſen ſein. Im Krieg muß man ſein Zeug auch vor den lieben Seinen bewahren, denn alles fühlt ſich als große Familie und ſolch ein Familienſinn nimmt manchmal bedauerliche Dimenſionen an. — —

Manonoiller!

Ein eigenartiges Blatt in meinem Erinnerungsbuch.

Ich füge es hier ein, weil ich nun wohl auch das Letzte darüber ſagen kann, was es mir an Eindrücken zu ſchenken vermag.

Manonviller galt mit Recht als das modernſte Fort an der Grenze gegen Deutſchland. Dicht neben der Bahnlinie, die von Avricourt nach Luneville führt, ragt es nackt und ſteinern empor, nicht ſteil, ſondern flach hinauslugend nach allen Seiten.

In wenigen Tagen iſt es nun Ende Auguſt gefallen, und man wird mit klaren Zahlen und nüchternen Daten ſeine Geſchichte einwickeln in Kriegsgeſchichte und Feſtungslehre.

Digitized by Google

Gefangennahme eines heruntergeschossenen feindlichen Fliegers.

Uns Fliegern kommt solch Ding nie so nüchtern nahe, wenigstens so lange wir in unserem Element, der Luft, hinsegeln. Wir halten immer den Abstand, durch den allein man sich die Eindrücke in künstlerischem Sinne mehr ausdeuten kann.

Schon damals, als wir in Saarburg noch waren und von dem Fort dies und jenes hörten, war's für uns ein merkwürdiger, unheimlicher Geselle, in den sich viel hineingeheimnissen ließ.

Anfangs hatten wir keinen Grund, allzu nah heranzurücken, denn unsere Aufgaben hatten andere Richtpunkte. Man fuhr sogar lieber einen leichten, ausbiegenden Bogen, um nicht unnötig durch eine Gefahrzone zu segeln, denn nicht mit Unrecht galt die Festung als ein „Noli me tangere" für uns leichte Gesellen.

Nur ganz ferne, als graubraunen Fleck sah man's liegen und dahinter die weißen Striche von neugebauten Häusern. Daß es solche waren, erfuhren wir natürlich erst später.

Allmählich aber schien auch Manonvillers Stunde geschlagen zu haben. Längst waren unsere Truppen über seine Linie schon hinausgerückt. Abgeschnitten von Zufuhr, doch leider nicht von Nachrichten, denn, wie wir später erfuhren, war die telephonische Verbindung mit Luneville noch lange, als die Beschießung schon begonnen, intakt.

Erst eine findige Patrouille spürte sie mit List und Schläue aus und machte einen kräftigen Schnitt durch ihr Dasein.

Noch bevor unsere 42 Zentimeter-Geschütze, jene unerwarteten Gäste auf dem Kriegsschauplatze, ernste, wuchtige und „eindringliche" Sprache zu führen begannen, hatte einer der Unseren Auftrag erhalten, über das Fort selbst hinzufliegen.

Reiche Ausbeute brachte er heim.

Und dann ging ein wildes, tiefes Grollen los. Die Wolken hingen tief im Himmel. In leichtem Düster lag die Erde. Dunkel und ernst rollten die donnernden Klänge zu uns herüber.

Zehn Tage hatte man im Frieden dafür angesetzt, die Feste zu stürmen. Doch in Wirklichkeit war's schon nach zwei Tagen zu Ende. Die Besatzung, etwa 1000 Mann, hatte kaum zwei oder drei Mann Verluste, doch mußte sie sich mehr übel als wohl übergeben, einmal dank der Wirkung unserer 42 Zentimeter-Geschosse, hauptsächlich aber wegen der schauerlichen Dämpfe, die in allen Kasematten jedes Leben zu ersticken drohten.

Sie fanden keinen rechten Abzug und jedes einschlagende Geschoß warf neue Schwaden hinein.

An einem Nachmittag um vier Uhr, hörte ich, ging die Flagge mit der stillen, ergebenen, weißen Farbe hoch.

Dann ward die Besatzung in die Gefangenschaft nach Deutschland gebracht.

Digitized by Google

Etwa acht Tage ſpäter ſtieg ich kurz nach zwölf Uhr mittags auf und da wir vor dem Abflug zum Gegner erſt auf etwa 1400 Meter ſteigen mußten, nahmen wir zur Abwechſlung mal den Weg nach Oſten zurück über die Grenze, dann gegen Norden umbiegend und ſchließlich mit Richtung auf Luneville wieder nach Weſten wendend.

Öd und braun lag der ſo viel genannte Exerzierplatz am Eingang der Stadt; über ihm drehten wir nach Oſten ab und nun lag Manonviller gerade vor uns.

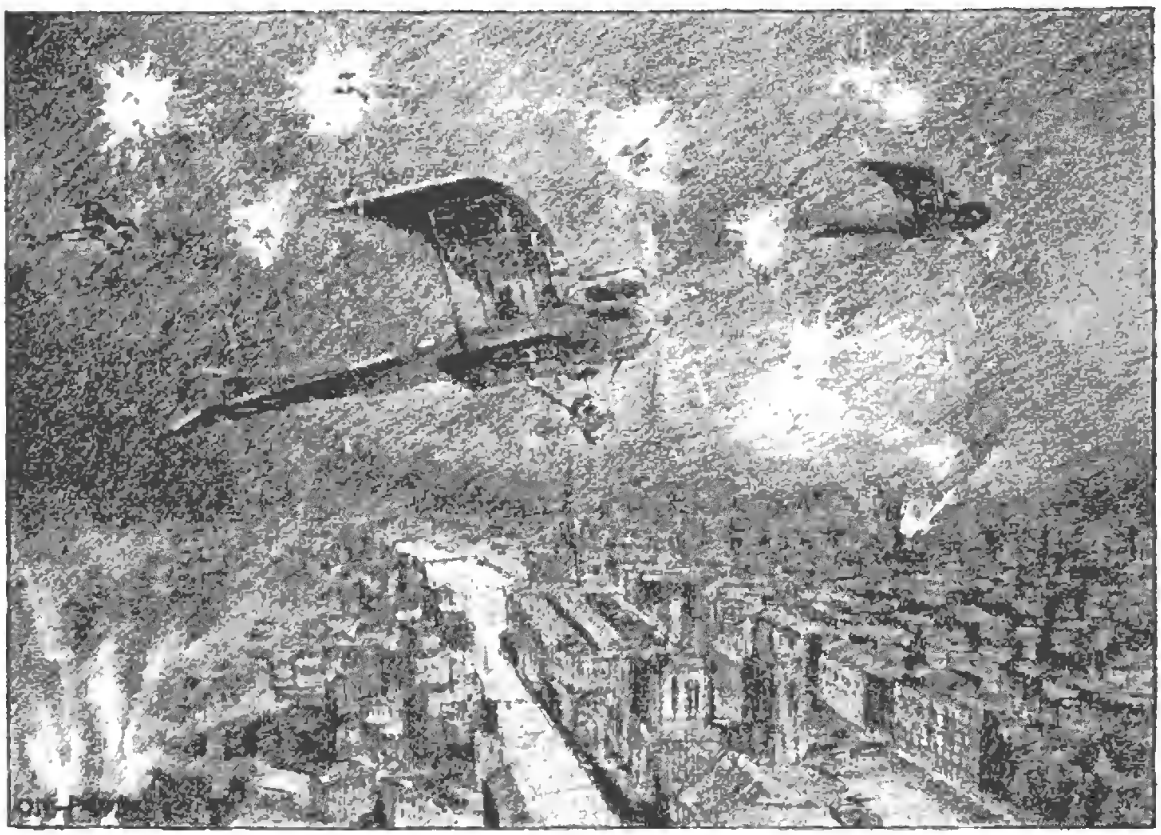
Näher und näher kamen wir.

Schon ſah man runde Löcher, in die ſich Geſchoſſe eingebohrt, und nun lag das Trutzwerk faſt ſenkrecht kaum tauſend Meter unter uns.

Wie ein grauer Maulwurfshügel mit grobem Kies beſchüttet und dicht beſät mit zahlloſen Löchern und kleinen Mulden, in denen auf der Sonnenſeite ſichelförmige Schatten kauerten.

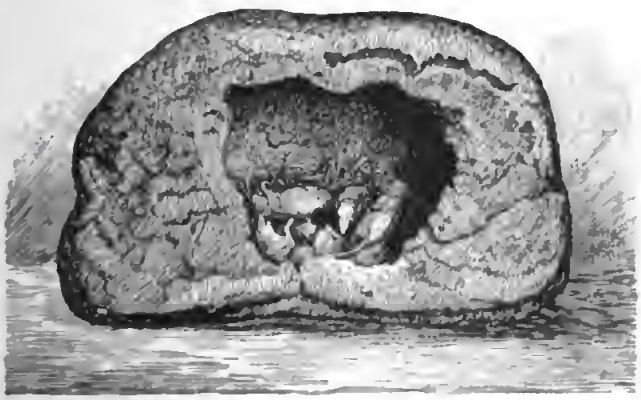
Da, wo im ſtumpfen Winkel die Mauern zuſammenliefen, war alles eingebrochen, wüſt und kantig lagen die Trümmer.

Halb verſchüttete Ausgänge aus den Kaſematten lagen als ſchwarze Ovale da, die Panzertürme ſchienen teilweiſe eingeſunken, teilweiſe geborſten. Noch einige blanke, ungebrochene Linien ſchimmern herauf. — —



Deutsches Soldatenleben in Frankreich.

Vor vier Wochen konnte ich zum zweitenmal aus dem Lazarett entlassen werden; diesmal war es schlimmer als im März; der Arzt hatte eine Lungenentzündung festgestellt, von der ich mich aber verhältnismäßig rasch wieder erholt habe. Wir sind froh, daß der Winter hinter uns ist und hoffen auch, daß wir keinen mehr im Felde durchzumachen brauchen; dieser Winter bleibt uns allen eine ewige Erinnerung, hauptsächlich, was die Lagerstätte anlangt. Soviel mir bekannt ist, erschien im „Sport" nach einer Postkartenaufnahme ein Bild unserer Feldwache. Diese Feldwache werde ich in meinem Leben nie vergessen. Sie war aus Brettern zusammengebaut, oben mit Dachpappe überzogen und die Hütte war fertig; in diesem Heim mußten wir ein volles Vierteljahr lang hausen. Anfangs konnte darin kein Mensch aufrechtstehen, wir mußten uns gebückt in ihr bewegen, bis uns das endlich zu dumm wurde und wir daran gingen, sie etwas höher zu machen. Aber mit den Brettern haperte es sehr, denn die Gegend ist furchtbar holzarm; endlich gelang es aber doch. Wenn nachts der Sturm kam, hob er uns gewöhnlich das ganze Dach wieder ab. Da kam es oft vor, daß ich gerade vom Posten oder einer Patrouille hereinkam und an der Wiederherstellung noch mithelfen mußte. Die Nachtruhe war wieder beim Teufel, es wären halt doch vier Stunden Ruhe gewesen.



Und dann die Ratten! Da haben wir uns überhaupt nicht zu helfen gewußt; jedes Paket haben diese Viecher angepackt. Einmal fanden wir in einem Kommisbrot ein ganzes Nest voll junger Ratten. Einem meiner Kameraden haben die Biester von den Ohren ein Stück weggebissen und mir haben sie an der Nase herumgeknabbert, während wir schliefen. Das war ein guter Schlaf!

Den ganzen Winter durch lagen wir auf ein wenig Stroh. Ein Kopfkissen habe ich mir aus Roßhaaren hergerichtet, das ich aus den abgeschnittenen Schwänzen gefallener Pferde machte und das ich jetzt seit November immer mit mir trage.

Oft kam es vor, daß wir Läuse hatten. Wenn ich ein solches Ungeziefer an mir sah, zog ich mich sofort ganz aus und rieb den ganzen Körper mit Petroleum ein; das half etwas.

Vorige Woche waren drei feindliche Flieger hier, die uns ja täglich besuchen und es immer darauf abgesehen haben, unsere Fliegerstation und Kommandantur zu vernichten, wobei sie aber nicht viel Glück hatten. Trotz der vielen Bomben, die sie

Digitized by Google

geworfen haben, wurde nur ein Soldat getroffen. Unsere Artillerie und wir haben sie aber bald wieder vertrieben. Eine nicht explodierende Granate fiel fünf Meter vor mir nieder, ohne mir etwas zu tun. Einige Tage darauf kam wieder eine feindliche Taube, die es diesmal nur auf die Kommandantur abgesehen hatte. Sie warf zwei Bomben; glücklicherweise hat das schöne Gebäude keinen Schaden erlitten, denn die Bomben gingen fehl und trafen Franzosen, drei Frauen und drei Kinder, die vor dem Hause standen. Sie waren sämtlich tot, auch in den Häusern gab es viele Schwerverwundete. Da lachten die Franzosen nimmer. Bei der Beerdigung der durch die Bomben getöteten Zivilisten hielt der französische Pfarrer eine Leichenrede und machte den Leidtragenden weiß, daß es kein französischer, sondern ein deutscher Flieger gewesen sei, der das Unheil angerichtet hatte. Dieser Kerl! Aber wir habens ihm besorgt. Er wurde am nächsten Tag in aller Frühe sofort verhaftet und wird seine Strafe schon erhalten.

Seit einiger Zeit haben wir kein Schweinefleisch mehr erhalten, immer und immer Rindfleisch. Erst am 27. Mai bekamen wir zum erstenmal wieder Schweinefleisch zu essen. Wie uns unser Feldwebel mitteilte, sollen wir von jetzt ab in der Woche zweimal solches bekommen.

Seit vierzehn Tagen sind wir wieder hier, da kann man auch wieder etwas kaufen; es gibt deutsches Bier, sowie kleine Würstel. Das Bier kostet die Flasche 60 Pfennig, die Würstel das Paar 50 Pfennig. Hie und da vertilge ich eine solch' köstliche Mahlzeit, aber man kann nicht mehr viel vertragen; mit von zwei Flaschen braunem Bier ist man gleich beschwipst.

Wir bezahlen meistens mit deutschem Papiergeld. Wenn man mit großem Geld bezahlt, dann sagen sie immer, sie können nicht wechseln, obwohl sie es haben. Wenn sie uns aber durchaus nicht herausgeben wollen, dann trinken wir das Glas Bier aus, bezahlen gar nichts und gehen. Das französische Papiergeld ist jämmerlich schlecht gegen das deutsche.

Jetzt ist es sehr streng; die Zivilisten dürfen zur Zeit wieder die Ortschaft nicht verlassen, ja sogar nicht einmal ihr Haus. Viele aber leisten der Anordnung nicht Folge und wenn sie von uns erwischt werden, dann werden sie verhaftet und müssen sich entweder einsperren lassen oder so und so viel bezahlen.

Vor zwei Wochen mußten sich die jungen Burschen bei der Feldgendarmerie melden; es hatten sich aber nur wenige eingestellt. Da wurden die Fehlenden — es waren 54 Mann — herbeigeholt. Es gab ein Gelauf und ein Gerenn unter den Weibern; einige davon spieen ihre Männer an, weil sie sich von den Deutschen hatten verhaften lassen. Die Gefangenen wollten ausspringen, was wir natürlich verhinderten.

Wir haben tagtäglich Standmusik von unserer Bataillonskapelle. Von unserer Mäuse- und Rattenplage gibt die Photographie der eigenartigen Wohnstube, die ich mitschickte, einen netten Begriff!

Meinrad Stiedl.

Digitized by Google

Verfolgter und tötlich getroffener feindlicher Flieger.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Die von Fliegern entdeckte Batterie.

Gestern waren infolge der schönen, windstillen Witterung mehrere feindliche Flieger aufgestiegen. Zufällig, wir wissen gar nicht, wie ihnen das gelang, entdeckte einer dieser großen Artilleriefeinde auch unsere Batterie und heute mußten wir die Folgen tragen.

Unsere Infanterie machte morgens halb acht Uhr einen heftigen Angriff auf die feindlichen Schützengräben und wir mußten sie dabei mit allen Kräften unterstützen. Gegen Mittag aber bekamen wir heftiges Artilleriefeuer von zwei feindlichen Batterien mit ziemlich großen Kalibern.

Unser Infanterieangriff dauerte den ganzen Tag über an und unsere Batterie feuerte ununterbrochen, wurde aber ständig unter feindlichem Feuer gehalten. Ein Geschoß explodierte auf der rechten Hälfte unseres Unterstandes, wühlte ein Loch von ungefähr zwei Meter Tiefe in den Boden und verschüttete den Ausgang vollständig; wir mußten uns erst durch den Erdboden hindurcharbeiten, um ins Freie zu kommen.

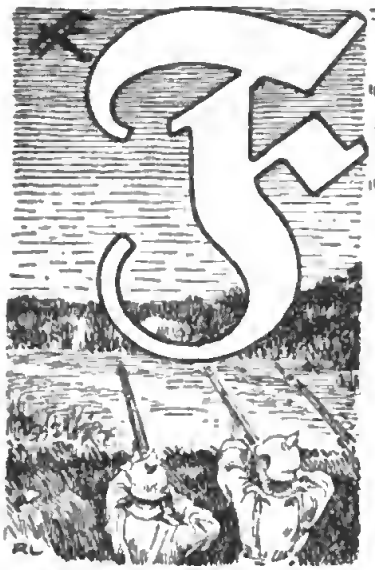
Ein Mann war zufällig am Geschütz und konnte diesem Schauspiel zusehen. Die Steine, mit denen der Unterstand zugedeckt war, flogen fünfzehn bis zwanzig Meter in die Höhe und zerstreuten sich auf einen Umkreis von 50 Meter; es waren Steine dabei mit 50 bis 80 Pfund.

Als das Feuer etwas schwächer wurde, setzten wir unser Schießen wieder fort. Nun wurden wir von einem unheimlichen Schrapnellfeuer begrüßt; wir konnten uns nicht mehr bei den Geschützen halten und flüchteten uns wieder in unsere Unterstände. Währenddessen erhielt mein Nachbargeschütz einen Volltreffer. Die Räder wurden beschädigt, der Schutzschild hat zwölf Löcher, das Rundblickfernrohr und die Höhenrichtmaschine wurden unbrauchbar gemacht. Wäre in diesem Moment die Bedienung am Geschütz gewesen, so wäre schwerlich ein Mann gesund davon gekommen. Aber trotzdem feuerten wir wieder weiter und hatten trotz allem keine Verluste. Auch der Infanterieangriff gelang; wir nahmen vier Schützengräben, machten über 500 Gefangene und erbeuteten drei Maschinengewehre und eine Revolverkanone.

Gegen 5 Uhr nachmittags setzte der feindliche Gegenangriff ein; die feindliche Artillerie machte ein Höllenfeuer auf die neugewonnenen Gräben, schoß aber glücklicherweise meistens zu weit. Morgen und übermorgen soll der Angriff fortgesetzt werden.

Gefr. Georg Beimler.

Digitized by Google



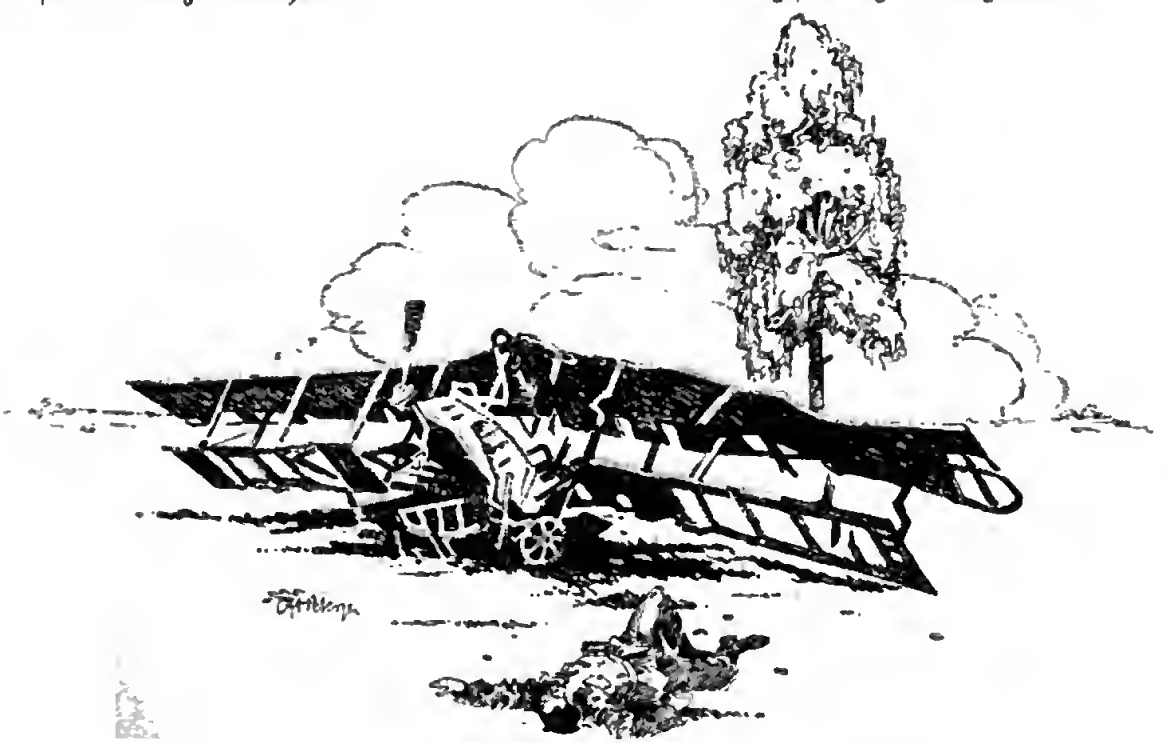
Feindliche Flieger in deutscher Gewalt.

Unsere Infanterie hatte einen englischen Flieger heruntergeholt. Ich selbst eilte auf das heftige Gewehrfeuer hinaus und sah den Apparat in geringer Höhe die letzten Versuche machen, wieder in die Höhe zu kommen. In einem langen Gleitflug landete er, wo, sahen wir nicht. Doch wir liefen eiligst mit Gewehr in der Richtung weiter, um eine Flucht der Insassen zu verhindern.

Aber wir hatten uns in der Entfernung getäuscht. Etwa drei Kilometer von uns war der Flieger erst zu Boden gegangen. Im letzten Augenblick hat ihn aber das Unglück vollends heimgesucht. Er blieb an einer Hochspannung mit dem rechten Flügel hängen und schlug dann mit furchtbarer Gewalt auf der andern Seite der Straße in die Bäume.

Die beiden Flieger wurden von Kavallerie, die das Flugzeug verfolgte, herausgeholt, beide noch lebend nach C. abgeführt. Wir aber betrachteten uns dann den Apparat sehr genau, bis die Feldgendarmen ankamen und wir wieder zurückkehrten. Den Kavalleristen, die die Flieger gefangen genommen, wurde das Eiserne Kreuz verliehen.

Kriegsfreiwilliger Ludwig Albert.



Aus dem Tagebuch eines bayerischen Fliegers.

An der westseeländisch-flämischen Grenze erblickte ich hoch in den Lüften einen englischen Zweidecker. Er hatte eine große Geschwindigkeit, und ich beschloß, ihn zu verfolgen. Doch es sollte anders kommen. Meine Taube, die stets startbereit ist, war in kaum einer Minute startfertig, und schon ging es vom Boden in die Lüfte. In wenigen Minuten war ich in gleiche Höhe mit dem englischen Doppeldecker (1500 Meter) gelangt und begann sofort auf ihn zu schießen, indem ich ihn aber gleichzeitig so in die Nähe unserer Stellungen trieb, daß er unbedingt bei einem eventuellen Schaden in einem unserer Flughäfen landen mußte. Nun schienen auch einige der von uns abgesandten Kugeln gut getroffen zu haben, denn der Apparat des Engländers senkte sich plötzlich und landete glatt bei uns. Auch ich ging tiefer und landete. Als ich unten seine Maschine besichtigte, zeigte sich mir, daß eine unserer Kugeln in den Vergaser geschlagen war, ohne zu zünden. Er hatte noch eine Bombe an Bord. Natürlich wurden der Flieger und das Flugzeug sofort interniert.

Am nächsten Tage sahen wir in der aufsteigenden Sonne einen der kleinen und schnellen französischen Eindecker. Sofort begrüßte ihn ein heftiges Gewehrfeuer unserer Truppen, aber er manöverierte sehr geschickt, und wir sagten uns, daß wir es mit einem sehr erfahrenen Flieger zu tun haben müßten. Doch siehe — sein Apparat senkt, nein, er stürzt sich bereits herunter. Die Maschine war total zerstört und aus den vorgefundenen Papieren ging hervor, daß es der durch seine kühnen Flugleistungen in diesem Kriege wohlbekannte Flieger Gaubert war. Sein Apparat wurde hauptsächlich von einer unserer aufgestellten Flugzeugkanonen getroffen, die ziemlich genau in einer Höhe von 2400 Metern noch treffen.

Einige Tage später patrouillierte eine beträchtliche Anzahl französischer Flieger über Paris, um einer Überraschung von seiten der deutschen Flieger vorzubeugen. Ein französischer Doppeldecker, der aus der Gegend von Issy-les-Moulineaux kam, wurde heruntergeschossen und stürzte auf das Schlachthaus von Pangirard. Während des Sturzes geriet der Apparat in Brand, jedenfalls infolge Platzens des Benzinbehälters.

Jüngst stieg auch ein Marine-Flieger zu einem Flug nach Dover auf. Er hat Dover erreicht und dort mehrere Bomben geworfen, von denen eine den Hauptbahnhof getroffen haben dürfte. Er beobachtete zwischen Dover und Calais

Digitized by Google

Die beiden Flieger wurden von Kavallerie, die das Flugzeug verfolgte, herausgeholt. (Seite 915.)

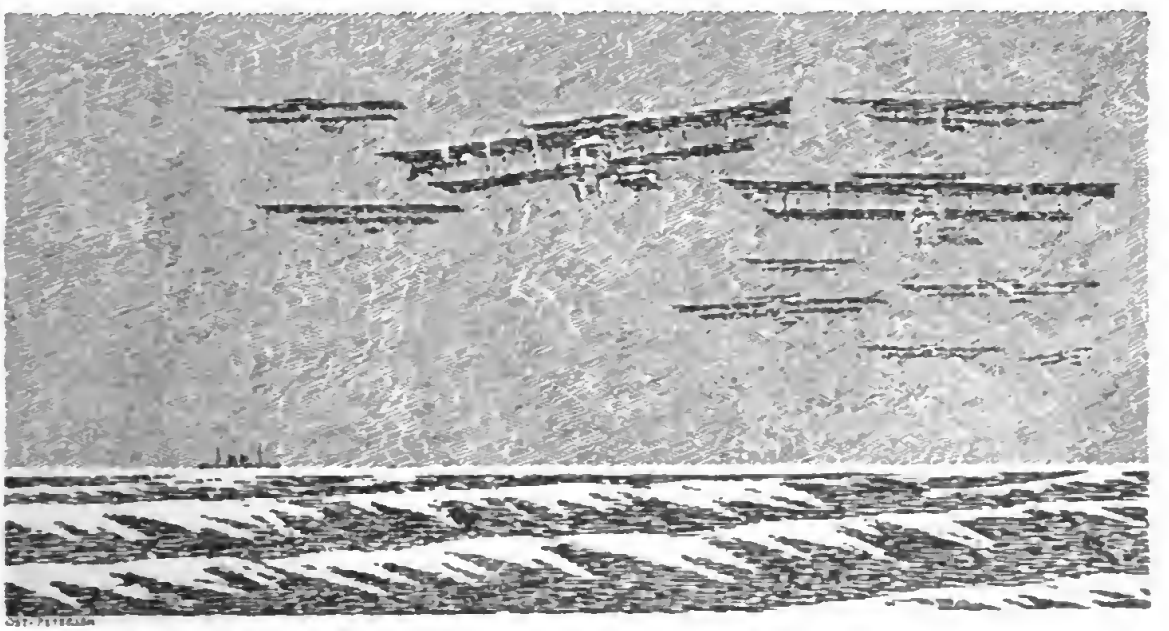
zwei Reihen Torpedobootszerstörer, von England zur französischen Küste aufgestellt, augenscheinlich zur Sicherung des Verkehrs, ferner im Hafen von Dover mehrere Schiffe.

In den Downs, den längs der englischen Küste führenden Schiffahrtswegen, sah er regen Handelsverkehr. Dort herrschte klares Wetter, während in Belgien Dunst und Regen war. Mit dem Winde flog er in einer Stunde zu unseren Stellungen zurück. Lebhaft beglückwünschten wir unseren Kameraden nach diesem ersten Streifzug eines deutschen Wasserflugzeuges bis zur englischen Küste.

Tags darauf flogen wir über Calais, wo wir zwei Bomben abwarfen. Nahe dem Kanal beschrieben wir eine enge Acht und flogen dann mit großer Geschwindigkeit über Fort Risbau.

Die erste Bombe krepierte im Wasser mit einem starken Knall wie von einem Kanonenschuß, ganz nahe neben dem Fort, doch das Fort selbst blieb unverletzt. Die zweite Bombe fiel in den Hafen, in der Nähe des Hotels Martime, nieder. Wir erhielten emsiges Gewehrfeuer, bis wir außer Sehweite waren.

Eine der schwierigsten Fahrten war die nach S. Kaum hatte man uns bemerkt, als wir auch schon von englischen Fliegern verfolgt wurden. Es war eine Höllenfahrt — wir hatten im Apparat drei Treffer, die gut saßen, so daß wir ans Landen dachten — da wurde uns der Weg von drei englischen Flugzeugen abgeschnitten. — Nach einigen kleinen Manövern gelang es uns, in dem herrschenden Dunst zu verschwinden. Wir hatten auf unserem Luftwege Gravesund-Erith passiert. Den Rückweg nahmen wir über E. nach der See.



Am Weihnachtstage ſtiegen wir, während der Kanonendonner noch immer heftig dröhnte, wiederum auf, um nach Nancy zu fliegen. Wir beobachteten von oben, daß unſere Truppen von ſchwerer franzöſiſcher Artillerie in Richtung Seille angegriffen wurden. Wir erreichten Nancy, wo wir zwei Bomben warfen. Die erſte Bombe fiel in der Rue de Mont Deeſert auf ein großes Geſchäftshaus, die zweite in das Poſtgebäude. Wir ließen nun noch den Franzoſen ein Andenken in Form eines Briefkuverts, welches zwei franzöſiſche Gewehrkugeln und zwei Photographien von uns mit der Aufſchrift „Gute Weihnachten“ enthielt, fallen.

16 Flugzeuge waren es, die geſtern am Sonntagmorgen ratternd und puffend ſich in die Lüfte erhoben. Das Wetter aber war nicht ſo, wie wir es wollten, es war für uns im höchſten Grade ungünſtig, denn es herrſchte dichter Nebel. Wir flogen der engliſchen Küſte entlang — mit den Elementen kämpfend — mutig auf unſer Ziel los, bis Dover, wo wir den Bewohnern mit einigen Bomben einen friſchen Morgengruß gaben. Dann nahmen wir aber Richtung Dünkirchen und flogen weiter. Dort eröffneten wir ein heftiges Bombardement, um die Bewohner von D. aus dem Schlafe zu bringen. Wie wir von oben ſehen konnten, haben unſere Bomben großen Schaden angerichtet. Wir machten noch einige Runden um die Stadt — aber kein feindlicher Flieger nahm unſere Verfolgung auf — und ſo flogen wir wieder heim.

Der Flieger.

Vormittags 10 Uhr 45 Minuten Start zum Flug über Amiens nach Abbéville. Es war der ſchönſte Flug, den ich je gemacht habe; wir flogen gleich direkt nach Weſten, ohne vorher über dem Platz zu kreiſen, was notwendig iſt, um in die entſprechende Höhe zu kommen; wir hatten ſtarken Gegenwind. In 400 Meter Höhe gerieten wir in die erſte Wolkenſchicht; es böte ziemlich ſtark; wenn es auch gar nicht angenehm iſt, in einem fort durch Wolken hindurchzuſtechen, ſo machte es mir diesmal doch Spaß.

In 800 Meter ſteckten wir in einer zweiten Wolkenſchicht, die jedoch nicht mehr ſo grau und düſter ausſah wie die erſte, da bereits hier und dort die Sonnenſtrahlen darauflagen. Der Wind hatte ſich hier oben gedreht; wir hatten Oſtwind. Ich wollte einmal verſuchen in geringer Höhe über den Feind zu fliegen, da doch die Möglichkeit vorhanden war, bei ſtarkem feindlichen Feuer ſich in eine Wolke verſtecken zu können. Wir kamen nur langſam vorwärts und ich ließ den Motor mit 1400 Touren laufen, um möglichſt wenig zu ſteigen und eine größere

Digitized by Google

Geſchwindigkeit zu bekommen. Inzwiſchen waren wir auch ſchon über die zweite Wolkenſchicht hinaus und ſchwammen etwas ruhiger über die Wolkenballen hinweg.

Bald waren wir über den feindlichen Stellungen und man begann uns ziemlich heftig mit Schrapnells zu beſchießen; doch immer wieder nahm uns eine Wolke in ihren gnädigen Schutz und nach einiger Zeit waren wir außer Schußweite der vorderen Linien. Es iſt merkwürdig, obwohl ich in ſolch geringer Höhe (1050 Meter) mich befand und es zeitweiſe ziemlich böte, verſpürte ich nicht das geringſte Gefühl der Unſicherheit. Man glaubt, wenn man ſo recht nah über einer ſchönen helleuchtenden Wolke dahinſchwebt, ausſteigen zu können, um darauf herumzuklettern.

Nichts von allem, was unſere Berge uns bieten, kann ſich mit der Pracht meſſen, die ſich einem hier auftut; ringsum ein hellſtrahlendes, gleißendes Silbermeer; wie die ſchaumgekrönten Wellenkämme einer Meeresbrandung, ſo ragen hier aus dem wogenden Wolkenmeer einzelne Ballen und Fetzen hervor, deren Kämme die Sonne roſig durchleuchtet. Man glaubt ſich in einem Märchenland zu befinden und unwillkürlich mußte ich an dieſes und jenes Märchen aus 1001 Nacht denken. Ich vergaß alles, was mich an die Erde hätte erinnern können; nicht einmal das Surren vermeinte ich zu hören, einen ſolch beſtrickenden Zauber übte der Anblick dieſes unendlichen Luftreiches auf mich aus.

Da tat ſich plötzlich eine Öffnung auf wie ein tiefer Schlund, und der grüne und braune Boden der Erde winkte herauf und riß mich aus meinen Träumen und führt mich zurück zur ernſten Pflicht.

Wir waren langſam in eine Höhe von 1800 Meter geſtiegen und dadurch in eine dritte Wolkenſchicht geraten; die kleinen Löcher, durch die man zur Erde hindurchſah, wurden immer ſeltener. Es war unmöglich, unſeren Auftrag vollkommen ausführen zu können infolge der großen Wolkendichte, ſodaß ich wendete und den Kurs nach Oſten nahm.

In unſerer jetzigen Höhe hatten wir wieder ſtarken Weſtwind, der uns pfeilſchnell dahintrieb, was ich an den Wolken bemerkte, die ich in raſcher Eile überholte, obwohl ſie ſelbſt ſchon eine große Geſchwindigkeit hatten. Wie ſich nachher herausſtellte, hatten wir die anſehnliche Geſchwindigkeit von 220 Kilometer in der Stunde. Über uns lag noch eine vierte Wolkenſchicht und durch deren Öffnung ſah man die hohen Zirruswolken (5000 bis 8000 Meter); den ſeltenen Anblick von fünf verſchiedenen Wolkenſchichten haben wir gehabt und tief befriedigt von dem genußreichen Fluge gingen wir zum Gleitflug nieder und ſauſten hindurch durch Wolken und Nebel, um glatt auf unſerem Flughafen zu landen.

Aus den Erzählungen eines Versprengten.

Eines Tages beobachteten wir einen Schäfer, der mit seiner Herde auf die Weide zog und heftig mit seinem Stock und den Armen gestikulierte. Da unmittelbar darauf die feindliche Artillerie herüberschoß, wurde der Mann festgenommen. Etwa vierzehn Tage später hatte das Bataillon wieder unter Verrat zu leiden. Ein Bauer hatte ein weißes Tuch auf einem Baum befestigt zum Zeichen, daß deutsche Artillerie in der Nähe stand. Diese wurde sofort danach von feindlicher Artillerie unter Feuer genommen. Dem Bauern aber ging es an den Kragen.

Nach dem Gefecht von La Planchette kam ich von meiner Truppe ab, wurde versprengt und kam zu den . . ern. In der Nähe von St. Dié requirierten wir Heu für preußische Artillerie, wobei wir einen Zivilisten aus einem Heuschober herauszogen. Dann schloß ich mich einem Gefangenentransport der . . er — bestehend aus 180 Franzosen, darunter drei Offiziere — von St. Dié nach Saales an. Dort wurde ich zur Beerdigung von vier Franzosen und einem Deutschen kommandiert, auch zwei Pferde mußten verscharrt werden. Ich hatte die Aufsicht, von meinen Leuten erhielt jeder fünf Zivilisten an die Seite, die ihnen die traurige Arbeit zu erleichtern hatten.

Zwischen Schlettstadt und St. Kreuz stürmte meine Kompagnie ein im Tale gelegenes Dörfchen. Ich und acht Mann gingen getrennt von der Kompagnie im Bogen gegen das Nest vor. Bei unserem Einrücken sahen wir 80 Franzosen aus einer Scheune herauskommen, die die Arme hochstreckten und sich sofort ergaben. Waffen trugen sie keine mehr.

Beim Requirieren von Lebensmitteln — Brot war nirgends aufzutreiben — verhielt sich die Bevölkerung mürrisch, aber unsere Mannschaften kehrten sich nicht daran und zogen aus den Kellern meistenteils Wein und Speck hervor.

Nach einem Gefecht ergab die Untersuchung eines französischen Tornisters zur Heiterkeit der Beteiligten Damenhemden und zierliche Taschentücher. Mangels Verwendungsmöglichkeit warf ich die „noble Wäsche“ weg.

Einen von preußischer Artillerie heruntergeschossenen Flieger sah ich langsam an dem Rande eines Waldes heruntergehen. Während eines Gefechtes sah ich zwei Flieger in den Lüften, einen deutschen und einen französischen, wie von den Offizieren durch das Glas festgestellt wurde. Die Aroplane flogen direkt übereinander weg, der deutsche oben, der französische unten. Sie ließen dabei „den Dampf heraus“, daß es eine wahre Pracht war. Ich hatte das Gefühl, als wollten sie einander übern Haufen rennen.

Ich nahm auch an einer nachts 10 Uhr vorgehenden Unteroffizierspatrouille in der Stärke von acht Mann teil; wir kamen auf etwa 20 Meter an die Franzosen

Digitized by Google

Ritter von Höhn
Generalleutnant.

UNIV. OF MICH.

OST-PETERSEN MÜNN.

Digitized by Google

heran und konnten beobachten, daß der Tags zuvor zurückgeschlagene Feind eifrig mit Schanzarbeiten beschäftigt war.

Acht Tage, bevor ich die Kompagnie verließ, ereignete es sich, daß ein Geschütz in unsere Schützenlinie vorfuhr und zwei Häuser in der feindlichen Front, die von Franzosen besetzt waren, zusammenschoß. Unter den flüchtenden Nothosen richtete das Feuer unserer Infanterie ein solches Blutbad an, daß sie kaum imstande waren, zehn bis fünfzehn Schuß abzugeben.

Bei Laveline sangen früh während nebeligem Wetter die Franzosen „Die Wacht am Rhein"; dieselben schienen sich aus Grenzbewohnern zu rekrutieren und riefen auch „Kameraden, geht rauf". Eine Kompagnie ging vor und wurde dann stark zusammengeschossen. Die dahinterliegende Kompagnie hatte ebenfalls deutlich das Rufen und Singen aus der Richtung vernommen, von der aus das Feuer erfolgte.

Es war „lustig", wie wir manchmal unten im Keller Wein requirierten und die Fässer herauszogen, während oben das Haus schon in hellen Flammen stand. Es wurde „schwer g'suffa", aber Unmäßigkeit kam nicht vor. Andreas Franz.

Willkommene Beute.

Gestern hatten wir hinter der Front ein aufregendes Erlebnis. Über uns flog in so großer Höhe, daß an ein Beschießen von unten nicht zu denken war, ein feindlicher Flieger dahin. Das ist an sich keine Sache, die uns noch besonders aufregen kann, da sie fast täglich vorkommt, aber bald bemerkten wir ein zweites Flugzeug, das aus der Richtung von M. kam und in gerader Linie dem Franzosen entgegensteuerte. Es war eines der unsrigen, das ersichtlich den Kampf mit dem Feinde aufnehmen oder ihn wenigstens zur Umkehr zwingen wollte. Aber der deutsche Doppeldecker war gegen den Franzmann entschieden im Nachteil, da er sich noch mindestens dreihundert Meter tiefer befand und, wenn er seinen Kurs beibehielt, direkt unter dem Feinde das Luftmeer durchqueren würde. Mit ängstlicher Spannung verfolgten wir seine Bahn und begannen bereits scharfe Kritik an unserem geflügelten Landsmann zu üben.

Plötzlich sahen wir unser Flugzeug dicht vor dem Franzosen eine fast rechtwinklige Schwenkung machen und in einem Wolkenballen, der sich in süd-nördlicher Richtung langsam fortbewegte, spurlos verschwinden. Drei bis vier Minuten aufregender Erwartung verstrichen; unser Flugzeug kam nicht wieder zum Vorschein.

Digitized by Google

Wollte sein Führer auf den Kampf verzichten? suchte er, von der Nutzlosigkeit seiner Fahrt überzeugt, das Weite?

Das ist doch nicht die Art unserer Flieger. Aber warum hatte er sich in die in dichte Wolken gehüllte Region begeben, die ihn an der Beobachtung des Gegners hindern mußte, wie sie ihn allerdings auch dessen Blicken entzog. Aber der Franzose schien ja überhaupt von dem Deutschen gar keine Notiz zu nehmen und auch nicht bewaffnet zu sein, wenigstens nicht mit einem Maschinengewehr. Ohne die geringste Abweichung verfolgte er, offenbar mit der größten ihm möglichen Geschwindigkeit seine Bahn weiter gen Osten. Nun befand er sich senkrecht über uns. Der deutsche Doppeldecker war noch immer unsichtbar.

Da plötzlich schoß dieser aus dem Wolkenmeer wieder heraus, aber nun befand er sich, wie wir jubelnd bemerkten, fast auf gleicher Höhe mit dem Franzosen, um den er jetzt einen weiten Bogen beschrieb. Unser Flugzeug war, wie wir nun beobachten konnten, bedeutend schneller als das feindliche, denn obwohl es im Bogen fuhr und sich dabei zugleich beständig höher hinaufschraubte, gewann der Franzose doch in seiner Richtung nach Osten keinen Vorsprung. Jetzt war uns der Blick auf unseren Flieger einige Sekunden durch den Franzosen völlig verdeckt. Unser Apparat mußte bereits eine etwas größere Höhe als der Gegner erreicht haben. Er hielt jetzt ebenfalls einen geraden östlichen Kurs ein. Da sahen wir ein schwaches Aufblitzen und gleichzeitig machte der Franzose eine schwankende Bewegung. Aber nur für einen Moment; dann flog er im alten Tempo weiter.

Unser Flugzeug sahen wir wieder ganz deutlich; es überholte, jetzt schon ein beträchtliches Stück höher in den Lüften, den Gegner. Da — was war das? Der Franzose fiel plötzlich und überschlug sich anscheinend während des Falles. Aber unser Jubel, den wir, wie aus einer Kehle bei diesem Anblick angestimmt hatten, war verfrüht. Nach einem senkrechten Sturz von etwa 500 Metern stand das Fahrzeug wieder aufrecht und glitt weiter nach Osten vorwärts. Doch nicht mehr in wagerechtem Flug, es ging sachte nach abwärts. Seine Maschine stand still. Ganz deutlich konnten wir mit bloßem Auge erkennen, daß zwei Mann an Deck waren. Da hob er sich wieder. Der Motor mußte wieder eingesetzt haben. Ein gutes Stück noch ging es so weiter.

Unser Doppeldecker beschrieb über dem Feinde noch einen engen Bogen und entfernte sich dann schnell aus dem Bereich des weit unter ihm dahinschießenden Gegners. Nun eröffneten wir ein Schnellfeuer nach oben, aber das schien dem Franzosen nichts anzuhaben. Die Schnelligkeit seines Fluges nahm jedoch merklich ab, er wendete ein wenig nach Süden zu gegen den Wind und da erhielten wir nach wenigen Sekunden die freudige Gewißheit: es war etwas nicht mehr in Ordnung an ihm und er ging, ersichtlich zu einer Notlandung gezwungen, im Gleitfluge mitten in unser Lager herunter.

Digitized by Google

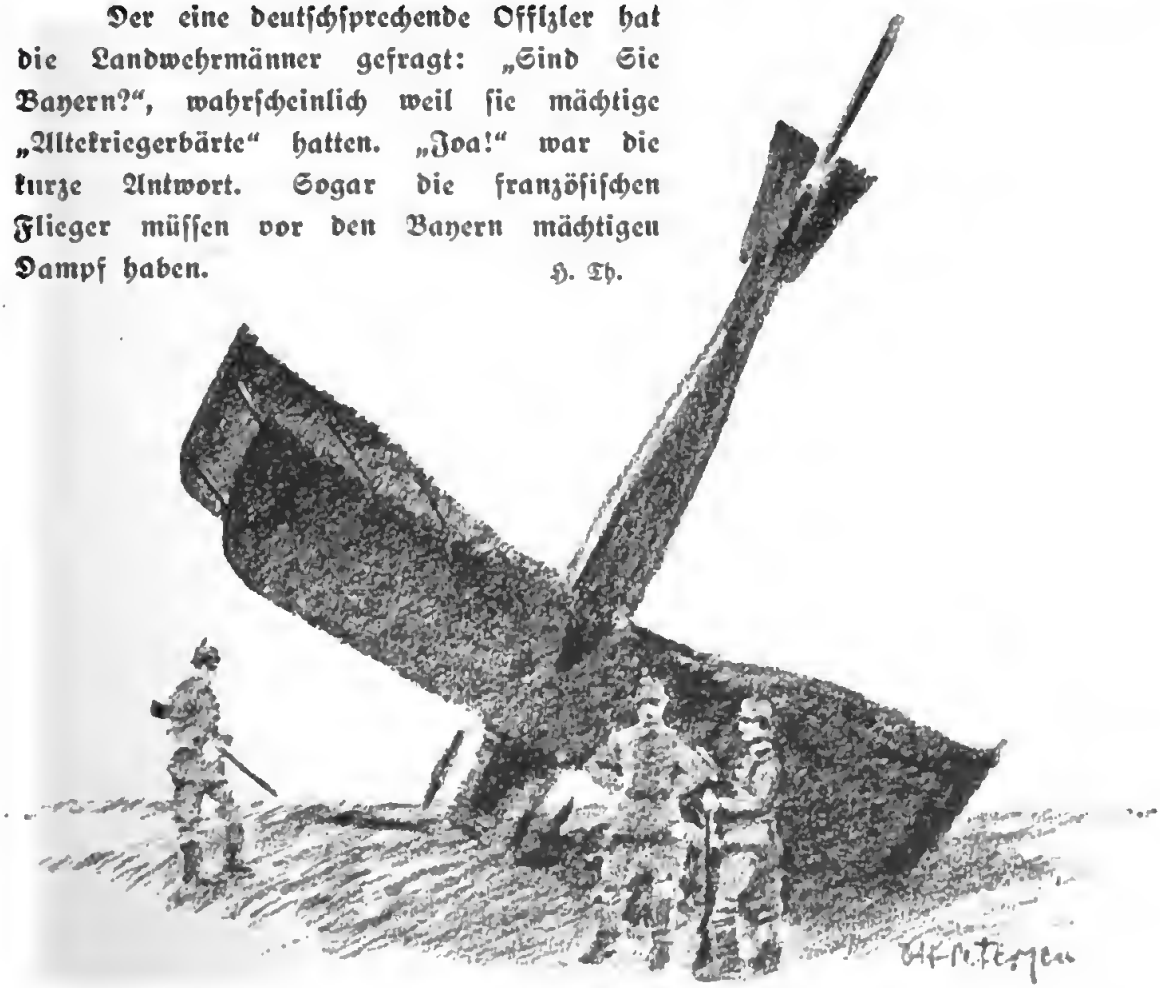
Es waren da, wo er herniederkam, nur wenige Soldaten in der Nähe. Diese waren sofort zur Stelle. Es war ein kleiner Trupp bayerischer Landwehrmänner, die nach der Mahlzeit ausruhend und plaudernd in einer Erdhöhlung gesessen und beim Auftauchen des feindlichen Flugzeuges aufgesprungen und dem Vorgang in den Lüften mit großer Ruhe zugeschaut hatten. Jetzt griffen sie ohne ein Kommando abzuwarten nach ihren Gewehren und rannten mit Blitzeseile wie eine Turner-Jungmannschaft auf die gerade auf den Erdboden aufstoßende Maschine zu, um einen etwaigen Versuch des Wiederaufstiegs der Franzosen beherzt zu verhindern.

Der Führer und sein Beobachter, ein Artillerieoffizier, wurden gefangen genommen und um ihr Material an Waffen, Beobachtungsinstrumenten und Karten erleichtert. Ich war bald darauf auch zur Stelle. Ein funkelnagelneuer Eindecker, etwa 20 000 Mark wert, war uns in die Hände gefallen.

Eine Stunde später war die wertvolle Beute schon abmontiert, auf drei Autos verladen und wurde nach unserem Generalkommando geschafft. Die feindlichen Flieger werden inzwischen schon über den Rhein sein, aber anders, als sie sich dachten.

Der eine deutschsprechende Offizier hat die Landwehrmänner gefragt: „Sind Sie Bayern?“, wahrscheinlich weil sie mächtige „Altekriegerbärte“ hatten. „Joa!“ war die kurze Antwort. Sogar die französischen Flieger müssen vor den Bayern mächtigen Dampf haben.

H. Th.



Der bayeriſche Flieger.

Das muß man ſehgn, wie daß wir fliegen:
Vom Boden auf und in die Höh'!
Es kann uns ja kein Menſch nicht kriegen,
Viel weniger ein Schwoliſcheh.
Wir brauchens keinen Gaul beſchlagen,
Der wo den teuren Habern frißt.
Er kann uns nicht zum Himmel tragen,
Weil dieſes ihm beſchwerlich iſt.

Wir haben's den Mantor gebauen,
Der wo von ſelber gehen muß;
Er tuets den Benzin verdauen
Und macht aus ihm den Fliegergruß.
Er gehet g'ſchwindſig, er gehet ſchnelle,
Die Nachtigall kann da nicht mit;
Er fliegt zum Himmel, er fliegt zur Hölle —
Mein Schatz, der heißt Maria Schmidt.

Maria Schmidt mein Schatz ſich nennet
Und betet's ſehr, das iſt ſchon gut,
Daß mich die heiße Höll nicht brennet,
Wo man's ſo nah vorbeifflieg'n tut.
Maria Schmidt, tu dich nicht grämen,
Indem, daß wir nicht narret ſin,
Und müſſen wir zum Teufel kemen,
Wir haben's jetzt noch nicht im Sinn.

Maria Schmidt, ich muß dir ſagen,
Wir fliegen ja beim Himmelszelt;
Die ſchönen Sterndlein tun uns plagen,
Wenn auf das ſtolze Haupt eins fällt.
Die ſcharfe Sonne tut uns brennen,
Wenn man ihr in das Antlitz fliegt —
Maria Schmidt, das muß man g'wöhnen,
Bis daß der Wehdam ſich verziehgt.

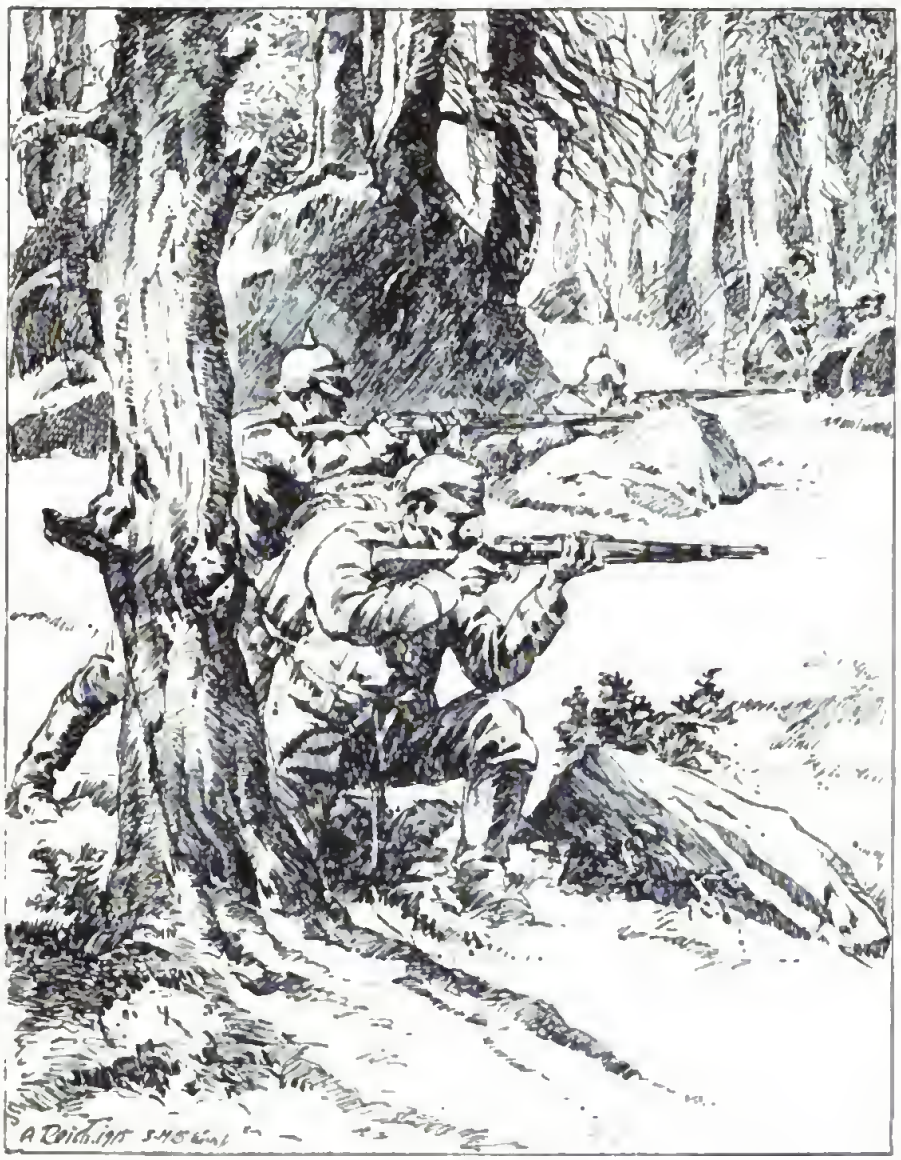
Der heilige Sankt Petrus lachet,
Wann's ihm ein Flieger winken tut;
Er gehet's an die Tür und machet
Sie ſehr geſchwindſig vor uns zu.
„Du heiliger Sankt Petrus, ſage,
Was macheſt du das Türlein zu?
Es tut den Flieger ſehr verſchmachen,
Wann man ihn ſo behandeln tut."

Der heilige Sankt Peter brummet:
„Kein Flieger därf ja nicht herein,
Der wo mit Rauch und Sünden kummet
Und habet's keinen Heilingſchein."
„Und wann's wir keinen Schein nicht haben,
Das machet nichts, Sankt Peterus:
Der wo als Flieger wird begraben,
Den Heilingſchein bekommen muß.

Er kommt mit dem Mantor gefahren,
Wohl in den Himmel muß er hin
Und auf der Muſi därf er drahren
Mit einer feſchen Marterin."
Und der dies neue Lied gemachet,
Das iſt ein Flieger, wie man ſieht;
Und wann es in den Lüften krachet,
Dann denkt er an Maria Schmidt.

Georg Queri.

Unsere tapferen Bayern in den Vogesen.



Unteroffizier Zahner mit 2 Mann auf Patrouille gegen fünfundzwanzig Alpenjäger.

In den Bergen der Vogesen.

Der Gebirgskrieg stellt erhöhte Anforderungen an den Verteidiger und ganz besonders an den Angreifer. Die körperlichen Anstrengungen wachsen infolge der Schwierigkeiten und der Höhenunterschiede des Kampffeldes ungeheuer. Nur Leute mit stahlharten Sehnen und Muskeln, vor allem aber mit gesundem, kräftigem Herzschlag können die Kämpfe in den Bergen auf die Dauer bestehen. Hiemit nicht genug, Gewandtheit in der Überwindung von Hindernissen im Gelände, die Kunst des Kletterns am Felsenhang und der sicheren Bewegung auf den abschüssigen Halden und den rutschenden Geröllmassen, die Gabe der unfehlbaren Orientierung, des schnellen Zurechtfindens in den dichten Wäldern und nicht zuletzt das Auge des Falken, verbunden mit der sicheren Hand des Jägers, all das sind Bedingungen, ohne welche in dem harten und aufreibenden Gebirgskrieg an einen Erfolg nicht zu denken ist. Wer hätte aber alle diese Eigenschaften in höherem Maße als unsere Bayern und ganz besonders die Söhne unserer Berge?

Ist der Gegner ebenfalls den besten Truppen entnommen und überdies für den Krieg im Gebirge so glänzend vorgeschult wie die Alpenjäger Frankreichs, dann müssen wir Erfolge, wie sie unsere Reserveregimenter und Landsturmbataillone im zähen Ringen um die Kuppen und Schluchten des Wasgenwaldes erzielten, besonders hoch bewerten.

So zeichneten sich bei einem Reserve-Infanterie-Regiment in den Tagen vom 16. bis 18. November vor allem zwei Patrouillen aus: Unteroffizier der Landwehr Joseph Zahner, Metzgermeister aus Sallern, B.-A. Stadtamhof, mit den Wehrleuten Christoph Schad, Schreinermeister aus Regensburg und Joseph Tretter, Schreiner aus Lochermühl, B.-A. Kemnath, sowie Landwehr-Unteroffizier Karl Ringler, Bildhauer aus Stadtamhof, mit dem Reservisten Michael Inhofer, Fabrikarbeiter aus Haid, B.-A. Roding, und dem Wehrmann Engelbert Mirbeth, Taglöhner aus Haid, B.-A. Parsberg. An allen drei Tagen sich freiwillig zu Erkundungen im Ch.-Walde meldend, brachten sie trotz nahezu unüberwindlicher Schwierigkeiten jedesmal die wertvollsten Aufschlüsse über die feindliche Stellung zurück.

Einmal aber drohte Zahner mit seinen Leuten ernstliche Gefahr der Umzinglung und Gefangennahme durch 16 Alpenjäger, als diese sich nach rechts und links auseinanderzogen und reihenweise von Baum zu Baum gegen sie vorsprangen.

Doch verteilte sich die kleine Patrouille rasch, indem sich der Unteroffizier nach rechts und die beiden Begleiter nach der anderen Seite wandten; auf nächste Entfernung feuernd, streckten sie zwei Franzosen nieder, die übrigen liefen davon.

Auch die Patrouille Ringler suchten die Franzosen wiederholt in eine Falle zu locken, der sie sich nur durch Geistesgegenwart und Gewandtheit entzog. Dem Unteroffizier Zahner wurde die Goldene, den übrigen die Silberne Medaille zuteil.

Digitized by Google

Bei Urbais.

Das 1. Bataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments hatte seit seinem Ausmarsch aus Augsburg schon verschiedene erfolgreiche Gefechte, so z. B. bei Kayserberg, Zell usw. hinter sich, ehe es, die Franzosen immer vor sich hertreibend, nach Urbais kam. Schon glaubte man, daß es gelingen würde, dieselben ganz über die Grenze zurückzuwerfen. Allein am sogenannten Schwarzen Berg setzten sie sich mit aller Kraft zur Wehr und verschanzten sich stark. Ein Vorstoß, den unsere 3. und 4. Kompagnie, erstere links gegen den Schwarzen Berg, letztere rechts gegen die Geißhöfe, unternahmen, brachte wegen mangelnder Artillerieunterstützung nicht den gewünschten Erfolg. Die Alpenjäger, die im flachen Gelände nicht standhielten, schienen in den Bergen ihrem Ruf mehr Ehre zu machen.

Die 3. Kompagnie, die gleich nach der Entwicklung ein mörderisches Infanteriefeuer vom Schwarzen Berg und den unmittelbar davor liegenden Bauernhöfen erhielt, mußte den aussichtslosen Versuch, den Wald zu nehmen, bald aufgeben, um nicht unnütz Menschenleben zu opfern. Die Kompagnie sammelte auf der Straße und es war ein schöner Beweis strengster Manneszucht, daß es unserem unerschrockenen Hauptmann gelang, die Kompagnie trotz eines rasenden Feuers aus den französischen Maulesel-Batterien im Exerzierschritt in das schützende Urbais zurückzuführen. Die 3. Kompagnie war im allgemeinen ziemlich glimpflich davongekommen, schlimmer ist es, wie man nachher erfuhr, der 4. Kompagnie ergangen. Die Franzosen schossen damals noch immer viel zu weit, eine Folge ihres hastigen Feuerns.

Es erwies sich als notwendig, dem Schwarzen Berg gegenüber Stellung zu beziehen und unserer Kompagnie wurde eine Höhe angewiesen.

Man hatte ursprünglich wohl gar nicht die Absicht, längere Zeit in dieser Stellung zu bleiben und dachte den Vormarsch bald wieder fortzusetzen, denn es wurde außer den nötigen Verteidigungsmaßregeln nur ein leichter Unterstand gebaut. Das anfänglich schöne Wetter begünstigte diese Unterlassungssünde. Doch das Unglück schreitet schnell — eine plötzlich eintretende Regenperiode brachte Mitte September so kalte Nächte, daß wir in unseren vollständig durchnäßten Kleidern schon deshalb keinen Schlaf finden konnten, weil man von dem anhaltenden Zähneklappern der Nachbarn immer

Digitized by Google

wieder aufwachte. Aber auch das wurde mit Humor ertragen und als nach ein paar Tagen ein leidlicher Unterstand hergestellt war, hörte auch der Regen auf und zum Überfluß bekamen wir noch sehr schöne Wolldecken.

Dieser Unterstand diente dem Bereitschaftszug zur Unterkunft. Die Einteilung des Dienstes war, nachdem man eingesehen hatte, daß man doch längere Zeit in der Stellung zubringen muß, folgende: Ein Zug Wachen und Posten bezw. Patrouillen, ein Zug Bereitschaft und ein Zug Arbeitsdienst und Nachtruhe. Man kam also jede dritte Nacht in den Ort, allwo man sich für das Versäumte einigermaßen wieder beim Quartierwirt entschädigen konnte. Es war manchmal recht gemütlich in der Schenke bei Mathieu, so hieß unser Wirt. Besonders wenn unser Zitherspieler bei Laune war und seine G'stanzln vortrug, die meist seine Erlebnisse in Südwestafrika zum Inhalt hatten, oder wenn unsern Kompagniekomiker, einen Friseur aus Augsburg, die Dummheit zu stark plagte. Dabei vergaß man auf einige Stunden die Leiden und Gefahren, die der Dienst auf den Bergen mit sich brachte.

Wenn man eine Nacht im Ort verbracht hatte, dann ging es beim frühesten Morgengrauen wieder hinauf zum Arbeitsdienst, es wurden noch einige splittersichere Deckungen, Schutzwehren usw. gebaut, kurz, an der Verbesserung der Stellung gearbeitet. Der Wachzug lag hinter einem Bauernhaus, der eigentlichen Stellung etwas vorgeschoben in einem von Pionieren gebauten Unterstand. Im Hause selbst, von dessen Eckfenstern aus man einen guten Ausblick zur französischen Stellung hatte, war der Hauptmann, der wachhabende Zugführer, Ordonnanzen usw.

Es gelang mir, wenn ich nicht auf Wache war, mein Quartier in einem Ziegenstall aufzuschlagen. Dieser, in eine Ecke des Hauses eingebaut, war allerdings furchtbar klein, bot aber trotzdem manchen Vorteil gegenüber dem großen Unterstand. Man stelle sich bloß die Luft vor in einem Raume, in dem etwa 70 Menschen mit durchnäßten Kleidern wochenlang zusammengepfercht sind und sich jeder einzelne bemüht, mit allem möglichen und unmöglichen Rauchzeug die Luft zu „verbessern".

Die Alpenjäger begnügten sich damit, unsere zahlreichen Patrouillen fleißig zu beschießen, wagten aber nicht, uns anzugreifen. Da sich der Gegner nirgends zeigte, so mußten unsere Patrouillen Stellung und Stärke desselben zu erkunden suchen. Es gab kaum einen Patrouillengang, auf dem man nicht angeschossen wurde. Man mußte nämlich, sobald man die letzten Häuser des Ortes hinter sich hatte, über einen Bach springen und nun etwas bergauf über ungedecktes Wiesengelände vorgehen, ehe man den Wald erreichte. Die Überquerung dieses etwa 200 Meter breiten Wiesenhanges war meist der entscheidende Moment. Wir konnten von unserer Stellung aus diese Vorgänge ganz gut beobachten; sahen, wie unsere Patrouillen das Feuer aufnahmen oder, wenn die Übermacht zu groß war, in langen Sätzen talwärts liefen, um hinter Büschen und Steinen am Bachufer Deckung zu suchen. In solchen Momenten ließen

Digitized by Google

Otto von Stetten
Generalleutnant.

OST-PETERSEN MÖHN

Digitized by Google

ſich die Alpenjäger wohl hin und wieder hinreißen, eine Art Verfolgung zu inſzenieren und den ſchützenden Wald zu verlaſſen. Dieſe Unvorſichtigkeit mußten ſie aber ſtets teuer bezahlen, freilich kam auch mancher unſerer Braven nicht mehr zurück.

So wenig nun die franzöſiſche Infanterie, abgeſehen von den eben geſchilderten Vorgängen, von ſich hören ließ, ſo fleißig waren die 7,5 Zentimeter-Mauleſel-Batterien. Dieſe ſchienen ihre genau feſtgeſetzte Arbeitszeit zu haben und zwar von 9 bis 11 Uhr früh und von 3 bis 5 Uhr nachmittags, Überſtunden wurden nur ſelten gemacht. In den genannten Zeiten aber ſchoſſen ſie faſt unausgeſetzt und zwar mit Vorliebe auf unſere Stellung, von der ſie die Entfernung genau ermittelt hatten. Kein Wunder, ſie waren ja ſchon vor uns da. Wir zählten einmal in einer halben Stunde 150 Schuß, davon 50 Prozent Blindgänger. Von dieſen Mauleſel-Batterien will ich einige Epiſoden erzählen, die beweiſen, daß die Franzoſen ſchon die Artillerie ſpielen ließen, wenn ſie von uns auch nur zwei bis drei Mann beiſammen ſahen.

Einige unſerer Leute begingen die Unvorſichtigkeit, ſich am Waldrand etwas zu ſonnen. Dies war den Franzoſen ein Dorn im Auge; bum, kam ſchon die erſte herübergeſauſt. Die Leute, durch das Pfeifen der Granate in ihren Betrachtungen geſtört, ſuchten einen der am Waldrande befindlichen Unterſtände auf. Doch wegen einer Granate fangen die Franzoſen nicht an, ſie ſchoſſen ruhig weiter. Ein Unteroffizier hatte es ſich am Rande eines Unterſtandes bequem gemacht und ſtemmte einen Fuß an einen vor dem Stand befindlichen etwa 25 Zentimeter dicken Baum. Plötzlich ſauſt

eine Granate gerade über dem Unteroffizier in den Unterstand und zwar gerade in die Fuge der das Dach bildenden Baumstämme, schiebt diese auseinander und schlägt den davor befindlichen Baum zwei Handbreiten über dem Fuß des Unteroffiziers glatt ab, ohne weiteren Schaden anzurichten. Es war ein Blindgänger. Der Kamerad betrachtete, als ich hinkomme, gerade in aller Ruhe seinen Fuß. „Na", sage ich, „wenn da dös Zichorepackl*) auf'n Kopf g'flog'n waar, dann hätt'st an schöna Binkl". „Ja", sagt er, „kunnt scho sei, daß i jetzt militärfrei**) waar".

Ein andermal bekam ich von unserm Vize den Auftrag, mit zwölf Leuten Preßstroh zu holen. Der Ort lag hinter unserer Stellung im Tal. Der rückwärtige Bergabhang war nur Wiesenland und zwar derart von Quellen und Wasserläufen durchzogen, daß der Boden wie Gummi schwankte. Nachdem wir uns für die Arbeit etwas gestärkt hatten, hutschten wir, je vier Leute einen Ballen tragend, bergauf. Wir hatten vielleicht den halben Weg zurückgelegt, da auf einmal das bekannte Pfeifen in der Luft. Ich denke, was geht mich die Artillerie an und gehe mit den Leuten ruhig weiter. „Wenn die unsere Artillerie suchen, dann liegen sie falsch", sagte ich. Sie suchten aber nicht unsere Artillerie, sondern uns selber, denn die zweite Granate schlug nur noch etwa 25 Schritt hinter uns ein. Jetzt schienen sie uns zu haben, denn vier dumpfe Schläge tönten vom Reisberg her. Die ersten zwei Partien hatten den Waldrand bereits erreicht; die letzte trennte nur noch wenige Schritte davon, aber ich taxierte, sowie ich die Salve drüben hörte, daß sie es nicht mehr schaffen. Ich schrie daher: Stroh wegwerfen und decken. Wir waren gerade hinter den beiden Strohballen am Waldrand gedeckt, als auch schon die Lage einschlug, und sie saß gut. Zum Glück war die etwa drei Schritt vor mir einschlagende Granate ein Blindgänger. Als uns der Gegner nicht mehr sah, hörte er auch zu schießen auf und wir konnten das Stroh in Sicherheit bringen.

Ein andermal machten wir uns folgenden Spaß. Etwa 200 Meter vor dem Hause, in dem der Hauptmann war, stand noch ein kleines Anwesen, in diesem war ein vorgeschobener Unteroffiziersposten untergebracht, weil man von den Fenstern aus einen guten Ausblick auf das ganze Tal hatte, besonders auf den Schwarzen Berg. Es war lediglich ein Beobachtungsposten, wir durften uns nicht sehen lassen, der Verkehr zwischen uns und der Kompagnie wurde durch einen Einheimischen vermittelt, der uns auch selbst manche wertvolle Beobachtung mitteilte. Es war ganz merkwürdig, wie schnell der Mann, der in dortiger Gegend aufgewachsen war, Veränderungen in der Natur wahrnahm, die wir nie gemerkt hätten.

Er sah sofort, wenn über Nacht ein Baum oder Strauch verschwand, der wahrscheinlich die Franzosen am Ausblick oder am Schießen gehindert hatte, oder wenn irgendwo über Nacht eine Hecke wuchs, die am Abend noch nicht da war — sicher war

*) Beliebter Ausdruck für die 7,5 Zentimeter-Geschosse.

**) Er meinte tot.

ein feindlicher Beobachtungsposten dahinter. Ja, man muß erst lernen zu sehen, wenn man hinauskommt.

Ich war viermal auf dem Posten. Eines schönen Tages hatte ich mein Fernglas vergessen und gerade an diesem Tage glaubte ich einen verdächtigen Verkehr vom Waldrand des Schwarzen Berges zu der im Tal befindlichen Ortschaft wahrzunehmen. Ich konnte mit bloßem Auge nicht erkennen, ob es Zivil oder Alpenjäger waren. Letztere sind, wenn sie sich im Schatten halten, wegen ihrer dunkelblauen Uniform schwer zu erkennen. Da erhielt ich zufällig Besuch eines auf Patrouille befindlichen Unteroffiziers. Ich teilte ihm meine Wahrnehmung mit und dabei kam mir folgender Gedanke: Der betreffende Kamerad hatte lange Jahre in der Schweiz gelebt und war von dort eingerückt, er sprach einen dem elsässischen ganz verwandten Dialekt und hatte durch unsern langen Aufenthalt manches gelernt. Ich sagte ihm, daß er in entsprechender Verkleidung von einem „Eingebornen" nicht zu unterscheiden wäre. Es dauerte auch gar nicht lange, so wandelte ein einsamer Bauer mit Kartoffelhacke und Korb gegen den im Tal liegenden Ort. Er machte dort verschiedene wichtige Entdeckungen, konstatierte z. B., daß Alpenjäger in Zivil den Ort besuchen, um Lebensmittel zu requirieren usw. Damals durften die Zivilpersonen zwecks Bestellung ihrer Felder frei hin- und hergehen und mancher Bauer, der in nicht allzugroßer Entfernung von unseren Stellungen die Sense schwang, war ein verkappter Alpenjäger. Außerdem brachte mein Kamerad einen großen Kübel frischer Buttermilch mit, er hatte eine Bäuerin beim Buttern überrascht und eine Unterhaltung mit ihr angefangen. Es war dies eine gewagte Sache, da sich die Leute fast alle kennen, aber gewagt muß eben werden.

Auf diese Weise wurde es Mitte Oktober. Wir hatten schon vor längerer Zeit eine 10,5 Zentimeter-Haubitzbatterie bekommen und diese braven Flensburger machten den Herren vom Schwarzen Berg höllisch warm. Als ich eines Tages den Auftrag erhielt, nach dem Stande der Dinge am Schwarzen Berg zu sehen, war ich nicht wenig erstaunt, denselben ganz frei vom Feind zu finden. Die Alpenjäger hatten sich ganz verzogen.

Immer weiter vorgehend sah ich am gegenüberliegenden Neisberg im Obstgarten eines Jagdhauses einige Soldaten, die sich der angenehmen Beschäftigung des Obstschüttelns hingaben; es waren aber keine Alpenjäger, sondern Rothosen — die ersten Rothosen, die ich sah. Das Gesehene genügte mir, die mir gestellte Zeit war auch längst abgelaufen, so machte ich mich auf den Heimweg. Als ich abends zwischen 7 und 8 Uhr in der Stellung anlangte, sagte mir mein Hauptmann, daß wir in dieser Nacht abgelöst würden. Also die langersehnte, von jedem Soldaten sehnsüchtig herbeigewünschte Ablösung, obwohl fast niemals etwas besseres nachkommt.

Digitized by Google

Bisel.

Die Ablösung für unsere Stellung traf gegen 9 Uhr abends ein, der Abmarsch war auf 3 Uhr morgens festgesetzt. Ich habe schon oft längere Märsche gemacht, als diese fünf Stunden, aber nie im Leben bin ich so kaput gewesen. Eigentümlicherweise ging es allen Anderen ohne Ausnahme so, wir mußten uns wohl durch den langen Aufenthalt in einer Stellung des Marschierens vollständig entwöhnt haben. Um uns nichts merken zu lassen, bissen wir beim Einmarsch in ... die Zähne aufeinander, doch konnte man trotzdem ab und zu einen sogenannten „Eiertänzer“ sehen. Wir wurden sofort eingeladen und nach Mülhausen transportiert, wo wir in der Kaserne untergebracht wurden. Unser Bataillon war einige Tage der einzige Truppenteil, der in Mülhausen lag, und so hatten wir sämtliche Garnisonswachen zu stellen.

Ich muß offen sagen, eine derartig opferfreudige Bevölkerung habe ich nach wie vor nicht gefunden. Man war, besonders in der ersten Zeit, an Liebesgaben jeder Art gewöhnt, aber was die Mülhausener geboten haben, ging über jeden Begriff. Ich war zweimal auf Hauptpostwache und kann nur sagen, daß Beamte, Telephonistinnen und Zivilpersonen sich in Liebenswürdigkeiten überboten. Von den Franzosen wurden uns böse Dinge erzählt, doch es würde zu weit führen, sie hier zu erwähnen. Aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht. Am sechsten Tage kam eine Depesche, die Franzosen versuchen einen Durchbruch aus der Richtung Belfort, wir sollten den Kameraden zu Hilfe kommen.

Also sofort marschbereit, abends 6 Uhr ging es hinaus aus Mülhausen. Wir wußten wohl etwas von unserem Bestimmungsort, hatten aber keinen Schimmer, wo das Nest liegt. Auf sechs Stunden machten wir uns gefaßt, aber als wir acht Stunden — zehn Stunden marschiert waren, glaubten wir, es gäbe den Ort überhaupt nicht. Morgens 6 Uhr kamen wir in F. an. Erst später erfuhren wir, daß wir, um der Gefahrzone aus dem Wege zu gehen, einen „kleinen“ Umweg gemacht hatten.

Es war morgens 6 Uhr, die Leute waren nach dem zwölfstündigen Marsch ohne besondere Aufforderung in den Straßengraben gefallen. Ich war noch ziemlich gut bei Fuß; das schien man bemerkt zu haben, denn man ernannte mich zum Quartiermacher. Nun habe ich zwar im Leben noch nie Quartier gemacht, aber wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand und ich entledigte mich dieser Aufgabe mit ziemlichem Glück. Ich muß sehr vorsichtig sein, vielleicht liest diese Zeilen zufällig mal einer, der

Digitized by Google

„Stroh wegwerfen und decken." (Seite 936.)

damals den Vorzug hatte, in einer zugigen Scheune zu übernachten und der mir deshalb die Peſt an den Hals wünſchte.

Ein undankbares Geſchäft das Quartiermachen im Felde. Es war gerade Kirchweihſonntag. Gänſe waren in erreichbarer Nähe und da ich das Glück hatte, unſeren Hauptmann in einem von ſeinen Eigentümern verlaſſenen aber ſonſt mit allem notwendigen eingerichteten Bauernhaus einzuquartieren, ſo konnte ich am Vormittag bereits eine Gänſeleiche im Bratrohr konſtatieren, deren Duft angenehme Erinnerungen in mir weckte. Man hatte in der Küche auch ein Einſehen und belohnte meine Bemühungen mit einem kleinen Stück Gänſebraten und Gänſeklein.

Leider ſollten wir dieſes ideale Quartier nur 24 Stunden beſitzen. Dann ging's in Stellung. Das Wort, daß nichts beſſeres nachkommt, hat ſich nie ſchlimmer bewahrheitet. In dieſer Gegend gibt es nur Lehmboden und da es zum Überfluß längere Zeit regnete, ſo waren wir nach einigen Tagen gar nicht wieder zu erkennen. Der Lehmboden ließ das Waſſer nicht ablaufen und wir ſtanden in den Schützengräben fußtief im Waſſer. Nicht ſelten blieben einem bei einer Wanderung durch den Graben die Stiefel im Lehm ſtecken. Um wenigſtens einigermaßen im Trocknen zu ſein und einigen Schutz gegen Granatſplitter zu haben, grub jeder für ſich ein Loch in die vordere Grabenwand, das bewährte ſich ſehr gut. Allerdings ſahen wir ſchlimmer aus wie Maulwürfe.

Von dem beabſichtigten Durchbruch der Franzoſen merkten wir nichts und außer kleineren Vorpoſten- und Patrouillengefechten ereignete ſich nichts von Belang. Im Gegenteil, auf der Anhöhe von N. machten die Franzoſen Schützengräben und zwar etagenförmig drei bis vier übereinander, dazwiſchen Schützengrabenmasken, die uns über die eigentliche Stellung täuſchen ſollten.

Die Rothoſen wurden durch unſere Untätigkeit ſo ſicher und frech, daß ſie gleich kompagnieweiſe zur Ablöſung in die Gräben marſchierten, am hellen lichten Tag. Uns ärgerte das nicht wenig, auf eine Entfernung von etwa 1000 Meter zugucken zu müſſen.

Der Poſten oben auf der Landſtraße, die von N. nach L. führt, ſtolzierte mit Gewehr im Arm hin und her, ab und zu

mit so finsterer Entschlossenheit vorgehen. Trotzdem er die ältesten von uns an Jahren übertraf, überwand er alle Hindernisse mit jugendlicher Gewandtheit und feuerte uns zu schnellerem Aufstieg an. Als wir uns durch das Jungholz hindurch gearbeitet hatten, wurden wir von den Alpenjägern, die in zahlreichen Patrouillen im gegenüberliegenden Hochwald verteilt waren, sofort unter Feuer genommen.

Unser Hauptmann, der in diesem Augenblicke vor dem rechts befindlichen zweiten Zug war, erfaßte sofort die Situation. Eine kurze Strecke war nur zwischen Jungholz und Hochwald, aber lang genug, wenn es bergauf geht und wenn man sie im feindlichen Feuer zurücklegen muß.

Den Rand des Hochwaldes mußten wir aber haben. „Gebt's ihnen, Leute", rief der Hauptmann und jeder gab sein Letztes her, um im Laufschritt über die Lichtung zu kommen. Die Alpenjäger zogen sich nach Abgabe des üblichen Schnellfeuers auf ihre Stellung zurück. Es war inzwischen stockdunkel geworden.

Wie schwer die Orientierung bei einem nächtlichen Sturmangriff im fremden Bergwald ist, davon macht sich mancher keine richtige Vorstellung. Wir wußten nur die ungefähre Richtung der feindlichen Stellung, wußten, daß sie ganz oben auf der Kuppe des Col war, mußten also solange steigen bis wir oben waren. Wir schlichen lautlos von Baum zu Baum bergauf, vom Gegner sah und hörte man nichts. Wir wußten aber alle, daß wir erwartet wurden und daß sich die Alpenjäger auf derartige Empfänge verstehen, deßhalb größte Vorsicht.

Plötzlich schimmerte es hell durch die Bäume, klar und deutlich hob sich das feindliche Erdwerk vom Nachthimmel ab, wir mochten noch knapp hundert Meter davon entfernt sein. Wir arbeiteten uns auf etwa 50 Meter heran, da stolperte einer über den Drahtverhau, ein kleines Geräusch, das für die oben das Signal zum Feuern war. Scharf tönt das Kommando des französischen Offiziers „feu" und Salve auf Salve schlägt bei uns ein. Die Gewehre waren vermutlich schon am Tage auf den vorderen Rand des Drahtverhaues eingerichtet, denn einem Hagel gleich pfeifen uns die kupfernen Singvögel um die Ohren. Über den ganzen Bergkamm zieht eine einzige Feuergarbe. Der Gegner feuert scheinbar in zwei Abteilungen, um Zeit zum Laden zu gewinnen, denn unaufhörlich blitzt es auf. Im Liegen ist bergauf schlecht zu schießen. In solchen Momenten ist sich jeder selbst überlassen, denn bei solchem Lärm geht kein Befehl durch die Linie. Also gelauert, bis es oben aufblitzt, aufgekniet, die fünf Patronen in der Richtung des Lichtkegels abgeschossen und zum Laden wieder hingelegt.

So geht es stundenlang fort; oft ist man durch das grelle Feuer geblendet, so daß es einige Zeit dauert, ehe man wieder etwas sieht. Längst schon höre ich das Schreien und Stöhnen der Verwundeten, im nächtlichen Wald hört es sich grausig an. Jetzt schreit der Mann zu meiner Rechten „Hilf mir", doch sein Röcheln sagt mir, daß ihm nicht mehr zu helfen ist. Zum Unglück für uns tritt der Mond aus den Wolken und beleuchtet uns taghell, es mochte gegen Mitternacht sein. Der Gegner nützt diesen

Digitized by Google

Vorteil sofort aus. Das Feuer wird augenblicklich stärker. Ich blicke rechts und links und sehe zu meinem Schrecken, daß nur noch wenige am Leben sind und diese Wenigen fast alle verwundet. Stundenlang hat jeder da oben selbständig seine Pflicht getan, ohne ein Wort zu reden. Nun spreche ich während einer Feuerpause, die mir rechts und links zunächst liegenden Leute an und merke an der Aussprache meines rechten Nebenmannes, daß er Badenser ist. Ich muß also beim Vorgehen ziemlich weit rechts gekommen sein. Allmählich flaut das Feuer ab, nur einzelne Schüsse fallen noch, ich sehe das Nutzlose längeren Verweilens ein und schleppe, nachdem der Mond wieder verschwunden ist, einen Kameraden mit schwerem Knieschuß aufs Geratewohl talwärts, wo ich auch glücklich die Verbandstelle und die inzwischen gesammelte Kompagnie finde.

Dort erfahre ich auch, daß unserem allverehrten Hauptmann, vermutlich durch Querschläger, der eine Fuß total abgeschlagen wurde und daß er bereits ins Lazarett geschafft sei. Das war die erste Nacht, der noch viele andere folgten, aber keine wird den Teilnehmern so im Gedächtnis bleiben als die Nacht vom 2. auf 3. November 1914.

Wie schon erwähnt, habe ich in der Nacht vom 2. auf 3. November einen verwundeten Kameraden vom Col heruntergeschleppt und glücklicherweise sofort den Verbandplatz gefunden. Dort angekommen sah ich unsere beiden Bataillonsärzte ihres Amtes walten. Sie hatten sich ihrer Oberkleider entledigt und arbeiteten mit einer Ruhe, als wären sie zu Hause in der Revierstube. Dabei war der Verbandplatz eine auf halber Berghöhe gelegene, nach der Bergseite von Hochwald, nach der Talseite von Jungholz eingefaßte Lichtung. Die einzige Beleuchtung lieferte der Mond, der allerdings in jener Nacht seine Schuldigkeit in vollem Maße tat. Da über den Verbandplatz ab und zu noch immer Kugeln flogen, die dem Knall nach zu urteilen französischer Abstammung waren, so sammelte ich diejenigen Leute, welche die Schwerverwundeten heruntergetragen hatten, um Posten auszustellen und eine Überrumpelung des Verbandplatzes zu verhindern. Nachdem dies geschehen war, erhielt ich von dem Stabsarzt den Auftrag, Krankenautomobile oder sonstige Fahrzeuge zu requirieren, damit die Schwerverwundeten in das Lazarett geschafft werden könnten. Als ich mich gerade anschickte, diesen Befehl auszuführen, hörte ich einen Verwundeten, der andauernd nach seiner Familie verlangte. Die Stimme kam mir bekannt vor und ich erkannte einen Unteroffizier meiner Kompagnie.

Digitized by Google

Es fand sich noch ein Kamerad von der Kompagnie ein, wir machten sofort eine Tragbahre zurecht und trugen den Unteroffizier mit Hilfe einiger Leute in ein leerstehendes Haus, das sich tief im Talgrunde auf der Straße befand.

Es läßt sich nicht schildern, mit welchen Anstrengungen solche Verwundetentransporte verbunden sind. Wenn einer der vier Träger über eine Wurzel stolperte oder in ein Granatenloch fiel, dann fielen natürlich alle anderen auch und der Verwundete mit. In besagtem Hause angekommen, fanden wir bereits einige Verwundete vor. Ich meldete mich bei dem anwesenden Arzt, doch, bis ich mich wieder nach meinem Kameraden umsah, war er still verschieden. Wir bereiteten ihm im Obstgarten hinterm Hause ein schönes Begräbnis, aus welchem ihn einige Tage später eine schwere englische Granate bei einem Haar wieder herausgeschossen hätte.

Ich beeilte mich nun, meinen Auftrag auszuführen und besorgte Fahrzeuge. Bei dieser Gelegenheit traf ich mit meinem Feldwebel zusammen, der kurz vorher unseren verwundeten Hauptmann unter großen Anstrengungen auf einem alten Bauernwagen in das Lazarett transportiert hatte. Inzwischen brach der Morgen des 3. November an. Dieser Tag verlief ziemlich ruhig, es fanden sich nach und nach viele Versprengte ein, die man bereits verloren glaubte und es stellte sich gegen Abend heraus, daß die Verluste doch nicht so enorm waren, als es ursprünglich den Anschein hatte. Immerhin hat das Bataillon in der vergangenen Nacht ungefähr 125 Mann eingebüßt, wie mir gesagt wurde. Unser Feldwebel, der die Versprengten des ganzen Bataillons sammelte, beschloß, die kommende Nacht in einer Schlucht auf halber Berghöhe zuzubringen und erst gegen Morgen den Aufstieg zu den vermutlich weiter oben befindlichen Teilen des Bataillons zu riskieren, denn es lag bei Nacht die Gefahr vor, in dem noch immer ziemlich unbekannten Gelände dem Gegner direkt in die Arme zu laufen. Ich hatte mich dem Feldwebel angeschlossen.

Die Nächte waren schon empfindlich kalt. Selbst wenn man in Mantel und Zeltbahn eingewickelt die Nacht auf bloßem Erdboden zubrachte, war man am Morgen so steif gefroren, daß es ganz energischer Freiübungen bedurfte, um wieder einigermaßen gelenkig zu werden und es entwickelte mancher dabei ein gymnastisches Talent, das man bei ihm gar nicht gesucht hätte. Wer dem Erwachen einer Kompagnie nach solcher Nacht zum erstenmal zusieht, kann sich halbtot lachen, denn es sind alle Tanzarten vom langsamen Walzer bis zum Schuhplattler vertreten. Wir hatten uns also in dieser Schlucht gerade zur Nachtruhe eingerichtet, als oben auf dem Berg eine wahnsinnige Schießerei losging. Man konnte den dumpferen Ton der französischen Salven sehr gut von dem helleren, schärferen Rollen des Schützenfeuers unserer Infanterie unterscheiden. Auf einmal kommt ein Posten vom oberen Eingang der Schlucht angestürzt und meldet, daß eine größere Abteilung von oben gegen die Schlucht anstürmt. Wir stürzten natürlich sofort an die Gewehre und besetzten den Eingang. Im gleichen Augenblick tauchen auch schon die Umrisse der Stürmenden vor uns auf. Wir rufen an

Digitized by Google

und erkennen an dem „Kreuzdonnerwetter", das uns entgegenklingt, noch rechtzeitig, daß wir es mit Landsleuten zu tun haben. Nun die Erklärung. Es war etwa ein Halbzug Pioniere, die den Auftrag hatten, den Drahtverhau vor dem französischen Erdwerk zu zerschneiden. Leider sind sie bei der schönsten Arbeit gestört worden und die Herren Alpenjäger, die einen so unbefugten Eingriff in ihre mit soviel Mühe hergestellte Arbeit nicht dulden wollten, gaben ein mörderisches Feuer auf die tapferen Pioniere ab. Nun müssen aber die oben rechts an der Pflanzschule befindlichen Badenser einen Feuerüberfall der Franzosen befürchtet haben, denn sie nahmen das Feuer auf und auf diese Weise gerieten die Pioniere zwischen zwei Feuer. Es blieb ihnen weiter nichts übrig als talwärts auszubrechen und so stürmten sie, ohne es zu ahnen, auf unser Nachtlager zu. Es mögen allerdings keine angenehmen Empfindungen gewesen sein, die sie dabei hatten, als sie sich plötzlich den Mündungen unserer Gewehre gegenüber sahen. Die Pioniere blieben bei uns und der Rest der Nacht verlief ruhig, denn oben hatten sie nach kurzer Zeit auch eingesehen, daß das Schießen ohne Gegner keinen Zweck hat. Am frühen Morgen stiegen wir weiter auf und stießen bald auf den übrigen Teil der Kompagnie. Die Freude des Wiedersehens war natürlich groß, denn mancher glaubte schon einen lieben Kameraden unter den Gefallenen. Nun übernahm der Oberleutnant die Kompagnie.

Der 4. November wurde dazu benützt, in nicht zu großer Entfernung vom feindlichen Erdwerk Schützengräben zu ziehen. Die 3. Kompagnie kam in Reserveſtellung und grub sich etwa 100 Meter hinter der ersten Linie ein, vom Feind wurden wir wenig belästigt. Wir lagen jetzt so nahe an der gegnerischen Stellung, daß wir die in jener Nacht Gefallenen vor dem Drahtverhau liegen sahen. Wiederholt meldeten sich Freiwillige zur Bergung der Leichen ihrer Kameraden, doch die Lumpen ließen sie nicht heran, immer wieder mußten sie umkehren, so daß schließlich keine Erlaubnis mehr erteilt wurde. Die Nacht war kälter als die vorausgegangenen; außerdem regnete es so stark, daß wir am Morgen keinen trockenen Faden am Leibe hatten. Gegen 3 Uhr früh wurde mir vom Feldwebel aufgetragen, in dem leeren Haus unten an der Straße mit 16 Mann (je vier Feldkessel) Kaffee zu holen. Die Aussicht auf einen Schluck heißen Kaffee war mir sehr angenehm. Wenn wir uns beeilten und den Weg nicht verfehlten, dann konnten wir um sieben Uhr wieder oben sein. In dem leeren Haus, dessen Bezeichnung ich leider vergessen habe, war nämlich inzwischen die Küche für das Bataillon eingerichtet worden. Es fanden sich da zu bestimmten Zeiten, wenn die Essenholer der vier Kompagnien beisammen waren, oft 80 bis 90 Leute ein. Dies muß nun den Franzosen sofort durch Verrat bekannt geworden sein, denn sie eröffneten gerade zu diesen Zeiten ein heftiges Feuer aus den weittragenden englischen Schiffsgeschützen ausgerechnet auf dieses Haus. Die Granaten fuhren aber alle über das Haus hinweg und in die gegenüberliegende Anhöhe, die mit Löchern bis zu vier Metern Durchmesser (schätzungsweise) geradezu übersät war. Wir glaubten schon, daß das Haus im toten Winkel

Digitized by Google

liege, aber was verſteht ein Infanteriſt von Geſchützen. Eines ſchönen Tages fuhr ein Volltreffer in unſer Haus und unſere ganze ſchöne Küche war beim Teufel. Glücklicherweiſe war zu dieſer Zeit kein Menſch im Haus, ſelbſt die Köche waren gerade beim Faſſen.

Ich hatte alſo mit meinen 16 Mann Kaffee gefaßt und war bereits auf dem Rückweg. Der untere Teil des Berges war Wieſenland, durch welches ein Fußweg in Serpentinen zum Wald emporführte. Als wir gerade auf dieſem Fußweg marſchierten und gar nicht mehr weit vom Holz entfernt waren, hörten wir ein unheimliches Heulen in der Luft. Ich erkannte ſofort, daß es „eine Schwere" war, die direkt auf uns zuflog. Deckung war keine vorhanden, hätte auch nichts genützt. Ich ſchrie hinlegen, doch im gleichen Augenblick ſchleuderte uns ſchon der Luftdruck derart zu Boden, daß die Feldkeſſel mit dem Kaffee nur ſo in der Luft herumflogen. Etwa 100 Meter hinter uns ſchlug die Granate in den Wieſengrund. Wir ſuchten unſere Feldkeſſel wieder zuſammen, Kaffee gab es in der Küche nicht mehr, ſo ſtiegen wir eben mit dem Reſt nach oben. Viel war es ja nicht, was wir hinauf brachten, aber dafür war er eiskalt.

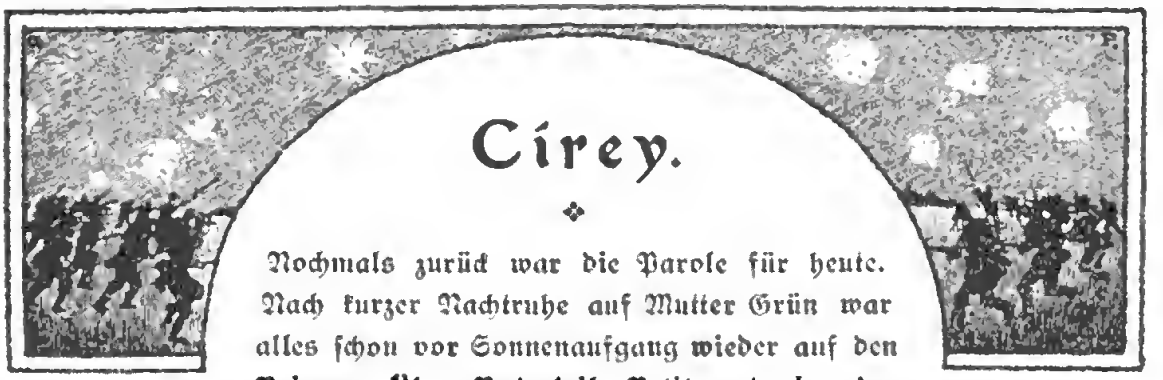
Von der Stellung aus konnte man den Ort ſchön ſehen. An dieſem Morgen aber wogte ein Nebelmeer im Tal, aus dem wir nur hin und wieder einen Kirchturm hervorſpitzen ſahen. Dieſer wogende Nebel war ſehr ſchön anzuſehen, beſonders für den, der ähnliches noch nie geſchaut hat. Plötzlich zerriß der Nebel und zog in langen Fetzen davon. Auf dieſen Moment ſchien die Artillerie nur gewartet zu haben. Es erhob ſich plötzlich eine ſo furchtbare Kanonade herüben und drüben, wie ich ſie bis dahin noch nicht erlebte. Die Luft ſchien voll Granaten zu ſein und ich mußte unwillkürlich an jenen Perſer denken, der ſagte, daß die Pfeile der Feinde die Sonne verdunkeln werden. Salvenweiſe entluden ſich die Batterien hinter uns, ſalvenweiſe ſchlugen die Granaten bei uns ein. Es ziſchte und ſang in den Lüften. Zwiſchendurch hörte man das Platzen der Schrapnells, das Gehämmer der Maſchinengewehre und das Rollen des Gewehrfeuers von Graben zu Graben. Das dauert wohl ſtundenlang an. Die Franzoſen, welche ahnen mochten, daß ihre Stellung ſturmreif geſchoſſen werden ſoll, trieben eine unglaubliche Verſchwendung mit Munition.

Nun wird die 4. Kompagnie zum Sturm angeſetzt, doch noch während der Entwicklung des erſten Zuges wird der Kompagnieführer und ein Unteroffizier von einer Granate getötet und mehrere Soldaten verwundet. Die Kompagnie mußte vorläufig wieder zurückgezogen werden. Wir bauten in der Folge unſere Stellung weiter aus und es entwickelte ſich ein Stellungskampf, der uns mit wechſelndem Erfolg bis zu unſerer Ablöſung Mitte November beſchäftigte. Die erhoffte Ruhe kam aber mit der Ablöſung nicht, im Gegenteil, wir bezogen die zwiſchen Rauenthal und Schnierlach liegende Stellung auf den Haycot-Brezouard, die höchſte in dieſem Teile der Vogeſen (1220 Meter). Die Witterung war inzwiſchen immer rauher geworden, dort oben war es bereits Winter, es lag Schnee und Eis und der Bergkrieg trat damit, wenigſtens für uns, in ein anderes Stadium. Joachim Preiß, Unteroffizier.

Digitized by Google

„Gebt's ihnen, Leute!“ rief der Hauptmann. (Seite 944.)

Digitized by Google



Cirey.

Nochmals zurück war die Parole für heute. Nach kurzer Nachtruhe auf Mutter Grün war alles schon vor Sonnenaufgang wieder auf den Beinen. Über Bréménil—Petitmont ging der Marsch nach einem Ort, den wir gegen 2 Uhr mittag erreichten. Hier sollte dem Gegner Widerstand geleistet werden. Die Abschnitte wurden verteilt, Maschinengewehre zur Erhöhung der Feuerkraft zugeteilt.

Das Kräfteverhältnis schien zu unseren Ungunsten ein ganz ungleiches zu sein. Aber sie sollten nur kommen, die Herren Rothosen, und sich die Zähne ausbeißen. Was uns an Zahl fehlte, sollte durch unseren Tatendrang, durch Zähigkeit und Schanzarbeit ersetzt werden.

Unser Abschnitt war ein an der Straße vor uns leicht abfallendes Gelände. Das unten im Tal fließende Gewässer sollte gestaut werden, als Fronthindernis in unserem wirksamen Feuer. Die gegenüberliegende Böschung stieg steil an, mit scharf abgegrenztem Höhenkamm. Sollten die Rothosen hier erscheinen, würden wir sie mit mörderischem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer begrüßen.

Hinter uns die letzten Häuser, ein langgestrecktes Gebäude mit der Aufschrift: Orphelinat St. Eugene hat die Genfer Flagge gehißt. Ein Geistlicher und eine Ordensschwester protestieren gegen unsere Erdarbeiten vor dem Anwesen. Hauptmann Graf L. verhandelt auf Französisch, verlangt die Räumung, denn eine Lücke in unserer Verteidigungslinie war ausgeschlossen. Der Geistliche und die Schwester verlassen das Haus.

Überall, wohin man blickt, rastlose Tätigkeit. Im Friedhof werden die Mauern zur Verteidigung eingerichtet, ausgehobene Rasenstücke zur Verhinderung von Splitterbildung oben aufgelegt. Zwei Totengräber halten in ihrer Arbeit inne, unserem Tun und Treiben zusehend. Dort werden Breschen in die Mauer gebrochen zum ungehindertem Verkehr innerhalb der Feuerstellung, hier Erdanschüttungen für Maschinengewehrstellungen aufgeworfen. Wohl manches Grab mußte hier geebnet werden, mußte seines Denkmals beraubt werden, alles auf Kosten der Feuerwirkung.

Am Eingang zum Friedhof wird eine starke Barrikade aus Wägen, Balken und großen Steinen gebaut. Aus einem nahegelegenen Bretterlager werden Balken und Bretter für Eindeckungen und Unterstände herbeigetragen, Drahthindernisse

Digitized by Google

(Patentmatratzen für die Rothosen) werden vor der Front angelegt. Dort legt der Entfernungsmesser die Entfernungen fest. Dienstgrade und Offiziere sieht man mit Äxten, Schaufeln und Pickeln, alles beseelt von dem Gedanken, den Gegner hier tüchtig anrennen zu lassen.

Zurückkommende Patrouillen melden, daß die Franzosen einige Kompagnien stark im Anmarsch seien. Die Zeit rückt also immer näher. Patronen werden bereitgelegt. Da plötzlich ein Surren in der Luft. Aber nicht das von Badonviller her bekannte Sssst ——— Bng der Infanteriegeschosse, hier kam das erste Artilleriegeschoß. Volle Deckung hörte man noch rufen. Ein Knall, ein Surren und Pfeifen neuerdings, Erdklumpen prasseln auf uns nieder. Aus dem Straßengraben, wo unser Kompagniechef zwei Offizieren eben noch die letzten Befehle gab, drang ein langgezogenes leises aaach!

Hauptmann Graf L. und Leutnant R. sind verwundet. Rasch sind Getreue bei den Verwundeten. Hauptmann Graf L. hat einen Schuß in den Unterleib, Leutnant R. hat schon das Bewußtsein verloren; er blutet aus zahlreichen Kopfwunden. Beim Zurückbringen hinter das Orphelinat wendet sich Hauptmann Graf L. noch um: „Adieu Leute, ruhig und gut gezielt schießen", waren seine letzten Worte. Einige Sekunden war alles wie gebannt, dann kam die Wut über das mordende Geschoß und zugleich der Wunsch, die verwundeten Offiziere zu rächen.

Das Artilleriefeuer nahm immer mehr zu. Die feindlichen Geschosse gingen nun aber weiter rückwärts. Da! Ein dumpfer Knall hinter uns. Die eigene Artillerie erwidert die feindlichen Grüße. Bald entstand ein Heidenkonzert über unseren Köpfen. Offen gestanden, die Schrapnells und später die Granaten wirken doch ganz anders auf einen ein. Das Pfeifen der Infanteriegeschosse läßt einen gleichgültig. Das Sausen und Heulen der Granaten aber hinterläßt tiefe Eindrücke auf das Nervensystem, an die man sich wohl nie gewöhnt.

In einer Gefechtspause werden die Verwundeten ins Haus gebracht. Da auf unser Pochen keine Antwort gegeben wird, öffnen wir mit Gewalt eine Hintertüre. Kein Lebewesen im ganzen Haus. Warum die Genfer Flagge dann?

Unterdessen beginnt am äußersten linken Flügel, anfangs vereinzelt, immer stärker werdend, auf der ganzen Front sich ausdehnend, Maschinengewehrfeuer zu rattern. Nur in unserem Abschnitt herrscht vorerst noch Ruhe. Nicht allzu lange dauert es, und auch über unsere Köpfe sausen die Infanteriegeschosse. Gott sei Dank, die Garbe sitzt zu hoch und zertrümmert nur die Fensterscheiben im Orphelinat.

Im Ort selbst tobt der Kampf immer heftiger, Hurra ertönt aus kräftigen bayerischen Kehlen, beantwortet mit einem heißeren Urrah der Franzosen. Drei feindliche Kompagnien sind eingedrungen, wurden aber nach heftigem Kampfe wieder

Digitized by Google

hinausgeworfen. Die Nacht bricht an, das Feuer verſtummt. Ein vor unſerer Front gelegenes Bretterlager, beim Angriff von uns in Brand geſteckt, erhellte das Kampffeld. Leiſes Stöhnen von Verwundeten dringt an unſer Ohr. Das Orphelinat füllt ſich raſch mit Verwundeten.

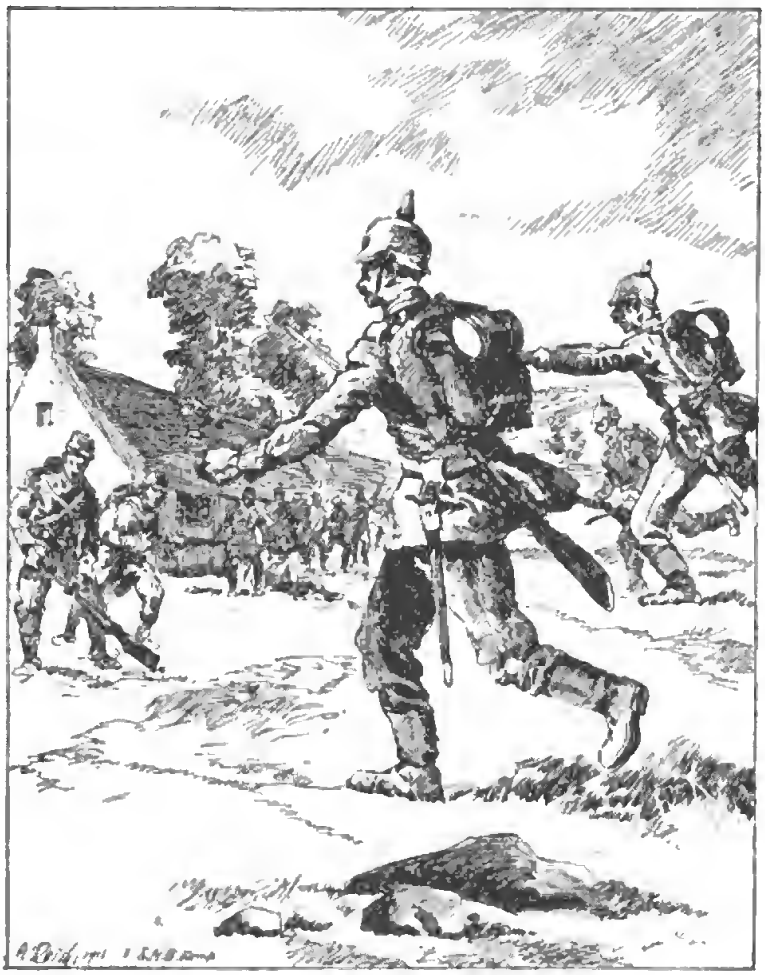
Eigene Patrouillen gehen vor, das Zurückgehen des Feindes feſtſtellend. Horchpoſten werden ausgeſetzt.

Die Nacht wurde kälter. In voller Bereitſchaft verbrachten wir ſie im Schützengraben. Und als der Morgen dämmerte, kam abermals ein Rückzugsbefehl mit neuer Aufnahmeſtellung.

Leutnant N. mußten wir leider als nie vergeſſenen Kameraden in ſeinem Heldengrab zurücklaſſen.

Hauptmann Graf L. wurde vor Räumung der Stellung auf einem beigetriebenen Einſpänner-Fuhrwerk, begleitet von einem Vizefeldwebel ſeiner Kompagnie, in ein Lazarett zurückgebracht.

Auszug aus Tagebuchblättern.



Digitized By Google

Pioniere.

Wir klopfen und hämmern in Gruben und Gräben
Und ſchlagen die Bogen der Brücken ſo ſtolz
In Stein und in Holz
Über Schluchten und Gründe
Trotz brüllender Schlünde.
Wir ebnen den Weg für Menſchen und Tiere,
Für den Marſch der Kanonen,
Und will man uns ehren, und will man uns lohnen,
Gereicht uns das Wort zur herrlichſten Ziere:
„Gut gemacht, Pioniere!“

Wir ſchaffen in unterirdiſchen Tiefen
Und ſchaufeln, in Not und Gefahren vereint,
Das Grab für den Feind.
Seht, wir kitten die Stollen,
Weil wir vorwärts wollen,
Nicht mit Kalk oder Lehm — nein, getreu dem Paniere,
Unter Schmerzen
Mit dem dampfenden Blut unſrer jungen Herzen.
Und fragte uns jemand, was uns dazu führe,
So ſagen wir nur:
„Wir ſind Pioniere!“

Wir bahnen den Weg für die, die uns folgen.
Aus Wirrſal und Nacht und Sturmesgebraus
Führt ein Weg hinaus,
Der muß unſer werden:
Zum Frieden auf Erden.
Und hoffen wir, daß alle Not ſich verliere,
Alles Leid und Haſſen,
So wollen wir doch den Glauben nicht laſſen,
Daß die Wahrheit dereinſt in der Welt triumphiere:
„Sie ſind doch Pioniere!“

Werner Peter Larſen.

Eine Begegnung unter der Erde.

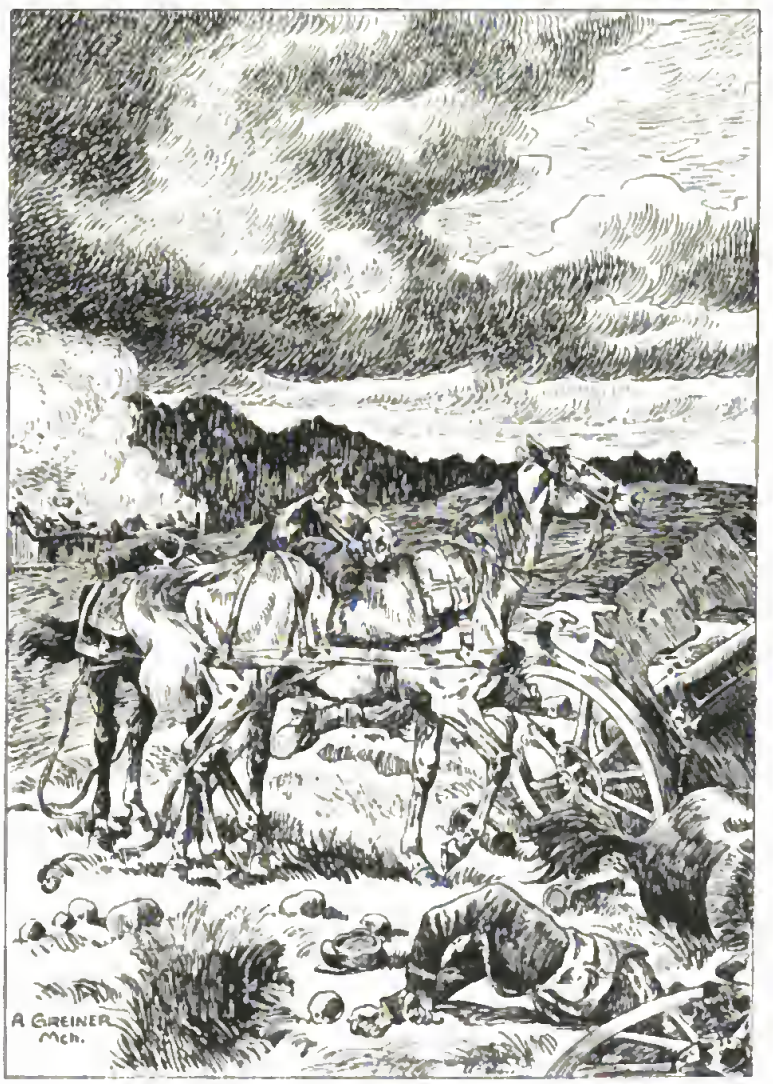
UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

❖ Ein Gang über das Schlachtfeld. ❖

Letzten Samstag fuhr ich mit meinem Oberleutnant und einem Gefreiten über L. nach M. ins Schlachtfeld. Schützengräben und Laufgräben zeigen uns die Stellung der Deutschen Ende August an. An Rainen und in Straßengräben liegen wie überall in unserer Gegend massenhaft leere Kartons für Patronen. Das Gelände besitzt tiefe, enge und sich vielfach windende Täler, von bewaldeten Kalksteinhöhlen eingesäumt. Eine recht unübersichtliche Gegend für den Patrouillendienst!

Wir kommen an das Dorf M., wir wollen sagen, das einstmalige Dorf. Ungefähr zehn Minuten davor sehen wir neben der Straße in sumpfiger Mulde zwischen Weidengestrüpp einige kleinere Massengräber. Kurze Inschriften auf einfachen, schwarzen Holzkreuzen sagen uns, daß hier brave Kameraden aus Hessen zur Ruhe gebettet wurden. Es muß ein heißer, hartnäckiger Kampf gewesen sein. Zweimal mußten die Leute das Dorf verlassen und zweimal vertrieben sie darauf die Franzosen.



Um die Gräber liegen Kokarden, Achselstücke, Verbandstoffe, Fetzen von Kleidungsstücken und dergl., von abgefallenen Weidenblättern teilweise bedeckt. Auf den Gräbern hängen an Stecken und Säbelscheiden, Mützen und ihrer Spitze entledigte Helme. Leiser Wind treibt damit sein Spiel; es war uns, als ob in diesen Bewegungen die Toten nochmals aufleben wollten, ihren kämpfenden Kameraden nachzueilen.

Wenige Minuten vor M. kommen wir an einen Soldatenfriedhof mit Offiziersgräbern und Maſſengräbern von Deutſchen und Franzoſen. Ein Stacheldrahtzaun umgibt dieſe Ruheſtätte, der Raſen iſt überſät mit Papieren, die aus den Kleidern der Gefallenen genommen und als wertlos weggeworfen wurden. Eine Poſtkarte hat mich tief ergriffen. Sie lugte unter moderndem Laube hervor. Es ſtand darauf: „L. 23. Auguſt 1914. Liebes Lenchen! Habe von Dir bis heute leider noch keine Nachricht erhalten. Ich bin noch geſund und munter. Geſtern haben wir einen Gefreiten begraben, der von feindlicher Patrouille erſchoſſen wurde. Später werde ich viel erzählen. Hans.“

Ich ſchickte die Karte unter Umſchlag an die Adreſſatin. Einige unbeſchriebene Reichspoſtkarten lagen umher. Und doch waren ſie beſchrieben, jedem Deutſchen und jedem Franzoſen gleich leſerlich — mit dem Herzblut!

M. ſelbſt iſt faſt völlig zuſammengeſchoſſen. Nur wenige Gebäude, mit dem Roten Kreuz als Lazarette kenntlich gemacht, blieben verſchont. Auf „den Trümmern ihrer Habe“ wankt eine ſchwarzgekleidete Frau, ihr 10—12jähriges Töchterchen an der Hand führend, zwiſchen rußigen Mauerreſten umher, und ſucht und ſucht. Wir kommen näher, die Frau richtet den Kopf etwas auf, blickt uns an und ſieht uns nach. Wo die Haustüre war, liegen Schlüſſel. Sie blinken in der Sonne. —

Heil der Gefallenen.

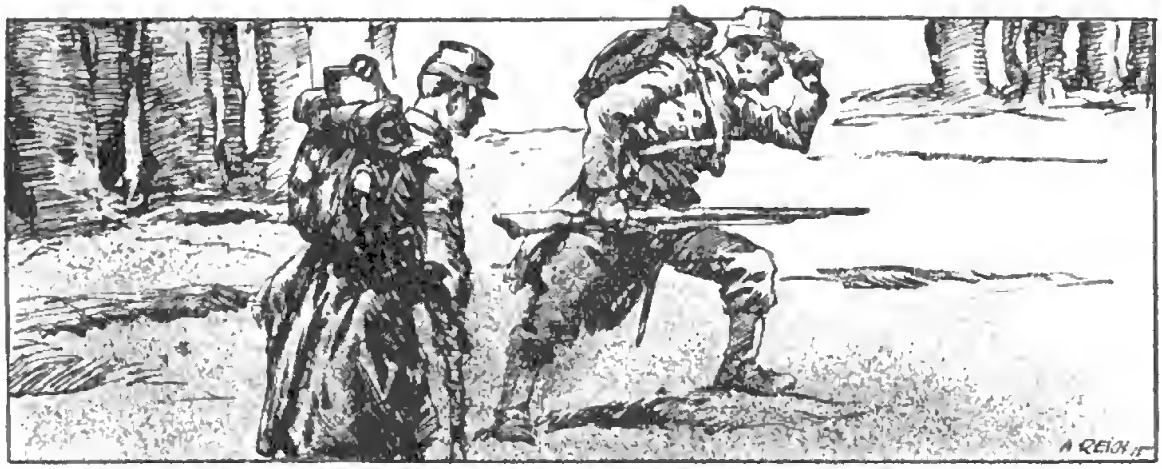
Selig, die gefallen
Für das Vaterland;
Ihre Geiſter wallen
Wonnig hohen Hallen
Himmliſch zugewandt.

Dort im trauten Kreiſe
Und in ſtiller Ruh',
Hoch entzückter Weiſe
Hören ſie dem Preiſe
Ihrer Väter zu.

Alle haben droben
Teil an uns wie eh'.
Glücklich, die erhoben
Aus der Kämpfe Toben
Zu des Himmels Höh'!

v. Martin Greif (1870).

Digitized by Google



Ein bayerisches Heldenstück.

Im landschaftlich herrlichen Vogesenwald hält in der Nähe des Städtchens Senones u. a. die Kompagnie Krieghoff seit Anfang Oktober die Grenzwacht.

Schlanke Edeltannen, hohe Felsblöcke umrahmen den Rücken des Berges, auf dem sich eine Feldwache der Kompagnie festungsähnlich eingebaut hat. Gegen diesen wichtigen Posten richteten sich mehrfach die Angriffe des Feindes, der sich auf der der Feldwache gegenüberliegenden Bergkuppe verschanzt hat. Insbesondere war ein vor der Feldwache gelegener großer Felsblock, von uns die Kanzel genannt, das Ziel seiner Angriffe.

Nachdem am 10. Dezember der Versuch, diesen Block zu sprengen, mißlungen war, hörten unsere in der Nacht vorgeschobenen Posten, daß der Feind einen aus großen Sandsäcken bestehenden Wall, eine sogenannte fliegende Sappe, gegen den Block vorzutreiben unternahm.

Jetzt galt es, ihm zuvorzukommen. In der Nacht vom 11. bis 12. Dezember wurde in aller Stille die Kanzel und ihre Umgebung unsererseits befestigt und ständige Posten darauf aufgestellt. Man kann sich die Überraschung des Feindes, der noch in der Morgendämmerung des 12. Dezember die Sappe besetzt hatte, vorstellen, als er bei Tagesanbruch wahrnehmen mußte, daß nur wenige Meter ihm gegenüber der Felsblock in unseren Händen war.

Jetzt war guter Rat für ihn teuer. Den Versuch, den Graben durchzulaufen, mußte ein Franzose sofort mit dem Leben büßen. Seine Kameraden, anscheinend noch zwei, drückten sich an das vordere Ende der Sappe so, daß nur noch ein blauer Schimmer ihrer Röcke zu sehen war. Versuche der in den hinteren Schützengräben liegenden Franzosen, durch Gewehrfeuer unseren Kanzelposten zu vertreiben, blieben erfolglos.

Digitized by Google

So wird es Nachmittag, die Lage ist unverändert; die Möglichkeit lag nahe, daß die im Laufgraben befindlichen Franzosen unter dem Schutze der Dunkelheit sich unverletzt zurückziehen würden.

Das konnten sich aber unsere tapferen Bayern nicht gefallen lassen. Der Kompagnieführer läßt daher den Posten auf der Kanzel, der durch einen der französischen Sprache kundigen Mann verstärkt wird, die Franzosen auffordern, sich zu ergeben, und ordnet gleichzeitig an, falls diese Aufforderung erfolglos bliebe, eine Handgranate in den Graben zu werfen.

Nun zeigt sich die Unerschrockenheit und Tapferkeit unserer Leute im hellsten Lichte; dem feindlichen Feuer sich aussetzend, erhebt sich der Infanterist Neumeier des 4. Infanterie-Regiments aus Weitershofen in der Oberpfalz über die Deckung und redet in allerdings nicht einwandfreiem Französisch dem Feind gut zu, sich zu ergeben, durch entsprechende Zeichen seine Aufforderung unterstützend.

Da sich nichts rührt, schleudert er, sich aufrichtend, die Handgranate in den Graben. Das hilft.

Nicht bloß zwei, sondern sechs Franzosen entsteigen ihrem Schlupfwinkel und geben sich dem Posten gefangen. Doch mit diesem Erfolg ist der Feldwachhabende noch nicht zufrieden.

Schnell ist eine Gruppe Freiwilliger zusammengestellt, die auch die Gewehre der Gefangenen herüberholt. Die nunmehr schnell einbrechende Dunkelheit und heftiges Gewehrfeuer des Feindes setzt dem weiteren Versuch, den Sandsackwall zu zerstören, eine Grenze.

In der Nacht hörte der Kanzelposten den Feind wieder arbeiten. Wieder wurde eine Handgranate geworfen, die, wie aus dem Stöhnen Verwundeter zu urteilen war, guten Erfolg gehabt hat.

Als der Morgen des 13. Dezember anbricht, sieht man vier Tote und zwei verwundete Franzosen auf dem Kampffeld liegen. Das Jammern des nächstliegenden Schwerverwundeten geht unseren Leuten nahe.

Wieder bildet sich eine Gruppe Freiwilliger, die unter Führung des bereits mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Unteroffiziers Bechmann aus Heldburg in Sachsen-Meiningen die Gefahr nicht achtend, den deckenden Fels verläßt, zunächst den Schwerverwundeten birgt, um sodann, mit Messern ausgerüstet, die Sandsäcke gründlich zu zerstören.

Erst als einer unserer Leute durch einen feindlichen Schuß getötet wird, zieht sich die Gruppe mit zehn Franzosengewehren und zahlreichen anderen Ausrüstungsstücken beladen unter heftigem gegnerischen Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, glücklicherweise ohne weitere Verluste zu erleiden, zurück.

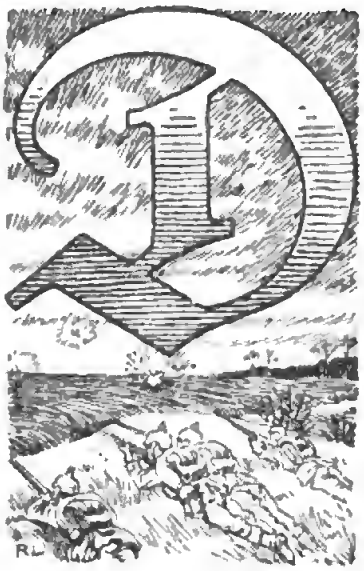
Unsere Tapferen haben die gebührende Anerkennung gefunden.

Digitized by Google

Galizischer Kriegsschauplatz (östliche Hälfte).

Mit einer bayeriſchen Diviſion in Galizien.

I. Teil.



Die Kirſchen ſtanden in voller Blüte und wir freuten uns wie Kinder auf die ſüße Frucht. Die Freude ward zu nichte. Plötzlich wurde die Diviſion abgelöſt und in die Umgegend einer Stadt gelegt; ſie hatte Ruhe und Ergänzung dringend nötig. Die Abteilung, der ich angehörte, lag in der Stadt, außerhalb der Gefahrzone. Von ferne brüllten die Geſchütze dumpf herüber. Die Einwohner hatten ſich daran gewöhnt als an etwas Selbſtverſtändliches. Nur wenn ab und zu ſtundenlanges Trommelfeuer ſchwerer Geſchütze harte Kämpfe ahnen ließ, deuteten ſie in die Richtung und ſagten in ihrer Mundart einige Worte, die wir meiſt nicht verſtanden, aber etwa bedeuteten: „Aber heut' kracht's wieder da hinten." Damit war für ſie die Sache erledigt, zwar nur äußerlich, denn ſie ſind in Rede und Handlung ſehr vorſichtig geworden. Noch im Operationsgebiet liegend, ſpürten ſie den Krieg mehr als anderswo. Sie litten auch unter dem Mißtrauen, das die Hetzer und Verräter, deren Mehrzahl ja geflüchtet oder unſchädlich gemacht iſt, über ſie brachten. Doch die große Mehrheit der Bevölkerung iſt gut deutſch und herzlich froh, daß unſere Truppen den Feinden ein energiſches Halt geboten haben und ſich die Schreckenstage zu Anfang des Krieges, als feindliche Patrouillen ſchon die Stadt durchritten, nicht wiederholten. Waren doch auch ihre Söhne hinausgezogen in den heiligen Krieg. So erzählte mir eine Gemüſehändlerin, unſere „Radi"-Lieferantin, nicht ohne Stolz von ihren drei Söhnen, die in Rußland kämpften.

Zwei Wochen waren ſchon verſtrichen, ohne daß verlautet wäre, wann und wohin die Diviſion abberufen würde. Gerüchte ſchwirrten gleich den vielen Inſekten, die ſich der warmen Maienſonne freuten, umher.

Inzwiſchen hatte auch Italien den Krieg erklärt. Die Entrüſtung, um nicht zu ſagen, Wut, war groß.

Die Diviſion wurde eines Abends alarmiert. Pünktlich und ruhig rückten die Truppen zu den ihnen befohlenen Zeiten zu den Verladeſtellen und als der Morgen graute, rollten die langen Züge davon. Ich blätterte eben im Wörterbuch, um mir verſchiedene Brocken ins Gedächtnis zu rufen, da höre ich Hurra und Geſang aus den vorderen Wagen.

In ſchneller Fahrt ging's durch eine fruchtbare Tiefebene. War das nicht Glockengeläute? Wie lange ſchon iſt's her, daß wir die Glocken nicht mehr läuten hörten!

Zwiſchen Häuſern und Bäumen einer Ortſchaft ſehe ich einen Zug ſich bewegen. Fronleichnam! Darum alſo das harmoniſche Glockengeläute, bald nah, bald fern, je nachdem Dörfer und Städtchen nahe oder weit von der Bahn liegen. Und unſere ſchier endloſen Züge waren ſelbſt ſo eine Art Fronleichnamsprozeſſion, voll Jubel und voll grüner Reiſer. Und die Leute winkten und jubelten uns zu, überall, wie in den erſten Tagen des Krieges. Sie waren beſonders in Stimmung, weil ſie zugleich den Fall von Przemysl feierten, von dem wir bei einem Aufenthalt Kunde erhalten hatten.

Ja, ja, die Leute wiſſen nicht, wie gut ſie es haben: Sie kennen den Krieg nur von den Siegesmeldungen und wenn er, in ſeinem ſchönſten Gewande, durchs Land zieht, von einer Stellung zur andern. Wie ein Triumphator. Aber draußen, weit vor Deutſchlands Grenzen, da iſt er ſchrecklich anzuſehen. Für einen Augenblick ſah ihn auch Deutſchland droben im Oſten ſo; möge unſer liebes Vaterland für immer davor bewahrt bleiben!

Die Bevölkerung begrüßte uns natürlich überaus herzlich; leider hielt der Zug nur einmal. Aber da gab's Freibier, ſoviel nur herbeigeſchleppt werden konnte! Für uns beſtand kein Zweifel mehr, daß wir über unſere Garniſon kommen würden. Und wir malten uns ſchon die Freuden eines mehrtägigen Aufenthaltes in unſerer lieben Heimatſtadt aus. Aber wir wurden enttäuſcht. Von einem Pferde etwas unſanft aufgeweckt, ſah ich des Nachts auf den Kompaß. Der zeigte untrüglich und beharrlich nach Nordoſten. Macht nix, ſchadt nix! Alſo dann zum Hindenburg! Hurra! Die Pferde ſahen mich verwundert an; und die Kameraden frugen, was denn los ſei.

Bald ſchliefen wir wieder ſanft auf dem Heu, trotz des Gerumpels, bis in den hellen Tag hinein. Die reich beſtellten und gut gediehenen Fluren des bisher durchfahrenen Landes hatten uns gezeigt, daß wir Englands Aushungerungspläne nicht zu fürchten brauchen. Heute führten uns hundert und aber hundert Fabriken

Digitized by Google

klar vor Augen, daß auch unsere Industrie nicht aus dem Felde zu schlagen ist. Aber auch reich an landschaftlichen Reizen ist das durchfahrene Land.

Abends hatten wir längeren Aufenthalt. Briefe, die ich im Frühjahre von Bekannten erhalten hatte, waren voll des Lobes über die Bayern — auch in K., das mir um März auf der Rückkehr von einem Pferdetransport Quartier bot, sprach man begeistert von ihnen —, aber daß hier die Wellen der Begeisterung und Freude für uns so hoch schlagen könnten, hatte ich mir nicht träumen lassen. Nirgends kamen die Leute so zahlreich an die Bahn, nirgends wurden wir so reichlich beschenkt.

Nach etwa einer Stunde verließ unser Zug die Stadt, von der wir ein schönes Stück zu sehen bekamen, unter lebhaftem Winken und Rufen der sich auf allen Straßen sammelnden Einwohner. Rasch ging's weiter. Im Westen verlöschten die letzten Lichter des herrlichen Tages; eine Ruhe ringsum und ein wunderbarer Friede.

Während wir schliefen, machte unser Zug eine energische Wendung nach Südost; als um 4 Uhr morgens zur Morgenverpflegung geweckt wurde, hatten wir schon B. im Rücken. Mittag war die deutsch-österreichische Grenze erreicht. „Da sind ja Franzosen", rief ein Kamerad. Und wirklich, da liefen Rothosen. Aber bald klärte sich das Mißverständnis: Es waren österreichische Dragoner. Beim Mittagessen in der Verpflegungsbaracke gab's dann ein mannigfaltiges Uniformgemisch der verschiedenen Waffengattungen der Verbündeten zu sehen. Von jetzt ab ging es etwas langsamer.

Die Züge, erst auf mehrere Linien verteilt, stauten sich nun auf der Aufmarschlinie, die auch den österreichischen Nachschub und die Proviant- und Munitionszüge zu bewältigen hatte. Die Gegend wurde allmählich reizlos, fast öde. Die ärmlichen Bewohner begrüßten uns herzlich. Aus all' den spärlichen Ortschaften kamen sie dahergelaufen; bei einer kleinen Stadt schien die ganze Einwohnerschaft, meist waschechte Juden in Kaftan, weit den Bahndamm entlang aufgestellt zu sein. Frauen und Kinder bettelten um Brot. Es fiel mir dabei angenehm auf, daß die Kinder nicht etwas brüllten, was so ähnlich wie Hurra heißt, sondern uns deutlich „Heil und Sieg" und „Auf Wiedersehen" zuriefen.

„Da san Russen", schrien die Kameraden an der anderen Wagentüre. Wir stürzten hinüber. Richtig, ein mächtiges Gefangenenlager mit einigen tausend Russen. Eine lange Kolonne neuer Gefangener war unterwegs zum Lager und in der nächsten Station, auf der wir kurzen Halt hatten, stand schon wieder ein langer, langer Zug, der einen Teil der Gefangenen aus den Sankämpfen barg. Aus dem Wagen uns gegenüber sehen einige heraus; „wo aus denn?" frug uns einer. Wir waren baff! Im Laufe des kurzen Gesprächs stellte sich heraus, daß der Russe mehrere Jahre in Bayern beschäftigt war.

Digitized by Google

Aufenthalt in einer Station.

Digitized by Google

Stockend näherten wir uns K., das wir um Mitternacht erreichten. Ruhig lag die Stadt, aber um so lebendiger war der Bahnhof. Von Festungswerken und Forts nichts zu sehen.

Man macht sich, besonders in der Heimat, meist einen falschen Begriff von einer Festung. Wenn man von einer solchen hört, stellt man sich unwillkürlich aus alten Bildern Wall und Graben und hohe Ringmauer vor. Aber von all' dem ist nichts zu sehen.

Alle diese Festungen liegen so friedlich da wie andere Städte auch, wie ruhende Katzen, die mit den Augen blinzeln und die Krallen verborgen halten. Da und dort erhebt sich vor der Stadt ein unscheinbarer Hügel, hie und da von nicht alltäglicher Form, auf dem vielleicht noch kleine, unauffällige Erderhöhungen zu sehen sind. Nur die ausgedehnten Drahthindernisse lassen vermuten, daß dieser Hügel so eine krallenbewehrte vorgestreckte Tatze ist.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Daran erinnerte uns die bunte polnische Tracht junger Mädchen, die weit über Land zur Kirche gehen. Die Gegend ist wieder hübscher; Gruppen von Laubbäumen und Rinderherden bringen Abwechslung in das unübersehbare fast ebene Gelände. Hie und da ein farbenprächtiges Bild, so z. B. ein dichter Mohnfleck auf sonst blumenlosem, grünem Plan, wie ein großer Blutfleck auf grünem Teppich. Mitten im Rot stehen drei Pferde. Sonst erinnere ich mich nicht, Blumen gesehen zu haben. Und nur hie und da Baumgruppen, die sich selten zu einem kleinen Wäldchen verdichten, aber weit und breit kein Nadelbaum. Die Felder streckenweise bebaut, soweit sie in näheren Bereich der kleinen ebenerdigen Lehmhäuschen mit Strohdächern liegen. Denn nun waren wir mitten in Galizien.

Österreichischer Infanterist.

Digitized by Google

Und nun machte sich auch schon der Krieg bemerkbar; ungeheure Wagenparks, lange Wagenkolonnen, mächtige Proviantlager zu beiden Seiten der Bahn. Die Bahnwärterhäuschen abgebrannt. R. ist die erste Station, die bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist. Die mächtige doppelte Eisenbahnbrücke über ein in den Berichten über die Anfangskämpfe viel genanntes Flüßchen, ist gesprengt, aber schon durch eine Notbrücke ersetzt. An der Parallelbrücke für das zweite Geleise arbeiten deutsche und österreichische Eisenbahn- und Pioniertruppen Hand in Hand.

Auf einer der nächsten Stationen wird bereits eine unserer Fuhrparkkolonnen ausgeladen; auch unsere Pferde werden bald auf dem galizischen Sand stampfen, denn von Wagen zu Wagen ergeht nun der Befehl: „Um 10 Uhr marschbereit.“ Das Land ist hier durchweg bebaut und scheint stärker bevölkert. Eine Unmenge kleiner Häuschen stehen an den Wegen, so die Ortschaften weit auseinanderziehend. Die Landschaft ist nicht ohne Reiz, mitunter sogar farbenprächtig. Der Bahnhof von P., auf dessen Geleise neben Proviantzügen deutsche Sanitäts-, Bade- und Desinfektionszüge stehen, ist vollständig niedergebrannt, die Drähte zu den Signalmasten sind abgerissen; die Telephonleitungen zerstört, die Maste bis auf einen Stumpf abgebrannt oder abgehauen und eine Reihe von schweren Eisenbrücken ist gesprengt.

Deutscher Fleiß hat hier überall schnell starke Notbrücken geschaffen. Truppen und Proviantzüge stauen sich; ein Zusammenstoß, dem leider einige Kameraden zum Opfer fielen, verstopft noch ein Geleise. So kamen wir erst gegen 2 Uhr nach einer für galizische Verhältnisse größeren Stadt, deren Name mit den Kämpfen am San eng verknüpft ist.

Die Bahnhofbauten sind natürlich alle zerstört. Rasch und glatt sind wir ausgeladen und bald reiten wir ab. Sofort zeigen sich die malerischen, wenn auch oft düsteren Bilder des Bewegungskrieges. Am Güterbahnhof und auf nahen freien Plätzen haushoch aufgehäufter Proviant, umgeben von den Proviantkolonnen. Dort steht eine ganze Reihe erbeuteter Geschütze, Protzen, Wagen, daneben sind Unmengen schwerer Munition aufgestapelt. — Abseits stehen mehrere Pferde, abgehetzt, abgemagert, mit Satteldrücken und sonstigen Verletzungen. Sie warten der Verschickung in ein Pferdesanatorium, warten geduldig und ohne jede Regung in der Mittagsglut der galizischen Sonne! Eines von den armen Tieren legt sich eben hin, für immer, mit brechenden, anklagenden Augen. Aber es kann den Kopf zur letzten Ruhe nicht auf die Erde legen; es ist mit einem anderen Pferd zusammengekoppelt, das nun von der Last den Kopf noch tiefer sinken läßt. — Morgen wird man es verscharren, aber es wird keine Inschrift künden: „Auch das Pferd diente dem Vaterlande bis zum letzten Atemzuge.“

Digitized by Google

Galizischer Bauer.

Von der Stadt sehen wir nicht viel; wir streifen sie südlich, um auf die große Straße zu gelangen. Die Gebäude sind mehr oder minder beschädigt; aus leer geplünderten Häusern lugen neugierig Pferde heraus; das wirkt bei aller Tragik belustigend.

Auf der Straße, die von Jaroslau nach Radymno schnurgerade läuft, angelangt, sind wir selbst ein Glied in der ungeheuren Bewegung, die die Straße belebt. Vor allem die deutschen Verpflegskolonnen, Munitionskolonnen, Gerätewagen, nachrückende Telegraphen- und Luftschiffertrupps, in prachtvoller Gleichmäßigkeit und Gediegenheit und tadelloser Fahrordnung. Dazwischen immerzu ein Trab oder Galopp, ohne jede Disziplin, die aus ortsüblichen Wagen bestehenden Nachschubkolonnen der Österreicher, wo immer eine Lücke ist, sich einschiebend, um dann wieder vorzuschießen, sobald in der Mitte etwas Luft ist. Pferdchen wie Ponys, aber von schier grenzenloser Ausdauer; Wägelchen, die fast wie Spielzeug anzusehen sind; die Fahrer, immer im Streit mit den Kolonnenführern, sind Bauern in der Landestracht: gelblich-schmutzige, rot verzierte Wollhosen, darüber das „weiße" Hemd, über diesem ein kurzes, farbiges, ärmelloses Jäckchen, ein schwarzer Hut von merkwürdiger Form. Zwei, drei Sack Haber oder einige Kisten Konserven sind die ganze Beladung; mehr verträgt das Gespann nicht. Dazu auf jedem Wagen ein österreichischer Soldat. Gemächlich rumpelt eine schwere Kraftwagenkolonne in fast präzisen Abständen voraus, ihr folgen mit Getöse die noch schwereren Triebwagen einer der berühmten österreichischen Mörserbatterien. Staubwolken, manchmal von einer Dichtigkeit, daß der Pferdekopf darin verschleiert, wälzen sich in der drückenden sengenden Hitze und erschweren im Verein mit dem entsetzlichen Geruch von Brandstätten, Tümpeln und verunreinigten Schützengräben das Atmen. In Augen, Ohren und Nase setzt sich der aufgewirbelte Staub fest, die Gesichter werden aschfahl und trotz der fest geschlossenen Lippen knirscht der feine Sand zwischen den

Zähnen. Roß und Reiter ſind bald von einer ſchmutzig feldgrauen Farbe. Von der entgegengeſetzten Richtung die gleichen elenden Bauernkarren mit einem bis zwei Schwerverwundeten auf magerem Strohlager, hie und da ein Trupp deutſcher Leichtverwundeter, die ſich langſam durch das ſcheinbar verrückte, aber doch ſo zielbewußte Treiben hindurchſuchen.

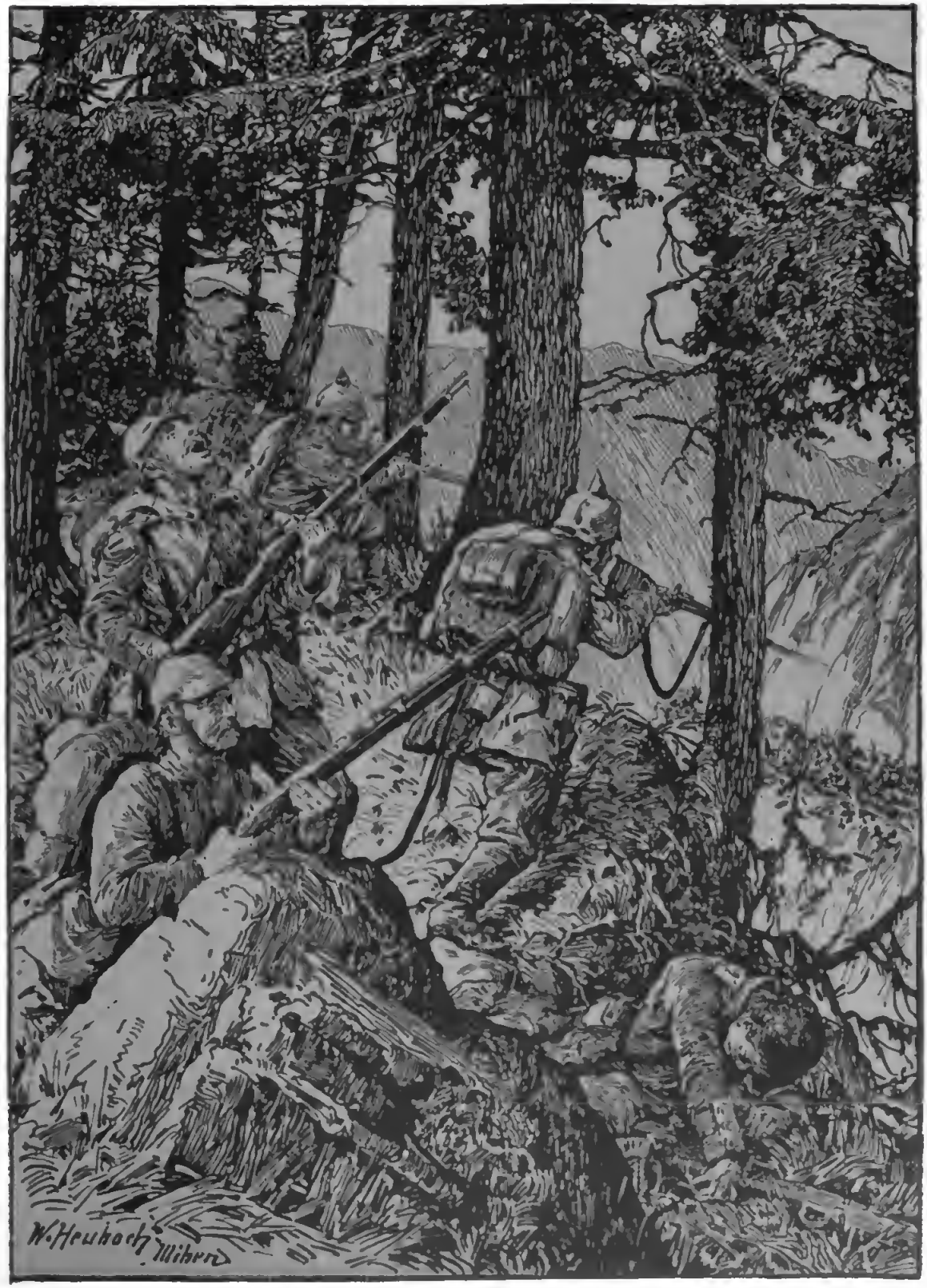
Hie und da das unaufhörliche ungeduldige Schrillen eines Perſonenautos; Generalſtabsoffiziere fahren in ihm vorüber, die Augen geſchützt grau in grau. Sie tun gut daran, ſich feſtzuhalten, um nicht herausgeſchnellt zu werden. Etliche Dutzend Bauern bemühen ſich nach ihrer Art zwar redlich, aber, wie mir ſcheint, ebenſo zwecklos, die größeren Unebenheiten der Straße auszugleichen.

Im Schritt reiten wir ſo einige Stunden, zwiſchen Kolonnen eingepfercht, die ſtockend der Front entgegenrollen. Links auf ausgedehntem flachen Plan eine Reihe von Fliegerſchuppen, ſpäter die ſtattliche, rauchende Front einer Feldbäckerei, nicht weit davon das Feldproviantamt, an deren Vorratsbergen geſchäftig Soldaten herumkrabbeln.

Nach einigen weiteren Stunden haben wir endlich die ſchon längſt ſichtbare Kirche und damit Radymno erreicht. Dieſe Kirche und das Pfarrhaus weiſen nur geringe Beſchädigungen, von Gewehrkugeln und Schrapnells herrührend, auf, aber bald, rechts in die Stadt einbiegend, bietet ſich dem Auge ein erſchreckendes Bild der Verwüſtung. Denn um die Stadt als wichtigen Stützpunkt iſt bei den Einleitungskämpfen am San noch vor wenigen Tagen erbittert gekämpft worden. Der flüchtige Blick ſtreift die Doppelreihe der beſſeren Häuſer der kurzen Hauptſtraße, die auf den Markt mündet.

Hier ſteht protzig breit eine geſpenſtiſch verhüllte öſterreichiſche Motorbatterie in Reſerve. Es iſt, als ob die Koloſſe ausruhten in der eroberten Stadt, der ſie mit ihrer gewaltigen Sprache wohl einen paniſchen Schrecken eingejagt hatten. Gar deutlich ſieht man auch die Spuren ihrer Arbeit allenthalben: ein Eckhaus ſtand etwas naſeweis vor; jetzt iſt die Ecke bedeutend kürzer und abgerundet, dort klafft ein metertiefes Loch und die große dreikuppelige Kirche ruſſiſchen Stils iſt jämmerlich zugerichtet. Die Hälfte einer der kleinen Kuppeln iſt glatt wegraſiert, die große Kuppel ſieht aus, als bedürfte es nur eines Windſtoßes, um, wie ein Kartenhaus zuſammenzufallen. Kein Haus iſt unbeſchädigt, aber die Backſteinbauten, die ſo leer und öde auf die Straße ſtarren, haben doch dem Brande ſtandgehalten, dem ein großer Teil der inneren Holzhäuſer zum Opfer fiel. Da und dort ragt ein Kamin, der einzige des Häuschens ſtumm in die wolkenloſe Bläue. Die Aſche iſt längſt verweht und nur der Backſteinladen zeigt noch, daß dieſe Kamine einſt zu Häuschen gehörten. Hie und da hatte es der Beſitzer zu einem Blechdach gebracht, das nun mitleidig die kärglichen Reſte am Boden zudeckt.

Digitized by Google



Überfall einer russischen Rückzugskolonne.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Das zerſchoſſene Radymno.

Die einzige Brücke über die Rade, einen kleinen aber tief gelegenen Bach, der die Stadt teilt, iſt natürlich auch zerſtört. Aber eine Notbrücke hält den Verkehr auf dieſer wichtigen Straße aufrecht. Knapp außerhalb der Stadt zweigt die Straße links, rein ſüdlich nach dem etwa drei Wegſtunden entfernten Przemysl, öſtlich gegen Nava Ruska ab. Aber heute reiten wir weder dieſe, noch jene Straße; an einer Wieſe vorüber, auf welcher Infanterie in tadelloſen Zeltreihen biwakiert, reiten wir zu den weit voneinander ſtehenden einzelnen Stallgebäuden einer Kavallerie-Kaſerne, wo wir „Ortsbiwak beziehen“.

Auf gut deutſch heißt es, man ſtellt ſein Pferd irgendwo unter oder bindet es an einen Baum, füttert und tränkt das Pferd. So und dann ſchau', daß du auch zu eſſen und zu trinken bekommſt und wo du dich hinlegſt. Wir bezogen alſo die Ställe, die als ſolche nur noch an den feſtgeſchraubten Futtertrögen und dem Pferdemiſt erkenntlich waren. Kein Stäubchen Stroh, kein Fenſterſtock, kein Türſtock! Aber ſchön hell war's trotz der wenigen Fenſterlöcher, denn die meiſten Dachziegel lagen umhergeſtreut in den Höfen, was noch oben war, war von den Schrapnells kunſtvoll aber unnötigerweiſe in ein Sieb verwandelt und kein Zwiſchenboden hielt etwa boshaft des Tages Helle auf oder das Naß eines regneriſchen Himmels. Da vorausſichtlich kein Allarm oder Abmarſchbefehl bevorſtand, ſattelten wir ab, legten aber die Sachen ſo, um ſie auch in ſtockfinſterer Nacht ſicher und ſchnell zu finden.

Einen Blick in den Futtertrog, bevor man den Hafer hineinſchüttet; da liegen nebſt allerlei Unrat allerdings auch für einen Pferdemagen recht unverdauliche Dinge: einige handvoll ruſſiſche Patronen, die erſten, die wir zu Geſicht bekommen. Im Nebentrog

Ein wenig ſtockte das fieberhafte Hin und Her der Straße, deren dicke Staublage Schutt und Hufſchlag und Wagenrollen dämpft. Nun flutet's wieder vor und zurück. Trupps deutſcher Leichtverwundeter kommen durch, die denſelben langen Weg wie die Gefangenen zum nächſten Lazarett und weiter zur Bahn machen. Und wieder dieſe elenden Karren mit Schwerverletzten, die Freund und Feind gleich erbarmungslos ſchütteln.

Mittlerweile wurde es Mittag, wir fütterten und gingen dann, mit unſeren Eßgeſchirren bewaffnet zur Feldküche, die in der Stadt aufgeſtellt war. Wir hatten faſt eine halbe Stunde dorthin. Da dort auch der Appellplatz war, wechſelten wir Nachmittag Stall und „Quartier". Die einen bezogen mit ihren Pferden leere Wohnungen, Läden; auch die ſtark beſchädigte neue Synagoge war in Stall und Lager verwandelt. Ich beſetzte mit einigen Kameraden einen Kaufladen im Rathaus, den wir notdürftig zu einem Stall herrichteten.

Beim Appell wurde neben dem Hinweis auf ſonſtige Anſteckungsmöglichkeiten vor allem der Genuß des Waſſers wegen der hohen Pocken-, Typhus- und Choleragefahr verboten.

Bald plätſcherten wir mit unſeren Pferden in den kühlenden ſeichten Fluten des San, und Roß und Reiter war es wohl dabei.

Morgens und mittags gab es eine Feldflaſche dünnen, ungezuckerten Kaffees, mit dem man haushielt. Am Abend aber leerte ſich die Feldflaſche Tee unheimlich ſchnell. Aber die drückende Hitze wollte nicht weichen und der Durſt blieb. Ein einziger Pumpbrunnen in der Stadt lieferte einigermaßen genießbares Waſſer. Da holte dann einer ein Kochgeſchirr zu kühlem Trunk, ein anderer Kamerad hatte noch Schnaps und ich lieferte Zucker. Der Trank ſchmeckte. Und wir waren ja nach dem Appell gegen Cholera geimpft worden, zum ſoundſovielten Male ſeit dem Kriege, auch gegen Typhus und Pocken.

Gegen Abend war ein Landwehrbataillon, eingehüllt in eine Staubwolke, mit klingendem Spiel eingezogen. Der General, zu deſſen Brigade die Truppe gehörte, kam dem Bataillon im Auto entgegen. Er entſtieg dem Wagen — eine prächtige, typiſch deutſche Heerführergeſtalt — und rief den Kompagnien ein lautes „Guten Abend, Leute" zu, das lautſchallend erwidert wurde. Freundlich-ernſt ermunterte er einige Nachzügler, denen der weite Marſch in Sand, Staub und Hitze zugeſetzt hatte. „Solche Männer ſind nötig", meinte ein öſterreichiſcher Unteroffizier unter Hinweis auf den General, damit ein Geſpräch anknüpfend, deſſen ſtrategiſches Ziel in einer Umgehungsbewegung meine Zigaretten waren. Ich ſchenkte ihm gerne einige, da ich noch an die hundert Stück hatte, Liebesgaben, die ich bisher, ſolange ich beſſere hatte, verſchmäht oder aufbewahrt hatte. Jetzt waren wir froh um ſie, denn zu kaufen gab's um ſchweres Geld weder Zigaretten, noch ſonſt etwas und die uns täglich aus

Digitized by Google

Ungarischer Husar.

Detachement, während von Süden und Osten die Österreicher immer schärfer nachdrängten.

Damit hatte der Krieg wieder etwas von dem Frisch-Fröhlichen früherer Zeiten bekommen. Aus den riesigen Verbänden und den kilometerlangen Schlachtfronten war man glücklich heraus; die Schlacht löste sich in einzelne voneinander unabhängige Detailkämpfe kleiner Detachements auf.

Die breite, staubige Landstraße entlang wälzt sich die Heeresmasse. Wie lachte uns das Herz im Leibe, als wir ins enge Bergtal abbogen; ein Infanterie-Regiment, eine Feldkanonenabteilung, eine schwere Batterie und ein paar Reiter. Die Straße, die von hier nach Norden führte, sollten wir sperren.

Ein schlechter Landweg mit tiefausgefahrenen Gleisen führt steil bergan. Ein langgestrecktes Dorf zieht sich zu beiden Seiten hin; ärmliche Hütten mit tief herabhängenden Strohdächern; dahinter Tannenwald. Ein klarer Bergbach kreuzt den Weg, wir lassen die Pferde saufen, es wird ein heißer Tag.

Hinter der Infanteriespitze geht es in die Berge. In unserer linken Flanke ist es nicht ganz geheuer, rechts sichert uns ein schwaches österreichisches Detachement. Allein wir sehen nichts davon, es marschiert irgendwo hinter den dunklen Tannenwäldern.

Unsere Kavallerie ist voraus. Ein Meldereiter kommt in schärfster Gangart zurück. Russische Patrouillen gehen bereits auf den Höhen vor, auf denen wir in Stellung gehen sollen. Es sind die, die die Paßstraße sperren. Jetzt eilt es. Eine starke Infanterie-Offiziers-Patrouille wird vorgeschickt. Wir haben nicht so viel Zeit, teilen uns und reiten zu zwei und zwei auf die Höhen zur Erkundung voraus.

In raschem Tempo geht's den steilen Berg hinauf, ein Chevauleger-Unteroffizier kommt mir entgegen, abgesessen, den Karabiner in der Hand, das kurze Seitengewehr umgeschnallt. Seine Leute schießen sich oben auf der Höhe mit russischen Patrouillen herum.

Die nach der Karte als Artilleriestellung bestimmte Höhe ist in früheren Kämpfen zu einem wahren Stützpunkt ausgebaut worden. Kreisförmig umziehen sie Schützengräben mit starken Unterständen. Es eilt wirklich. Wer hier zuerst oben ist, beherrscht den Weg. Aber als Art Stellung ist die Höhe unbrauchbar; die Batterien müssen weiter vor bis auf die vorderste Höhe, die steil gegen das Tal zu abfällt.

Dort sind schon unsere braven Chevaulegers, die die Russen vertrieben haben.

In scharfen Kurven wendet sich die Paßstraße von den jenseitigen Höhen herunter. Sie liegt direkt unter unserem Feuer. Allein, noch sind wir nicht mehr als ein paar Mann, in den einmündenden Bergtälern ist Bewegung zu sehen. Von den jenseitigen Höhen herab setzt die Vorhut der abziehenden Russen zum Angriff ein.

Digitized by Google

Von Russen angezündete Petroleumgrube in Boreslaw.

Digitized by Google

Jetzt kommt es auf die schnelleren Beine an. Es ist der reinste Wettlauf. Die ersten Infanterie-Patrouillen sind auf der Höhe eingetroffen. Mit lebhaftem Winken mahnen sie die Nachrückenden zur Eile. Unsere Infanterie ist rechtzeitig zur Stelle, in Massen, Linie auf Linie, klimmen sie den Berg heran. Das ist ein beruhigender Anblick.

Ein Meldereiter jagt zurück, die vorderste Batterie hier herauf zu führen. Es ist die höchste Zeit. Die Russen haben schon Artillerie in Stellung; ihre Schrapnelle krepieren über unseren Köpfen.

Auch diese Höhe krönt ein alter verlassener Schützengraben. Die Infanterie setzt sich darin fest, wie sie gerade eintrifft und gräbt sich tiefer ein. Jetzt ist keine Gefahr mehr; sie werden uns von hier nicht wieder vertreiben.

Geschützweise in großen Abständen jagt die Batterie über die eingesehenen Stellen den steilen Berg hinauf. Weiße Sprengwölkchen zeigen sich über ihr am Himmel. Inzwischen knattert das Gewehrfeuer los. In breiten Linien setzen die Russen zum Angriff an. Aus dem Walde heraus wimmelt es von braunen Mänteln. Vier mächtige Erdfontänen steigen geisterartig mitten unter den Anstürmenden auf. Nach einer Weile erst folgt das dumpfe vierfache Krachen. Unsere schwere Batterie ist im Grunde in Stellung gegangen und hemmt über unsere Köpfe hinweg den feindlichen Angriff.

Die schweren Haubitz-Granaten müssen furchtbar gewirkt haben. Drüben läuft es wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Was noch laufen kann, rennt zurück, aber zahlreiche bleiben liegen. Die Infanterie schießt wie auf flüchtendes Wild.

Ein Chevauleger-Unteroffizier kommt mir entgegen.

Digitized by Google

Nochmals verſuchen die Ruſſen vorzugehen. Allein eine zweite und dritte Salve halten die drüben nicht aus. Ein heftiges Gewedel mit weißen Tüchern beginnt. „Feuer einſtellen!“ ruft es die Infanterielinie entlang.

Das Feuer verſtummt. Vorſichtig kommen die erſten Ruſſen waffenlos heran. Vorſichtig erwarten wir ſie; alles iſt auf eine Kriegsliſt gefaßt. Kein Kopf zeigt ſich über dem Grabenrand; die Maſchinengewehre lauern bereit mit geſtelltem Viſier. Allein, was ſich da unten jetzt in Haufen ſammelt, hat keine kriegeriſche Abſichten mehr. Seit zwei Tagen hatten die Ruſſen, wie die Gefangenen ſpäter ausſagten, keine Nahrung mehr; ſie ſehen ſich von allen Seiten umzingelt und ſtrecken die Waffen. Patrouillen ſteigen in den Grund herunter und führen die Gefangenen kolonnenweiſe zu uns herauf. Sie ſind durchweg tadellos bekleidet und ausgerüſtet, in ihren praktiſchen graugrünen Uniformen und erdbraunen Mänteln. Statt der Tellermützen tragen ſie vielfach tatariſche Lammfellkappen. Sie grüßen ſehr unterwürfig. „Wir können nichts dafür, Herr Offizier“, ſagt einer, der deutſch ſpricht, im Vorbeigehen.

Hier oben iſt kein Mann überflüſſig; die geringſte Bedeckung muß für den Abtransport genügen. Zwei Bewaffnete für je 100 Gefangene, das reicht.

Unſere Lage iſt keineswegs allzu roſig. Die große Paßſtraße zwar wird kein Ruſſe mehr herunterkommen, allein niemand weiß, was noch in den Bergen ſteckt und was aus den Seitentälern vorbrechen kann.

Die Höhe, auf der wir ſtehen, ſpringt im Halbkreis nach Süden vor. Von rechts und links überhöhen ſie ſteile Berge, und unter Umſtänden werden wir von drei Seiten gepackt. Die Batterie iſt ohne Verluſte heraufgekommen und in Stellung gegangen. Gegen den Feind im Süden und gegen die gefährlichen Höhen zur Linken iſt ſie glücklich gedeckt. Aber nach rechts ſteht ſie ungeſchützt da. Drohend ſchaut da der Kolanin, ein tannenſchwarzer ſteiler Berg, in unſere Stellung hinein. Ruſſiſche Kolonnen ſind gegen ihn in Anmarſch gemeldet. Von den Öſterreichern, die uns decken ſollten, fehlt jede Nachricht. Unbemerkt kann ein geſchickter Gegner hinter dem undurchdringlichen Tannenſchleier Maſchinengewehre in Stellung bringen, die uns in der Flanke und im Rücken faſſen. Ein Blick auf die Karte. Es iſt ihre günſtigſte Kampfentfernung. Bei einem wohlvorbereiteten plötzlichen Feuerüberfall entkommt keiner. Das iſt, wenn man die Verantwortung für ein paar Dutzend Menſchenleben hat, kein angenehmes Gefühl.

Doch, was hilft's; es iſt die einzige mögliche Stellung und auf den Höhen im Oſten gehen die Ruſſen vor und verſuchen ſich dort feſtzuſetzen. Gelingt es ihnen, ſo erzwingen ſie nicht nur den Durchbruch, ſondern gefährden auch unſere nach Oſten weitermarſchierenden Kolonnen.

Ein heftiges Granatbrennzünderfeuer vertreibt die Ruſſen wieder aus den Gräben, in denen ſie ſich ſchon ſicher wähnten. Die Batterie hat eine glänzende Wirkung,

Digitized by Google

allein ab und zu gleitet doch ein ſorgenvoller Blick der Wiſſenden zu dem Tannengipfel hinüber, der unheimlich und tückiſch über den ſicheren Hang hinüber uns in den Rücken ſchaut.

Wo nur die Öſterreicher bleiben; wenn doch Nachricht von ihnen käme! Auch die Infanterie iſt in keiner beneidenswerten Lage, wenn ſie ſich auch in den Gräben beſſer decken kann als die Kanoniere, die ſchutzlos hinter ihren Schilden ſitzen.

Von denen hat freilich keiner eine Ahnung; augenblicklich gibt's nichts zu tun. Die Feldküchen ſind da. Wieder ein paar hundert Gefangene gemacht. Es iſt ein ſtrahlend ſchöner Tag; von den Bergen ſieht ſich's als Sieger ſo frei und ſtolz ins Tal.

Da kommt ein Reiter in blaugrau und meldet ſich beim General. Gott ſei Dank, die Öſterreicher ſind da. In Schützenlinien gehen ſie gegen den Kolanin vor. Jetzt mögen neue Maſſen kommen. Hier werden ſie nicht durchbrechen. Dr. Colin Roß.

Stille Andacht.

Kamerad, in kühler Erde
Hat man dir dein Bett gemacht,
Ruhig kannſt du hier nun ſchlafen,
Träumen von der deutſchen Wacht!

Du haſt nun die Ruh' gefunden,
Ruhe nach vollbrachter Tat,
Während ich noch weiterziehe,
Bis auch mir die Stunde naht! —

Sollte mich ein Gott beſchirmen,
Daß ich heil die Heimat ſeh'
Wehmutsvoll will ich gedenken
Deiner hier im tiefen Schnee.

Und will meine Schritte lenken
In ein ſtilles Gotteshaus!
Stille Andacht will ich halten,
Beten für dein Vaterhaus.

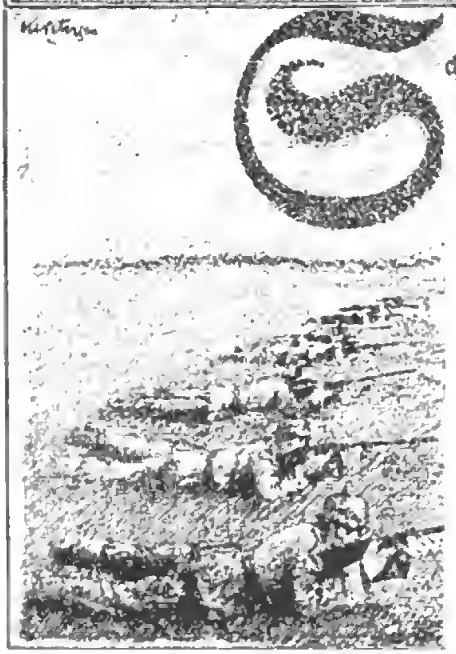
Deinen Lieben will ich künden
Von dem Tapf'ren, der da blieb —
Der mit ſeinem Herzensblute
Sich dem Vaterland verſchrieb!

Rich. Langner.

Stille Andacht.

Digitized by Google

Gefechtstage in Galizien.

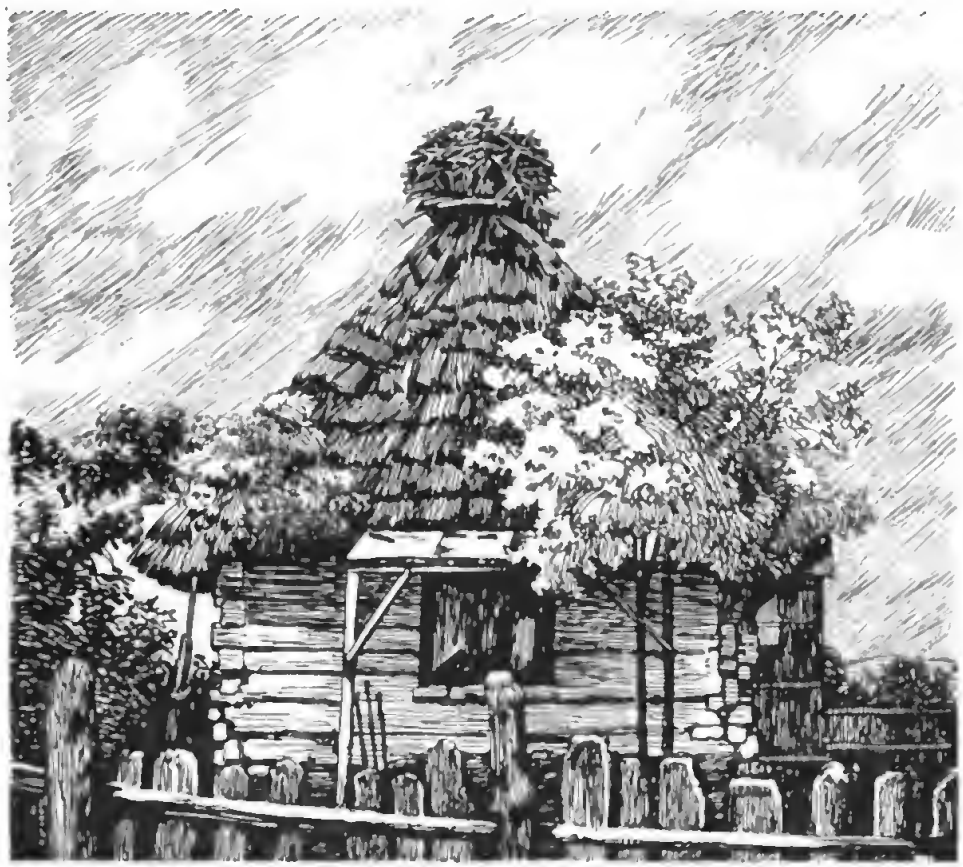


Schon manchen heißen Tag habe ich in Galizien durchzumachen gehabt, vor allem in Marschleistungen bei großer Hitze und auf schlechten Wegen, woraus sich eine Staubplage resultiert, daß man oft nicht in der Lage war, seinen Vordermann zu erkennen. Was ferner schwer ins Gewicht fällt, ist der große Wassermangel, der sich in den ersten Tagen sehr bemerkbar machte. Strenge Anweisungen sind nämlich getroffen, kein ungekochtes Wasser und Milch wegen der Seuchengefahr zu trinken. Aber auch dieser Punkt ist dank der Fürsorge unserer obersten Leitung soweit behoben, daß man bei einigermaßen Beherrschung mit dem auskommen kann, was einem von Kaffee und Tee zur Verfügung gestellt wird, wie überhaupt die Verpflegung in dieser weltfremden und schon von den Russen stark mitgenommenen Gegend befriedigend zu nennen ist.

Das sind wohl die allgemeinen Verhältnisse hier, mit denen man zu rechnen hat und mit denen wir Deutsche uns abzufinden wissen, um auch in diesem Land dem Feinde trotz größter Entbehrungen und Anstrengungen zu beweisen, daß er es mit einem in jeder Beziehung stahlharten Gegner zu tun hat, was ihm wohl auch recht zur Gewißheit geworden sein mag. Dazu kamen noch die klimatischen Verhältnisse. Am Tage eine Hitze, wie man sie bei uns wohl selten kennt, dagegen die Nächte sehr kalt. Dabei sind wir auf Biwaks angewiesen, der Ungezieferplage wegen. Zu diesen Entbehrungen gesellen sich noch die eigentlichen Anstrengungen, welche die Gefechte und Kämpfe erfordern. Kein Wunder, daß der 14. Juni 1915 und die folgenden Tage wohl von all' denjenigen, welche sie erlebten, nie vergessen werden.

Am 14. Juni waren wir zur Unterstützung hinter der Front. Die Operationen verliefen hier zur Befriedigung, denn es wurde uns mitgeteilt, daß die vor uns liegenden preußischen Garderegimenter, deren Unterstützung wir waren, etwa viertausend Gefangene bei wenigen eigenen Verlusten gemacht hatten. Demgemäß wurden wir überflüssig und am 15. gegen zehn Uhr vormittags kam der Befehl zum Abrücken nach einer anderen Seite, wo wir nach einstündiger Rast abends zehn Uhr ankamen.

Digitized by Google



Galiziſches Bauernhaus.

Gegen halb zwölf Uhr traf die Gulaſchkanone ein. Nach weiterem halbſtündigen Marſch wurde gedeckt hinter einer Ortſchaft zur Ruhe übergegangen.

Am folgenden Tag wurde um halb vier Uhr aufgeſtanden (nebenbei bemerkt, Waſchen gilt als überflüſſig und muß man es als ganz beſonderes Glück bezeichnen, hiezu mal Gelegenheit zu haben). Der Vormarſch wurde mit Marſchſicherung angetreten und es ſollte auch gar nicht lange dauern, daß wir den Feind witterten. Den erſten Morgengruß bot uns unſere eigene Artillerie, welche um ſechs Uhr die erſte Granate ins feindliche Lager ſandte, was für uns als Zeichen des Beginnes galt.

Unſer Bataillon ging geſichert weiter vor. Die Spitze war ſchon voraus, als über dem Reſt unſerer Kompagnie, die als Vortrupp folgte, das erſte feindliche Schrapnell platzte, worauf ſofort zur Entwicklung zur Schützenlinie übergegangen wurde. Jetzt wurden wir mit Feuer direkt überſchüttet und bald hier, bald dort machten ſich die Folgen in manchem Schmerzensſchrei geltend. Auch mich ſollte es hier gleich erwiſchen und zwar erhielt ich an der linken Ferſe einen Prellſchuß durch einen Eiſenſplitter, ſo daß ich im erſten Augenblick meinte, mein halber Fuß wäre weg. Ich ging ungefähr hundert Meter wieder zurück, bemerkte aber hierbei, daß die Verletzung nicht ſo gefährlich ſei und unter Zuſammenbeißen der Zähne ging es wieder vorwärts. So ging es bis

Digitized by Google

gegen elf Uhr vormittags weiter, als unser erster Zug, bei dem ich als Halbzugführer eingeteilt bin, als Reserve zurückgenommen wurde. Hierbei zeigte sich schon manche Lücke, denn einige Tote und Verwundete waren auf der Walstatt geblieben.

Es sollte nicht lange dauern, daß wir uns der Ruhe erfreuten, denn schon nach einer Stunde wurde unser ganzes Bataillon, das den Nordrand des Dorfes erreicht hatte, zusammengezogen und an einer anderen Seite angesetzt, um den Gegner besser packen zu können. Auch hier kamen wir wieder in ziemliches Schrapnellfeuer, vor allem aber in mörderisches Infanteriefeuer, unter welchem dennoch unser stetes Vorarbeiten an den Gegner nicht zum Stillstand kam. Gegen sechs Uhr erreichte ich mit einigen Leuten meines Halbzuges eine Höhe vor der gegnerischen Waldstellung. Hier hieß es nun fest schanzen und sich eingraben, um am anderen Morgen frisch an die Arbeit gehen zu können.

Gegen zwei Uhr nachts kam Befehl, daß die Truppen am weitesten vorn, wo sich in der Dämmerung des Vorabends ungefähr zwei Züge gesammelt hatten, mit dem Feinde Fühlung aufnehmen sollen und den vorliegenden Wald auszukundschaften haben. Sofort wurde aufgebrochen, um zu sehen, was noch vom Feinde zu finden ist. Und siehe da, was uns gestern noch als uneinnehmbar erschienen, infolge des starken Feuers und des ernsten Widerstandes, den die Russen entwickelten, fiel uns jetzt ohne Kampf zu, denn der Waldrand war von dem Gegner unter dem Schutz der Dunkelheit geräumt worden. Nach in Augenscheinnahme dieser Befestigungen am Waldrand, konnten wir es gar nicht begreifen, daß nach so heftigem Widerstand tags zuvor die Russen die von unserer Seite als uneinnehmbar geschätzten Befestigungen so sang- und klanglos verließen. Der Wald wurde weiter durchsucht. Das Endergebnis aber war, daß man kilometerweit keinen Gegner mehr zu sehen bekam!

An leibliche Bedürfnisse zu denken war natürlich nicht Zeit und so mußten wir, um zehn Uhr zu unserem Bataillon zurückgekommen, gleich den Weitermarsch mit antreten. Mit leerem Magen und einem Durst wie ein Fisch, dazu wenig ausgeruht, trotz der großen Anstrengungen tags zuvor, wurde endlich mittags zwölf Uhr Rast gemacht. Ganz erschöpft durch die durchgemachten Strapazen erfreuten wir uns der Ruhe und verzehrten mit unheimlichem Appetit unsere reichlich bemessene Portion Konserven-Gulasch. Als Extra-Zulage gab es heute einen Viertel Liter Rotwein und einige Zigarren und Zigaretten. Fünf Uhr Weitermarsch. Nachdem nun jeder wieder frohen Mutes und gestärkt ist, beziehen wir Biwakstellung um halb sieben Uhr.

Der nächste Tag ist infolge der tags vorher erlittenen Verluste mehr als Ruhetag anzusehen, denn wir stehen hinter einem Regiment zur Verfügung der Brigade. Abends jedoch Bereitschaft im Falle eines russischen Durchbruchversuches, welcher aber nicht erfolgte. Auch der 19. gilt uns noch als Ruhetag. Abends acht Uhr Beziehen der Schützengräben, wo wir abermals in sehr starkem Feuer standen,

Digitized by Google

das dank der von uns selbst noch weiter ausgearbeiteten Schützengräben für uns von keinem weiteren Nachteil war. Selbstverständlich zum Schlafen war keine Zeit; schon um zwei Uhr (20.) erhielten wir unseren Kaffee und um fünf Uhr wurden wir wieder zurückgezogen. Nachdem sich hier die Lage soweit geklärt hatte, erfolgte um acht Uhr der Rückmarsch zu unserem Regiment, wo wir gegen zehn Uhr dicht hinter der Gefechtslinie ankommen. Hier bis zwölf Uhr Ruhe, ohne etwas zu essen zu erhalten, denn unser Küchenchef darf nicht nachrücken infolge der Feuertätigkeit des Gegners. Nun heißt es vor zur Gefechtslinie. Auch dieser Weg ist tagsüber bei offenem Gelände, wie es hier der Fall ist, manchen Gefahren ausgesetzt. Dank des Munitionsmangels der russischen Artillerie werden wir auf diesem gefährlichen Weg mit nur drei Schrapnellschüssen bedacht, die ohne Bedeutung für uns waren, im anderen Fall aber unsere Kompagnie hätten auffressen können.

Gegen zwei Uhr Ankunft an Ort und Stelle, wo wir sofort als Unterstützungskompagnie in Bereitschaft blieben. Leider mußte auch hierbei durch ein verirrtes Geschoß ein Unteroffizier des zweiten Zuges sein Leben einbüßen. Der Kampf hielt stundenlang unter der höchsten Feuersteigerung an, bis dann endlich gegen halb sechs Uhr sich die ersten weißen Fahnen bei den Russen zeigten. Aber hiemit war noch kein Ende erreicht, denn ein Teil des Gegners, welcher eine vorzügliche Stellung innehatte, folgte jenem Beispiel nicht und hielt Widerstand bis aufs äußerste. Es mußte daher gegen sechs Uhr zum Sturm angesetzt werden, wobei auch wir in Tätigkeit traten. Der Gegner wurde zum Weichen gebracht und unser dritter Zug besetzte einen feindlichen Schützengraben.

Nun ging es zur allgemeinen Verfolgung über, zu der alle verfügbare Infanterie mit eingreifen mußte. Die Russen zogen sich unaufhörlich in größter Unordnung zurück, sich immer wieder dem Gegner vereinzelt stellend, was natürlich noch manchem Kameraden das Leben kostete. Auch war das Gelände für die Russen günstig, und im Ausbauen von Stellungen sind sie Meister. Für uns lagen aber die Verhältnisse um so schwieriger, da bewaldete Hügel mit tiefen Schluchten wechselten. Leider hat unser Bataillon hierbei wieder Verluste erlitten, auch unsere Kompagnie einige Mann (etwa zehn). Im Verhältnis zum Gelände und den gut ausgebauten Stellungen, die wir hier zu erobern hatten, sind diese immerhin noch gering zu nennen.

Die folgenden Tage galten nun dem Festhalten des Eroberten. Durch Patrouillen wurde festgestellt, daß die Russen mindestens auf dreiundeinhalb Kilometer nicht zu finden sind; nur Artilleriefeuer sagte uns, daß wir einem Gegner in weiter Entfernung gegenüber liegen. In diesen für unser Regiment so schweren, aber auch ruhmreichen Tagen mußten wir allerdings den Verlust des Kompagnieführers, wie auch der drei Zugführer beklagen; sie wurden alle verwundet. Unteroffizier Frosch.

Kirche von Radymno.

Mit einer bayerischen Division in Galizien.

II. Teil.

Einige dienstfreie Stunden des Nachmittags benutzte ich zu einem Spaziergang durch verschiedene Teile des Städtchens und weiter hinaus auf die Felder. Seiten eine Ruine, sondern meist nur unbeschädigte Kamine inmitten einiger verkohlter Holzreste, ausgeglühter Eisenteile und großer Nägel. Da noch ein Topf auf dem primitiven Ziegelherd, dort Teile einer Nähmaschine. Eine Straße im Westen der Stadt ist noch ziemlich erhalten. Einige der Häuser sind von den Österreichern als Feldlazarette eingerichtet; ein anderes dient als Beutesammelstelle. In einem der Zimmer eine Unmenge russischer Gewehre, im nächsten ein meterhoher Hügel von russischer Infanterie-Munition. Daneben Kartusch- und Granatenhülsen verschiedensten Kalibers, deren größte man bequem als Wassereimer benützen könnte, Kochgeschirre in allen Formen, Maschinengewehrstreifen, Patronentaschen, Seitengewehre usw. Auch deutsche Ausrüstungsstücke sind darunter, einige Stichwaffen, Tornister und mancher Helm, den sein Besitzer im Sturm verloren oder der im Sturze des tödlich Getroffenen

seinen eigenen Weg kollerte. Die Felder wenig bebaut, zertreten, mit großen und kleinen Granatlöchern, in deren Wassertümpel sich die Frösche tummeln, und von Schützengräben und flüchtigen Erdaufwürfen durchzogen.

Zum Markt zurückgekehrt, sehe ich gerade noch einen Teil einer Flüchtlingskolonne. Ein unbeschreibliches Durcheinander von Menschen mit allerlei schmutzigem Kram hochbeladenen Wägelchen, Rinder, Schafen, Ziegen, Pferdchen. Alles Miniatur. Nicht nur die Leute, besonders die Weiber mit den großen Köpfen und häßlichen derben Gesichtern, sind sehr klein, sondern auch das Nutzvieh ist ein kleiner Schlag. Und die Pferdchen! Niedlich, leichtfüßig und nicht größer als ein ausgewachsener Hirsch. Natürlich fehlen auch hier die allerliebsten freilaufenden Füllen nicht, die neugierig dorthin und dahin schnuppern, aber doch nie unter einen Wagen geraten oder verloren gehen.

Was an Männern dabei ist, steht schon hoch in den Jahren. Soweit sie noch können, gehen sie in der träg dahinschleichenden Kolonne mit, um die vollgepfropften Karren zu entlasten, wenn nicht, sitzen sie mit den kleinen Kindern zwischen allerlei Gerät. So führen dann meist die Weiber die Gefährte, mit ihren großen Füßen barfuß nebenher stampfend. Bei all' dem Elend wirkt es komisch, daß die Weiber vielfach ganze Kleider in Taillenschnitt mit Kragen und langen Ärmeln aus Schafspelz tragen. Bei der Hitze! Um so luftiger sind die vielen Kinder angezogen; einen Jungen sah ich nur mit einer Art Hemd angetan. Groß ist die Not und das Elend dieser Heimatlosen, die den Krieg in all' seinen Schrecken kennen lernten und die Russeninvasion mit all' den Greueln der Kosakenwillkür über sich ergehen lassen mußten.

Ein herzliches Mitleid und der Wunsch zu helfen, regt sich. Der Unteroffizier von der Mörserbatterie, mit dem ich gestern bekannt wurde, sah mich stehen und kommt herüber. Ich weiß, er hat keine Zigaretten, raucht aber wie jeder Österreicher fürs Leben gern; noch bevor er etwas sagt, schenke ich ihm einige. Nachdem wir angezündet, sprach ich davon, wie mich dieses arme Flüchtlingsvolk dauere. Der aber macht ein böses Gesicht: für 2 Heller haben sie uns verraten, antwortete er mir, die Kolonne kaum eines Blickes würdigend. Das kühlte mein Mitleid zwar bedeutend ab, aber mein Urteil war doch milder, denn ich bedachte, daß diese Leute in der weltfremden Abgeschiedenheit ihrer engsten Heimat kaum den Begriff ihres großen Vaterlandes Österreich hatten, vom Staat vielleicht nicht einmal in der Gestalt des Steuerboten oder Briefträgers etwas wissen und sicherlich nur aus Furcht vor Knutenhieben und der drohend vorgehaltenen Kosakenlanze zu Verrätern wurden.

Nach dem Füttern und Abendessen spazierte ich entlang dem kleinen Flüßchen, der Rada, die die Stadt durchzieht. Überall tummelten sich Soldaten badend in dem seichten Gewässer, andere ritten darin umher und von allen Seiten wurden die Pferde zum Tränken herbeigeführt. Etwas abseits ein Weiher, an dessen flachen sandig schmutzigen Ufern einige elende Wohnhütten stehen. Zwischen Weiher und Weg eine

Digitized by Google

ſteinere Ziſterne, deren Tiefe nur an dem Ziehbalken, der die das ganze hübſche Bild einrahmenden Bäume noch überragt, zu ermeſſen iſt. Denn nur ein tiefſchwarzglänzender Punkt iſt als Reflex der untergehenden Sonne unten zu ſehen. Der Weiher iſt regungslos und gibt in ſeinem Spiegel die leuchtenden Farben der in Dunſt und Staub verſinkenden Sonne, etwas gedämpft, gleichſam abgeklärter, zurück. Dieſe lang anhaltenden Sonnenuntergänge in grellem Gelb ſcheinen eine atmoſphäriſche Eigenart dieſes öſtlichen Himmelſtriches zu ſein. Ein entzückendes Bild tiefſten Friedens, wie es uns die Maler oft als Sinnbild dieſer Gegenden vor Augen geführt. Inmitten zweier Feuer, dem harten Kampf um die Stadt zur linken und der Sprengung der großen Brücke zur rechten, blieb dies Fleckchen unverſehrt.

Der Weg führt mich wieder an den Bach und zur Eiſenbahnbrücke, die die einzige der nach Przemyſl führenden doppelgleiſigen Bahnlinie iſt. Für die fliehenden Ruſſen war es daher von großem Werte, dieſe Brücke zu zerſtören und ſie hatten es gründlich getan. Das ganze maſſive Traggerüſt lag zerknickt im Waſſer und an den Hängen.

All' dieſe Wäſſerlein Oſtgaliziens fließen in ſehr tiefliegendem Bette und erfordern ſo zu ihrer Überwindung Bahnen und Straßen mächtige Brücken, die in gar keinem Verhältnis zu dem meiſt ohne Schwierigkeit zu durchreitenden oder auch zu durchwatenden eigentlichen Waſſerlauf ſtehen. Da Mittelpfeiler keinen Platz finden, ſind es durchweg

Nach einer Aufnahme des „Illuſtrierten Blattes".

Geſprengte Brücke bei Radymno.

Im erſten Stadium des Wiederaufbaues durch deutſche Eiſenbahner unter Mithilfe von öſterreichiſchen Pionieren und gefangenen Ruſſen.

Digitized by Google

ſich ſelbſt tragende Gitterbrücken, alſo Hängebrücken, deren Neuaufbau durch das Fehlen der als Baſis dienenden Pfeilerreſte ſchwieriger und langwieriger iſt als bei Pfeilerbrücken. Aber die Kunſt und Kriegstüchtigkeit der deutſchen Eiſenbahner verſagte auch hier nicht. Aus Baumſtämmen war bereits ein Mittelpfeiler gebildet. Von ihm aus und von links und rechts wurde weitergebaut. Es war inzwiſchen dunkel geworden, aber eine große Azetylenlampe auf hohem Maſt beleuchtete die Arbeitsſtätte. Mit Kommandos war die Arbeitsſchicht gewechſelt worden. Schweigend ſchleppten deutſche und öſterreichiſche Pioniere im Verein mit Ruſſen das Baumaterial von den auf der einen — der Jaroslauer Seite — der Bahn angefahrenen Eiſenbahnwagen den Bahndamm herunter über den Notſteg und auf der anderen Seite den ſteilen Bahndamm wieder hinauf. Und oben wurde Balken an Balken gefügt.

Als ich mit den Kameraden unſer Quartier aufſuchen wollte, fanden wir es von eben eingetroffenen ungariſchen Schanztruppen dicht belegt. Ohne lange zu ſuchen, gingen wir ins nahe Schulhaus, wo wir uns, in der Pferdedecke eingehüllt, auf den Boden ſchlafen legten.

Bis wir ſo ein bißchen warm waren, juckt und beißt es uns an den Armen, krabbelt weiter, zwickt uns da und dort. Da ſind alſo Flöhe; und nicht wenig! Wenn ich einſchlafen will, zwickt mich wieder ſo ein Peiniger wach, das dauert eine Weile; ſchließlich wird mir's zu dumm; ich flüchte. Im Freien ſchüttle ich die Decke aus und lege mich dann auf einen grünen Fleck, auf dem ich denn auch bald ſchlummere.

Als ich am Morgen, um für mein Pferd Waſſer zu holen, zum Pumpbrunnen ging, fand ich dieſen wie gewöhnlich dicht umlagert. Aber der Brunnen, der uns einzig und allein halbwegs gutes Waſſer geliefert hatte, gab keinen Tropfen mehr. Was Wunder auch, von morgens bis in die ſpäte Nacht verging kaum ein Augenblick, da nicht jemand Waſſer von ihm entnommen hätte; und ehe der frühe Tag noch graute, kamen ſchon die Feldküchen wieder angerückt, deren große Keſſel viel Waſſer ſchluckten. So ging man zur großen Ziſterne am Platz hinter dem Rathaus, wo man ſich mühſam durch Umdrehen des etwa zwei Meter hohen Rades ein ſchweres Faß gelblichen Waſſers an langer Kette heraufzog. Das Triebwerk war nicht gewohnt, ſo intenſiv bewegt zu werden und verſagte bald. Und ſo oft man Waſſer brauchte, mußte man eine andere Ziſterne auskundſchaften oder erfragen.

Wieder kam der verdammte Flieger, nicht minder heftig als am Vortage beſchoſſen. Unſere Flugzeuge ſtoben wie aufgeſcheuchte Vögel von ihrem Flugplatze auseinander, ſodaß ſieben Flieger zugleich in der Luft waren. Sie griffen aber den Feind nicht an, vermutlich, um ſich nicht ſelbſt der Beſchießung auszuſetzen, ſondern landeten nach einiger Zeit wieder. Bei Jaroslau hat den Flieger dann übrigens, wie nachmittags verlautete, ſein Schickſal erreicht.

Nach dem Frühſtück ritt ich mit einigen Kameraden zum San, um uns und die Pferde von Staub und Schweiß zu befreien und zu erfriſchen. Denn ſchon in den

Digitized by Google

Auf der Quartiersuche im Feindesland.

Digitized by Google

Pferdeſchwemme im San.

Morgenſtunden brannte die Sonne heiß hernieder. Das war denn ein luſtig Stampfen und Plätſchern in dem nicht über Manneshöhe tiefen ſandigen Fluß.

Der Reſt des Vormittags verging ſchnell mit Zaumzeugputzen, Gewehrreinigen uſw. Hungrig kam man allzufrühe zur Feldküche, die neben der Schwierigkeit der Kochwaſſerbeſchaffung auch an chroniſchem Holzmangel litt. Das hatten die Ruſſen ſchon gefühlt, die denn auch natürlich alles in der Nähe erreichbare Holz ins Feuer wandern ließen. Das war deutlich aus dem vielfachen Fehlen von Türen und Fenſterſtöcken zu erſehen. Für unſere Feldküche hatte der Fahrer als Hilfskoch für die Feuerung zu ſorgen, der eben zu unſerem Ergötzen einen wurmſtichigen Kaſten aus einer entlegenen Hütte herbeiſchleppte, den er bald unter grimmigen Beilhieben zu einem Häufchen Stückholz umgewandelt hatte.

Nachmittags ſtand ich wieder auf Bereitſchaftspoſten. Von der nahen Kirche, die wie die meiſten landesüblichen Kirchen im Gegenſatz zu dem Kuppelbau ruſſiſchen Stils ohne Turm war, ſchwang ſich ein melancholiſch-rhythmiſcher Geſang von hellen Frauen- und Kinderſtimmen herüber, dem ich erſt willig mein Ohr lieh. Aber der etwa einſtündige Klagegeſang wurde bald eintönig — langweilig, da er ſich in ſtets gleichbleibendem Rhythmus nur innerhalb einer Quint bewegte, für einige Minuten in die nächſte Quint ſtieg, gewiſſermaßen der Klage eine Dringlichkeit und ſtärkere Note gebend,

Digitized by Google

um dann wieder in die vorige Tonart zurückzufallen. Aber er hatte doch etwas einschmeichelnd Rührendes, hilflos Flehendes. Mein Auge erfreute sich nachher in den bunten Flecken der vielfarbigen seidenen Kleider, zu denen die bloßen schmutzigen Füße zwar schlecht paßten. Frauen und Kinder erwarteten den Geistlichen, den sie bei seinem Herauskommen umringten, um ihm scheinbar die Kleider zu küssen. Die Kräutersträuße, die sie in die Kirche mitgebracht hatten, nahmen sie merkwürdigerweise wieder mit nach Hause.

Meldereiter! An Regiment X. Eine knappe Orts- und Wegangabe — aufgesessen. Auf dem Umschlag nur e i n Kreuz, also keine Eile. Gemächlich trabe ich so mich durchfragend zu dem in einer weit auseinandergezogenen und, weil abseits gelegen, ziemlich erhaltenen Ortschaft gelegenen Quartier des Regiments. „Ein Meldereiter", hörte ich hinter mir sagen, „da geht's also morgen fort". Das war den nauch tatsächlich der Fall, denn die Division war nun versammelt.

Eine zerstörte Eisenbahnbrücke ist hier bereits wieder hergestellt.

Quer über Wiesen und wenig bebaute Felder reite ich zurück ins Quartier, dort die wichtige Überbringung des Befehles meldend.

Von der Front hört man schon seit Stunden unabläßiges Grollen schwerer Geschütze. Am Himmel ballen sich, selten genug, schwarze Wolken zusammen; sie ziehen vorüber, ohne den ersehnten Regen auszugießen.

Abends beim Appell wurde die Abmarschbereitschaft für morgens 4 Uhr befohlen.

Wir packen also die Sättel; auf den langen Steinstufen an der Westseite des Rathauses sitzen wir bei Sonnenuntergang zu einem Plauderstündchen beisammen; vom Zeltlager der Mörserbatterien her lustige Musik und mehrstimmiger Gesang. Die Dämmerung sinkt in ein Halbdunkel; wir legen uns auf den Lehmboden eines türlosen Nachbarladens zu kurzem Schlafe.

Es war schon hell, als wir gegen 2 Uhr aufstanden; die Geschütze donnern unaufhörlich, stärker als gestern. Die Pferde werden gefüttert und getränkt, man macht sich abmarschbereit und reitet dann reichlich vor der festgesetzten Abmarschzeit zum Sammelplatz. Schon lange rumpeln die Trains, trappeln die Pferde, marschieren die endlosen Infanteriekolonnen in doppelten Reihen. Es ist 4 Uhr. „Marsch". Wir werden hinter Artillerie eingereiht und sind nun mitten in einer wandelnden Staubwolke. Langsam geht's zur Stadt hinaus, auf die große Straße, die rein östlich nach Lemberg führt. Nach einer kleinen Ortschaft kommen wir an den berühmt gewordenen San. Hier gibt's eine Stauung, denn nur eine schmale, schwanke Notbrücke gestattet den Übergang einreihiger Kolonnen. Einige 100 Meter links ragen die massigen Pfeilerstümpfe der Straßenbrücke aus dem Wasser. Die Zerstörung ist hier so gründlich besorgt worden, daß die Reste keine geeignete Grundlage für eine Notbrücke gaben und der Bau einer ganz neuen, festen breiten Holzbrücke daneben, an der fleißig gearbeitet wird, vorteilhafter erschien.

Digitized by Google

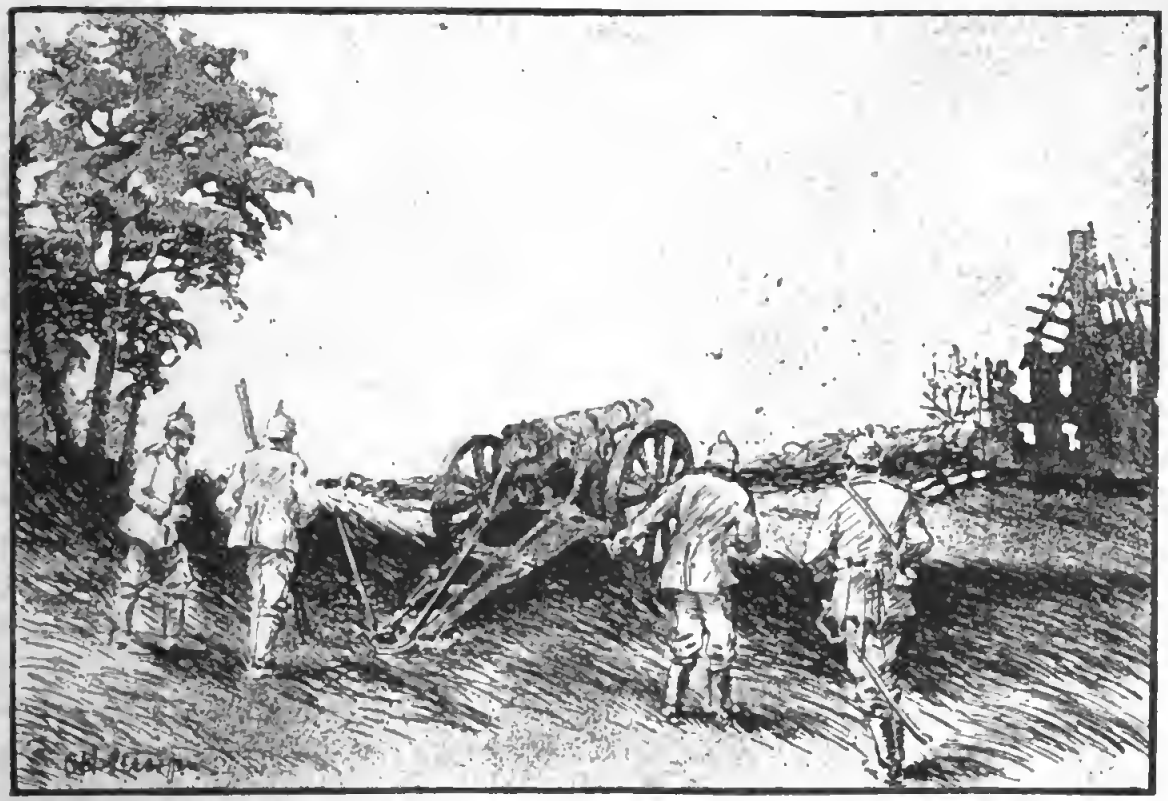
In dem Gelände vor der Wisznia, die nach der Schlacht am San die nächste Verteidigungsstellung der Russen bildete, marschierte die Division in dem weiten flachen Gelände rechts und links der Straße auf. Diese Reserveſtellung war die Ausgangslage unserer Division für die Kämpfe der Division unter dem Oberbefehl des General-Feldmarschalls Mackensen.

Die Stäbe ritten noch voraus nach Dunkowice, wo in einem kleinen Gehölz abgesessen wurde. Den Kaffee faßte man in die Feldflasche, denn jede Minute konnte es weitergehen, falls der Einsatz der Division befohlen wurde. Aber dazu kam es für diesen Tag nicht mehr.

Gegen 9 Uhr schwiegen die Geschütze endlich.

Auf der Straße lebhafter Wagen- und Reiterverkehr. Unbeirrt um den Lärm und das Treiben ringsum kniet ein alter Mann in langem, schmutzig-weißem Gewande in inbrünstigem Gebet vor einem Kreuz am Straßenrand — in seiner unerschütterlichen Ruhe ein merkwürdiger Kontrast zu der kriegerischen Umgebung. Um was mochte der weißhaarige Alte, der sicher mit dem Leben schon längst abgeschlossen, noch in so langer Andacht bitten? Um unsern Sieg?

In der kleinen unbeschädigten Holzkirche mit Blechdach ist Gottesdienst einer kleinen Gemeinde Frauen und Kinder; es ist wieder die klagende Weise, die sie stundenlang singen.



Die Häuser sind mehr oder minder stark beschädigt.

Mittag wurde die eiserne Ration gefüttert und abgekocht.

So verging auch der halbe Nachmittag in Erwartung. Am Spätnachmittag wurde Biwak befohlen. Die Division schien für heute nicht mehr benötigt.

Während die Truppen auf ihren Aufmarschplätzen biwakierten, ritten wir im flotten Trabe zurück nach Radymno. Infolge unserer größeren Beweglichkeit würden wir bei einem plötzlichen Marschbefehl den Vorsprung der Truppenmassen bald eingeholt haben. In Radymno angekommen, wird der Befehl ausgegeben, am Morgen wieder um 4 Uhr bereitzustehen. Die innegehabten Quartiere wurden bezogen; mit meinen Kameraden zog ich wieder im Rathaus ein. Wir wurden aber bald von einem österreichischen Offizier, vermutlich der Ortskommandant, hinausgeworfen. Ein anderer „Stall" war gleich gefunden: wir wanderten in die neue schöne Synagoge, die durch Brand und Beschießung nicht gelitten, an deren inneren Beschädigungen aber man die mutwillige Zerstörungssucht merkte. Der religiöse Fanatismus der orthodoxen Russen hat hier wohl an dem ihm verhaßten Judentum sein Mütchen gekühlt.

Es stehen schon mehrere Pferde in dem großen Gebetraum, der von Schlag und Ruf widerhallt. Es fehlt hier natürlich an jeder Befestigungsmöglichkeit für die Pferde und es müssen Haken eingeschlagen werden. Nach einigem Suchen in mehreren Häusern habe ich endlich auch zwei kräftige Haken aufgetrieben und nun eingeschlagen zum Anhängen der Pferde und Aufhängen des Sattels. Dann Haberfassen, Wasserholen, Füttern. Die eiserne Ration wird wieder aufgefüllt. Nun gibt's auch was zum Essen.

Es ist längst Nacht geworden darüber; wir legen uns zu unseren Pferden auf die staubige Erde, die vor der Russeninvasion sicher mit Steinfliesen sauber bedeckt war.

Fröstelnd — denn die Nächte waren kalt und es zog stark durch die zerbrochenen hohen Fenster und Türlöcher — erwachte einer schon beim ersten Grauen des neuen Tages und weckte die andern.

Um 4 Uhr standen wir wieder bereit zur Arbeit. Wir kamen schnell vorwärts, denn die Straße war nicht wieder so mit Truppen vollgestopft wie am vergangenen Tage. In einer guten Stunde hatten wir Buckowiec erreicht, wo wieder abgesessen wurde. Der trübe Himmel ließ keine Hitze aufkommen; die später durchbrechende Sonne empfand man dann sogar recht wohltuend. Wir kochten Kaffee, hatten aber kein Brot; bei der österreichischen Etappen-Ausgabestelle fochten wir ein Stück unschmackhaftes grobes Maisbrot; gestern noch hatten wir einen Überfluß von dem guten Brote unserer Feldbäckerei, um das uns die Österreicher beneideten.

Einige Stunden des Vormittags waren schon wieder verronnen. Die Stafettenreiter der Feldpost hatten uns die erste Post aus der Heimat gebracht, auch Zeitungen, die uns auch erfreuliches von Ost und West berichteten. Jetzt könnte ich mich rasieren lassen, dachte ich. Unser Rasierer hatte mich gerade eingeseift. „Aufsitzen!" Zum Kuckuck! Mit dem Taschentuch abgewischt, Helm auf, aufgesessen, schnell auf die Straße.

Wenn auch Knie und Hände bluten, nur vorwärts. (Seite 1018.)

Da kam auch schon Exzellenz mit einigen Offizieren, die wir zu begleiten hatten. Eine Ulanenpatrouille schloß sich uns an. Auf dem weichen aufgewühlten Sand neben der Straße, dann querfeldein über die holprigen verwahrlosten Felder sprengten wir dahin.

Geländebesichtigung; Patrouillen hatten weiter zu erkunden, besonders hinsichtlich der Wasserverhältnisse. Denn die Division sollte in neue Reservestellung nachrücken. Gegen Mittag erreichen wir Zaleska Wola; der Stab des Gardekorps zog ab, um den vorrückenden Truppen zu folgen. Vor dem abgebrannten Hause an der Straße, vermutlich einer Einkehr, wurde die Divisions-Flagge aufgestellt, um das Stabsquartier schon von weitem für Ordonnanzen, Meldereiter usw. erkenntlich zu machen. Der Kommandeur gab hier die Befehle aus und erwartete dann schon in der Ferne aus dicker Staubwolke auftauchende Infanteriemassen, die im Sande förmlich wateten. Östlich und westlich lagen nun die Truppen neu versammelt.

Ich wurde abgelöst, faßte Essen und wollte „Bubi", den ich an einen Baum angebunden hatte, füttern. Aber wer hatte mir in meiner Abwesenheit den Freß- und Tränkbeutel gestohlen. Verflucht. Bald hatte ich einen anderen „gefunden".

Dann sah ich mich ein wenig in dem „Ort" um. Die elenden wenigen Hütten und die auf einem kleinen Hügel stehende Miniaturkirche russischer Bauart aus Holz und Blech waren meist im großen und ganzen erhalten. Allerlei Geräte, das den Russen wohl zum Mitnehmen nicht wert schien, lag verstreut. In der Kirche, dem einzigen größeren Raum, war ein Proviantamt untergebracht. Aber hier erschien nicht Jesus, um die, die nur ihre Pflicht erfüllten, zu vertreiben, wie jene Händler aus dem Tempel.

Zu jeder Minute marschbereit, lagen wir den Nachmittag auf dem Boden umher; hie und da noch ein geknicktes, zertretenes Pflänzchen verriet, daß der gelbe, festgestampfte Boden ehedem ein Gemüsegarten war. Die wenigen entrindeten Obstbäume bewiesen, daß schon viele Pferde daran angebunden waren. Die Stafetten brachten uns wieder Post.

In einem nahen Gebüsch wurden zwei verwundete Russen aufgefunden. Sanitätsmannschaften verbanden ihnen die gräßlichen, schon brandigen Granatsplitterverletzungen an den Beinen.

Von Osten das anhaltende dumpfe Dröhnen der schwersten Kaliber.

Um 7 Uhr wurde Absatteln und Biwak befohlen.

Kalt brach der Abend an. Es gab noch einiges Stroh, so daß wir diese Nacht nicht auf blanker Erde zu schlafen brauchten.

Die Sonne fand uns wieder bereit. Um halb 10 Uhr endlich Marschbefehl. Eine Strecke zurück, an nördlich abrückenden Kolonnen vorüber. Hinter Dunkowice eine scharfe Schwenkung nach Norden. Lautlos flogen wir über den fußhohen Sand. Keiner sprach, denn er hätte sofort eine Portion Sandstaub in den Mund bekommen. In den Ortschaften überall dasselbe Bild: abgebrannte Häuser, zertretene Gärten. Gegen Mittag wurde in Bobrowka abgesessen. Ich zog auf Stabswache. Mit bemerkenswerter

Digitized by Google

verzögernd gleich Wellenbrechern. Weit wanderten dieſe Geprüften ja nicht mehr; nur hinaus aus dem gefürchteten Bereich der Geſchütze, des gierig zerſtörenden Brandes. Auf einer Wieſe am Waldrand war ſchon das bunte Durcheinander eines großen Flüchtlingsbiwaks, umgeben von Rindern, Ziegen und Schafen. Die Leute froren, denn es war empfindlich friſch. Es freute mich für ſie, als ſpäter die Sonne wärmend durchbrach. In Lipnia, einem Dorfe mit etwa 20 Häuſern, deren Hälfte etwa, kaum eines unbeſchädigt, wenigſtens vom Feuer verſchont blieb, ſaßen wir ab. Hier herrſchte eine lebhafte Tätigkeit, eine ununterbrochene Bewegung. Munitions- und Proviantkolonnen, Gefangene, Verwundete, Telegraphentruppen, Sanitätswagen, Truppenteile uſw. Außer unſerem Stabe lag noch der eines Korps und einer anderen Diviſion im Ort. Offiziere, Ordonnanzen, Radfahrer, Meldereiter gingen in der niederen Türe des Stabsquartiers, einem armſeligen Bauernhauſe, aus und ein. Die ſchnell hergeſtellte Fernſprechſtelle lag auf Stroh am Boden. Die Telephoniſten, die daneben liegen, ſind voll beanſprucht. Meldung auf Meldung läuft ein. Ich ſtehe Poſten bei der Flagge. Sonne und Regen haben die Farben der Stabsflaggen ſchon recht gebleicht. „Der Schloßpark von Oleszyce — einem etwa 6 Kilometer entfernten Städtchen — genommen“ wird eben gemeldet. Später ein Befehl an die Artillerie hinausgegeben: „Die Ruſſen fluten in voller Flucht aus N., konzentriſches Feuer auf das Gelände legen, uſw.“

Einige Spione werden eingebracht und dem Kriegsgericht übergeben.

Schluß Seite 1025.

Chevauleger Holand.

Galiziſche Flüchtlinge.

Auf der Fahrt nach Przemysl.

I. Teil.

Der Tag neigte sich. Ein feiner Nebel bedeckte bereits die Fluren, als wir die deutsch-österreichische Grenze überfahrend unserem lieben Deutschland ein herzlich Lebewohl zuriefen. Bei unserer Ankunft in Oderberg, der österreichischen Grenzstation, war es bereits dunkel. Soweit die spärliche Beleuchtung der Laternen es ermöglichte, verfolgten wir mit regem Interesse das Schalten und Walten der österreichischen Beamten und den militärischen Betrieb. Da Oderberg auch Verpflegsstation war, hatten wir Gelegenheit, uns von der Güte der berühmten österreichischen Küche zu überzeugen. Wir waren befriedigt.

Wieder ging es in eilender Fahrt in die Nacht hinein. Wann werden wir am Ende des nun schon Tage dauernden Transportes sein? Wir fühlten uns wie gerädert; die Wagen waren zu eng und es drängte uns nach Bewegung und Freiheit. Man war es satt, in den Kasten von einer Ecke in die andere geschleudert zu werden, sich von einer Seite auf die andere zu drehen. Und doch waren wir dem Ziele noch fern.

Am andern Morgen befanden wir uns in den Vorbergen der Beskiden, fuhren dann ostwärts das Waagtal entlang, zwischen der hohen und niederen Tatra. Ein schöner Tag ermöglichte einen herrlichen Rundblick. Wir wurden nicht müde, die sich immer aufs neue bietenden Naturschönheiten zu bewundern. Unvergeßlich bleibt mir die bis zum Fuße schneebedeckte hohe Tatra, in ihrer massigen Form wie ein einziger riesiger, im Sonnenschein gleißender Schneeberg wirkend. Viel zu rasch verfloß der kurze Aufenthalt. Ein jeder wollte vor der Abfahrt dieses herrliche Naturgebilde noch einmal in seiner ganzen Größe in sich aufnehmen. Aber wir waren ja kein zum Vergnügen reisendes Völklein: unser harrte eine andere Aufgabe, und dieser wohlbewußt, schieden wir, noch lange den Blick auf die märchenhafte Erscheinung gerichtet.

Die alten Bilder ſchwanden, neue kamen. Oft zeigten ſich uns auch in ihrer maleriſchen Tracht die auf dem Felde arbeitenden Mädchen und Jungen, uns unter Eljenrufen Tannenreiſer zuwerfend. Stumm betrachteten uns die Männer, händeringend und kopfſchüttelnd die Frauen. Dieſe brachen nicht ſelten in Tränen aus. So fuhren wir in wechſelvollen Bildern durch liebliche Täler, über waldige Höhen, durch ſchroffe Hohlwege und über reißende Gebirgsbäche und Flüſſe. Letztere führten häufig hunderte, ja tauſende von Rundhölzern in regelloſem Durcheinander zu Tale.

Wo die Hernad und mit ihr die Bahn die öſtliche Richtung nach Süden ändert, bogen wir in eine Zweiglinie nach Norden ab, bis Eperies. Von hier aus ging's weiter nach Neu-Sandec und dann nach einigen Windungen gegen das öſtlich von N.-S. liegende Städtchen Grybow. Langſam gleiten die Wagen über die von den Ruſſen zerſtörte, doch dem Verkehr wieder zugänglich gemachte Bialabrücke. Endlich am Ziel!

Es war ein Sonntag. Trotz der frühen Morgenſtunde brannte die Sonne erbarmungslos auf unſere Häupter. Aber wir ſollten in Quartiere kommen, alſo die Kräfte zuſammengerafft, damit unſere Bundesbrüder, vor denen wir heute zum erſtenmal als geſchloſſene Truppen erſcheinen, einen guten Eindruck gewinnen. So ging es in flottem Tempo in die Stadt und wurden natürlich von Militär und Zivil von oben bis unten gemuſtert. Eine recht bunt gewürfelte Menge hatte ſich vor der Kirche angeſammelt, um dem fremden Getriebe zuzuſehen; deutſche Infanterie, berittene Offiziere, Verpflegskolonnen, ungariſche Huſaren, alles wimmelte haſtig durcheinander.

Wir hatten unſeren Spaß an den in allen möglichen und unmöglichen Farben gekleideten Mädchen und Frauen, die heute in ihrem „Staat" zur Stadt kamen. Noch mehr als dieſe beluſtigten uns die polniſchen Juden mit ihrem bis auf die Ferſen reichenden Kaftan, der in allen Farben ſchillerte, auf dem Kopfe ein ſchwarzes Samtkäppi und darüber einen Schlapphut, unter dem recht theatraliſch die glänzenden, geſchnörkelten Ohrlocken herabhingen. Man hätte beim Anblick dieſer Geſtalten glauben können, in die Zeit des alten Teſtaments zurückverſetzt zu ſein. Während eines längeren Aufenthalts fanden wir Zeit und Muſe genug, alle dieſe neuen Bilder in uns aufzunehmen.

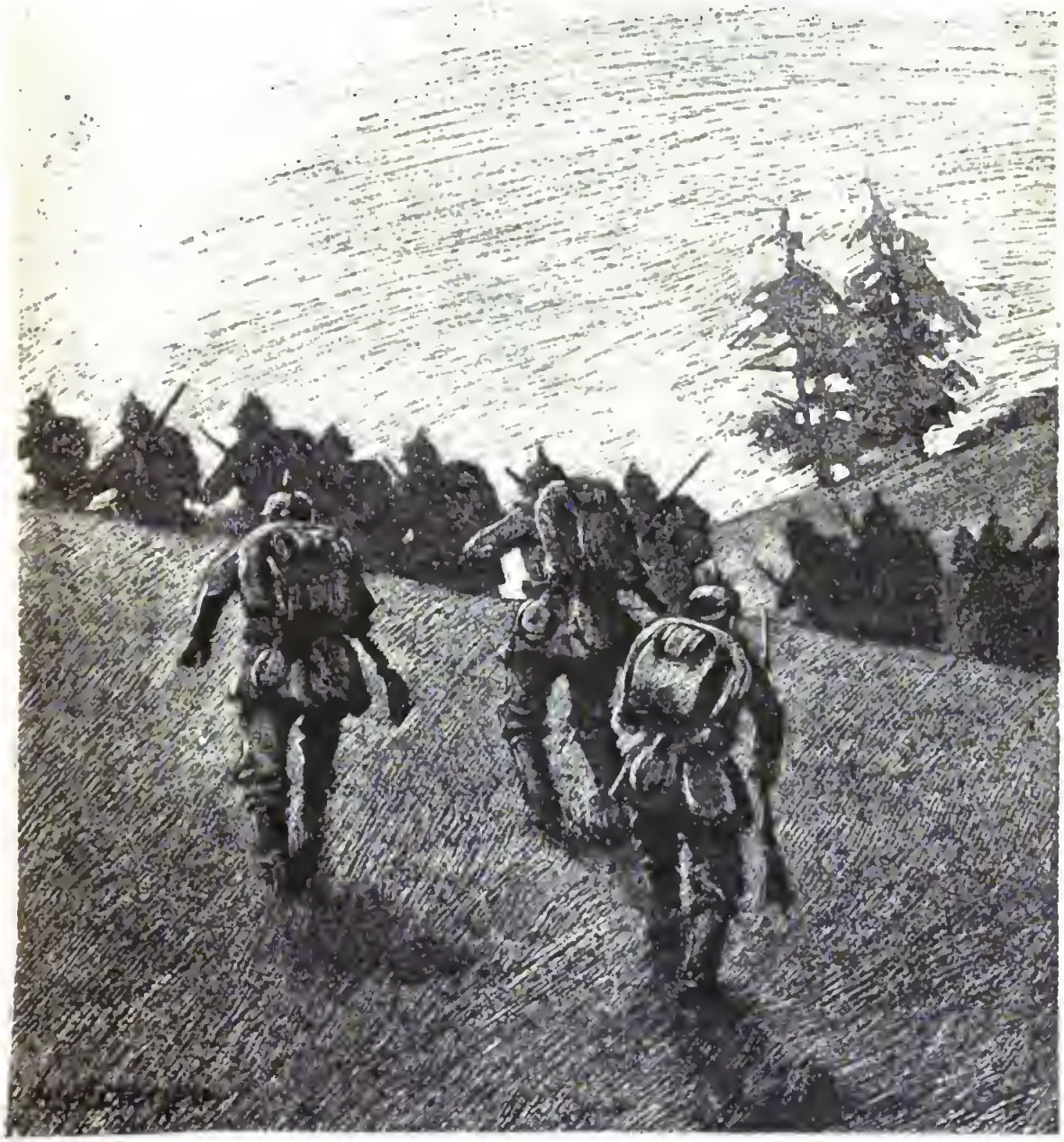
Endlich: „Das Gewehr über, ohne Tritt marſch!" Unter Geſang ſetzten ſich die langen Reihen dem Quartier zu in Bewegung. In einer außerhalb der Stadt gelegenen Brauerei wurde unſer ganzes Bataillon untergebracht. Hier war aber nichts zu ſehen von Bequemlichkeiten.

Allein wir befanden uns in der Kriegszone und waren mit dem, was wir bekamen, zufrieden. Bald nach der Ankunft entwickelte ſich an dem vorbeifließenden Bache ein recht lebhaftes Bild. Jeder entledigte ſich des anhaftenden Reiſeſtaubes. Dann aber machte ſich die Müdigkeit bemerkbar und da und dort lagerten Gruppen zu ſüßem Schlummer. Wem es im Freien zu heiß war, flüchtete in den kühlen Keller des Bräuhauſes.

Digitized by Google

Hier glaubten wir einige Tage bleiben zu können. Doch: der Soldat denkt und der Generalstab lenkt. Am nächsten Tage schon sollten wir in die Stellung abrücken.

Heiter wie der junge Tag fanden wir uns auf dem Sammelplatz des Regiments ein. Nach Eintreffen aller Bataillone wurde der Vormarsch angetreten. Auf schlechten steinigen Straßen wanderten wir mühselig in einer von keinem kühlenden Lüftchen gemilderten Sonnenglut dahin. Hügel um Hügel mußte erstiegen werden, bis es endlich nach einigen Stunden Schweißvergießens etwas ebener am Flußlauf der Nopa entlang ging. Wir empfanden, daß wir nicht auf wohlgepflegten Straßen gleichen Tritts



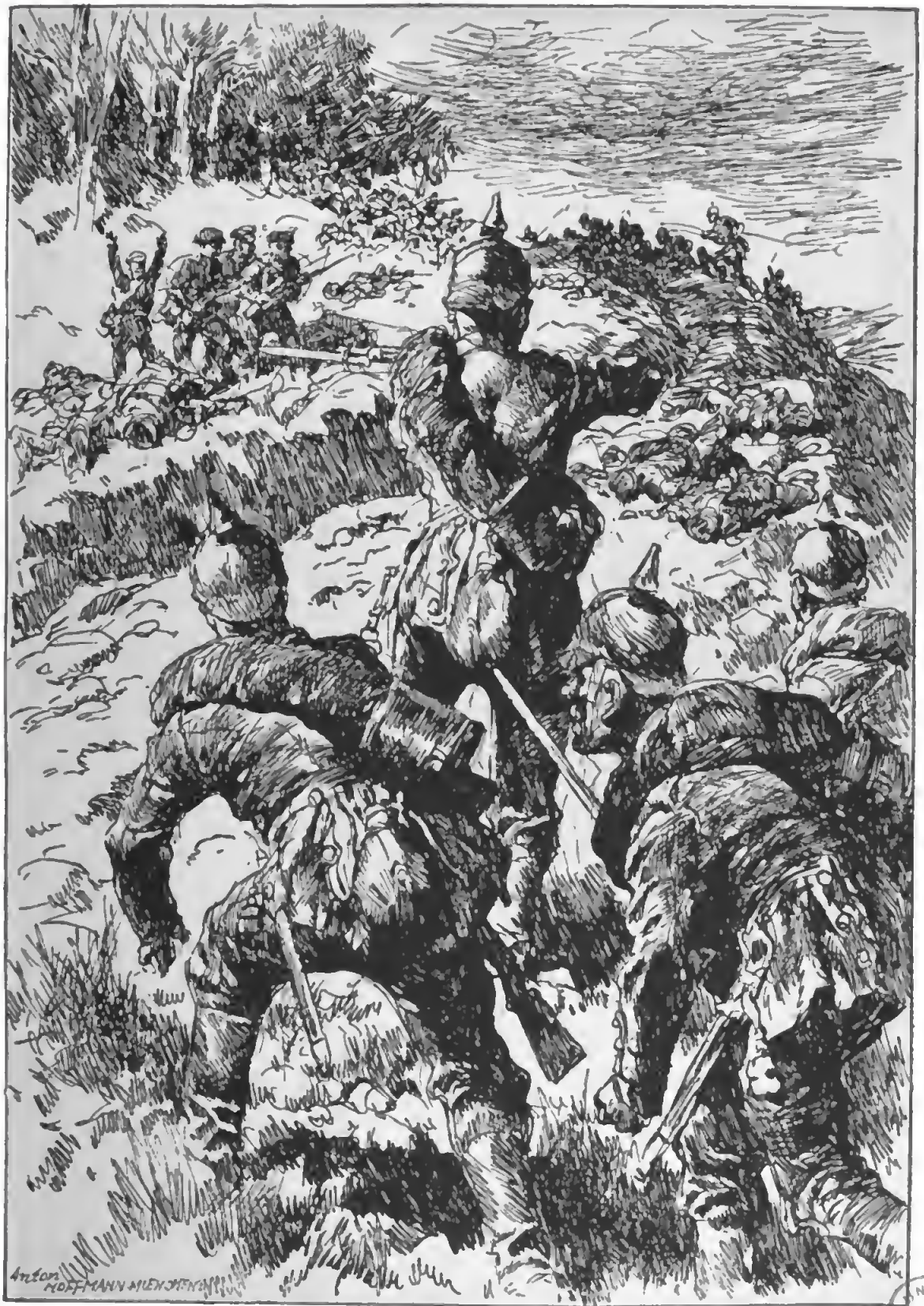
marſchierten. Unſer Tempo war den bergigen Waldkarpathen noch nicht angepaßt und gar bald lernten wir das langſame Tempo eines vorbeikommenden öſterreichiſchen Bataillons würdigen. Die meiſten Öſterreicher hatten ſogar einen recht kräftigen Stock; auch dieſen lernten wir begreifen, obgleich er zu dem deutſchen Soldatengeiſt im Widerſpruch ſtand. Je länger der Weg und je ſchlechter die Straßen wurden, deſto langſamer ging es vorwärts; die deutſche Anpaſſungsfähigkeit war uns auch hier von Nutzen.

Etwa auf halbem Weg begegnete uns ein Öſterreicher mit vier ruſſiſchen Überläufern. Es waren die erſten, die wir ſahen, wilde ſtruppige Kerle mit zerzauſten Haaren und ungepflegten Bärten. Mit ihren Pelzmützen eigneten ſie ſich ſo recht zur Verſinnbildlichung des ruſſiſchen Bären. Und dieſen Gegner ſollten jetzt auch wir kennen lernen; alſo erdfarbene, robuſte Geſtalten, die ſich recht gut dem gelbbraunen Boden anpaßten.

Nach ſechsſtündigem Marſch raſteten wir und wurden verpflegt. Endlich, endlich eine Unterbrechung in der Menſchen und Tieren läſtigen, gewitterſchwülen Hitze. An dem durch die umliegenden Berge engbegrenzten Horizont zeigte ſich auch bald ein nahendes Gewitter, das aber nicht zum Ausbruch kam. So ſehr wir auch eine Kühlung wünſchten, ſo hätten wir es doch unangenehm empfunden, wäre in unſerer ſtundenlangen Raſt ein Platzregen niedergegangen, der uns innerhalb einiger Minuten zu zähneklappernden Pudeln getauft hätte. Die Wolken verzogen ſich wieder und der Abend brachte etwas Kühlung.

Nach Abgabe der Verpflegung wurde in offenen Kochlöchern Kaffee zubereitet, den wir dann unter Plaudern tranken, dazu eine Zigarette nach der andern rauchend. So verſtrichen die Stunden raſch.

Auf einmal, es war noch nicht 6 Uhr, wurde es in den Reihen der Lagernden unruhig und im nächſten Augenblick tönte weithin vernehmend das Kommando: „An die Gewehre, Torniſter auf!“ Der Marſch in die Stellung begann aufs neue. Ein Regiment nach dem andern trat langſam an. Ich ſage langſam, und das mit gutem Recht. Vor uns lag ein Berg, deſſen Gipfel wir erſt gegen 10 Uhr, alſo nach vierſtündiger Steigung, erreichten. War die erſte überwunden, dann zeigte ſich in einem rechten Winkel eine zweite und größere und das wiederholte ſich viermal. Trotzdem bereits in Grybow die Fahrzeuge von allem Ballaſt befreit wurden, blieben die Pferde auf dem unwegſamen Pfade, der ſtreckenweiſe, um überhaupt gangbar zu ſein, durch aneinandergelegte Fichtenſtämme ausgebeſſert war, häufig ſtecken. Nicht ſelten mußte, um vorwärts zu kommen, vorgeſpannt werden. Solche Steigungen, die uns ſpäter noch oft begegneten, ſtellen die größte Anforderung an die Kraft und Ausdauer von Mann und Pferd. Kein Wunder alſo, wenn es da langſam vorwärts ging. Todmüde erreichten wir endlich den Gipfel. Sobald nun eine Stockung eintrat, lagen wir an den Grabenrändern oder auch auf der Straße, deren ſpitzen Steine wir kaum mehr fühlten. Man war zu müde und wo man gerade lag, ſchlief man.



Nur wenige sind es, die mit heiler Haut davonkamen. (Seite 1018.)

Digitized by Google

Noch steiler ging es bergab. Oft mußten wir anhalten, um nicht vornüber zu fallen, denn unser Laufen ging immer mehr zu einem regelrechten Bergabspringen über. Unten angekommen, wurde gehalten. Gott sei gedankt, endlich am Ziel! So dachten wir, aber wir hatten uns getäuscht.

Noch drei Kilometer! Diese kamen uns aber vor wie eine Strecke von zehn Kilometern, warum weiß ich nicht, nur ist mir noch bewußt, daß wir recht müde waren und das Endziel nicht kannten.

Wieder wurde gehalten. Was ist denn los? „Zug- und Gruppenführer an den Anfang der Kompagnie!“ Als wir beisammen waren, wies uns der Kompagnieführer, der schon am Nachmittag vorausgeritten war, um die Stellung anzusehen, in das Notwendigste ein. Dann rückten wir unter Führung eines „Zugführers“, wie die Österreicher den Sergeanten nennen, in die Stellung. Dieser versäumte nicht, uns schon auf dem Wege in das Wissenswerteste einzuweihen.

„Do is ma einigsehn“, sagte er, als wir um einen Berg biegend an die Sekowa gelangten. Diese überschritten wir auf einem schmalen Pioniersteg im Gänsemarsch, und dann rückten wir noch einige hundert Meter am jenseitigen Ufer entlang vor. Endlich an Ort und Stelle! Das war wie eine Erlösung.

Wir besichtigten die Stellung, ließen uns die des Gegners zeigen, was durch den klaren Mondschein begünstigt wurde und dann übernahmen wir die „Schwarmhütten“. Die Österreicher nennen ein Häuflein von 16 Mann einen Schwarm. Daher der Name. Diese Schwarmhütten hatten mit unseren massiven Unterständen nichts gemein, waren aber hell und geräumig und standen im Schutze eines Steilhanges. Sonst hätten sie sehr verhängnisvoll werden können, denn die Decken waren so schwach, daß sie nicht einmal einem Schrapnellregen standgehalten hätten.

Die Übernahme ging rasch vonstatten. Die Österreicher zogen ab und nun waren wir die Herren des Bereiches.

Die folgenden Tage vergingen unter fortwährendem Ausbessern der Stellung. Wo man ging und stand, war man von der feindlichen Höhenstellung aus eingesehen und dieser Mißstand mußte beseitigt werden. Vielleicht wurde es von „drüben“ durch die mancherlei Veränderungen bemerkt, daß jetzt ein anderer Gegner die Stellung innehatte und wenn nicht, dann mußten sie drauf kommen, denn unsere Posten schossen auf jeden sich zeigenden Kopf.

In Bälde aber sollten die Russen „offiziell“ von unserer Anwesenheit benachrichtigt werden.

Der Nachmittag des 1. Mai brachte uns Gewißheit über das bisher Geahnte: Durchbruch der russischen Front am 2. Mai! Daß wir hier den gewohnten Stellungskrieg nicht weiterführen sollen, dessen waren wir uns vom ersten Tage an bewußt. Also war dadurch niemand überrascht.

Es folgte eine ſchreckliche, nervenzerrüttende Nacht. Nach Ausſagen von Gefangenen wollten die Ruſſen in dieſer Nacht angreifen. Wir glaubten nicht daran, dennoch war die ſchärfſte Wachſamkeit notwendig. Trotz der Befürchtung lockerten wir die Drahtverhaue, um bei unſerem Angriff leicht durchzukommen. Dann wurde gewartet. Da, was iſt das? Ein hundertſtimmiges wildes Hurrageſchrei; es kam von rechts herunter. Sollte es ein Zeichen des ruſſiſchen Angriffs ſein? Atemlos lauſchten wir und ſpähten angeſtrengt in die dunkle Nacht. Nichts war zu ſehen, aber Salve auf Salve rollte nach allen Richtungen hin aus der ruſſiſchen Stellung. Man ſah das Aufblitzen des Mündungsfeuers. Dann auf Augenblicke Ruhe.

Wieder etwas anderes. Einer ſtarrte den andern an. War es eine Ausgeburt der überreizten Nerven, die uns täuſchte oder Wirklichkeit? Von drüben klang ein feuriger Marſch zu uns und es ſchien, als rückte die Muſik immer näher. Jäh brach ſie ab. Was wird nun kommen? Wir erwarteten nichts anderes als ein Anſtürmen der Ruſſen. Es blieb aber aus.

Wieder ſetzt die Muſik ein, ſpielt wilder als zuvor; es lag ein Feuer, ein Sturm in den Klängen, die den Feigſten mitreißen mußten ins feindliche Feuer. Und feſter umfaſſen wir den Kolben, den Sturm erwartend. Aber auch diesmal blieb er aus. Dafür ertönte von rechts dasſelbe Geſchrei, das wir vor einer halben Stunde gehört und wieder rollen die ruſſiſchen Salven durch die Nacht. Dieſes Spiel wiederholt ſich noch einige Male. An Schlaf war nicht zu denken.

Endlich wurde es etwas heller. Der Mond trat zeitweiſe aus den eilenden Wolken und beleuchtete das Vorgelände. Wir ſahen nichts Verdächtiges. Ein Teil der Leute konnte ſich jetzt legen, aber niemand dachte daran, ſo wohl auch einige Stunden Schlaf getan hätten; jeden Augenblick mußte man gewärtig ſein, an die Bruſtwehr gerufen zu werden. Auch nahm das Hinüber- und noch mehr das Herüberſchießen kein Ende. Erſt als der Morgen graute, trat zwiſchen den beiden Stellungen Ruhe ein. Wir aber rüſteten zum Angriff, der auf 10 Uhr vormittags feſtgeſetzt war.

Um 6 Uhr ſollte die artilleriſtiſche Vorbereitung beginnen. Ungeduldig rannte man hin und her, ſah auf die Uhr, deren Zeiger zu ſtehen ſchienen. Geht's denn noch nicht bald los? So frug einer den andern. Endlich! Erleichtert atmen wir auf, es iſt 6 Uhr und ſchon ziſcht und ſauſt es unheimlich über uns; es ſind die erſten Granaten. Dann ein Berſten und Krachen, eine Erſchütterung der Luft — hochauf fliegen Steine, Erde, Wurzeln und menſchliche Körperteile.

Eine kurze Pauſe. Die erſten ſaßen gut. Alles rannte an die Bruſtwehr, um die Wirkung zu beobachten. Drüben wurde es ſo ruhig, kein Schuß fiel. Das war die Einleitung. Dann begann eine mörderiſche Kanonade, Granate auf Granate vom kleinſten bis zum größten Kaliber ſauſte in die feindliche Stellung. Der Boden zitterte unter den Füßen von den hart aufeinanderfolgenden Exploſionen. Zur Zerſtörung

der Drahthinderniſſe ſetzten noch die großen Minenwerfer ein, deren Sprengwirkung eine fürchterliche iſt. Die Erde ſchien in ihren Grundfeſten zu wanken. Trichter neben Trichter glich der Berg einem Siebe. Durch den auffliegenden Staub war zeitweiſe wieder nichts zu ſehen, alles ſchwamm in einem undurchdringlichen Grau. Doch unſere Geſchütze hörten noch nicht auf, die Verderben ſpeienden Schlünde raſteten nicht, bis der Gegner ſturmreif war. Nur eine kleine Pauſe trat ein. Da zeigten ſich aber ſchon die braunen Geſtalten an der Bruſtwehr und ſandten Saloe auf Salve zu uns herüber, jedenfalls um uns zu überzeugen, daß ſie noch verteidigungsfähig wären. Als unſere Artillerie wieder anfing, verſchwanden ſie raſcher, als ſie gekommen waren. Je länger dieſer Kampf dauerte, deſto heftiger ſchien er zu werden. Auf jeden, der hier Zeuge war, machte er einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck. Schauerlich war es anzuſehen und doch konnte man dem Drang nicht widerſtehen, die Wirkung zu beobachten.

Allmählich rückte der Zeitpunkt des Sturmes näher. Nochmal gab der Kompagnieführer einige kurze Ermahnungen, aber ſie waren überflüſſig, denn jeder brannte darauf, jetzt an den Feind zu kommen, ihn aus ſeiner Stellung, die er im Laufe der Zeit zu einer natürlichen Feſtung ausgebaut, zu werfen. Für uns war ſie trotz der Schwierigkeiten nicht

uneinnehmbar. Alles war nun vorbereitet, es fehlten nur noch einige Minuten; die Ungeduld wuchs, man wollte heraus.

Jetzt, jetzt ist's Zeit! Führer und Mannschaft springen zu gleicher Zeit aus der Stellung und stürzen vorwärts. Nach 200 Meter, am Fuß des Berges, die erste Pause, um Atem zu holen. Dann wieder vorwärts, über die ersten unbesetzten Gräben hinweg, durch die Hindernisse, die trotz des Feuers nicht ganz zerstört waren; doch vorwärts, durch! Jetzt zeigt sich auch der Gegner, er hat unser Anstürmen bemerkt. Hastig rennt er an die Schießscharten und jetzt prasseln uns seine Geschosse entgegen. Am Aufschlag erkennen wir sogar Explosivgeschosse und das entfacht erst unsere Wut. Noch schießen wir nicht; wir müssen noch näher heran, weiter hinauf. Unsere Maschinengewehre, auf einer rückwärtigen Höhe in Stellung, unterstützen uns. Endlich sind wir auf halber Höhe, jetzt: Schützenfeuer! Ich sehe, wie einer nach dem andern hinter seiner Schießscharte verschwindet; anscheinend schießen wir gut. Dann geht's wieder vorwärts, nicht sprungweise, hier, bergauf geht das nicht. Jeder einzeln, so gut er kann, mancher wird dabei getroffen, schreit auf, mancher bleibt liegen für immer. Doch vorwärts! Wie, ist gleich; springend, kriechend, über Stock und Stein, durch stachlige Heckenhindernisse durch, wenn auch Knie und Hände bluten, nur vorwärts! Die einen schießen, während die andern vorgehen.

Schon läßt das Feuer der Russen nach, sie wanken und — welchen, wollen noch Rettung suchen auf der andern Seite. Es geht nicht mehr; wer sich zeigt, ist ein Opfer. Endlich, wir sind oben! Doch drüben, 50 Meter rechts von uns, da halten sie sich zäh, also dorthin, den Kameraden zu Hilfe. Was nur herausgeht, feuern wir dem Gegner in die Flanke. Einer nach dem andern fällt, ein nächster nimmt den Platz des Gefallenen ein, doch auch er fällt. Jetzt! Jetzt wollen sie weichen! Es gelingt ihnen nicht mehr. Sie fallen unter den Geschossen und Bajonetten unserer drüben stürmenden Kameraden. Einige wollen nochmal ihr Heil bei uns versuchen, doch sie laufen in das Feuer unserer Gewehre und — fallen. Nur wenige sind es, die mit dem Leben und heiler Haut davonkommen. Sie wissen nicht, was sie vor Freude anfangen sollen. Einer rollt sich wie ein Igel und kollert so den Berg hinunter; er geberdet sich wie ein Verrückter.

Oben treffen die stürmenden Parteien, die durch ein Hindernis getrennt waren, zusammen. Das schwere Werk ist gelungen, die Höhe 507 ist unser. Kurz, aber hart war die Arbeit, unsere Kräfte waren fast erschöpft, aber nun sieht jeder nochmal, zufrieden lächelnd, den steilen Hang hinab. Man begrüßt sich und wünscht sich gegenseitig Glück zum Erfolg und weiteren Gelingen.

Mancher liebe Kamerad ist wohl nicht mehr, mancher ist verwundet, doch der Erfolg wog die Opfer auf. Mögen sie in Frieden ruhen.

Fortsetzung Seite 1044.

Nächtliche Verfolgung eines Meldereiters durch Kosaken.

Digitized by Google

Erinnerung an einen schweren Tag in Galizien.

Nach einer ruhigen Nacht, die wir in tiefem Schlafe in Zelten verbracht hatten, kam am frühen Morgen der Befehl zum Abmarsch. Die Zelte wurden abgebrochen, die Zubehörteile versorgt und gegen sechs Uhr verließen wir das kleine Wäldchen, das uns zwei Nächte und einen Tag als Gäste sah. Zuvor wurde aber schnell noch die Post verteilt, die uns während der Nacht gebracht wurde. Nur ganz kurze Zeit befanden wir uns auf dem Vormarsch, da begrüßten uns die Russen mit gut gezieltem Artilleriefeuer. Doch zu unserem Glück befanden sich einige Meter vor uns fertige Granatlöcher, in die wir sogleich verschwanden. Zu dritt waren wir in einem solchen Loch und ruhig ließen wir vor und hinter uns die russischen Granaten einschlagen. Es wurde zwar nach wenigen Minuten schon unbehaglich in diesem Loch, denn die Beine, die man zusammenrollen mußte wie ein Igel, schmerzten sehr. Aber wir fühlten uns sicher und das war die Hauptsache. Ab und zu kam mal eine Ladung Dreck geflogen, was uns wenig genierte.

Nach einiger Zeit hieß es weiter vorgehen. Hinter vereinzelten Büschen krochen wir weiter. Das ging aber zu langsam und einzeln sprangen wir nun durch Kornfelder, Kleeäcker und Wiesen vor, bis wir uns endlich in einem breiten Graben wieder sammeln konnten. Die Russen schossen immer noch, aber schon konnten wir dem Krepieren der Geschosse mit Ruhe zusehen, denn sie schlugen sämtliche fünfzig bis hundert Meter hinter uns ein. Den Russen kostete diese Episode ziemlich viel Munition und uns zwei Verwundete.

Als unser Zug in dem Graben versammelt war, ging es weiter über ein kurzes Wiesenstück, dann wieder einzeln in großen Abständen über eine niedere abgeholzte Anhöhe, bis uns der Wald aufnahm, in dem wir uns wieder freier bewegen konnten.

Digitized by Google

Während wir in ein kleines Tälchen hinunterstiegen und am jenseitigen Hang hinaufsprangen, wurde es ziemlich lebhaft und schon verriet uns das laute Orgeln der russischen Maschinengewehre, daß wir nicht mehr weit von ihrer vordersten Linie entfernt waren.

Eine Rast in dichtem Unterholz benützten wir, um die heute früh erhaltenen Pakete auf ihren Inhalt zu untersuchen und die gute Seele in der Heimat, die mir ein Fläschchen Likör sandte, dachte wohl kaum, daß man eine solch große, große Freude bereiten kann, die um so größer ist, wenn ein guter Tropfen zu besonders günstigem Zeitpunkt eintrifft. Die Rast wurde aber bald wieder gestört, denn der Befehl zum weiteren Vorgehen ließ nicht lange auf sich warten.

Unsere Kompagnie blieb nun allein, ging noch etwas vor und nochmals waren uns einige Minuten Ruhe vergönnt, bis es hieß, der dritte Zug geht sofort vor und greift an. Wir brachen auf und verabschiedeten uns während des Vorbeimarsches durch einen Blick, ein kurzes Wort von unseren Freunden in den beiden anderen Zügen, die als Unterstützung bezw. Reserve noch zurückbleiben. Lachen und fröhlichen Sonnenschein zeigt noch jedes Gesicht. Weiter geht es bis an den Waldrand. Gedeckt sind wir noch, doch schlagen schon über unseren Köpfen in den Bäumen die Geschosse des Feindes mit hellem Päng-Päng ein. Halblaut tönt das Kommando: „Dritter Zug auf der Grundlinie mit vier Schritt Zwischenraum schwärmen“ und wie auf dem Exerzierplatz so peinlich genau befolgen wir dasselbe. Der Zugführer und die Gruppenführer gehen vor die Abteilungen und auf das Kommando „Marsch“ setzte sich alles nach vorwärts durch abgeschlagenes Gehölz in Bewegung. Man findet kaum noch Zeit an die Lieben daheim zu denken, so rasch folgt jetzt alles. Wir kamen ins Freie. Vor uns Wiesen und Äcker mit niedrigem Klee und dergleichen und dann auf einem Hügel unser Ziel: „Die russischen Stellungen“. Einen heißen Kampf und viele Opfer wird es kosten, das war sich jeder bewußt. — Laut erscholl aus dem Munde unseres Leutnants das Kommando „Marsch-Marsch“ und im Laufschritt gingen wir vor, hinter unserem tapferen Führer drein, als wir auch schon mörderisches Feuer erhielten. Die russischen Maschinengewehre arbeiteten drauf los und ein rasendes Schützenfeuer empfingen wir von den russischen Infanteristen, denen wir auf der ebenen Fläche doch gar zu gute Ziele boten. Nach einem kurzen Sprung befahl unser Führer Deckung und nun waren wir uns klar, daß die Russen links von uns einen stark ausgebauten Flankierungsgraben noch besetzt hielten und uns den festlichen Empfang bereiteten. Nach einer kurzen Schnaufpause sprangen wir wieder etwa fünfzig Meter vor und während des Vorspringens sah man da und dort einen der Kameraden schon getroffen zur Erde sinken. Nachdem wir wieder am Boden lagen, griff jeder sofort zum Spaten, dem treuen Begleiter des Infanteristen, und jeder schaufelte am Bauche liegend herzhaft drauf los, um so rasch als möglich eine Deckung zu bekommen gegen das immer stärker werdende Feuer. Es waren schlimme Augenblicke, während derer wohl jeder Abschied

Digitized by Google

nahm von seinen Lieben und gar mancher wird hier im Gebete seinen Herrn wieder gefunden haben. Meinen Tornister benutzte ich als provisorische Deckung gegen die Flanke und bald konnte ich mit großer Freude gewahren, daß das Loch, welches ich mir grub, immer tiefer und der Aufwurf immer breiter wurde, so daß ich mir schon für einige Minuten eine Pause zum Ausschnaufen gönnen konnte und schon gegen das Schlimmste gedeckt war. Unser Leutnant fiel leider gleich, ohne daß er noch beginnen konnte, sich eine Deckung zu schaffen, ebenso die beiden Schätzer, die an seiner Seite waren. Während ich wieder weiterschaufelte und mein Loch fortwährend vergrößerte, so daß ich schon darinnen knien konnte, begann unsere Artillerie die Flankenstellung mit schweren Geschützen zu beschießen, und als der Boden dröhnte und wir sahen, wie von den russischen Gräben Balken und alles Mögliche davonflog, atmeten wir auf, denn das Feuer der Russen ließ für Augenblicke wenigstens nach.

Da horch! Das scharfe Tak-tak-tak der Maschinengewehre ließ erkennen, daß einer unserer Maschinengewehrzüge gegen die Flankenstellung vorging und das abgehackte Klappern der Maschinengewehre schien uns hehre Musik. Auch kam nun unsere Unterstützung vor, das eigene Artilleriefeuer wurde immer stärker und groß war unsere Freude, zu sehen, wie die Geschosse unserer Artillerie die gedeckten Gräben und Drahtverhaue der Russen zerfetzten.

Als der Unterstützungszug nun bei uns eintraf und sich auf die Linie verteilt hatte, pflanzten wir das Seitengewehr auf, nahmen den Tornister, der manchen Treffer zeigte, wieder auf den Rücken und mit Hurra ging es nun auf die Höhenstellung der Russen zu, der feindlichen Geschosse nicht achtend. Auf dem rechten Flügel der russischen Stellung bemerkten wir vorher schon eine weiße Flagge und nachdem wir durch den Drahtverhau hindurch in die russischen Gräben eindrangen, mußten wir wahrnehmen, daß der größte Teil der Mannschaften, die ihn besetzt hatten, bereits abgezogen waren und nur wenige standgehalten haben. Diese wurden als Gefangene zurückgeführt und wir eilten weiter über die Stellung hinaus; ein Tal entlang und den Bergrücken hinauf, immer den abziehenden Russen auf den Fersen. Diese begannen sich jenseits der Höhe nochmals einzugraben, wurden aber nach kurzem Feuergefecht weiter zurückgeworfen.

Nun hieß es für uns halt. Noch sei erwähnt, daß wir in Stärke von acht Mann einige hundert Meter weiter vordrangen und dabei einen russischen Gepäckwagen mit zwei Pferden erbeuteten, die wir zu unserer Kompanie zurückbrachten. Da die acht Mann zwei verschiedenen Kompagnien angehörten, wurden die Pferde redlich geteilt, d. h. jede Kompagnie bekam einen Gaul. Leider konnten wir den Wagen nicht mitnehmen, da wir plötzlich Feuer erhielten, dem standzuhalten nicht nötig war.

Auf der Höhe wurde dann gesammelt und im Dunkeln zu unseren Kompagnien zurückgekehrt, die in den verschiedenen, von den Russen gesäuberten Stellungen Biwak bezogen hatten. Groß war die Freude bei unserer Kompagnie, als wir mit dem „Russen"

Digitized by Google

kamen, der seitdem als drittes Pferd unserer „Gulaschkanone“ vorgespannt ist. Unsere Kompagnie hatte in einer Schlucht Biwak bezogen und nachdem wir den Leibriemen etwas enger schnürten, denn es gab den ganzen Tag noch nichts zu essen, legten wir uns in die Zelte, um sofort ein großes Schnarchkonzert zu beginnen. Gerne hätten wir uns in der Ruhe stören lassen durch die Botschaft „die Feldküche ist da“, aber nichts rührte sich die ganze Nacht und so wurde uns denn erlaubt, den eisernen Bestand anzugreifen. Am andern Morgen war unsere erste Frage nach dem oder jenen Freund und gar mancher, dem man tags vorher noch ein scherzhaftes Wort zugerufen, weilte nicht mehr unter uns.

Die nächste Sorge war jetzt, an uns selbst zu denken und Wasser zu suchen. Nicht weit von unserem Biwakplatz entdeckten wir eine Quelle mit herrlichem Wasser, das wir dann zum Kaffeekochen verwendeten und zur Reinigung unseres Körpers, der es wohl nötig hatte. Mit Schreiben, Patrouillegehen usw. verging der Tag und abends wurde die Feldküche signalisiert, an der wir nachts das Essen in reichlicher Menge holten. Tags darauf erhielten wir auch Briefe und Pakete aus der Heimat. Nachdem wir noch einen dritten Tag in der Schlucht verbrachten, wurde ein dreitägiger Vormarsch angetreten.

Ecknigk.

Angriff.

Das Dorf dort links, vom Gegner besetzt,
Davor eine Reihe von Gräben —
Die sollen, die müssen wir nehmen jetzt
Und koste es Blut und Leben.

Die Schützenlinie schnell hergestellt
Und vorwärts dem Feinde entgegen —
Da ein Schrei, erschütternd, der erste fällt —
Schon sind wir im Kugelregen.

Das saust und pfeift und kracht und zischt,
Zu Boden sinkt mancher Streiter,
Doch wir schauen dem Tode ins Angesicht
Und schreiten furchtlos weiter. — —

Aus den Liedern eines Toten.

Mit einer bayerischen Division in Galizien.

Schluß.

Links etwa 1000 Meter im Gelände vor uns, am Fuße einer leichten Bodenerhebung, lebhaft feuernde Feldartillerie. Sie fuhr gegen Mittag ab. Rechts, jenseits der Straße, in Deckung hinter dem rauchenden Zalesie, eine schwere Batterie, die in kurzen Abständen verderbenbringende Salven abgibt.

Unsere Bagage hatte uns Mittag noch nicht erreicht; die eiserne Nation war am Morgen verfüttert worden. Notgedrungen mußten wir grün füttern. In einem nahen Gerstenfeld hielten wir eine vorzeitige Ernte, der das halbe Feld zum Opfer fiel.

Der Wassermangel machte sich recht fühlbar; am Vormittag lieferten noch zwei Zisternen schöpflöffelweise gelbes Wasser, aber sie versiegten bald gegenüber den großen Anforderungen. Die Suche nach einer Wasserstelle führte mich auch auf die teilweise bebauten und auf dieser Seite fast unbeschädigten Felder, in deren Mitte ein kleiner Weiher sein sollte. Ja Schnecken! Als ich wieder gegen das Dorf trottete, kam

mir händeringend und weinend eine Bauersfrau, eine der wenigen zurückgebliebenen Einwohner, entgegen. Sprudelnd kam eine Flut von Klagen in polnischer Sprache von ihren Lippen. Ich verstand ja nichts, aber ich sah ein dutzend Pferde in halbhochgeschossener Saat weiden. So oft die Frau hinblickte, stürzten von neuem die Tränen, sprudelten von neuem die Klagen. Es war vielleicht ihr einziger Besitz, der, der Zerstörung durch die Russen entgangen, jetzt notgedrungen von unseren Truppen verfüttert wurde, um die Pferde bei Kraft zu erhalten. Das suchte ich der Frau, die etwas deutsch verstand, begreiflich zu machen; sie schien sich zu beruhigen. Ja, das ist der Krieg mit seinen Schrecken und seinem Elend, für Feind — und Freund! Wie mir schien, wurden die Bagagen absichtlich zurückgehalten, um den Munitionskolonnen, die die Munition mangels einer Bahnverbindung meines Wissens bis von Jaroslau herholen mußten, die Straße frei zu machen. So bekamen wir natürlich auch nichts zu essen, für die Pferde aber mußte gesorgt werden.

Nachmittags heftiges Gewehrfeuer. Ich stand wieder Posten. Zwei altehrwürdige Juden, vermutlich die Dorfältesten, wollten den „Kommandanten" sprechen. Ich glaube diese beiden schon auf Bildern der Biblischen Geschichte gesehen zu haben.

Nach ihrem Anliegen befragt, erzählten sie, einer der ihren sei gestorben; um ihn auf dem Judenfriedhof zur Beerdigung bringen zu können, baten sie um Pferd und Wagen. Merkwürdig! für diese beiden schienen die großen Geschehnisse der Schlachten, wenige Kilometer weit von hier, nicht zu existieren; ihnen schien es das wichtigste, einen Toten rituell zu begraben. Als ob nicht Pferd und Wagen des Heeres bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit für den jetzt höchsten Zweck in Anspruch genommen gewesen wären und als ob nicht Tausende und Abertausende von Gefallenen verschiedenster Religionen in ungeweihte fremde Erde zu liegen kämen. Ein herbeigerufener Offizier wies sie denn auch ab, ihnen den Rat gebend, den Toten zur Grabstätte zu tragen oder ihn einstweilen hier zu begraben und ihn nach dem Kriege der vom Rabbiner geweihten Erde zu übergeben.

Mit der Bagage, die Futter und Brot brachten, kam auch die Feldküche. Gefangene zogen müde in langer Reihe vorüber, einige Maschinengewehre auf kleinen Rädern mitziehend.

Aus der Bereitschaft gingen wir abends in Biwak über, stellten die Pferde in Scheunen, in denen auch Stroh vorhanden war, und nahmen ihnen die schweren Sättel ab.

Ich zog auf Wache. Im Westen versank die Sonne glühend im Dunstmeer. Im Osten leuchtete das schauerliche Abendrot der Schlacht über den dicken Rauchwolken der brennenden Dörfer! Mit der zunehmenden Dunkelheit wurde es auch ruhiger; wer irgendwie konnte, gönnte sich kurze Ruhe.

Ein versprengter Russe wurde eingebracht und mir und meinem Nachfolger auf Wache bis zum Eintreffen eines größeren Transportes übergeben. Erschöpft legte er sich in den Straßengraben. Husten und Kälte schüttelten ihn; seine leichte Bluse

Digitized by Google

gewährte ihm gegen die Kühle keinen Schutz. Er machte Zeichen, daß er gerne etwas Stroh hätte, aber ich konnte weder selbst weg, noch ihm helfen, wenngleich er sicher nicht davongelaufen wäre. Meine abweisende Handbewegung mochte den noch recht jugendlichen Gefangenen schmerzen, denn er weinte und schluchzte herzerschütternd. Mein mitfühlend Herz verlangte, dem wehrlosen Feinde zu helfen, aber die Pflicht ließ es nicht zu.

Abgelöst ließ ich ihm einen Haufen Stroh zusammenraffen, in den er sich befriedigt hineinwühlte.

Die letzten Schüsse verhallten und Freund und Feind schliefen, mit Ausnahme der Posten, Sicherungs- und Erkundungspatrouillen. Da und dort wurde ja wohl auch geschanzt.

Die Division war mit Tagesgrauen zum Angriff vorgegangen, der sich in nördlicher Richtung, hauptsächlich gegen den gut verschanzten Wald bei Latoszyna, gegen diesen Ort und gegen Uszkawa richtete. Beide Dörfer und die Waldhöhe wurden nach hartnäckigem Kampfe und unter starkem feindlichen Flankenfeuer genommen.

Ein verwegener Kosakenangriff war unter großen Verlusten an Mannschaften und Pferden zusammengebrochen. Mit einer Schwenkung nach rechts, selbstverständlich aber in Fühlung mit der in den großen Wäldern bei Zabiala, in denen sich die Russen immer wieder verschanzten, schwer vorwärts kommenden Division zur Linken, wurde den flüchtenden Russen scharf nachgesetzt, Sutory-Maslankow genommen. Hier, bis in die Nähe von Dachnow hingestreut, gingen die Truppen nachts zur Ruhe über. Einige hundert Gefangene vermehrten den Erfolg des Tages. Der rechten Nebendivision fielen nach heißem Kampfe in einem Zuge Oleszyce und Lubaczow in sicheren Besitz.

Am nächsten Morgen folgten wir den Truppen über Zelesin nach Oleszyce, in dessen Schloßpark am Ostende des langgestreckten Städtchens wir absaßen. Die jetzt stillen verlassenen Straßen wiesen mehrfache Spuren des Kampfes auf, wenn auch die durchweg einstöckigen Häuser des Ostteils der Stadt keine größeren Beschädigungen zeigten und vor allem von Feuersbrunst verschont blieben.

Bei den Schützengräben am Parkrand noch einige Tote. Von hier aus hatten deutsche Truppen einer über das freie Feld heranstürmenden Kosakenattacke ein Willkommen geboten — draußen lagen die Pferde verstreut, manche noch gesattelt und den gequetschten Reiter unter dem aufgetriebenen Kadaver. Einige Juden machten sich, sicher nicht freiwillig, daran, an der Straße beginnend, Roß und Reiter zu verscharren.

Noch am Vormittag ritten wir weiter; am Waldrande bei Sutory wurde Verpflegsrast gehalten, zusammen mit dem Stab einer preußischen Division, die mit der unseren zu einem kombinierten Korps vereinigt wurde, und einigen anderen Stäben. Tote Pferde und eine frisch ausgehobene Zisterne, deren gelbes Grundwasser uns

das nötige Waſſer zum Tränken der Pferde und zum Geſchirrwaſchen lieferte, ließ auf ein kurz verlaſſenes Kavallerielager ſchließen. Die Diviſionsreſerven kamen im Vormarſch auf verſchiedene Ziele vorbei, zum Teil verpflegten ſie ſich. Aus nördlicher Richtung hin und wieder der Donner ſchwerer Geſchütze.

Die zwei Stunden Wache vergingen ſchnell im Schein der ſtets wechſelnden Bilder. Schwere preußiſche Mörſerbatterien, leichte öſterreichiſche Feldhaubitzen, Huſaren, Dragoner, Ulanen, ungariſche Huſaren mit leuchtend roten Hoſen und Mützen und den bekannten pelzverbrämten Umhangjacketten, und immer wieder Munitionskolonnen.

Gegen vier Uhr ritten wir nach Oſten ab, durch das rauchende Masiankow, über öden vielfach zerfahrenen Feldboden. Da und dort anſehnliche Häuflein Artilleriemunition, zu deren Wegſchaffung und Unbrauchbarmachung den fliehenden Ruſſen keine Zeit mehr verblieben war. Unſer nächſter Gefechtsſtand war auf freiem Felde nahe der Straße Lribaczow—Dachnow hinter einer Batterie, die ihr Feuer nach Norden, vermutlich über Dachnow hinweg gegen das Flankenfeuer der Ruſſen richtete.

Für die Nacht beſetzten wir einen geräumigen Meierhof an der Straße, zwei Kilometer ſüdlich Dachnow. An der Südmauer zog ſich ein gut ausgebauter Schützengraben weit über die Felder nach Oſten und Weſten hin; neben toten Ruſſen lagen Gewehre und eine Unmenge Munition und Patronenhülſen darin. Einige hundert Hülſen auf einem Fleck liegend, kennzeichnen den Platz, von dem aus ein ruſſiſches Maſchinengewehr den Angreifern den Tod entgegenſpie. Nach der Erſtürmung dieſer Stellung war auch der Fall Drachnows beſiegelt. Es erlag, an drei Seiten umfaßt, dem Sturme eines mit Trompetengeſchmetter vordringenden Regiments. Unter ſtörendem und manchen Verluſt bringenden Artillerie- und Infanterieflankenfeuer von Norden, deſſen Niederringung ſich unſere Artillerie nach Kräften angelegen ſein ließ, ſonſt aber im Vorgehen faſt unbehindert, kam das kombinierte Korps im Raume zwiſchen den hier parallel laufenden Flüßchen Bruſienka und Swidnica an den Wielki Las (d. i. großer Wald), der etwa vier Kilometer breit und zwölf Kilometer lang iſt. Sein Gelände iſt wie der des ganzen Landſtriches hügelig. Die hereinbrechende Nacht machte weiteres Vordringen in der Waldung, die nur die Straße — wenn man eine grundlos zerfahrene Fährte ſo nennen kann — Cieszenow—Podemszczyzna ihrer Länge nach durchquerte, unmöglich. Die Truppen des kombinierten Korps gingen deshalb zur verdienten Ruhe über.

Die rechte Nachbardiviſion hatte der Bahn folgend, mit ihrem rechten Flügel den Anſchluß an uns bei Tymiuhoryniec erreicht, während die linke Flügeldiviſion, eine öſterreichiſche, noch zu Cieszanow beſchäftigt war. Die Frontlinie lief alſo faſt nach Norden, aber das Vorrücken geſchah in ſchräger Linie öſtlich: Es galt der Stadt Rawa-Ruska mit ihren Eiſenbahnen, von denen beſonders die von Nord nach Süd verlaufende Linie Tomaszow—Lemberg für Truppenverſchiebungen den Ruſſen ſicher ſehr wertvoll war.

Verhör eines gefangenen Russen.

Digitized by Google

Auch wir richteten uns und unſeren Pferden in den öden Stallungen des Meierhofes ein Nachtlager zurecht. Die dicken Dach-Strohbündel eines kleinen Häuschens gaben vortreffliche Streu- und Liegeſtätte. Eine große tiefe Pumpziſterne lieferte — zwar langſam — wieder einmal gutes Waſſer, worüber auch unſer Feldkoch erfreut war, der uns noch einen Keſſel Kaffee braute.

Nach Mitternacht ſtand ich Poſten in der Straße. Soweit Auge und Ohr reichte, regungsloſe Stille. Doch kaum kündet das erſte matte Zwielicht den jungen Tag, kommt irgendwer am Morgen, huſchen Radfahrer vorüber. — Die aber auf dem weiten Felde vor mir liegen, weckt kein Tag. Auf der Flucht aus dem Schützengraben hat ſie ihr Geſchick erreicht.

In den erſten Morgenſtunden ritten wir weiter. Erſt ein Meierhof bei Zalucze, dann ein kleiner Obſtgarten von Smereszyaw bildeten für kurze Zeit den Gefechtsſtand der Diviſion, die noch am Vormittag nach Horynaki — drei oder vier Häuschen — verlegt wurde. Zwiſchen der Swidnica und dem Wielki Las gelegen, waren dieſe Orte, da nur eine manchmal ins Gras ſich verlierende Fährte, die nur bei anhaltend trockenem Wetter für Truppen und ſchwere Fahrzeuge paſſierbar war, dahin führte, von den Schrecken des Krieges ſo ziemlich verſchont geblieben, auch die Bewohner waren nicht geflohen. Koſakentrupps mochten zwar auf ihren Streifzügen auch hieher gekommen ſein und in wenig freundlicher Weiſe requiriert haben, denn eine Bauersfrau hob bittend die Hände, als ein Kamerad die Hütte betrat, um Milch zu kaufen. Lachend beruhigte er ſie und erſtand einen Topf Milch, die wir uns trefflich ſchmecken ließen. An einem anderen Orte hatte wohl ein Patrouillengeplänkel ſtattgefunden. Ein friſches Grab, von einem Pferde aufgeſcharrt, ſo daß eine Hand zum Vorſchein kam, und einige Koſakenlanzen, die ihre Beſitzer wohl auf ſchnelle Weiſe in dem Walde liegen ließen, ließen darauf ſchließen.

An den wenigen Bäumen eines Obſtgartens eines der drei Häuschen oder an die Zäune banden wir die Pferde an, gutmütige durften frei umherlaufen und graſen.

Unter einem Baum an ſchnell improviſierten Tiſchen ſaßen die Stabsoffiziere, daneben ſtand der ſchier niemals zur Ruhe kommende Fernſprecher.

Die Feldküche war dampfend nachgekommen.

Ich ſtand wieder zwei Stunden Wache. Die Sonne brannte nach einigen kühlen Tagen wieder verſengend herab.

Ziemlich nahe feuerte ſchwere Artillerie.

Den Nachmittag lungerten wir neben unſeren Pferden im Graſe umher, ſchliefen, plauderten, ſchrieben Briefe, aber immer bereit, in der nächſten Minute abzureiten.

Am Abend wurde „abſatteln“ befohlen. Erſt die hungrigen Pferde gefüttert, Waſſer aus einem ſchwarzen Froſchtümpel geholt, den Futterſack aufgefüllt und dann ſchließlich für ſich ſelbſt Kaffee gefaßt. Die Feldpoſt hatte mir vormittags aus der Heimat ein Stück Speck gebracht, ſodaß ich wie ein Schlemmer zu Abend eſſen konnte.

Digitized by Google

Kühl brach die Nacht an. Wir trieben noch einige Bund Stroh auf, unseren Pferden und uns damit ein Lager bereitend.

Nachts traf mich wieder die Wache. Tiefdunkel. Immerzu rasselt's am Fernsprecher — der Vermittlungsapparat, die „Zentrale" —, der beim Schein einer Karbidlampe noch an derselben Stelle steht. In einem Schuppen sitzt einer der Generalstabs-Offiziere über Karten, Berichte entgegennehmend, Befehle erteilend. Da und dort, zusammengekauert in einer Ecke, an einem Baum oder Zaun, schlummern tief Meldereiter, Befehlsempfänger.

Am Morgen folgten wir den Truppen in den Wielki Las. Die Division hatte am Vortage nicht nur diesen hügeligen und zum Teil sumpfigen Forst vom Feinde gesäubert, sondern auch Podemiczyzna gestürmt und war unter starkem Flankenfeuer an die gut verschanzten Höhen des Piaskoma Gora herangekommen, mit der zum kombinierten Korps gehörenden linken Nebendivision, die links und rechts davon befindlichen Ortschaften besetzend. Neben diesem bedeutenden Geländegewinn blieben noch einige hundert Gefangene in unseren Händen.

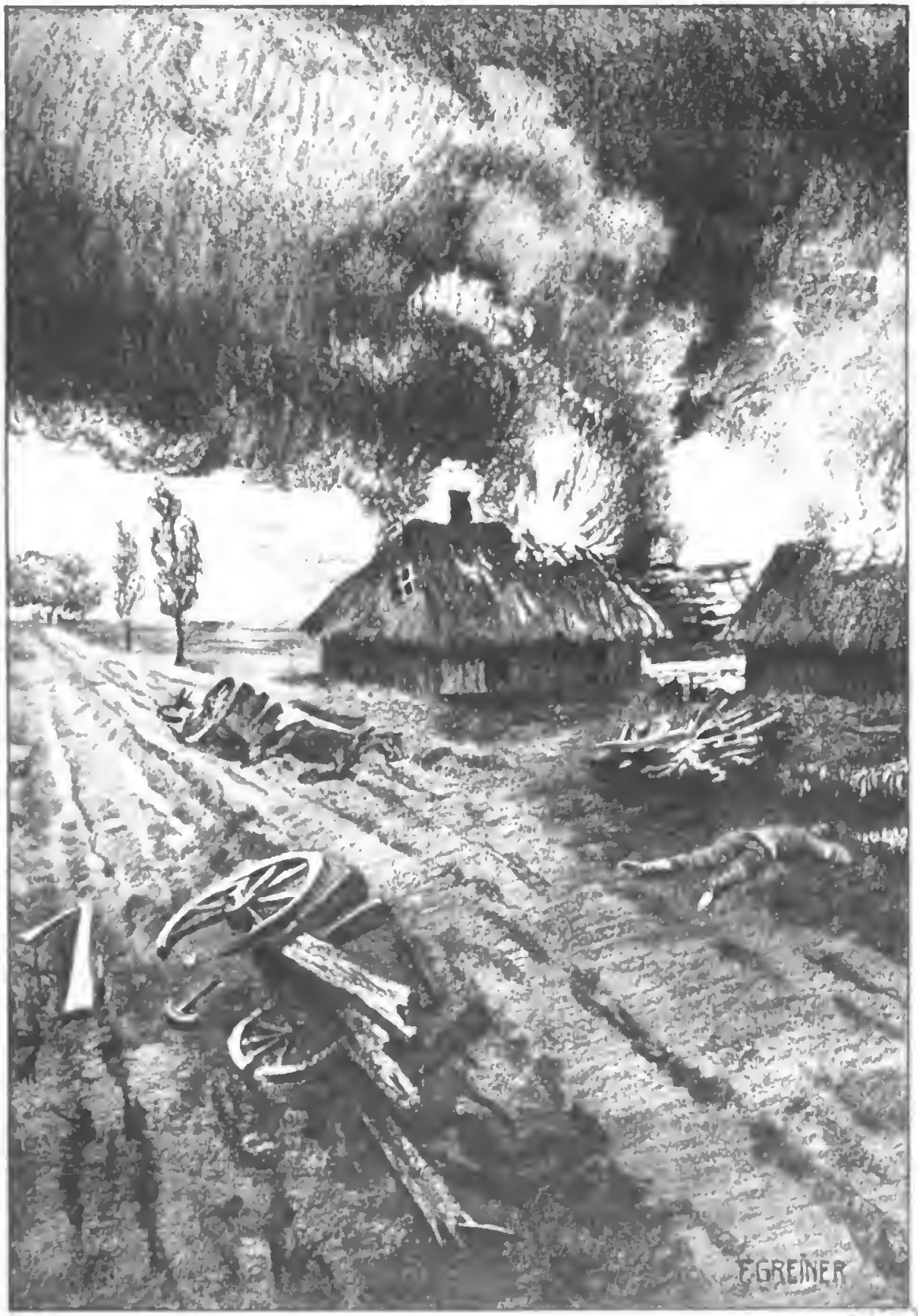
Es war ein prachtvoller Sommertag. Wolkenloſer Himmel, warm, und im Walde duftete es köſtlich. Zwiſchen jungen Fichten lagen wir den ganzen Vormittag auf dem weichen Moosboden. Daß die ſchwere Artillerie hier neben uns ohne Unterlaß feuerte, ſtörte uns nicht. Faſt beluſtigt ſehen wir den Bemühungen der ruſſiſchen Artillerie zu, die natürlich aus den großen Staubwolken, die ſchon das Traben einiger Pferde verurſachte, ſehen mußte, wenn Truppen oder Wagen die „Straße" benutzten. Aber in erſter Linie waren ihre Granaten und Schrapnells unſerer Artillerie zugedacht, deren Standpunkt ſie wohl erkundet haben mochte, denn ſie kamen in gerader Richtung auf uns zugeflogen, platzten aber immer vor uns. Alles zu kurz, bemerkten wir boshaft.

Ich bearbeitete eben ein Stück zähen rohen Speckes; ich wünſchte alle Ruſſen zum Teufel, wenn ſie mich jetzt ſtörten, indem ſie nicht mehr „zu kurz" ſchöſſen und wir deshalb „ausziehen" müßten. Aber noch ehe ſie ſich eingeſchoſſen hatten, „ſuchten" ſie rechts von uns den Wald ab. Mittags hängten wir den Pferden die Freßbeutel an; zum Tränken ritten wir gruppenweiſe nach Hymaki zurück. Um vier Uhr kam endlich die Feldküche angefahren. Kaum hatte ich gegeſſen, wurde ich mit einem Befehl zu einer Proviantausgabe bei Tymoc, etwa drei Kilometer entfernt, geſchickt. Als ich zurückkam, war der Stab ſchon weggeritten, ich mußte mich der kleinen Bagage anſchließen. An der Swidnica erwarteten wir die große Bagage. Da war eine günſtige Gelegenheit, ſich gründlich zu waſchen und die Pferde konnten tüchtig ſaufen. Bei Krzywe wurde ich mit einem Auftrag zurückgeſchickt und mir befohlen, nach Erledigung des Auftrages das Stabsquartier im Kloſter Maſtezci aufzuſuchen. Es dunkelte ſchon, als ich mich nach vollzogenem Auftrag zum Ritt nach dem Kloſter anſchickte. Bis Horyniec, auf Grund einer Skizze einmal auf die große Straße gelangt, konnte ich es nicht verfehlen. Unendlich lang ſchien die Straße in der Dunkelheit und furchtbar öde war die Gegend. Ich ritt Schritt, denn mein Pferd war müde. Gegen Mitternacht kam ich an den abgebrannten Bahnhof von Horyniec. Der Oſten war in weitem Bogen Glut und Rauch; eine erbitterte Schlacht war im Gange. Seit Stunden ſchon brüllen Geſchütze ſchwerſten Kalibers nah und fern. Salven von fünf und ſechs Geſchützen ließen Luft und Erde erzittern. Das unaufhörliche nervöſe Tateratata unzähliger Maſchinengewehre hob ſich markant ab von dem unregelmäßigen, aber nicht minder lebhaften Infanteriefeuer.

An der Straßen- und Bahnkreuzung kauerten Verwundete, erſchöpft, fröſtelnd; ſie erwarteten hier die Sanitätswagen. Die Straße zum Ort war verſtopft mit ineinandergefahrenen Kolonnen. Eine Weile konnte man weder hin noch her. Ein ſchwerer Proviantwagen war in der Dunkelheit an irgend ein Hindernis angeſtoßen und umgeſtürzt. Mit vieler Mühe konnte der Wagen gehoben werden; der Knäuel löſte ſich. Auf der primitiven Notbrücke über ein Rinnſal ſtand ein Ulanenpoſten. Bei dem erfragte ich den Standort des Stabes, einige Kilometer weiter. Dort war nun wohl ein Stab, aber nicht der rechte. Alſo zurück; da und dort fragte ich in Horyniec, aber niemand

Digitized by Google

wußte, wo der Stab meiner Diviſion lag, niemand kannte Kloſter Miaſtezki. Aber ich konnte wenigſtens das Armeehauptquartier erfragen; oben im Schloß, am Südausgang des langgedehnten Städtchens. Da erfuhr ich denn endlich die Richtung, nach der Miaſtezki lag und den einzuſchlagenden Weg, entlang dem Bächlein im ſumpfigen Tal. Der neue Tag graute ſchon. Mein Pferd war ziemlich erſchöpft; ich ritt deshalb nicht gleich weiter, ſondern führte das Pferd in den nächſtbeſten Stall, hängte ihm den Freßbeutel um, ſattelte ab, raffte einiges Stroh zuſammen, trieb noch ein Bündelchen Heu auf und legte mich dann zu kurzem Schlafe in die Ecke. Am heilen Morgen erwachte ich wohl infolge der vielen Inſektenſtiche; kaum paßte mir der Helm, ſo verbeult war mein Kopf. Raſch getränkt und geſattelt und dann weiter. Beſondere Eile hatte ich nicht, deshalb ritt ich im Schritt durch den tiefen Sand auf der wie gepflügten Straße nach dem wenige Kilometer entfernten Kloſter, einem kleinen gemauerten einſtöckigen Hauſe mit kleiner Kirche. Einige Schindel- und ſtrohgedeckte „Nebengebäude“ und ein Zaun bildeten eine Art Hof, auf dem geſchäftig ein Pater, der einzige, umherlief und jeden anhielt, der irgend ein Stück requirierte. Aber er hätte hundert Augen haben und an mehreren Orten zugleich ſein müſſen. Denn während er da fragte, wozu man dies Stück Holz nehme, hatten andere ihren Pferden einige Bündel Stroh untergeſtreut, vom Heuſchober Heu herabgeworfen, was er kurz vorher jemand zu verbieten ſuchte. Er ſchien nicht beſonders deutſchfreundlich geſinnt zu ſein, ſchien ſich der hohen Notwendigkeit nicht bewußt zu ſein, „dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt“, in der Variante dieſes alten Wortes den Bundestruppen das wenige, deſſen ſie bedurften, opferwillig und freudig zu geben. Und all ſein ängſtliches Umherflattern half ihm ja doch nichts. Wo es immer anging, mußte man den Pferden, die faſt immer, wie auch hier die Mehrzahl, im Freien ſtanden, einſtreuen, um ſie ſo zum Sichlegen und dadurch beſſeren Ausruhen zu bewegen. Denn ſelten legt ſich ein Pferd auf den blanken Boden. Außer dieſem beſorgten Pater ſah ich noch einen alten Laienbruder, der in einem furchtbar ſchmierigen Talar „glänzte“ und einen wirklich dreckigen Hut auf hatte. Von ſonſtigen Einwohnern ſah ich vorerſt nichts. Das waren ſo meine Beobachtungen, während ich, nachdem ich mein Pferd an einen Zaun gebunden hatte und Meldepoſten meiner Ankunft gewahr wurden, ſelbſt einen Bund Stroh und etwas Heu requirierte, Hafer faßte und Waſſer aus einem kleinen ſumpfigen Bache im Tale holte. Da keine Bereitſchaft befohlen wurde, ſattelte ich ab und bald ſtreckte Bubi die müden Glieder aufs Stroh. Das konnte ich nicht, denn ich mußte auf Wache ziehen. Da ſah ich mich denn ein wenig um; da ſtanden ums Kloſter herum einige der ärmlichen Hütten, meiſt erhalten, aber verlaſſen. Aber die Einwohner kamen nach und nach herbei. In einem etwas beſſeren Häuschen war eine Judenfamilie wieder eingezogen, vor ein anderes Häuschen kam ein mit Hausrat bepackter Wagen angefahren; Ulanen, die ſich in dem leerſtehenden Haus einquartiert hatten, machten natürlich bereitwilligſt Platz. Der Bauer wurde mit ſeinen zwei Pferdchen ſofort zum Fahrdienſt herangezogen



Zerstörungswerk des fliehenden russischen Heeres.

Digitized by Google

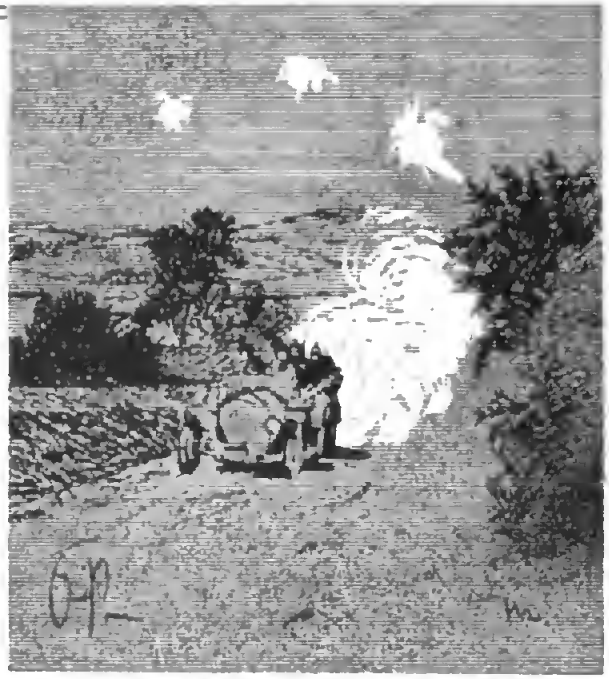
und ſo gut iſt er ſicher noch nie für ſein Fuhrwerk bezahlt worden. Etwas fiel mir hier beſonders auf: an allen Hütten hängen außen kleine Heiligenbilder von der Art, wie ich ſie zu Hauſe in den Antiquitätenſammlungen ausgeſtellt ſah, plump eingerahmt. Vermutlich ſtellen dieſe Bilder eine Art Hausſegen dar.

Ulanen brachten einige hundert Ruſſen, einige Verwundete darunter. Es waren Gefangene aus den kaiſerlichen Garderegimentern, die unſeren Reſerveregimentern gegenübergeſtanden hatten und von dieſen aus guten Stellungen zum Weichen gebracht worden waren. Es waren Soldaten, die durchweg einen guten Eindruck machten, gut genährt, raſiert — weit entfernt von den Karikaturen der Witzblätter. Mit Hilfe eines uns zugeteilten öſterreichiſchen Dolmetſcher-Offiziers wurden die Offiziere — ihrer zwei — und Unteroffiziere verhört. Einige Spione und Verräter wurden eingebracht, die den Dolmetſcher mit einem Wortſchwall und lebhaften Geſten von ihrer Unſchuld zu überzeugen ſuchten. Die zwei Stunden waren ſchnell verſtrichen; die Mittagsſtunden ſchwanden mit Faſſen, Füttern, Waſſerholen, Eſſen, Appell. Nachmittags putzte ich mein Pferd und legte mich dann in einen Winkel, um ein Stündchen zu ſchlafen.

Gegen ſechs Uhr bekam ich Befehl, eine Meldung nach Tymoc zu überbringen. Der Ritt ging denſelben Weg, den ich neulich bei Nacht hergekommen war. Aber die Strecke ſchien bei Tage bei weitem nicht ſo lang, als ſie mir neulich vorgekommen, ſchon deswegen natürlich, weil ich heute mit meinem ausgeruhten Pferde ſchneller vorwärtskam.

Aber die Gegend behielt auch bei Tage im allgemeinen ihren reizloſen Charakter. Selbſt die Sonne vermochte der düſteren Landſchaft kein heiteres, liebliches Geſicht zu geben. Die Nacht hatte doch wenigſtens die Mängel der „Straße“ verdeckt. Über Sümpfe und ödes Land den verhüllenden Schleier gelegt. Die Straße ſah ſchauderhaft aus. In Friedenszeiten — für den geringen Verkehr der leichten landesüblichen Fahrzeuge ausreichend — war die Straße vom Kloſter bis . . . . . wohl nur zwei bis drei Meter breit, aber jetzt war ſie ſechs, acht, ja bisweilen zehn Meter breit und noch breiter, von den Kolonnen immer wieder umgangen, um feſteren Boden zu gewinnen. Der Sand gab immer wieder nach, fiel vor den Rädern wie weiche Butter vor des Meſſers Schneide, links und rechts, um über die Radfelgen bis oft in halbe Speichenhöhe zu rieſeln. Die Pferde ſanken bis über die Feſſeln ein, mit ſchwer beladenen Wagen kaum feſten Fuß gewinnend. Am ſchlimmſten war's natürlich da, wo irgendwelche ſeitliche Hinderniſſe ein Ausweichen unmöglich machten. Hier wurde die bittere Notwendigkeit, um jeden Preis vorwärts zu kommen, zur Tierquälerei, denn einmal feſtgefahren, zogen die verzagten, erſchöpften Pferde oft mit mehrfacher Verſtärkung den Wagen nicht mehr vom Platze. So manches Pferd, das ſein Letztes gegeben, ſah ich vom Schlage getroffen hinſinken. — Den Automobilen ging's nicht anders. Bei dem kürzlichen Nachtritt holte ich ein Perſonenauto ein, das eine beſonders ſchlechte Strecke nur mit Hilfe eines ſtarken, eben des Weges kommenden Ruſſentrupps langſam

Digitized by Google



überwinden konnte. Das mochte eben gegen zehn Uhr abends gewesen sein. Um Mitternacht holte ich es bei Horyniec nochmals ein, da saß es — aus eigener Kraft rettungslos — fest. Der Chauffeur kauerte im Wagen und schlief schnarchend. Vielleicht träumte er den schönen Traum einer rasenden Fahrt. Die Straße von Horyniec zurück, die diesen Namen der Karte nach verdient hätte, war um kein Haar besser.

Jetzt, bei Tage sah ich erst die Verwüstung und Zerstörung der Bahnhofsanlagen, die ein gut Stück außerhalb des Städtchens liegen. Das hatte sein gutes, denn so griff das Feuer nicht auf die Häuser über, von denen zwei oder drei aus riesigem Mauerwerk, sogar mehrere Stockwerke hielten.

Bei Krzywe die Straße, die einen großen Umweg machte, verlassend, ritt ich quer über den Swidnicagrund und durch Wald; in anderthalb Stunden Schritt und Trab — die Meldung war nicht besonders eilig — erreichte ich Harn, ein typisch galizisches Bauerndorf, das von der Kriegsfurie gnädig behandelt worden war, denn die Häuser waren unbeschädigt. In dem einzigen gemauerten und weißgetünchten Häuschen, vermutlich die Schule, war ein Feldlazarett eingerichtet, das natürlich nur Platz für den Operationsraum und für einige Schwerverwundete bot. Die große Zahl von Verwundeten lag auf Teppichen, Tuchen, Heu, Stroh usw. gebettet, in Hütten, Scheunen und Zelten ringsum. Auf einer Wiese lagerten einige hundert Gefangene, die hier verpflegt wurden, zu ihnen gesellte sich ein neuer Trupp von 85 Mann, von drei Ulanen hergeführt. Die russische Artillerie hatte ihnen, als sie über den Swidnicagrund marschierten, der noch im Bereich des Flankenfeuers lag, einige Granatengrüße nachgesandt; vermutlich, weil man sie für deutsche Truppen hielt.

Nach Meldungserstattung und einigem Warten konnte ich wieder abreiten. Ein anderer Meldereiter schloß sich mir an; nach einer Weile holten uns in flottem Trabe die drei Ulanen ein, sodaß der Rückritt recht kurzweilig war. Wir schonten die Pferde und ritten meist Schritt. Über Horyniec lagen schon die Schatten der Nacht. In dem Sumpfe zwischen Bahnhof und Stadt quakten unermüdlich hunderte von Fröschen ein lautes Konzert, in das die fast rhythmisch gleichmäßigen, mehrstimmigen Töne der Unken die melancholische Note brachten. Gegen zehn Uhr waren wir im Kloster angelangt.

Ich meldete meine Rückkehr, raffte auf dem Heuboden einen tüchtigen Arm Heu zusammen — der Hafer-Nachschub war ausgeblieben — holte Wasser; so wurde

es beinahe Mitternacht, bis ich mich neben mein Pferd aufs Stroh ſtrecken konnte. Aber ſchon um drei Uhr morgens wurde ich geweckt, um auf Wache zu ziehen. Ich hatte nicht gemerkt, daß es regnete.

In der Dämmerung des trüben Morgens ſchritt ich auf und ab. — Tiefe Ruhe ringsum, nur das Tropfen des ſtärker gewordenen Regens auf die Blätter, leiſes Zwitſchern der erwachenden Vögel von Baum zu Baum.

In ſolch ſtillen Nachtſtunden gehen die Gedanken gern ſpazieren — weit, weit über Berg und Tal in die Heimat. Auch meine Gedanken flogen zur Stunde über das verwüſtete Galizien, den Böhmerwald, zu einer Stadt tief im Herzen des ſchönen Bayerlandes, huſchten durch die Straßen zu wohlbekannten Häuſern und klopften beſcheiden an Türen, die ſich mir oft geöffnet.

Stimmen und Tritte zerreißen die Stille. Einige Infanteriſten bringen einen Trupp Gefangene. Sie müſſen warten, bis die Offiziere mit dem Dolmetſcher kommen. Die Ruſſen kauern ſich an den Zaun und ſchlafen; ſchlafen mit dem ruhigen ſicheren Bewußtſein, daß ſie nun bald gut aufgehoben ſein werden und der Krieg für ſie ein Ende habe. Auch die müde Begleitmannſchaft ſucht ſich ein trockenes Plätzchen, um eine Stunde zu ruhen. Nur einer bleibt bei den Ruſſen, bei denen kein Fluchtverſuch zu befürchten iſt. Der Infanteriſt erzählte mir aus den Kämpfen der letzten Tage. Beim Vorgehen auf Nowini Horyniecki ſeien ihnen die Ruſſen, durch unſer gut geleitetes Artilleriefeuer eingeſchüchtert, in Scharen aus den Schützengräben entgegengelaufen und hatten ſich mit hochgehobenen Händen ergeben.

Erſt um halb 7 Uhr konnte ich abgelöſt werden, denn die Ulanen, die ſich mit mir in den Wachdienſt teilten, waren alle unterwegs mit Melderitten.

Bei den zurückgekehrten Bauern war Milch zu haben zu großſtädtiſchem Preiſe. Das gab ein feines Frühſtück!

In einem Schuppen war ein Platz für ein Pferd frei geworden; ſo klein zwar, daß ſich ein Pferd nicht umdrehen konnte. Ich ſtellte „Bubi“ hinein; ſo hatte er doch ein ſchützendes Dach und eine trockene Liegerſtatt.

Nachmittags war Pferdeappell angeſetzt; ich verſchlief ihn in einer Ecke bei meinem Pferde.

Am Abend machte ich einen kleinen Spaziergang. Die Abendſonne gab der Gegend einigen Reiz. Der Friedhof, den ich beſuchte, war in einer für uns ganz undenkbaren Verfaſſung. Man ſah nichts von friſcher Zerſtörung durch den Krieg, aber die Spuren alter Verwahrloſung. Im Sonnenuntergang ſtapfte ich durch den tiefen Sand wieder zum Quartier; dies Waten wie in tiefem Schnee machte müde, ſintemalen ich das Gehen gar nicht mehr gewohnt war. Bei jedem Schritt einen Fuß zurück, das machte mich noch ärgerlich. Das lehrte mich erſt ſo recht mein Pferd ſchätzen. Und ich ermaß, was unſere Infanterie in tagelangen Märſchen durch dieſe Halbwüſte und was die Zugpferde der ſchwerbepackten Wagen leiſteten.

Digitized by Google

Ohne Befehl für den Morgen legten wir uns ſchlafen. — Mitternacht traf mich wieder die Wache. Von der Front zaghaftes Feuer; brandgeröteter Himmel. Um 3 Uhr abgelöſt konnte ich mich noch ein paar Stündchen aufs Ohr legen. Auch am Morgen kein Befehl; da konnte ich drüben bei den Ulanen in Gemütsruhe frühſtücken. Dann putzte ich Pferd und Zaumzeug. Ein Melderitt führte mich nochmals nach Tymce. Eine erſchlaffende Schwüle lag über dem Land; kein Lufthauch. Die Pferde wurden träge und unluſtig. An einer ganz geringen Steigung verſagten die Motore zweier Laſtkraftwagen, deren Räder tief in den Sandfurchen ſteckten.

Quer über den Swidnlagrund eben den ſeichten Bach durchwatend, marſchierte ein preußiſches Bataillon in Richtung auf die Straße. Bumbs! hatte das Bataillon ſchon ſeinen Gruß von den Ruſſen. Tief bohrte ſich die tödliche Ladung in den weichen Boden. Ohne Verluſt konnte das Bataillon aus dem häufig beſchoſſenen Geländeſtreifen kommen. Ich vermied natürlich, mit einer Kolonne zu reiten. Nachdem ich meine Meldung abgegeben, ſah ich mich um ein Mittageſſen um; das bekam ich aus der Feldküche des Lazaretts. Mein Pferd ließ ich weiden; auch für etwas Heu ſorgte ich. Aus einem mächtigen Keſſel wurden einige hundert Gefangene geſpeiſt. Nach etwa einer halben Stunde machte ich mich wieder auf den Weg. An die Straße gelangt, ſprengte ein Kolonnenführer auf mich zu, mich um einen gedeckten Weg nach Hinmaki fragend; vor einer halben Stunde ſei ſeine Kolonne beim Betreten des Swidnlagrundes beſchoſſen worden. Selbſt ohne Karte, konnte ich nur raten, einen gedeckten Weg durch das ſüdliche Waldſtück über Tymce zu ſuchen. — Was die ruſſiſche Artillerie mit ihrer Schießerei auf dieſem von ihrem erhöhten Standpunkt aus vermutlich gut zu überſehenden Wieſenplan bezweckte: Nachſchub von Proviant und Munition, Heranziehung von Verſtärkungen ꝛc. zu ſtören, erreichte ſie ja zum Teil inſofern, als durch das Aufſuchen von Umwegen Verzögerungen entſtehen konnten. Aber all dieſe Störungsverſuche, die meiſt nur erſchreckten und keinen unmittelbaren Schaden anrichteten, blieben nur unangenehme Beläſtigungen und vermochten den rechtzeitigen Nachſchub nicht ernſtlich zu gefährden.

Eines der Automobile ſtand noch am ſelben Fleck, während das andere nun mit Verſtärkung von vier vorgeſpannten „Pferdekräften“ die Steigung zur Swindia-Brücke überwand. Auf der Straße nach Horyniec Munitionskolonnen hin und her zwiſchen Front und Etappendepot nahe Krzywe. Ein Regiment Fußartillerie ſtrebt neuen Stellungen zu.

Ziemlich ſtarkes Geſchützfeuer ließ auf heftige Kämpfe ſchließen.

Im Quartier angekommen, hörte ich die frohe Kunde, daß Lemberg gefallen! „Die Kunde hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Aber alle Zweifel zerſtörte die Mitteilung der Tatſache durch einen Offizier beim Appell. Und noch ein anderes Gerücht: Daß wir abgelöſt und abtransportiert werden ſollten, bekam bald feſte Form. Ich mußte ſelbſt noch am Abend einer Abteilung den eiligen Befehl zu ſofortiger

Rückkehr überbringen. Die bleierne Schwüle war einem kühlenden Luftzug gewichen, alles, was atmete, erquickend. Mein Pferd, mittags matt und träge, trug mich nun in frischem Galopp in die angegebene Richtung, in der die Ortschaft liegen sollte. Was des einen Leid, ist des anderen Freud': das sandige Gelände, das Infanterie und Kolonnen verwünschten, war zum Reiten wie geschaffen. Eine Lust sondergleichen, solch ein ideales Gelände in wiegendem Galopp zu durchmessen, Schützengräben in flüchtigem Sprung zu überwinden, Wässerlein zu durchreiten oder zu überspringen.

Soweit der Blick reichte, nichts als eintönige niedere Höhenzüge mit düsteren Nadelwaldfetzen zu sehen. Nicht ein Haus, kein Punkt, der die Aufmerksamkeit auf sich lenken könnte. Ich ritt in der mir bezeichneten Richtung weiter. Aus einer Mulde tauchten die Spitzen von Laubbäumen hervor. Vermehrter Feldbau davor ließ auf eine Siedelung in der Mulde schließen. Eine leichte Korrektur der Richtung halblinks direkt auf die Bäume zu und nun zwischen die Getreidefelder hinein, die Raine benützend. Die Baumkronen werden sichtbar, da und dort ein Strohdach und vor mir liegt die typisch galizische Ortschaft; in dem Tälchen lang ausgestreckt an einem träg fließenden, seichten Wässerlein mit flachen, oft breiten, trügerischen Moraستufern strohgedeckte Holzhütten und die Zisternen. Der Ort unversehrt, die Bewohner zum Teil zurückgekehrt. Mancher Hof und Scheune verraten einen gewissen bäuerlichen Wohlstand. Österreichische und deutsche Truppen sind über das Dorf verstreut. Nach einigem Fragen und Suchen finde ich meine Abteilung.

Im letzten Schimmer des Abendrots ritt ich langsam zurück.

Kaum fünf Minuten im Quartier mußte ich noch zum Schluß zum nahen Horyniec reiten.

Für den frühen Morgen des nächsten Tages war der Abritt zu den rückwärtigen Verladebahnhöfen befohlen.

Zur festgesetzten Zeit rückten wir ab. Stets von den Bildern der Verwüstung begleitet, mitten in den unabsehbaren Kolonnen der Division, erreichten wir gegen Mittag Lubaczow. Vor der Stadt wurde Mittagsrast gehalten, etwa eine Stunde. Wir ritten durch die Stadt, die durch Artillerie und Feuer schwer gelitten hatte. Aber auch was erhalten blieb, machte einen wenig einladenden Eindruck, besonders die „Läden" sehen unappetitlich aus. Die Bevölkerung, ausnahmslos Juden, war recht

zahlreich schon zurückgekehrt und betreibt geräuschvoll einen schwunghaften Handel mit Zündhölzern, Kerzen, Schokolade, Biskuit usw. Frauen verkauften auf der Straße süßes Weißbrot, für 15 Pfennig das Laibchen, das noch nicht so groß wie eine Handfläche war.

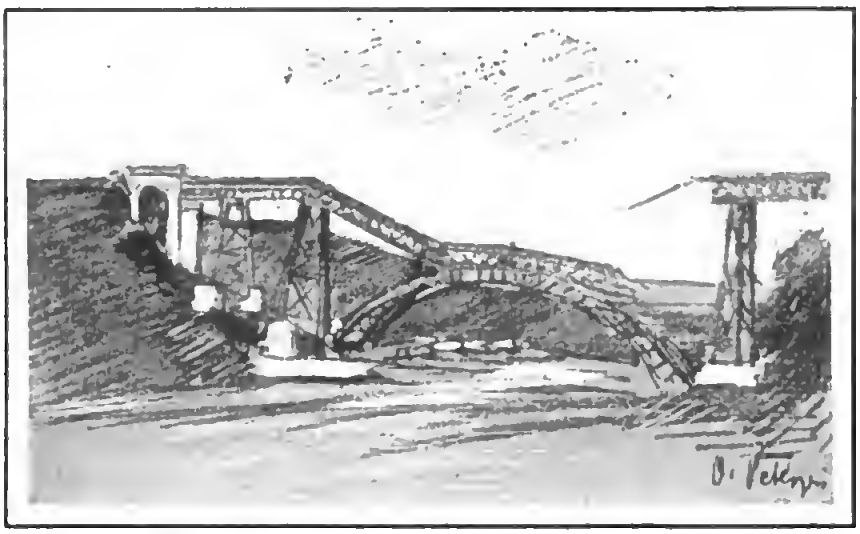
Der Wucher mit Weißbrot trieb hier seine schönsten Blüten, während die Soldaten der Monarchie mit Maisbrot vorlieb nehmen mußten.

Bei den Kirchen stand auch hier, wie im ganzen Lande, soweit sie nicht russische Bauart waren, das niedere Glockengerüst neben der Kirche.

Die Truppen der Division standen im Zeitpunkt ihrer Ablösung etwa in derselben Linie, die sie vor einigen Tagen genommen hatten und nun gegen eventuelle Gegenangriffe ausbauten. Nach hartem Kampfe war es ihnen gelungen, die Russen, die sich hier mit ihren besten Kräften energisch zur Wehr gesetzt hatten, aus den befestigten Stellungen mehrerer Höhen und Wälder, so des Piaskowa Gora (Gora-Berg), Mielmica Gora, Zaluckar Gora, des Buczyna Waldes, und aus einer Reihe von Schützengräben und Verschanzungen zu werfen und sie unaufhaltsam zurückzudrängen. An 4000 Gefangene fielen dabei unseren Truppen in die Hände, und eine mir unbekannte Zahl von Maschinengewehren.

So hatten denn auch hier die Bayern ruhmreichen Anteil an den Kämpfen, die unter dem Namen der Schlacht bei Lemberg zusammengefaßt werden, mittelbar an der Wiedereroberung der Festung mitgewirkt.

Die Welt lauschte gespannt den Berichten, die den stets siegreichen Riesen-Durchbruchschlachten Kunde gaben, und doch waren die galizischen Kämpfe gewissermaßen nur das Vorspiel zu dem beispiellosen Siegeszug der deutschen Armeen über Warschau tief ins russische Reich, den wir alle ja selbst staunend miterleben durften.



Ein bayerischer Rattenfänger.

Es ritt der tapfere Johann Mark,
Ein fränkischer Schwerer Reiter,
Von der Patrouille unterwegs
Allein zur Meldung weiter.

Da sieht er plötzlich an dem Weg
Bei eines Dorfes Trümmern
Zwei Russen, die im Anschlag knie'n,
Doch ihn konnt' das nicht kümmern.

Mit Hurra sprengt er auf sie zu,
Die Lanze eingeleget:
Euch führe ich gefangen mit,
Nur flink die Bein' beweget!

So ritt er in das Dorf hinein,
Die beiden voraus laufen;
Da tauchen aus den Mauern rings
Die Russen auf in Haufen.

Doch Johann Mark kennt keine Furcht;
Er reitet ruhig weiter
Und deutet immer hinter sich,
Als sei'n dort Schwere Reiter.

Das macht den Russen große Angst,
Obwohl sie voll bewehret,
Sie folgen lammfromm hinterdrein —
So ist er heimgekehret.

Stolz ritt er an bei der Schwadron;
Doch glauben wollt's schier keiner,
Daß all die dreiundachtzig Mann
Gefangen hab' nur einer!

Die silberne Medaille ward
Verlieh'n dem tapfern Reiter —
Das Eiserne besaß er schon —
Und ward nun auch Gefreiter.

H. v. Besnard.

Auf der Fahrt nach Przemysl.

II. Teil.

Das war der Anfang des Durchbruchs. Die Kompagnien wurden wieder geordnet und weiter gingen die Schützenlinien durch den Wald. Im Vorbeigehen schauen wir nochmal die verheerende Wirkung unserer 21 Zentimeter-Mörser: Riesentrichter, daneben entwurzelte Bäume, zerstörte Unterstände. Wir sagen zueinander: Alle Achtung vor den Tapferen, sie haben sich gut gehalten.

Dann richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf die Umgebung. Innerhalb des einige Kilometer langen Waldes ereignete sich nichts, denn die Russen haben ihn geräumt. Doch von rechts hören wir wieder heftiges Gewehrfeuer; unser Nebenbataillon ist schon in den zweiten Kampf verwickelt. Als wir die kahle Bergkuppe des Zamczysko erreichen, bekommen auch wir wieder die Salven zu kosten. Wir nehmen das Feuer auf, uns dazwischen einzeln eingrabend. Dann tritt eine kurze Pause ein. Wir müssen die Artillerie abwarten. Es dauert nicht lange, da stehen schon hinter uns die österreichischen, sehr beweglichen Gebirgsgeschütze und schießen mit staunenswerter Genauigkeit in die feindlichen Gräben. Bald vernehmen wir auch das bekannte Zischen der „schweren", die im Treffen mit den kleinen wetteifern und die Haltung der Stellung unmöglich machen. Die Maschinengewehre sind jetzt in unserer Linie und wir schießen dem fliehenden Gegner nach.

Gleich darauf beginnt der dritte Vormarsch gegen den letzten Stützpunkt des Berges. Kein Feuer empfängt uns diesmal, die Russen haben das Weite gesucht. Zum Schluß müssen wir noch eine Riesenmulde mit fast undurchdringlichem Gestrüpp durchstreifen, aber auch darin finden wir nichts. Der Zamczysko ist unser, er ist der Schlüssel zu jeder weiteren Unternehmung.

Unterdessen ist die Nacht hereingebrochen. Vor Müdigkeit wollen uns die Augen zufallen; denn wir hatten einen „heißen" Tag hinter uns. Noch war aber das

Vernichtung einer russischen Batterie.

Tagewerk nicht beendet. Was wäre, wenn die Russen zu einem neuen Stoß ausholten? Also eingraben! Das Errungene muß selbst bei einem Gegenstoß gehalten werden.

Nachdem die Stellung ausgehoben war, konnte in Ablösungen geschlafen werden; vorgeschobene und Grabenposten hielten Wache. Die Feldküche kam heute nicht und es dachten auch wenige daran; man war zu müde. Man legte sich hin und schlief ein.

Der nächste Morgen sah uns früh auf den Beinen. Die Verfolgung wurde weiter aufgenommen. Durch dichte Wälder ging's bergauf, bergab, um den Feind zu suchen und wieder zu schlagen. Es dauerte nicht lange, da hatten wir ihn aufgestöbert. Im Tale der Libuszanka, vor dem Dorfe Rozdziele — von hier aus führte die einzige Straße, die den Russen zum Rückzug diente, gegen Osten — hatte er sich eingegraben. Aus einer Höhenstellung westlich des Dorfes wurde er von uns schon am Vormittag mit schwachen Kräften geworfen. Am Nachmittag gingen wir wieder in größeren Verbänden zu Teilangriffen über. Vollständig konnte der Angriff nicht durchgeführt werden, da sich das Anschluß-Regiment noch weit hinter uns befand, wodurch unsere Lage gefährdet war.

Die Nacht brachten wir an einem Waldrand zu, konnten aber vor Kälte nicht schlafen. Um uns einigermaßen warm zu halten, drängten wir uns zusammen, Mann an Mann, wie die Heringe. Unsere liebe Gulaschkanone kam wieder nicht. Also griffen wir zu den noch vorhandenen Resten des eisernen Bestandes an Fleisch und Zwieback. Man fühlte sich glücklich, das Wenige zu besitzen.

Wieder in aller Frühe begann der Vormarsch. Die gestern noch besetzten Stellungen waren geräumt. Bach und Dorf war hinter uns, da trat eine Pause ein, während welcher an allen Ecken und Enden Kaffee gekocht wurde. Tranken wir ihn auch ohne Milch und Zucker — das waren uns fremde Begriffe geworden — so belebte er doch die starren Glieder.

Während dieser Zeit rückte das Regiment vor, um für uns in die vorderste Linie zu treten. Dann marschierten auch wir weiter. Nach etwa vier Kilometer wurde abermals gehalten. Hier sollten wir verpflegt werden. Es ist unterdessen neun Uhr geworden. Wir saßen nicht lange, da hörten wir Kanonengerassel und Kommandorufe. Unsere Geschütze kommen angesprengt und werden in Stellung gebracht. Wir staunten ob der Schnelligkeit, mit welcher alles vor sich ging. Ehe man sich umsah war „feuerbereit." Und dann sausten sie wieder durch die Luft, die unheimlichen Dinger von Granaten, in die Reihen des fliehenden Gegners.

Klapp, klapp, klapp! Es sind die Radschuhe der 21 Zentimeter-Mörser. Mit wilder Kraft legen sich die schweren Gäule ins Geschirr und nun fahren auch sie in Stellung. Dann kamen die Patronenwagen und Feldküchen.

Rasch wird die Verpflegung eingenommen, nachgeholt, was man in den letzten zwei Tagen versäumt hat. Zu behaglichem Verdauen war keine Zeit, denn schon wurde zur Angriffsaufstellung gedrängt.

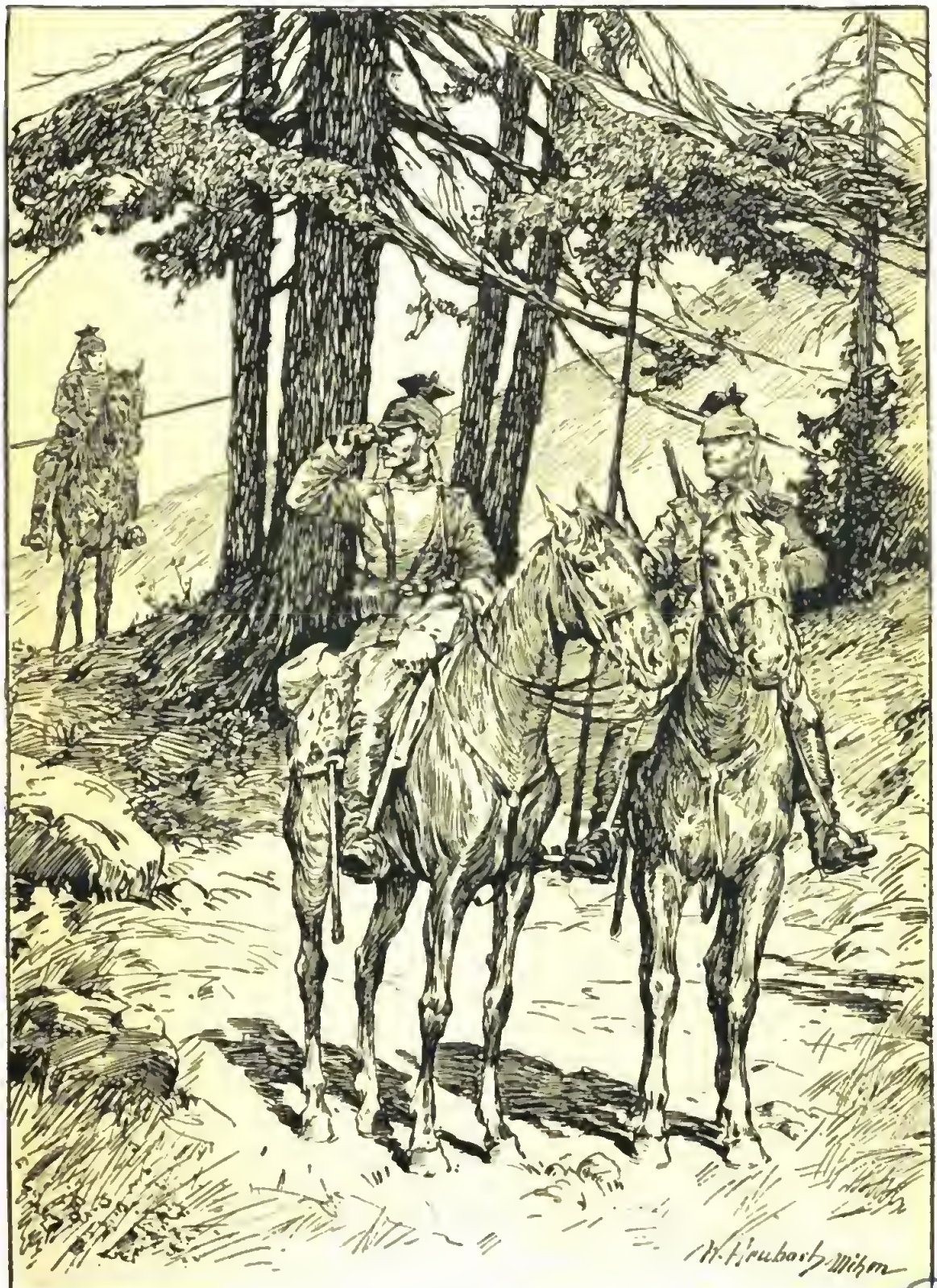
Digitized by Google

ſich in einem Lande, dem das Wort „Kultur“ fehlt. Ein ſauberes, gemauertes einigermaßen bewohnbares Haus war überhaupt nicht zu finden. Nur Blockhäuſer und Bretterhütten ſtanden zur Verfügung; meiſt aber zogen wir vor, wegen der darin herrſchenden „Reinlichkeit“ und der vielen vielfüßigen Mitbewohner unſer Lager im Freien, trotz der kalten Nächte, aufzuſchlagen.

Einmal ſuchte ich noch für einige Leute Quartiere und betrat zu dieſem Zweck ein polniſch-ruthenisches Bauernhaus. Wie ſtaunte ich, als darin in einer Stube — mehr Räume kennt man dort nicht — Menſchen und Tiere in ſchönſter Eintracht zuſammenleben ſah. Den halben Eingang verſperrte mir ein Kalb, in der Nähe des Ofens hatte ſich eine Ziege niedergelaſſen, unter den beiden Betten — die mit einem Tiſch und der dort unvermeidlichen Truhe das ganze Mobiliar vorſtellen — naſchten einige Kaninchen und das Hühnervolk lief frei in der Stube umher. Dazwiſchen hatte ſich noch die fünfköpfige Familie verſammelt. Welch' ein Idyll! Und da ſollte man ſich nach tagelangen Märſchen, müde und abgeſpannt, erholen? — Wir ſtaunten über dieſes paradieſiſche Leben und würden uns darin wohl kaum glücklich fühlen. Dieſe Leute ſind aber daran gewöhnt. Sie ſtellen abſolut keine Anſprüche ans Leben und ſind zufrieden mit dem, was ihnen ihre magere Scholle gibt. Die Kleidung der Männer beſteht aus einem grobleinenen Hemd, das über der aus dem gleichen Stoff gearbeiteten Hoſe getragen wird und bis auf die Knie reicht. Die Tracht der Frauen ſieht man oft auch an den polniſchen Arbeiterinnen, aus möglichſt grellen Farben zuſammengeſtellt. Die Haare der Männer ſind ungepflegt und hängen in krauſen Locken bis auf die Schultern. Die Frauen tragen Scheitel und bis auf die Augen fallende „Simpel“-franzen. Dieſe wirken geradezu abſtoßend für unſeren Schönheitsſinn. Kurz, man meint in einer anderen, uns fremden Welt zu wandeln. So gern man ſonſt im Quartier weilt, hier waren wir froh, den unwirtlichen Stätten den Rücken kehren zu dürfen. —

Bei Niewiſtka überſchritten wir an einer ſchmalen aber tiefen Stelle auf einer Kriegsbrücke den San. Unſer Ziel war jetzt Przemyſl. Nochmal ging es über den San, diesmal auf einer feſten, aber ſehr ſchwankenden Brücke. Unaufhaltſam auf dem Vormarſch, langten wir etwa Mitte Mai zehn Kilometer nordweſtlich Przemyſl an. Bis hieher hatten ſich die Ruſſen zurückgezogen und ſtanden jetzt unter dem Schutze der Feſtung. Kaum angekommen, mußten wir ein durch Feldwachen geſichertes Dorf nehmen. Troſtlos ſah es hier aus; es lag buchſtäblich kein Stein mehr auf dem andern. Einige elende Hütten, aus Brettfetzen, Blechſtücken und Lumpen zuſammengeflickt, die bei einem kräftigen Windſtoß in ſich zuſammenfallen mußten, dienten den zurückgekehrten Bewohnern zur Unterkunft. Sie hatten ihr Hab und Gut ſchon bei der erſten Erſtürmung der Feſtung verloren und koſteten jetzt die Schrecken zum zweiten Male.

Einige 100 Meter hinter dem Dorfe lag die feindliche Stellung. Dadurch waren wir bei Beginn des Angriffs vor den Infanteriegeſchoſſen geſchützt. Was es an dieſen mangelte, erſetzte die Artillerie, die einen Hagel von Granaten und Schrapnells über



Ulanen suchen Fühlung mit dem Feind.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

uns ergoß. Dennoch kam das Dorf in unseren Besitz und wurde von uns befestigt. Jetzt gaben sie uns auch ihre schweren Granaten zu kosten und in einem Maße, wie wir es bisher noch nicht erlebten. Der sumpfige Boden schwankte regelrecht unter den Füßen. Das war also nach fünf Tagen die erste Begegnung.

Von da ab wurde es einige Zeit ruhiger. Einige Male wechselten wir die Stellung und kamen dadurch der Festung teils näher, teils von ihr wieder ab. Schluß Seite 1067.

Besuch bei den Russen.

Nächtliche Flußüberschreitung durch eine Schwere Reiterpatrouille.

Allmählich senkte sich die Dunkelheit über das unendliche Rußland. Eine stille, wonnige Maiennacht breitete sich über die weiten Felder und vereinzelt stehende Gehöfte — eine Nacht wie angetan zum Minnen, Flüstern, Kosen und seligem Wandern zu Zweien mit verschlungenen Armen und vereint pochendem Herzschlag.

Wir erwarteten voll Ungeduld diese Nacht und das Herz pochte uns allerdings, aber uns lag anderes im Sinn als Liebespärchenschwärmereien und verzückte Mondscheinpromenaden. Die Stille und der Frieden der Nacht bedeuteten für uns erhöhte Wachsamkeit, denn in dem trügerischen Frieden konnte sich ein plötzlicher Überfall auf uns vorbereiten. Und als neben dem goldig blinzelnden Abendstern vollends der silbern glänzende Mond, der verschwiegene Begleiter verstohlen wandelnder Liebespaare am nächtlichen Himmelszelt auftauchte, da wünschten wir ihn zu allen Teufeln. Hatten wir von der ersten Eskadron doch vor, als freiwillige Schleichpatrouille über den vor uns liegenden O.-Fluß zu setzen, um eine vermutlich am Ostufer in der Ortschaft P. liegende russische Besetzung festzustellen und womöglich mit der Brandfackel auszuräuchern! Bei diesem Vorhaben, das nur unter dem Schutz der tiefen Dunkelheit gelingen konnte, war uns die sonst so trauliche himmlische Beleuchtung natürlich höchst unbequem.

Digitized by Google

Trotzdem trafen wir in aller Heimlichkeit und Ruhe unsere Vorbereitungen zur Überschreitung der D. Unsere Pferde ließen wir als hinderlich für unser Vorhaben zurück. Hingegen brachten wir ein aus alten Brettern und Weiden selbstgezimmertes Floß ins Ufergebüsch und warteten da reglos liegend, bis den hellen Himmel, vor allem die in aufdringlichem Glanz strahlende Mondscheibe einige diskrete Wolken verhüllen mochten. Wir sahen inzwischen nochmals unsere Karabiner nach, entsicherten sie, schnallten den Pallasch ab, um Bewegungsfreiheit zu haben und rückten dafür für alle Fälle unsere Messer in Bereitschaft. Der Fluß vor uns glitt leise zischend vorüber wie eine unheimliche, schillernde Schlange und in den würzigen Duft der austreibenden Kätzchen mischte sich der Geruch von Brand, Pulver und Leichen, der uns hier in Feindesland überall verfolgte. Nichts verriet am andern Ufer die Anwesenheit von Russen, kein Schuß, keine Bewegung, kein Laut. Nur das aufgeregte, heisere Gebell eines Hofhundes klang aus dem gegenüberliegenden, verdächtigen Russendorf durch die friedsame Nacht herüber.

Angestrengt lauschten und spähten wir zum anderen Ufer hinüber. Harrten und kauerten dort Russen in der gleichen Absicht wie wir? Lauerten dort im dunklen Weidengebüsch feindliche Wachen, die den ersten von uns, der sich auf dem blanken, nächtlich spiegelnden Flußbett zeigen würde, niederknallten?

Wir konnten nichts sehen. Gleichviel! Die Nacht verrann ungenützt, wenn wir noch länger zauderten, denn uns kam keine gnädige, Finsternis spendende Wolke zu Hilfe. So stießen wir denn kurz entschlossen unser primitives Floß in den Fluß und sprangen darauf. Nichts regte sich drüben. Wir ließen uns mehr von den Wässern treiben, als daß wir ruderten und kauerten uns auf den schwankenden, wasserüberspülten Brettern nieder, um kein volles Ziel zu bieten und um im Gegenteil wie ein treibender Klotz zu scheinen — atemlos, den Karabiner im Anschlag.

Da — schon über der Mitte des Flusses angelangt, hörten wir drüben im Gesträuche knacken — Der Herzschlag stockte uns unwillkürlich: man mag noch so mutig sein, in solchen Augenblicken durchzuckt das tödliche Erschrecken wohl jeden, denn hier im vollen Mondlicht mitten auf dem Fluß waren wir ohnmächtig der Schießwut des Feindes in die Macht gegeben — in der nächsten Sekunde erwarteten wir das Aufblitzen eines Schusses — aber es war nur ein Tier, das aufsprang, wohl ein verträumter, durch die nächtliche Erscheinung auf dem Flusse aufgeschreckter Feldhase —, alle atmeten erleichtert auf.

Wir landeten. An den tief ins Wasser getauchten Weiden zogen wir uns ans Ufer und bargen unser Gefährt. Gebückt schleichend suchten wir vorsichtig die ganze Umgebung ab. Gott sei Dank, hier war kein Feind. Nun aber hinüber ins Dorf! Das war eine schwierige Sache. Denn bis zu den ersten Scheunen und Häusern war offenes Gelände, das für den feindlichen Späher durch den Mond prächtig abgeleuchtet war. Gleichwohl hinüber — zagen und zaudern kennt kein Bayer! Zerstreut schwärmten

Digitized by Google

wir aus und krochen, wo keine Deckung, wie Schlangen auf dem Bauche. Es rührte sich noch immer nichts. Einzig und allein der Hofhund bellte und sein Gebelfer hörte sich in der sonstigen Stille fast komisch an.

Doch plötzlich schwieg er. Nicht lange, da begann sein Kläffen aufs neue. Nein —! Das war nicht das Kläffen des Hundes, das war ein Schuß. Und noch einer und abermals einer. Und dann rasselte es, wie bei uns zu Hause am Karfreitag die Ratsche vom Turm hoch prasselt — — Links und rechts von uns flogen ein paar Dreckspritzer auf. Unser Anführer fluchte. Und wir — wir halfen ihm dabei weidlich.

„Entdeckt! Zurück — so rasch als möglich! — Nicht schießen!“ warnte der Führer.

Von den Kugeln umpfiffen und verfolgt krochen wir mißmutig und eilends zu unserm Ausgangspunkt zurück. Aufgeregt kamen wir an. Es war nichts passiert. In mir aber kochte eine närrische Wut. Jawohl! Nun wußten wir freilich, daß der Ort von Russen besetzt war. Und wir wußten auch, daß der Feind sich am Dorfrand kunstgerecht verschanzt hatte und für diese Kundschaft wurden wir von unsern Offizieren ganz gewiß belobt. Aber ich ärgerte mich dennoch. Jetzt — dachte ich mir — werden sich die feigen hämischen Luders da drüben höllisch freuen: „Denen haben wir aber einmal heimgeleuchtet!“ werden sie voll Dünkel sagen, „Donnerwetter, wie die Kerle gelaufen sind!“

Voll Ingrimm blickte ich zurück. „Ös russische Wanzenfürschten! Bloß ein bisserl was wenn ich Euch jetzt antun könnte!“ — Aber es traute sich keiner her.

Hols der Kuckuck, so ging ich eben zu ihnen! Sie sollten nicht sagen können, daß ein boarischer Schwarer Reiter vor ein paar Russenkügerln Reißaus genommen habe. Für was waren wir denn so herrlich ausgerüstet mit Zündschnüren und Brandzündern? Und jetzt sollten wir mit diesen schönen Dingern ergebnislos zu den Unsern zurückkehren? Nimmermehr! Ich frug unsern Patrouillenführer nicht lange, sondern brannte mir eine Zigarre an, schob den Karabiner auf den Rücken, legte mich auf die Erde und kroch mit der glosenden Zigarre zu dem Russendorf zurück mit der festen Absicht, den Läuseprinzen einen feurigen Denkzettel an unsern Besuch zu hinterlassen oder anders nicht lebendig zurückzukehren. Es war eine mühselige Arbeit, sich in dem hellen Gelände hinanzuarbeiten und der Schweiß lief mir in kleinen Bächen über den Körper. Die Russen schossen nur noch hin und wieder — aber weiß Gott wohin sie knallten und wo sie uns vermuteten — und sie pfefferten noch in die weite Finsternis hinein, als ich längst in ihrer greifbaren Nähe mich befand.

Unmittelbar hinter den ersten Häusern am Dorfrand stand eine Scheune. Sie war mein Ziel. Ich mußte sehr vorsichtig sein, denn vermutlich lagen bei ihr oder dicht hinter ihr Feinde, für die ich ein feiner Festtagsbraten gewesen wäre. Womöglich aber lag die Scheune auch voll schlafender Russen und ich dachte dabei gar nicht an Gefahr, sondern malte mir nur vergnügt in Gedanken aus, wie die springen würden, wenn es mir gelingen sollte, ihnen ein Feuerlein unter dem faulen Rücken anzuzünden.

Ich hatte Glück. Es verlief alles günſtig für mich. Unbemerkt ſchlich ich zur Scheune und brachte ſogleich alles an, was ich an Zündern bei mir hatte. Das war ungemein ſchwer, weil ich ohne Geräuſch und ohne mich ſehen zu laſſen arbeiten mußte. Zudem ſchoß ſo ein Halunke in meiner nächſten Nähe andauernd in die Nacht hinein und ich mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht nervös zu werden.

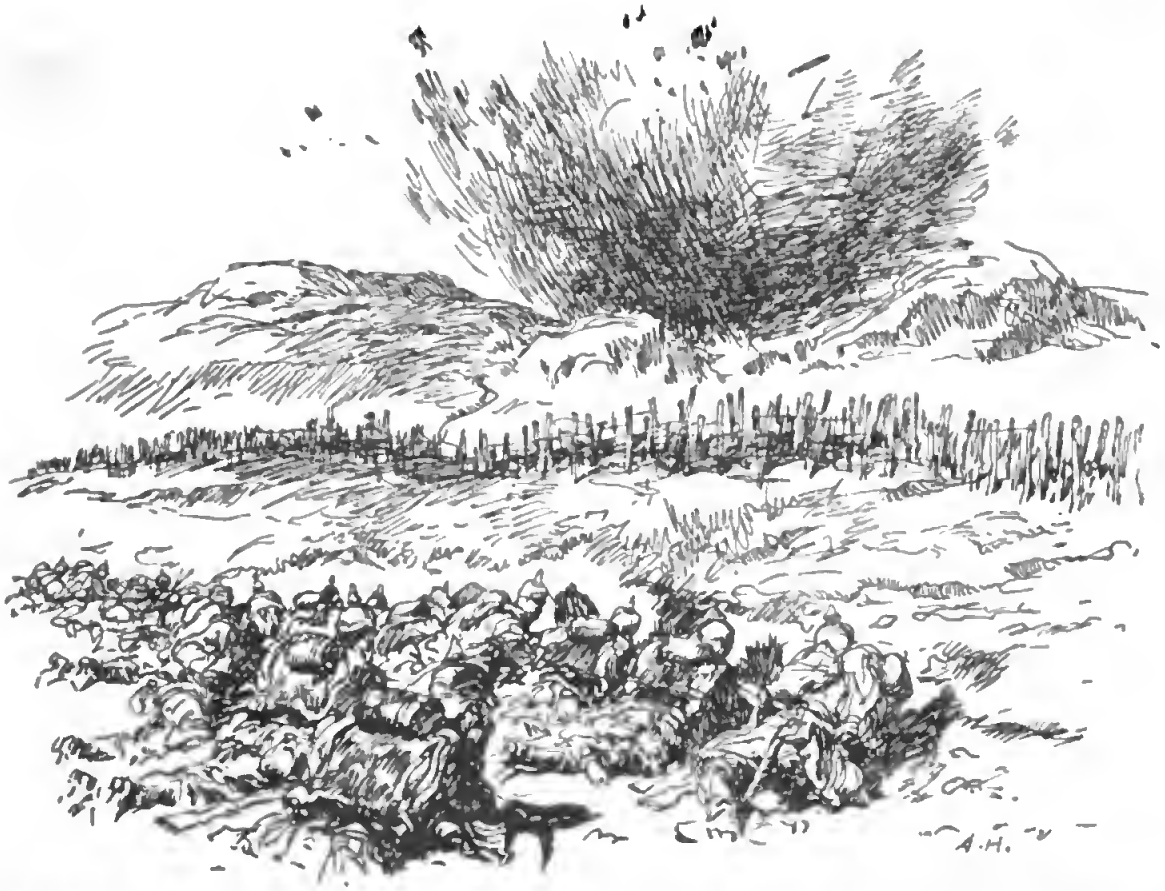
Schließlich war mein Werk vollbracht. Mit der Zigarre zündete ich ſodann die Zünder an und ſah noch, wie ſie glommen und wie der Funke huſchend weiterfraß.

„So Brüaderln", dachte ich, „dös is a boariſche Viſitnkarten! An ſchönen Gruaß von mir, i war bei Enk auf Bſuach da, daß ös wißts!"

Und nun aber war es Zeit, mich davonzumachen. Solange ich noch inmitten der ruſſiſchen Stellung mich befand, ſchlich ich geduckt und kroch auf dem Bauche. Doch auf dem freien Felde angelangt, machte ich einen gewaltigen Satz, ſprang auf und lief, lief wie raſend, unbekümmert um das Geſchieße und Geſchrei, das nach der erſten Überraſchung hinter meinem Rücken ſich erhob. Atemlos, mit zitternden Knien und ſchweißbedeckt langte ich in unſerer Deckung am Fluſſe an und ſprang aufs Floß, wo die Kameraden ſchon meiner harrten.

Wir ruderten über den Fluß und ſahen zurück. Noch immer glänzte friedſam der Mond am nächtlich ſtillen Himmel. Aber empor zu ihm ſchlug in mächtigen dunklen Wirbeln ſchwarzer Rauch und eine grell flackernde, rotglühende, ſchauerliche Flamme: die Scheune brannte lichterloh. Jetzt atmete ich erleichtert auf und war unbeſchreiblich froh. Denn jetzt brauchten wir uns nicht mehr zu ärgern — den Ärger hatten im Gegenteil die Ruſſen, daß der Feind mitten unter ihnen geweſen und ſie hatten ihn trotz ihrem unſinnigen Schießen nicht erwiſcht!

Reiter Max Bauer.



Auf der Fahrt nach Przemysl.

Schluß.

Gegen Ende des Monats begannen die Angriffe aufs neue. Die Ruſſen wurden nach Oſten zurück- und ſüdlich gegen die Feſtung geworfen. Während der erſten Tage in dieſer Periode waren wir Diviſions-Reſerve. Aber auch da wurde es manchmal recht ungemütlich, denn unweit unſerer Stellung ſtanden einige Batterien, die von den Ruſſen geſucht, aber nicht gefunden wurden. Dafür aber ſauſte manche Ladung über unſere Köpfe und in uns hinein. Das ſind ſo die Freuden der Reſerven.

In der Nacht vom 30./31. wurden die Vorbereitungen zum Angriff auf die äußeren Werke getroffen. Schon am 30. nachmittags ſauſten unheimlich ziſchend die 42 und 30,5 Zentimeter-Mörſergeſchoſſe in die Werke. Wir verfolgten, ungeachtet der ruſſiſchen Granaten, ihren Flug. Ein Fiebern und freudiges Zittern durchlief uns, wenn ein Schuß im Herzen eines Werkes zu ſitzen ſchien und in dem Wirbel von Betonſtücken, Schutt und Staub alles untergetaucht war.

In der Nacht rückten wir von unserer nördlichen Stellung nach Nordwesten vor das Angriffsziel Fort XI. Um sieben Uhr sollte der Sturm beginnen, konnte jedoch wegen zu starken Widerstandes nicht durchgeführt werden. Daraufhin setzte unsere Artillerie die Beschießung fort. Die Wirkung war eine größere und schrecklichere als am 2. Mai beim Durchbruch. Hier mußten selbst die stärksten Nerven den Dienst versagen; die Hölle schien los zu sein.

Nachmittag gegen fünf Uhr schwieg die Artillerie. Wie mit einem Schlage drangen jetzt die Stürmenden von Norden und Westen vor, an das Drahthindernis und durch dasselbe, hinein in die feindlichen Gräben. Die Russen waren durch das Artilleriefeuer einerseits so niedergeschlagen und verwirrt, anderseits durch den überraschenden Angriff so verblüfft, daß sie sich ohne großen Widerstand ergaben. Ihre Artillerie schien unser Anrücken erst zu bemerken, als wir bereits am Drahthindernis waren. Sie schossen dicht über unsere Köpfe weg auf die Nachdrängenden. Die Granaten schlugen meist hinter uns ein, ohne großen Schaden anzurichten. Die Verluste waren dementsprechend gering. Somit war die erste Bresche in den starken Festungsgürtel geschlagen, der Anfang zur baldigen Eroberung gemacht.

Um einem Gegenangriff der Russen zuvorzukommen, besetzten wir gleich die nächsten Höhen. Bis zur Stadt ist das ganze Gelände nur eine Hügelkette. Wir gruben uns dort ein, während die Russen, die jetzt an der von Norden kommenden Hauptstraße nach P. lagen, Salve auf Salve uns herüberschickten. Der Gegenstoß blieb aus; wahrscheinlich war ihnen die Lust dazu vergangen.

Bei Einbruch der Dämmerung durchsuchten wir die Riesenunterstände, von denen einer schon mehr als hundert Mann aufnehmen konnte. Alle waren aber verlassen und anscheinend längere Zeit nicht mehr im Gebrauch. Nur aus einem tiefen Keller zogen wir vier Telephonisten mit voller Ausrüstung.

Am 1. Juni griffen wir das kleinere Werk zwischen Fort XI und X an, das mit mehreren Maschinengewehren gespickt war und hartnäckig verteidigt wurde. Hier waren wir fast während des ganzen Tages dem heftigsten Artilleriefeuer ausgesetzt. Kurz vor dem Angriff setzte aber auch unsere schwere Artillerie ein, Schlag auf Schlag in die feindlichen Gräben und Hindernisse. Bis zum Einbruch der Dunkelheit war auch dieses Werk in unseren Händen.

Ungleich schwerer war dieser heutige Kampf gegenüber dem gestrigen Sturm auf das Außenfort. Unsere gelichteten Reihen sprachen deutlich genug von den Tapferen, die dabei Blut und Leben geopfert.

Die hereinbrechende Nacht ließ nichts mehr unternehmen; so gruben wir uns ein. Das Einzelfeuer hörte allmählich auf, es wurde ruhig vor uns. Nachdem die Stellung einigermaßen verteidigungsfähig ausgehoben war, konnte sich ein Teil schlafen legen, ein Teil mußte aber wachen, konnte man doch nicht wissen, was den

Russen noch einfallen würde. Den vorgeschobenen Posten wurde schärfste Wachsamkeit ans Herz gelegt, damit wir nicht das Opfer einer Überrumpelung würden. —

„Hurra, Hurra! Die Russen kommen!“ Mit diesem Ruf kamen gegen zwei Uhr die Horchposten angelaufen. Von der Stellung aus war nichts zu sehen und kaum etwas zu hören. Um sicher zu sein, ob es keine Sinnestäuschung der Posten war, überzeugte ich mich von dem eben Gehörten. Es war noch zu dunkel, um Gestalten wahrnehmen zu können, aber unverständliche Laute und Kommandorufe drangen an mein Ohr. Jetzt wurden die noch Schlafenden geweckt. Wir bereiteten uns auf einen gebührenden Empfang vor.

Von Minute zu Minute wurde es heller und wir sahen jetzt deutlich, wie die Russen kriechend heranschlichen, doch ohne rechte Ordnung. Die Ersten waren auf etwa 50 Meter vor uns. „Schützenfeuer!“ Jeder schien darauf gewartet zu haben, so gleichmäßig war die Feuereröffnung.

Sonderbar, kein Russe kam näher.

Wer im Graben nichts sehen konnte, stand oder kniete außerhalb desselben und suchte sich ein Ziel. Wie besessen, rannten die Russen hin und her, ohne jedoch näher zu kommen. Eine Kompagnie suchte uns in der Flanke zu fassen, aber auch sie wurde von uns und der eben eingreifenden Unterstützungskompagnie zurückgedrängt.

Nach zwei Stunden vergeblicher Mühe zogen sie sich an den meisten Punkten wieder zurück, von unseren Schrapnells verfolgt.

Die Angreifer vor dem Zwischenwerk suchten mit allen Mitteln heranzukommen, aber auch dort rannten sie sich die Schädel ein. Erst spät zogen auch sie sich zurück. Die zu weit Vorgekommenen, denen der Rückweg abgeschnitten war, ergaben sich. Der Erfolg dieses Angriffs war, daß sie einige 100 Gefangene in unseren Händen ließen und, wie wir später erfuhren, mehrere hundert Tote vor der Front des Regiments lagen. Es waren neue, erst am Vorabend von Lemberg eingetroffene Truppen, die hier ins Verderben getrieben wurden, ohne, was sehr wahrscheinlich ist, die Lage zu kennen.

Der zurückgekehrte Rest und die Reserven bezogen nördlich des Dorfes Zurawica wieder eine Stellung, von uns anderthalb Kilometer entfernt. Leicht hatten sie es nicht, denn unsere Artillerie trat recht störend dazwischen.

Wir wurden während des Tages wenig belästigt, also konnte man den versäumten Schlaf nachholen.

Gegen drei Uhr setzte unerwartet unsere Artillerie ein und schoß mit peinlicher Genauigkeit auf die russischen Gräben. Kopfschüttelnd und fragend sahen wir einander an; niemand wußte, was dies zu bedeuten habe. Um fünf Uhr erfuhren wir, daß wir heute noch, vielleicht vor P. das letzte Mal, angreifen müssen. Nun war uns die unerwartete Schießerei plötzlich klar.

Also schleunigst gefechtsbereit gemacht und die Minute abgewartet. Das Nebenregiment war für uns maßgebend. Sobald dieses antritt, gehen auch wir vor.

Dieser Augenblick ist gekommen. In drei Wellen wird vorgegangen; die ersten hundert Meter werden in einem Sprunge genommen. Kaum aber hatten wir die Gräben verlassen, da hörten wir schon das Tak, tak der russischen Maschinengewehre. Nach diesen hundert Meter setzte sich uns das erste Hindernis entgegen: Ein etwa 40 Meter breiter, fünf Meter hoher Wall. Die Grube davor ist dicht besetzt. Was machen? Warten ist von Übel, zum Stürmen scheinen die Leute zu wenig; dennoch, wir gehen drauf los. Seitengewehr pflanzt auf, auf marsch, marsch, hurra! Voll Kampfeslust stürzen wir, zwanzig Mann, auf den Gegner los. Dieser, unserer Seitengewehre ansichtig werdend und eingeschüchtert durch unser Kriegsgeschrei, wirft seine Waffen weg, streckt die Hände hoch und ergibt sich. Ein Unteroffizier umgeht den Wall und zwingt einen Offizier, sich mit seinen zwanzig Mann zu ergeben. Dieser, ein blutjunges Kerlchen, will noch die Pistole heben, stürzt aber blutüberströmt von der Kugel des dem Unteroffizier zunächst stehenden Mannes getroffen, zu Boden. Nun übergibt er seinen Degen. Alle Achtung vor ihm. 1 Offizier und 120 Mann sind in unseren Händen.

Der Angriff geht weiter. Immer noch haben wir das Maschinengewehrfeuer vor uns, aber es hält uns nicht auf. Noch 150 Meter und wir sind an der Stellung.

Generalmajor Ritter von Kneußl

Führer der bayerischen Truppen bei der Erstürmung von Przemysl.

Da geschieht etwas Unerwartetes. Die sich eben noch verteidigenden Russen springen aus den Gräben, stellen sich auf die Brustwehr und heben die Hände hoch. Ein kleiner Teil nur springt zurück, die Hauptmasse ergibt sich.

Nahezu 1000 Gefangene und mehrere Maschinengewehre sind die Beute des abendlichen Angriffs. Die Opfer von gestern sind gerächt.

Wir gehen weiter hinein ins Dorf. Es ist verlassen. Ein einziger Verwundeter steht an einem Wasserfaß, wäscht seine Wunden aus und verbindet sie.

Als uns die Bewohner sehen, laufen sie uns mit ausgebreiteten Armen entgegen, lachend, weinend, jammernd. Sie sind so glücklich, endlich von der Russenherrschaft befreit zu sein. An der Böschung eines Baches kauert in einem Loch ein junges Mädchen mit zwei Kindern. Es hatte sich vor den einschlagenden Granaten dorthin geflüchtet. Jetzt, unser ansichtig werdend, springt es heraus, wirft sich uns zu Füßen und sucht unsere Hände zu fassen. Tränen der Freude rinnen aus seinen Augen, es wird nicht müde uns für die Rettung zu danken. Ängstlich schmiegen sich die Kinder an das Mädchen, dem ich, von dem Bilde gerührt, die Hand reiche und dann gehe. Für einen Augenblick dachte ich an die Heimat. —

Die Höhe südlich des Dorfes wird noch erstiegen und auf dieser gruben wir uns wieder ein. Von hier aus sehen wir schon einen Teil der Stadt, doch nichts mehr von den Russen. Die Arbeit ist kaum angefangen, da wieder das Tak, tak, tak, der Maschinengewehre. Es kommt aus einer Waldlichtung, ungefähr 800 Meter vor uns. Viele sind es nicht mehr, jedenfalls nur noch eine schwache Nachhut. Die russische Kraft ist bei Przemysl gebrochen, die Festung von Norden und Westen von deutschen, von Süden durch österreichische Truppen gestürmt.

Bald ist es wieder still. Durch den schon am Nachmittag einsetzenden Regen wird es rasch dunkel. Lautlose Stille ringsum. Nur von fern hören wir dumpfe Schläge. Die abziehenden Russen sind am Zerstörungswerk.

Zwischen elf und zwölf Uhr sehen wir eine Feuersäule in der Stadt und gleich darauf wird die nächtliche Stille durch eine heftige Detonation unterbrochen. Die Russen hatten die hölzerne Brücke gesprengt, um uns in der Verfolgung aufzuhalten. Dem ersten folgt bald ein zweiter Schlag, die Sprengung der Eisenbahnbrücke. Die Verbindung über den San ist unterbrochen.

Unser Werk vor Przemysl ist zu Ende. Noch in der Nacht rückte ein Garderegiment vor, von welchem Patrouillen in den ersten Morgenstunden in die Stadt eindringen. Sie finden dieselbe geräumt.

Am Morgen des 3. Juni fuhren schon Artillerie, Brückentrain und sonstige Kolonnen an uns vorbei gegen die Stadt. Auch wir sollten uns zum Einmarsch fertig machen. Es gab aber noch eine Verzögerung.

Einige Forts östlich der Stadt waren noch in russischem Besitz. Der Kommandant wurde aufgefordert, sie sofort zu übergeben, andernfalls würde die Beschießung

beginnen. Wir wurden hinter einem Hang zum Angriff bereitgestellt, zogen aber nach einer Stunde wieder ab. Die Besatzung hatte sich ergeben.

Auf der Hauptstraße stauten sich schon deutsche und österreichische Truppen. Stundenlang dauerte dieses Gedränge und Einmarschieren der nicht endenwollenden Kolonnen, bis auch wir daran kamen. Während dieser Wartezeit lagerten wir an den Straßenrändern. Dann ritt unser Regimentskommandeur, Freiherr von St. von Bataillon zu Bataillon, bei jedem das tapfere Verhalten des Regiments lobend, es in zündender Rede zu neuen Taten anspornend und zum Schluß der teuren Toten gedenkend. „Vergessen wir nie", sprach er, „daß wir durch ihr heldenmütiges Sichopfern diesen Erfolg errangen. Darum wollen wir uns bei aller Siegesfreude auch ihrer erinnern und sie in gutem Andenken behalten."

Kurz vor zwölf Uhr überschritten wir den inneren Festungsgürtel. Einem jeden blitzte der Siegerstolz aus den Augen und mit Recht. Haben wir durch die Wiedereroberung der Festung auch nicht den Frieden errungen, so sind wir ihm doch etwas nähergekommen und vor allem war dadurch den Russen ein wichtiger Stützpunkt genommen worden, dessen Verlust ihn zu weiterem Rückzug zwang.

Die Stadt, terrassenförmig zu beiden Seiten des San gelegen, bietet, von Norden kommend, einen malerischen Anblick. Freundlich leuchten aus dem frischen Grün der Alleen und Parkanlagen die weißen Kirchen und Häuser. Außer den zerstörten Brücken und den zum Teil ausgeräumten Wohnungen mit eingeschlagenen Fenstern befand sich die Stadt in gutem Zustand. Nur an einigen Stellen wies sie Beschädigungen der Beschießung auf und diese beschränkten sich meist auf zusammengeschossene Dächer.

Uns waren nun einige Tage Ruhe gegönnt, um die Kräfte wieder aufzufrischen und uns zu neuen Taten zu rüsten.

Die Erstürmung von Przemysl.

1. Die Beschießung.

Je näher wir der Festung kommen, desto zerstörter und verwüsteter werden die Dörfer. Wir sahen viele, viele zerstörte Dörfer in diesem Krieg. In all ihrer Zerstörung bewahrten sie einen Rest ihrer alten Schönheit. Ja, die Zerstörung selbst war schön, diese lohenden Flammen, die blutenden Wunden glichen.

Hier aber ist die Zerstörung nicht einmal, sondern zehnmal über den gleichen Boden geschritten, den Boden, der getränkt ist mit Blut und Unrat, durchfeucht mit Leichen und Kadavern, durchpflügt und aufgerissen von Geschossen. Die vielfache Zerstörung gibt den Dörfern das Aussehen grauenhaften Verfalls. Sie wurden zerstört und mit den Trümmern wieder aufgebaut, und wieder zerstört und wieder notdürftig geflickt. Jetzt liegen zwischen zertretenen Feldern und verkohlten Bäumen die leeren Brandstätten; in der Mitte die schwarzgebrannten Lehmziegel des ehemaligen Herdes. Das war einmal ein Haus. Von einzelnen stehen noch die Kamine, die einsam, sinnlos, gleich geborstenen Säulen trübselig sich vom Himmel abheben. Und doch sind die Bewohner nicht geflohen, oder nach kurzer Flucht wieder zurückgekehrt und kämpfen einen verzweifelten Kampf gegen Tod und Zerstörung. Aus den verkohlten Balken bauen sie sich Hütten, in die Erde graben sie sich ein. Reste geretteten Hausrates stehen auf freiem Felde. Es ist etwas Unheimliches mit diesem Kampf mit dem Tode und etwas Grauenhaftes, denn die armseligen Bemühungen können die verdorrten Dörfer nicht dem Leben zurückgewinnen. Sie gleichen geschminkten Leichen; der nächste

Regen wäscht die Schminke wieder ab, und der Tod grinst von den faulenden Wangen. In solchen Dörfern haben die Russen einen zähen, verzweifelten Widerstand geleistet, seit der San bei Jaroslau überschritten wurde und Ostrow und Radymno fielen. Nun haben sie auch Drohojow, das letzte Dorf, das die Nordfront Przemysls in der Flanke schützt, geräumt. Heimlich in der Nacht sind sie fort. Ein wütendes Feuergefecht der Nachhut täuschte unsere Vorposten bis zum Morgen.

Der vorsichtig vorfühlenden Infanterie wird die Kanonenabteilung nachgezogen. Wir ziehen an der Front der Festung entlang. Der Weg führt im Grunde; aber an einzelnen Stellen geht er über die Höhe, offen gegen den Feind. Es ist ein Marsch wie vorbei an einem schlafenden Raubtier, im ruhigen Schritt, um unentdeckt zu bleiben, denn die auf dem trockenen Boden beim Traben sich entwickelnden Staubwolken würden die Abteilung den Augen des Feindes erst recht verraten.

Die Brücke über den Radagrund haben die Russen zerstört, das heißt, sie haben nur die Zeit gehabt, den Belag abzudecken. Pioniere reparieren sie schnell. Neben ihr liegt eine Mühle, verbrannt bis auf die Teile, die das Wasser schützte. Eine Maschine mit ausgerenkten Kurbeln und Pleuelstangen liegt zwischen den Trümmern, wie ein verwundetes, lebendes Wesen.

Vor dem Eingang von Drohojow müssen die Pioniere eine Reihe von hintereinanderliegenden Schützengräben ausfüllen, ehe die Batterien folgen können. Jetzt versteht man erst, warum unsere Infanterie all' die Tage über so gar nicht vorwärtskommen konnte. Die Russen haben den Ort zu einer starken, raffinierten Festung ausgebaut. Von allen Seiten umgeben und durchziehen ihn Schützengräben, Unterstände und Flankierungsanlagen. So konnten die Verteidiger die mehrtägige Beschießung durch Feldgeschütze ganz gut aushalten.

Der Ort und die Gräben bieten das gewohnte Bild: Blut, Tote, Gewehre, Bajonette, Zeltbahnen und Ausrüstungsgegenstände im wirren Durcheinander. Die Einwohner kriechen aus den Höhlen und Unterständen, in die sie sich geflüchtet. Bleich und verängstigt: ein paar alte Männer, Frauen mit Kindern. Die armen Kinder, was haben die durchgemacht!

Die Batterien gehen in den Obstgärten am Ortsrand in Stellung. Die Beobachtungsstellen müssen auf die im Süden liegende Höhe Na-Gorach verlegt werden, die letzte Höhe, die gerade gegenüber dem Fortsgürtel liegt. Die Russen haben sie geräumt. Wir gehen mit den vordersten Patrouillen vor. Die Infanterie folgt in dichten Schützenschwärmen und gräbt sich noch diesseits des Höhenrandes ein, um das feindliche Feuer nicht herauszulocken. Erst in der Nacht werden sie die Stellungen am vorderen Hang beziehen.

Die Geschichte von Na-Gorach ist der Erde in den Gräben eingeschnitten, die die Höhenkuppe in wirrem Liniennetz durchziehen. Bei der ersten Belagerung war Na-Gorach ein Hauptstützpunkt der vorgeschobenen österreichischen Stellung. Frei und

Gegen das anschließende Werk stürmen sie den Weg, den ihnen die Geschoßtrichter vorgezeichnet haben.

(Seite 1075.)

offen fällt von hier das Gelände nach Norden und Osten ab. Noch erkennt man deutlich die österreichischen Stellungen mit den Hindernissen davor und der Verbindungsstraße und der Schmalspurbahn dahinter. Dann haben sich die Russen hier oben eingenistet mit Front gegen die Festung. Es ist ein Labyrinth von Gräben, teilweise freilich verschüttet und voll Unrat und voll Blindgängern, Geschoßteilen und Sprengstücken.

Die ehemals russischen Laufgräben führen weiter vor, über den Hang hinunter zu den Zwischen- und Sturmstellungen. Vorsichtig schieben sich die Gläser über den Rand der Böschung. Allein die Russen wissen ja von ihren eigenen Belagerungen ganz genau, daß hier, und nur hier, die Beobachtungsstellen sein müssen und schicken ihren ersten Eisengruß herüber.

Tot und verlassen liegt das Gelände bis zu der Fortslinie da, die im Süden den Horizont begrenzt. Zur Linken, auf der Höhe, die sich noch näher gegen die Festung vorschiebt, liegt eine starke Stellung. Ist sie besetzt? Ist sie verlassen? Nichts verrät Leben in ihr. Doch da — da regt sich etwas! Drei Mann laufen von rückwärts auf sie zu, verschwinden im Graben; es müssen Russen sein.

Es ist von größter Wichtigkeit, zu wissen, wo und wie stark die Stellung, die so in unserer nächsten Nachbarschaft liegt, besetzt ist. Mit einer Infanterie-Patrouille geht es darauf zu, immer in den Gräben weiter sich vorsichtig vorarbeitend. Die Gräben gehen alle einer in den andern über und führen bis in die Stellung hinein. Sie ist leer. Es war wohl nur eine russische Patrouille, die sich bereits wieder zurückgezogen.

Von verschiedenen Seiten kommen jetzt deutsche Infanterie-Patrouillen und nisten sich in den Gräben ein. Von hier ist der Blick nach Osten in die flach sich auftuende Ebene unbegrenzt. Und gerade in dem Augenblick, in dem wir die Gläser ansetzen, sehen wir, wie sich aus den Ortschaften im Grunde dichte Schützenketten entwickeln,

die nach Nord und Nordwest ausschwärmen. Wir kamen gerade im rechten Augenblick. Im Laufschritt geht es zurück. Eine Batterie hat ihr Telephon schon oben. Nur eine kurze Strecke braucht es noch weiterverlegt zu werden, dann geht der Feuerbefehl durch die beinahe zwei Kilometer lange Leitung ins Dorf hinunter und ein aus weißen Wölkchen vom blauen Himmel herunterfausender Eisenschauer bringt das Vorgehen zum Stehen.

Am nächsten Vormittag um 11 Uhr beginnt die Beschießung. Die gesamte Angriffsartillerie ist aufgefahren und bereit. An einigen 21-Zentimeter-Mörserbatterien sind wir vorbeigefahren. Sie stehen schon bereit hinter Hängen und Dörfern, die ungefügen, plumpen Gesellen mit den breiten Mäulern. Allein wir wissen, auch die anderen sind alle da, ihre größeren Schwestern, die 28-Zentimeter-Mörser-, die österreichischen Motorbatterien und endlich die 42er. Weit hinten liegen sie, versteckt und so weit zurück, daß feindliches Feuer sie nicht erreichen kann und lauern, bis die Stunde gekommen ist, wo sie ihr Wort, das die Entscheidung bringen soll, mitsprechen können.

Stundenlanges Beobachten der feindlichen Stellungen durch die scharfen Gläser gibt ein immer deutlicheres Bild von ihnen. Immer neue Einzelheiten entdeckt das Scherenfernrohr: ganz links liegt das mächtige Massiv von Fort 11. Die Batteriestellung oben auf dem Fort, deren Traversen sich in viereckigen Zacken vom Himmel abheben, ist natürlich unbesetzt. Die Batterie steckt irgendwo verdeckt hinter den Hängen. Allein das Fort ist zu einer gewaltigen Infanteriestellung ausgebaut mit mehreren stockwerkartig übereinander liegenden Reihen von Schießscharten und gewaltigen Drahthindernissen davor.

Nach längerem Suchen werden auch mehrere Panzerkuppeln bemerkbar, die sicher noch Geschütze bergen. Dann geht die Linie weiter nach links über Fort 11 a, 10 a und 10 bis zu den Forts, die im Westen hinter den großen Wäldern verschwinden. Zwischen je zwei Forts ist wieder eine Reihe von Schanzen und Zwischenwerken, die untereinander wiederum durch Reihen vorn ausgebauter Schützengräben verbunden sind. Und davor, unabsehbar wie Schilfröhricht, undurchdringlich wieOrndickicht — die Drahthindernisse.

So erwartet uns der Feind. Punkt 11 Uhr fliegt die erste Granate hinüber. Heute sprechen nur die schweren Kaliber, denn schwere Erdwälle, Beton und Panzer schützen den Gegner.

Die ersten Granaten heulen über unsere Köpfe. Sie heulen auf ihrem minutenlangen Flug ein seltsam schauerliches Klagelied wie Schwanengesang. Unheimlich tönen die unsichtbaren Stimmen aus den Lüften. Unermeßlich scheint die Zeit, bis den heulenden Flug die gewaltige Staub- und Rauchwolke des einschlagenden Geschosses endet. Die Einschläge der 21-Zentimeter-Mörser sind uns wohlvertraut; wir sahen sie schon oft hier in Galizien. Nun lernen wir auch die anderen kennen. Die riesigen

Digitized by Google

kugligen Rauchwolken gehören den 30-Zentimeter-Mörsern. Plötzlich sprießen sie mitten in der feindlichen Linie auf und streichen dann die Gräben und Schanzen entlang, gleich dem Sandsturm der Wüste.

Dem Heulen und Krachen folgen wieder Zeiten absoluter Stille. Man hört nichts und sieht nichts. Wer harmlos fremd plötzlich auf das Schlachtfeld kommt, könnte meinen in friedlicher Gegend zu wandern. Zwischen den beiden feindlichen Linien, die selber nur das mühsam geschulte Auge des Beobachters durch ein scharfes Glas erkennt, weiden Kühe. Man erkennt Frauen und Kinder, die die abrasierten, dem Erdboden gleichgemachten Dörfer vor der Fortslinie auch jetzt bei der dritten Belagerung noch nicht verlassen haben, Menschen, die so zähe an ihrem Heim hängen, daß sie sich zwischen Geschoßtrichtern an der Stelle, wo einst ihr Heim stand, lieber in die Erde graben und aus verkohlten Balken und Zweigen sich armselige Hütten bauen, als daß sie die Scholle, auf der sie aufgewachsen, verließen.

Über die friedlichen Dörfer hinweg heulen die Granaten. Dreimalige Belagerung hat ihnen wohl so viel Kriegserfahrung gegeben, daß sie wissen, daß es jetzt nicht ihnen gilt, daß sie wissen, mit welcher Präzision die gewaltigen Geschosse ihren Weg nehmen und auf einen Meter genau drüben einschlagen.

Das Heulen schwillt an und das Krachen verdichtet sich zeitweise zu einem einzigen donnernden Rollen. Die Staub- und Rauchwolken der einzelnen Aufschläge verwischen sich und hinter einer grauen Rauchwand verschwinden die Werke.

Wir Feldartilleristen haben nicht viel zu tun. Fast überflüssig kommen wir uns vor. Der heutige Tag gehört der schweren Artillerie. Wir schauen ihr zu und warten auf den Einschlag des einen Geschützes, dem eines ganzen Volkes staunend-dankbare Bewunderung gilt, auf den Einschlag des 42-Zentimeter-Mörsers.

Es ist wieder klar geworden; die Staubwolken haben sich verzogen. Da fährt drüben auf dem Fort 11 eine schwarze Rauchwolke in die Höhe, schmal, senkrecht, geisterartig. Wie der Blutstrahl aus der getroffenen Herzschlagader spritzt, so schnellt die Rauchwolke in die Höhe und unter ihr bricht die Erde vulkanartig auf. Dichte Rauch- und Staubwolken folgen. Deutlich sieht man, wie die Erde aufbricht; Blöcke und Balken fliegen durch die Luft.

Der Eindruck zittert noch im Herzen, als der Rauch sich bereits verzogen. Wir wissen: das war sie, die dicke Berta. Und nun legt sie los. Über unsere Köpfe saust es und fährt drüben in die Erde. Schuß auf Schuß, Rauchwolke auf Rauchwolke, Trümmer fliegen. Es wühlt Trichter in die Drahthindernisse und birst hinter dem Fort, wo die Eindeckungen für die Reserven liegen müssen. Ein Treffer im Fort und wieder einer.

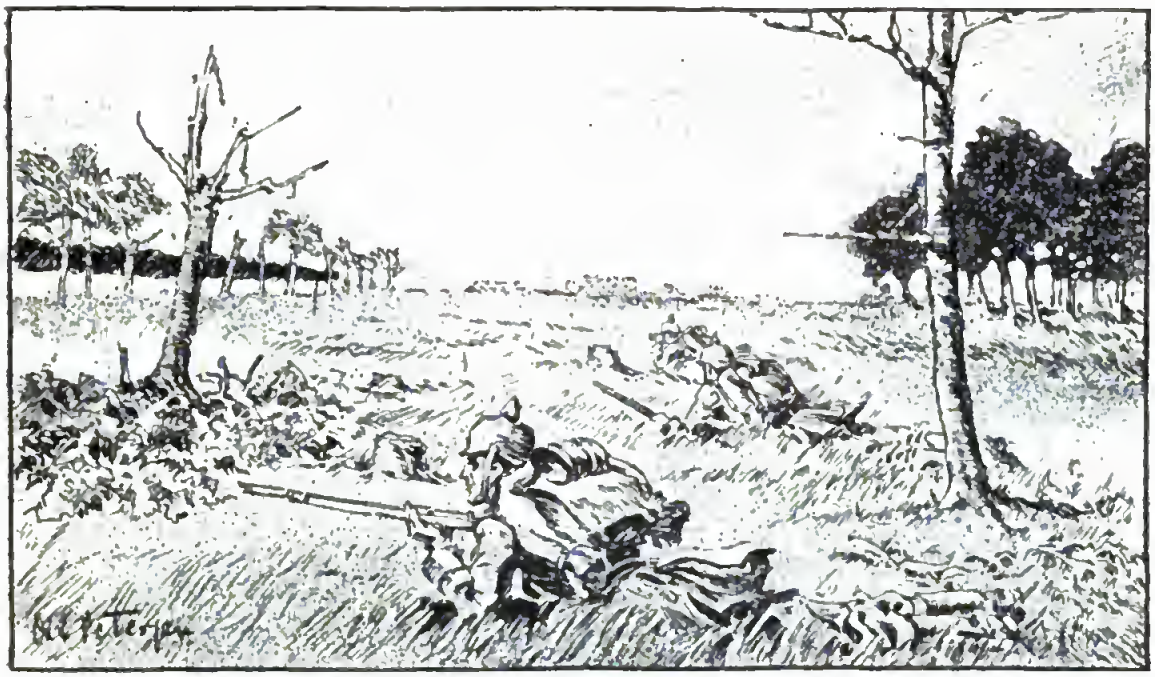
Die sorgfältig ausgebaute Infanteriestellung ist an einzelnen Stellen in sich zusammengestürzt und verschüttet. Die Ecke, wo die Panzerkuppeln blinkten, ist verschwunden. Der große Brummer hat sein Wort gesprochen.

Den ganzen Tag hindurch mit bemessenen Pausen ging das Feuer, wurde in der Nacht schwächer, um sich Punkt 4 Uhr morgens wieder auf die alte Stärke zu steigern.

In der Nacht hat sich die Infanterie vorgeschoben, über den ganzen Grund bis dicht an die Fortslinie heran, auf 800 Meter, stellenweise bis auf 200 Meter. Ganz nahe an den Drahthindernissen liegt sie da sprungbereit.

Wieder schwillt das Feuer an, und wieder schwillt es ab. Der Befehl kommt, daß der angesetzte Sturm verschoben ist. Die artilleristische Vorarbeitung scheint noch nicht genügend. Im abgekürzten Verfahren soll die Festung genommen werden. Aber eine ungeheure Verantwortung lastet auf dem verantwortlichen Führer, der einen Sturm etwa zu früh befiehlt und Tausende von Leben vergeblich opfert. Und die drüben scheinen wirklich noch nicht genügend erschüttert. In dem Moment, wo das Feuer verstummt und sie wohl meinen, jetzt beginnt der Sturm, feuern drüben die Sturmabwehrgeschütze. Dicht vor unserer Infanterielinie schlagen die Schrapnells ein. Die Russen haben noch unzerstörte Panzertürme und Flankierungsbatterien. Vor allem aber sind die Drahthindernisse noch nicht genügend zerstört. So beginnt die Arbeit von neuem, bis die Stellung so bearbeitet und der Gegner so zermürbt ist, daß die Infanterie den Sturm wagen kann.

Digitized by Google

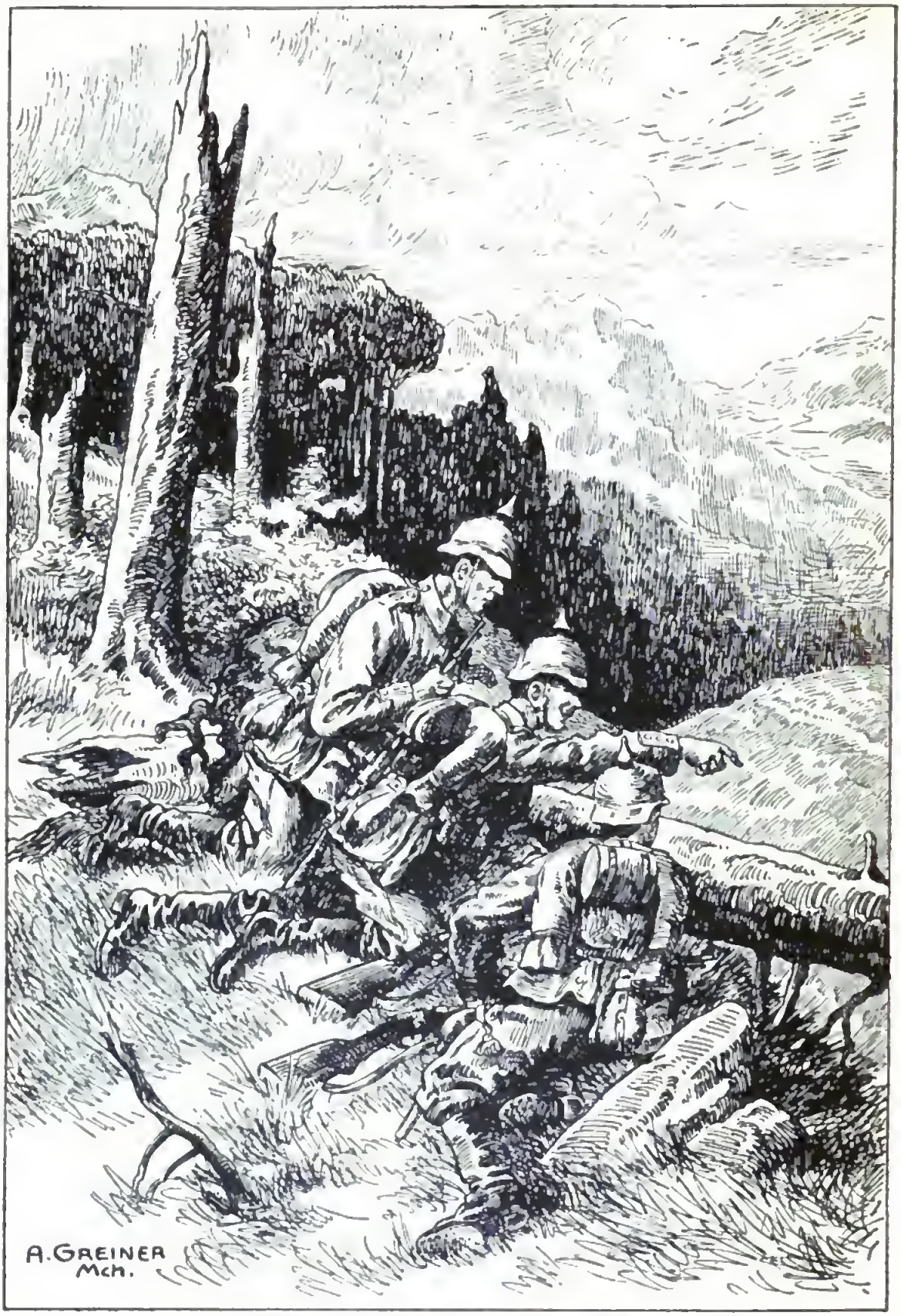


2. Die Durchbrechung der Fortslinie.

Wir lagen den ganzen Tag, es war der letzte Mai, auf der Höhe von Na-Gorach. Am frühen Nachmittag hatte die schwere Artillerie die Beschießung wieder aufgenommen. Die Feldbatterien streuten nur ab und zu einige Gruppen hinter die Fortslinie, um etwaige Bewegungen des Gegners dort zu stören. Einer stand immer am Scherenfernrohr, die anderen lagerten hinter der Höhe vor dem Unterstande, der noch von der russischen Belagerung stammte. Weiter abwärts war eine Reihe von preußischen Batterien aufgefahren. Unsere Batterien standen am Ortsrande, ganz verdeckt, kaum daß ein schwacher Rauch den Abschluß verriet.

Weit nach Norden sieht man von Na-Gorach ins Land. Das überreiche Frühlingsgrün der Bäume verdeckt mitleidig all' die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen. Gleich unten neben unseren Batterien liegt zwischen den Bäumen Schloß Orohojow, einst ein wundervoller Besitz, jetzt ausgebrannte kahle Mauern und ein verwüsteter Park. Der um- und umgegrabene Lehmboden der Höhe ist ausgedorrt von der glutenden Sonne. So müde macht die Hitze des Tages! Man achtet kaum mehr auf das Schießen der schweren Geschütze. Hoch in der stahlblauen Luft schwirrt ein Flieger. Er zieht gegen Przemysl, um zu erkunden, welche Wirkung die schweren Mörser gehabt haben.

Die Post wird vom Grunde heraufgebracht. Für einen Augenblick ist aller Krieg vergessen. Da ruft es vom Telephonunterstand: „Infanterie geht zum Sturm vor." Unglaublich klingt das! In langen Sprüngen geht es zum Scherenfernrohr. Wahrhaftig, da wimmelt unsere Infanterie vor den Drahthindernissen. Der Feuerbefehl geht an die Batterien: „Kräftig hinter die feindlichen Linien streuen!" Auch die schweren



Auf Vorposten in den Karpathen.

Digitized by Google

Batterien verlegen jetzt ihr Feuer weiter vor. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft uns selber dieser unangesetzte, zu dieser Stunde unbeabsichtigte Angriff der Infanterie. Allein sie hat den günstigen Moment erfaßt. Fast unbeschossen dringt sie an einzelnen Stellen vor; erst jetzt knattert von den Werken zur Rechten heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Allein jetzt sind sie schon an den Gräben, jetzt sind sie darüber hinaus; die feindliche Linie ist durchbrochen. Auf den Schanzen stehen unsere eigenen Leute und winken heftig, um die Artillerie darauf aufmerksam zu machen, wie weit sie vorgedrungen.

Mit kalten, nüchternen Worten schreibt sich dies hin, und kalt und nüchtern liest sich das. Aber was uns alle da erfaßte, das läßt sich nicht sagen und schildern, wie das Herz jubelte, jauchzte und zitterte in dankbarer Freude, wenn auch noch manch' harter Kampf bevorsteht, bis die Festung ganz in unserer Hand. Das wichtigste und härteste Stück Arbeit ist getan. Die Fortslinie ist durchbrochen, und unsere Infanterie wird sich den Erfolg nicht nehmen lassen. An der Stelle, wo die ersten durch sind, kommt Linie auf Linie nach, um sich zähe festzusetzen. Gegen das anschließende Werk stürmen sie den Weg, den ihnen die Geschoßtrichter vorgezeichnet haben. Schon sind sie den von den schweren Granaten halbverschütteten Wall hinauf. Der Tag ist gewonnen. —

Wie war das alles gekommen? In einem Werk konnten die Russen die Beschießung nicht mehr ertragen und fingen an herauszulaufen. Diesen Moment benutzte mit rascher Entschlossenheit die gegenüberliegende Infanterie und ging vor, und ehe die Reserven aus den bombensicheren Unterständen heran waren, waren die Stürmenden bereits in der russischen Stellung.

Jetzt sieht man schon an zahlreichen Punkten die Russen heraus- und die Wälle herunterlaufen. Schon sammeln sich Kolonnen von Gefangenen. Schon kommt der Befehl: Feldbatterien vor in die eroberte Linie! Aber noch schießt der Gegner von Ost und West mit schweren und leichten Geschützen herein. Ein möglichst gedeckter Weg muß gefunden werden, damit nicht die Batterien, ehe sie noch zur Wirkung kommen, zusammengeschossen werden.

Die Erkundungspatrouille jagt über den Hügel und durch den Grund. Es ist nicht leicht, hier Artillerie vorzubringen; überall sind Gräben, Stacheldraht- und Baumverhaue. Von einer halbwegs fahrbaren Straße ist keine Rede. Der Russe hat uns die Annäherung nicht leicht gemacht. Die Brücke über dem Bach, der am Fuße der Fortslinie entlang fließt, ist glücklicherweise unzerstört. Vorn und zur Rechten ist heftiges Infanteriegefecht; die Kugeln pfeifen herüber. Die schwere feindliche Artillerie schießt andauernd in den Grund, glücklicherweise ohne etwas zu treffen. Sie können wohl nicht mehr recht beobachten. Unsere schweren Batterien setzen ihnen allzu sehr zu.

Jetzt heißt es, so rasch wie möglich einen guten Beobachtungspunkt in der Fortslinie finden. Allein, es ist gar nicht so leicht, da hinaufzukommen. Die Infanterie

Digitized by Google

hat nur schmale Gassen durch die Drahthindernisse geschnitten, die erst gefunden sein wollen.

Furchtbar sind diese Drahtverhaue. Zuerst kommen kurz über dem Boden gespannte Stolperdrähte in mehreren Reihen hintereinander. Leere Konservenbüchsen hängen in Büscheln daran, die bei der geringsten Berührung so laut schäppern, daß die Posten aufmerksam werden. Sie haben heute nacht unseren Pionieren die Arbeit sehr erschwert. Dann kommen die Minenleitungen, dann erst die eigentlichen Drahthindernisse. Eine unendliche Arbeit steckt da drin. So sorgfältig, so stark und raffiniert sind nur russische Hindernisse. Die Russen haben ihre Zeit wohl genützt. In dichtem Spinnennetz ist der Stacheldraht zwischen einbetonierten Eisenpfählen gespannt. Dicht über den Boden ragen spitze Eisen, die die Stürmenden und Fallenden aufspießen sollen. Wie ein breites Kornfeld sieht solch ein Drahthindernis mit seinen 30—40 und 50 Meter Tiefe aus. Dann kommt vielfach nach freiem Zwischenraum noch ein Hindernis und noch eins. An manchen Stellen liegt das Hindernis scheinbar zurück und wird schwächer, um dann in noch dichtem Gewirre die hier Vorstürmenden zu fangen und mittels eines versteckten Maschinengewehrs niederzumähen.

In Mannsbreite haben die Drahtscheren der Pioniertrupps einen Weg durch das Stachelgewirr geschnitten. Jetzt stehe ich oben auf dem kleinen Werk. Ein Volltreffer ist hier eingeschlagen, das Betongewölbe ist niedergebrochen, die riesigen Zementblöcke liegen im Hofe verstreut. Eine Panzerkuppel ist abgehoben und fortgeschleudert, wie ein Ball, den ein spielendes Kind geworfen. Das Schnellfeuergeschütz, das darunter gestanden, ist zertrümmert. Man sieht keine Leichen, nur tote Materie ist hier zerstört. Aber dennoch ist der Anblick überwältigend und grauenvoll. Grauenvoll in der Vorstellung, daß ein einziges aus kilometerweiter Entfernung geschleudertes Geschoß solch naturgewaltige Wirkung zu vollbringen vermag.

Nach rückwärts ist kein Weg, da ist alles verschüttet und mit Draht versperrt. Zurück geht es über die Straße, die schluchtartig zwischen zwei Werken die hochgelegene Fortslinie gewinnt. Gräben, spanische Reiter und Flankierungsanlagen sichern hier den Anstieg.

Wieder geht es durch das Drahthindernis über den Schützengraben. Die üblichen viereckigen Schußlöcher der russischen Gräben sind mit Stahlplatten ausgefüllt, nur durch das winzige Loch in der Stahlblende, durch das der Schütze sein Gewehr schiebt, zeigt sich der Verteidiger dem Feind. Gegen von oben einschlagende Geschosse schützt ihn ein mit Erde beworfener starker Bohlenbelag. Überall sind starke Schulterwehren und sichere Untertrittträume.

Nichts ist unterlassen worden, die Stellung so auszubauen, daß kein Feind sich ihr nahen, daß ein schwacher Verteidiger eine überwältigende Übermacht abwehren kann.

Bewachung russischer Gefangener im zerschossenen Fort.

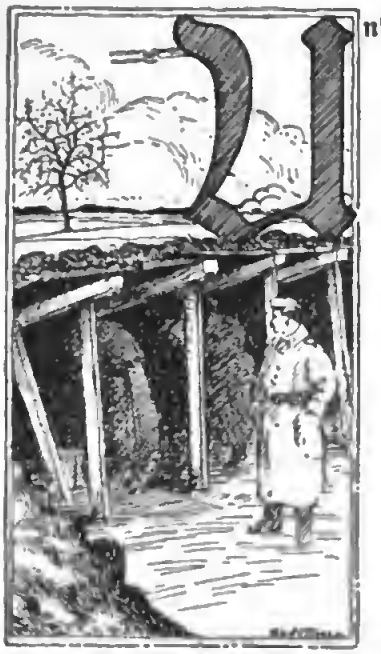
Dicht hinter der gewonnenen Stellung hat sich unsere Infanterie gesetzt. Durcheinandergekommene Verbände müssen erst geordnet, die Reserven erst herangeführt werden, ehe weiter vorgegangen werden kann. Auch hier ist bis zur inneren Fortslinie das ganze Gelände mit Gräben durchzogen. Sie sollten eine zähe abschnittweise Verteidigung ermöglichen, dem Angreifer von 100 zu 100 Meter immer neuen Widerstand zu leisten. Allein die Russen halten sich nicht darin und so erleichtern sie lediglich unserer Infanterie die Arbeit. Inmitten der Schützenlinie hält der Bataillonsführer. In kurzen Worten informiert er mich. Durch eine Lichtung in den Bäumen sieht man wie durch einen leeren Rahmen hinunter in den Grund.

Auf einmal zeigt sich dort Bewegung. Pferde, Fahrzeuge! Sie halten. Ein, zwei, drei Pferdepaare. Sie biegen ab. „Auffahrende russische Artillerie!“ Ich weiß selbst nicht, wie laut ich es schreie. Die Infanteristen springen aus dem Graben, aus dem sie nicht sehen können, heraus, feuern stehend von der Böschung. Schon sind die Bespannungen verschwunden. Klein und drohend stehen uns die Geschütze gegenüber; jeden Augenblick muß der erste Schuß fallen. Es ist ein aufregender Moment.

Maschinengewehre liegen vor uns. Von hier können sie nicht wirken. „Maschinengewehre vor!“ Der Major übernimmt selber das Kommando: „Visier 800!“ Tak, tak, tak! Die kleinen Staubfontänen der einschlagenden Kugeln spritzen vor den feindlichen Geschützen auf. — „Tausend!“ — und dann geht es: tak, tak, tak, tak, tak! Die russische Batterie kam nicht mehr zum Feuern. Schluß auf Seite 1089.

Digitized by Google

Auf dem Wege nach Przemysl und Lemberg.



Unseren ersten Pfingstfeiertag verbrachten wir größtenteils unter der Erde. Am Pfingstmontag kamen wir dann in eine andere Stellung, wo die Frontlinie noch in größerer Entfernung von Przemysl lief. Wir sollten sie weiter nach vorwärts legen, was auch geschah. Eine Masse Russen wurden dabei gefangen genommen. Eines Nachts rissen uns aber die Russen aus, so daß wir sie erst wieder suchen mußten.

Während des Angriffs glaubten wir, vor der russischen Stellung einen Drahtverhau vor uns zu haben. Doch welche Enttäuschung! Als wir näher kamen, stellte es sich heraus, daß es Gewehre waren, welche die Russen vor ihrem Graben in die Erde steckten, wie es scheint, um besser laufen zu können. Uns machte das natürlich große Freude und Vergnügen!

Im großen ganzen halten die Russen gut stand und schießen, bis man dicht vor ihnen steht. Dann aber heben sie die Hände hoch; sie wollen von unseren Bajonetten nicht viel wissen.

Wir gingen nun immer weiter vor, bis wir auch auf dieser Seite nahe an den Forts waren, von welchen wir starkes Feuer erhielten. Es begann dann die Artillerie die Forts zu beschießen, wobei auch unsere Zweiundvierziger beteiligt waren.

Nach zweitägiger Beschießung erstürmten wir das erste Fort, das sich auch ergab. Wir konnten jetzt die Wirkungen unserer Zweiundvierziger beobachten. Ihre Zerstörungskraft ist ungeheuer. Nun kamen die nächsten Forts und Zwischenwerke an die Reihe. Wir nahmen dabei immer eine Menge Russen gefangen. Am 2. Juni erstürmten wir das letzte Fort und gingen dann noch so weit vor, bis wir bei der Dämmerung die Stadt sehen konnten. Andern Tags rückten wir gegen diese vor, die von Russen bereits verlassen war.

Wir zogen am 3. Juni — am hl. Fronleichnamstage — siegreich in Przemysl ein und wurden hier einquartiert. In einer großen und sehr schönen Kirche Przemysls hatten wir Feldgottesdienst, welcher schön und erhebend war. Jeder freute sich, demselben beiwohnen zu können. Aber leider war es so manch' liebem Kameraden nicht mehr vergönnt. Viele schliefen den langen, stillen Schlaf und viele andere waren verwundet.

In dieser schönen Stadt mit ihrer herrlichen Lage bekamen wir drei Tage Ruhe, das erstemal seit ich wieder im Felde bin. Natürlich gab es nicht wenig zum Putzen; die Erdarbeiter sehen ja bei Regenwetter ganz besonders sauber aus. Heute ging es weiter gegen Lemberg, von dem wir etwa noch 60 Kilometer entfernt sind. Die Strapazen sind hier bedeutend größer, da so wenig Bahnen und nur schlechte Straßen hier sind. Doch die Hauptsache ist, daß man gesund ist; dann geht ja alles, das andere halten wir alles gern und freudig für unser liebes Vaterland aus.

Infanterist Alb. Heuth.

D' Muatta.

D' Muatta arbat, was ſ' nur ko,
Eggt und ackert wie a Mo
Und oft woant ſ' verſtohlen.
D' Kinder helfen, wo ſ' nur könna,
D' Muatta müaßt ſi ſonſt derrenna —
Vater kämpft in Polen.

Oft tuat d' Muatta Söckl ſtricka,
D' Söckl tuat ſ' an Vatern ſchicka,
Oan ſtrickt ſ' um den andern.
Und auf d' Nacht ſagt ſ': Kinder, beten,
's Beten muaß an Vatern retten —
Vater kämpft in Flandern.

D' Muatta ſchafft die ganze Arbat,
Aus wär 's, wenn d' Famili' darbat!
Zinſen, Taglohn, Speſen
San zum zahln; da hoaßt's fei hauſen,
Denn der Vater is ja draußen
In de Hochvogeſen.

„In Gott's Nam" und „liebe Frau" —
Wird ſcho wieder recht wern. Schau,
Wie d' Kartoffö g'raten.
Aber Feind hat's mehr als viel,
Vater nimmt grad oan aufs Ziel
Drinn in de' Karpathen.

Sepperl kann ſcho Heu einfahr'n,
Is a Büaberl mit acht Jahr'n!
Und wie flink is d' Liesl!
D' Muatta hat a rechte Freud
Und a großes Herzeleid:
Vater vor Przemysl.

Auf amal packt's d' Muatta her,
D' Arbat war do' z'viel und z'ſchwer.
Drum tean ſ' d' Engerl holen.
Kampf ums Brot und mit der Not!
Du — is dös koa Heldentod? —
Vater kämpft in Polen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd!

Digitized by Google

Przemysl.

Habe seit Mitte April schreckliche Tage erlebt. Ich kam nach fünftägiger Bahnfahrt nach Galizien; hier besetzten wir auf einem hohen Berg den schon vorhandenen Schützengraben. Es war dort ziemlich ruhig, denn die Russen waren noch weit weg, so 2000 Meter auf einer Höhe in Stellung. Dazwischen lag eine Ortschaft. Wir lösten die Österreicher ab, die nicht wußten, daß Deutsche kommen. Die Russen erfuhren unsere Ankunft bald. Am 1. Mai waren wir schon bis auf 50 Meter bei ihnen. Wir mußten uns gleich eingraben, so gut es eben ging, und zwar bei Nacht. Die Russen hatten auf der Höhe zwei Schützengräben hintereinander mit starkem Drahthindernis angelegt, so daß man hätte meinen mögen, es sei nicht zum Durchkommen. Am zweiten Tag griffen wir die russische Stellung an. Unsere Artillerie schoß einige Stunden, daß man glaubte, die Welt müsse untergehen und es könne kein Russe mehr am Leben bleiben. Um 10 Uhr kam es zum Sturm.

Kaum waren wir aber aus dem Graben, so erhielten wir ein solches Feuer, daß wir fast nicht mehr vorwärts konnten; indes ein Zurück gab es nicht mehr und in einer halben Stunde waren alle zwei Gräben in unserem Besitz. Wir hatten allerdings Verluste, aber sie stehen in keinem Vergleich mit jenen der Russen. Nun ging es vorwärts, doch diesen Tag sahen wir keinen Russen mehr.

Am 3. Juni erfolgte der Sturm auf die Festung Przemysl. Wir hatten wenige, die Russen große Verluste. Man kann wirklich nicht begreifen, wo die Russen ihre Soldaten immer wieder herbringen, bei ihren entsetzlichen Verlusten. In Przemysl gab es Quartier. Kaufen konnte man sich nichts, denn die Russen hatten alles mitgenommen, was sie mitnehmen konnten.

Seb. Müller.

Digitized by Google

Bayernrache.

Erzählung aus dem Felde.

Unteroffizier Toni Moſer und der Gefreite Franz Huber ſaßen nebeneinander im Schützengraben und laſen Briefe von „dahoam“. Es war eine Sendung an Huber geweſen, mit einer Einlage an den Moſer Toni. Die beiden waren Dorf- und Schulkameraden. Die elterlichen Anweſen lagen nebeneinander und die Kinder waren in beiden gleich heimiſch.

Jeder der beiden hatte noch eine Schweſter, und da die vier immer zuſammengehalten hatten, waren natürlich aus den Spielgenoſſen zwei Liebespaare geworden. Der Abſchied war ſchwer geweſen.

Die gewohnte Munterkeit und Neckluſt der Dirndln war ganz verſchwunden. Jetzt hatten ſie ſich ja an das Unabänderliche gewöhnt und ſorgten aus der Ferne treulich für ihre tapferen Krieger.

Umſichtig kamen von beiden gewichtige Feldpoſtpakete und die beiden Krieger hatten weder an Nahrungsmitteln noch an warmer Kleidung Mangel gelitten. Auch heute waren die Briefe in Begleitung von allerlei guten und nützlichen Dingen geweſen, die in den beiden Torniſtern Platz gefunden hatten.

Auch die Nachrichten aus der Heimat wurden ihnen immer getreulich übermittelt. Es ging halt dort, ſo gut es eben konnte. Alle Kräfte mußten aufs äußerſte angeſpannt werden, um die Arbeit zu bewältigen. Aber ſie wurde bewältigt und die Ernteausſichten waren gut. Sie hofften alle, daß Toni und Franz in der Erntezeit zehn Tage Urlaub erhalten würden, den ſie ja, nach dem langen Winter im Schützengraben, redlich verdient hatten.

Ach, wie viele aus dem Dorf waren ſchon gefallen! Gar ſo viele!

Aus bedrücktem Sinnen weckte ſie der Befehl, es ſolle verkündet werden, ob der nächſte ruſſiſche Graben noch beſetzt ſei. Die letzten Stunden waren ſo ruhig verlaufen, daß Zweifel hierüber beſtanden.

Der Huber Franz meldete sich sofort; das war eine Arbeit, die ihm paßte. Moser ging mit ihm aus dem Graben, der hier in Gebüsch endete.

Der erste Teil des Weges ging überhaupt durch Buschwerk und Gesträuch, um eine kleine Bodenerhöhung herum. So weit hatte man also gute Deckung. Nachher mußte man sich durch niederes Gestrüpp bis zum feindlichen Graben heranarbeiten. Hier verabschiedeten sie sich mit „B'hüt Gott!", dem Moser noch eine Mahnung zur Vorsicht anfügte. Darüber lachte der Franz. „Geh zua, i bin doch ka kloans Kind nit. D' Resi hat schon g'schrieb'n, daß's ihr so dumm tramt hätt'; i soll' fei immer gut obacht geb'n. Mit die Russen werd' i do no ferti!"

Lachend ließ er sich auf alle viere nieder und kroch weiter. Der Toni stand noch einige Zeit unbeweglich und sah ihm nach.

Aus einiger Entfernung hörte man immer wieder Kanonendonner, sonst war's ziemlich ruhig. Er ging langsam dem Schützengraben zu. Als er schon ganz nahe dabei war, glaubte er, in der Richtung des feindlichen Grabens Geräusch zu hören. Da aber gleichzeitig entferntes Maschinengewehrgehämmer einsetzte, konnte er sich nicht darüber klar werden. Unruhig erwartete er die Rückkehr des Kameraden.

Als zwei Stunden vergangen waren, hielt er's nicht länger aus. Er erbat die Erlaubnis, den Verbleib Hubers ausfindig machen zu dürfen. Eilig machte er sich auf den Weg, da der Nachmittag schon vorgeschritten war. Unangefochten kam er voran. Schon nahe bei dem feindlichen Graben, hielt er für nötig, einen kleinen Umweg zu machen. Es war da eine Gruppe von größerem, dichterem Buschwerk, in dem sich feindliche Posten wohl aufhalten konnten. Vorsichtig umkroch er den Platz, fand ihn aber unbesetzt, obwohl der Boden da so zertreten war, daß man die öftere Anwesenheit von Posten annehmen konnte. Er näherte sich nun dem Eingang des Grabens und hier sah er einen Posten am Boden liegen. Da er selbst im Bogen von rückwärts gekommen war, konnte ihn der Russe nicht bemerken, da er in die entgegengesetzte Richtung, gegen die deutsche Stellung zu, schaute. Mit einem Sprung war Moser neben ihm und ehe der Feind noch zur Besinnung kam, war er ausgelöscht.

Nun war der Eingang frei und Toni pürschte sich vorsichtig heran und blickte in den Graben. Da hätte er beinahe vor Schreck laut aufgeschrien: gerade vor ihm, im Graben, lag der Franz — tot — blutüberronnen, der Körper von zahllosen Bajonettstichen durchbohrt. Der Schädel war zertrümmert, die gebrochenen Augen starrten wie klagend aus dem bleichen, blutigen Gesicht. Toni wollte das Herz stillstehen. Doch im nächsten Augenblick brauste ihm das Blut wild in den Ohren, ein roter Nebel stand vor seinen Augen. Da flog sein Gewehr zur Seite, das Messer aus der Scheide und er selbst, mit einem Tigersprung, in den Graben. Die Russen standen schreckensstarr. Die große Gestalt, die, wie vom Himmel gefallen, plötzlich vor ihnen stand, das Messer in der erhobenen Hand, mit weitaufgerissenen, starrblickenden Augen,

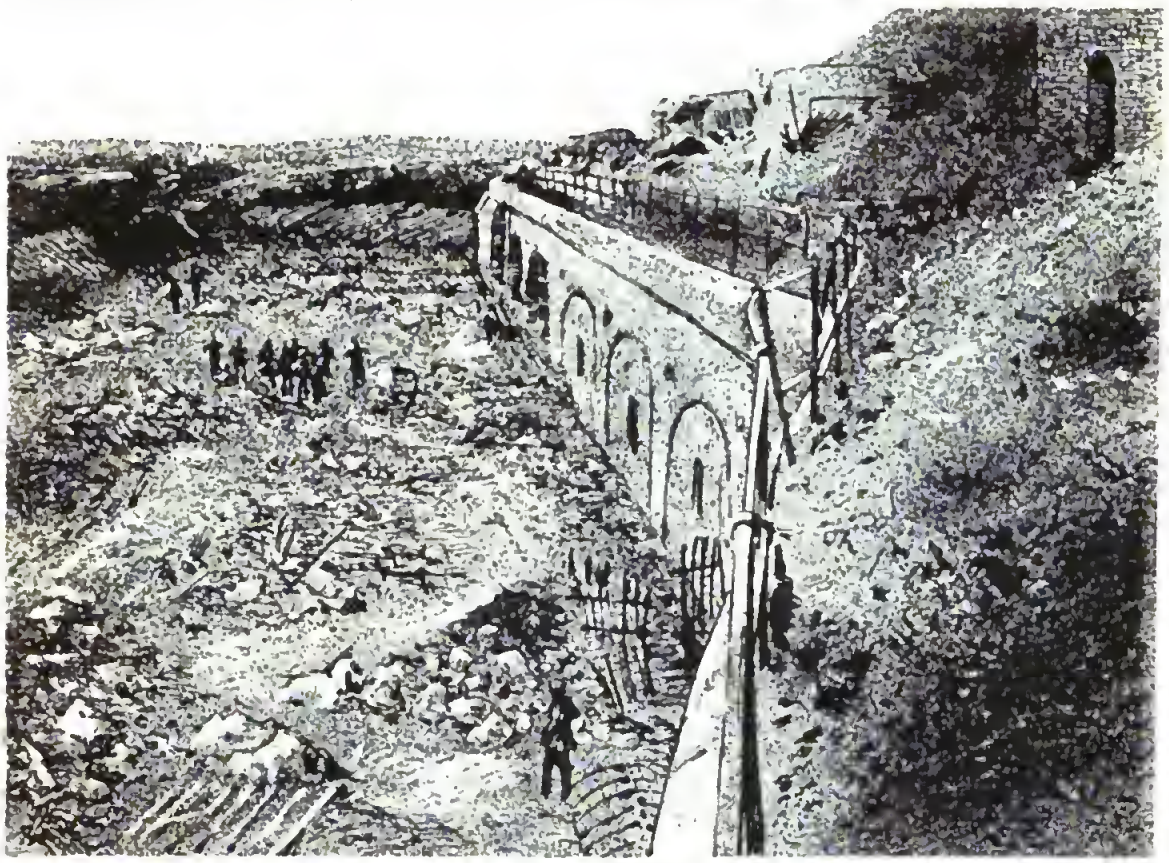
mit wildem, rotem Bart, erſchien ihnen wohl wie ein geſpenſtiſcher germaniſcher Kriegsgott. Einer nach dem andern ſank, ins Herz getroffen, zuſammen. Plötzlich ſenkte ſich die Hand mit dem blutigen Meſſer nicht mehr zum Stoß. Einer der Ruſſen war in die Knie geſunken; ſein Gewehr fallen laſſend, hielt er die zitternden Hände empor, die in wahnſinniger Angſt vorquellenden Augen flehend auf den Schrecklichen gerichtet. Da erwachte er aus dem Bluttaumel. Und zugleich erwachte in ihm der Soldat. Fünfundzwanzig Ruſſen lagen zitternd vor ihm auf den Knien. Von den zu Boden geworfenen Gewehren nahm er das nächſte auf und ließ alle Ruſſen vorbeidefilieren. Hinter ihnen hinausgehend, zählte er die Gefallenen: es waren fünfzehn. Als er bei dem ſo ſchmählich gemordeten Kameraden vorüberkam, wallte wieder heißer Zorn in ihm auf und es wollte ihn bedünken, daß fünfzehn dieſer Henkersknechte noch kein volles Opfer der Strafe für dieſen einen ſeien. Er drückte dem Toten die Augen zu, ließ ihn von zwei Ruſſen aufheben und ging mit ſeinen Gefangenen zum Schützengraben zurück. Für ſeine Heldentat erhielt er das Eiſerne Kreuz I. Klaſſe. Bald nachher bekam er einen Beinſchuß und wartet nun im Lazarett mit Ungeduld auf den Tag, an dem er wieder zur Front abreiſen kann.

H. v. Besnard.

Mackenſen.

Marſchall des Schreckens unſeren Feinden,
Arm Gottes biſt du dem Heimatland!
Cäſarenwahn mit dem Neid ſich einten —
Kein ſchlimmerer Bund wohl je erſtand.
Es ſteh'n, in dieſen ſchweren Tagen,
Nur drei gegen acht, in Wut entbrannt.
Schwert Gottes! du zwingeſt ſie, ohne Zagen,
Erzitternd ſpüren ſie deine Hand:
Noch ſchützet Gott das deutſche Vaterland!

H. v. Besnard.



Fort X von Przemysl.

Die Erstürmung von Przemysl.

Schluß.

3. Der Kampf um das Fort.

Nach der Durchbrechung der Fortslinie sollte Fort XI von der Rückseite aus genommen werden; die schweren Geschütze haben hier gründliche Arbeit getan. Mächtige Betonblöcke, die die Wucht der Detonation herabgeschleudert hat, liegen im äußeren Hof, dazwischen Leichen, die mehlweiß sind von dem feinen Zementstaub. Die Eingänge in das Innere des Forts scheinen in ein Labyrinth voller Abgründe zu führen.

Ohne Schwierigkeit geht es vom Hof in den Graben. Die viele Meter breiten Drahthindernisse davor sind noch ziemlich unversehrt, nach ihrer Durchbrechung hätten die Stürmenden erst noch den Graben zu überwinden gehabt. Die Grabensohle ist gesichert mit Drahthindernissen und Minen. Dann kommt eine senkrechte Mauer und dann den steilen Wall hinauf wiederum Drahthindernisse. Der Graben selbst aber ist flankiert durch Schießscharten und durch Geschütze in den Grabenstreichen, die den ganzen Graben der Länge nach unter Feuer nehmen können.

Digitized by Google

Schwere Granaten haben den Graben getroffen. Die Wände sind eingestürzt, ein Weg von Schutt und Steinen führt hinunter. In der Sturmmauer klafft eine Bresche, die Drahthindernisse dahinter sind zerfetzt. An einer Stelle ist der Weg den Wall hinauf frei. Die beiden inneren Höfe sind halb verschüttet. Die Erdmassen der Wälle, die sie nach rückwärts begrenzen, sind heruntergerutscht. Wie nach einem Bergrutsch sieht es aus. Die Schützenstände an der Brustwehr sind an zahlreichen Stellen niedergebrochen, die Betonmauern zeigen Risse und Sprünge, die eisernen Stiegen, die an ihnen hinaufführen, sind abgerissen und in den Hof geschleudert.

Die Batteriestellung auf dem rückwärtigen Wall ist unbesetzt, die offen über Bank feuernden Geschütze wären ein zu lohnendes Ziel für die Angriffsartillerie. Zu beiden Flanken jedoch stehen Panzergeschütze in mächtige Betongewölbe eingelassen.

Beide wurden von Volltreffern vernichtet. Das südöstliche ist vollkommen zerstört. Was ehemals ein festgefügter Bau von Panzerstahl und eisenhartem Beton war, der für die Ewigkeit errichtet schien, ist jetzt ein wirrer Haufen von Bruchsteinen und Alteisen. Wie ein Krater sieht es aus, wie ein Kamin im Felsgebirge. Riesige, zersprungene Zementblöcke formen ihn. Daraus ragen verbogene Eisenschienen und Stahlplatten. Ganz im Grunde liegen verschüttet und vernichtet die Geschütze.

Die Panzergruppe im nordwestlichen Teil des Forts ist weniger schwer getroffen. Von außen sieht man noch die Rohrmündungen durch die engen Schlitze. Nur eine Seitenwand ist getroffen und aufgebrochen. Zwischen den spitzen Blöcken und verbogenem Eisen ist gerade noch so viel Platz, daß man in den Geschützstand hineinkriechen kann. Ein dämmeriges Halbdunkel herrscht darin. Langsam gewöhnt sich das Auge daran und erkennt, daß die Decke zum Teil niedergebrochen ist. Die mannsstarken Träger und die 1,5 Meter Betondecke darüber sind auseinandergerissen wie schwanke Birkenstämme und lockeres Erdreich. Das Geschütz in Verschwindlafette steht unversehrt hinter seiner Panzerwölbung. Die Bedienung wurde jedoch zum Teil getroffen. Ein Kanonier liegt zerschmettert unter der schweren Eisentür, die zum Nebenraum führte. Der Luftdruck mag sie aus den Angeln gehoben und auf ihn herabgeschleudert haben. Der andere ist vom niederbrechenden Stein zerquetscht.

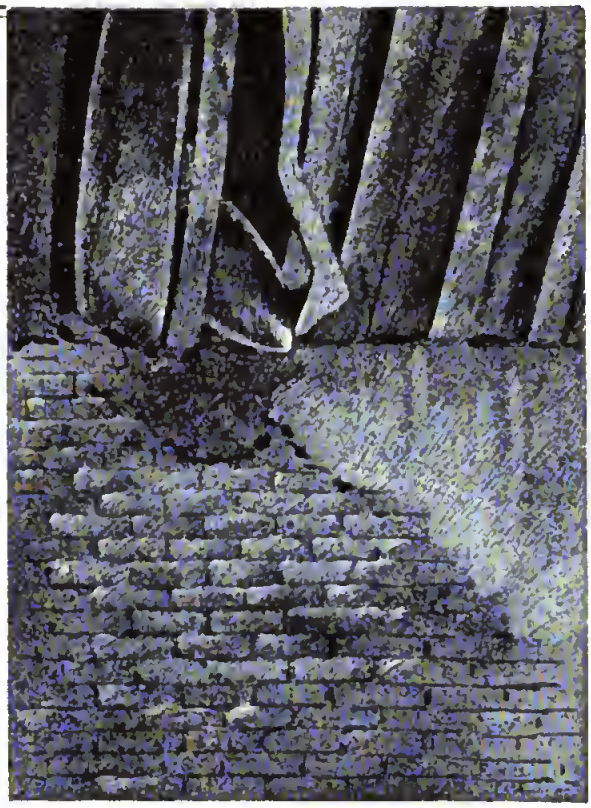
Die anstoßende Kasematte ist völlig unversehrt. Das Geschütz, das den größten Teil des Raumes ausfüllt, schimmert in dem ungewissen Licht. Höhen-, Seitenrichtmaschine, ein jeder Handgriff funktioniert. Dieses eine, unversehrte Geschütz hätte trotz aller tödlichen Zerstörung der schweren Beschießung die Festung uneinnehmbar gemacht, allein nach dem Volltreffer im anstoßenden Raum floh wohl in panischem Schrecken der am Leben gebliebene Rest der Besatzung.

Eine Treppe aus Eisenblech führt hinter dem Geschütz steil hinauf zu dem Beobachtungsstand des feuerleitenden Offiziers. Unter der flach gewölbten Panzerkuppel ist gerade für einen Mann Platz. Ein schmaler Schlitz gibt den Ausblick ins

Gelände frei. Mittels Handrad läßt sich die Kuppel, an deren Ring die Gradeinteilung angebracht ist, leicht nach allen Richtungen drehen. Die Sonne brennt auf die Stahldecke. Es ist unerträglich schwül in dem niedrigen, stickigem Raum, schwül und unheimlich.

Die Geschütze in den Grabenstreichen sind gleichfalls unversehrt, desgleichen ein weiterer Panzerturm.

In dem betonierten Verbindungsgang zwischen den beiden inneren Höfen steckt ein kostbares aber unheimliches Andenken an die Beschießung: Ein Blindgänger aus einem 42-Zentimeter-Mörser. Das Geschoß hat die Erdaufschüttung und die Betondecke durchschlagen und ist dann, ohne zu krepieren, steckengeblieben. Drohend, unheimlich hängt es über unseren Köpfen. Bis zu einem Drittel seiner Länge ragt das Geschoß aus der Decke, eingeklemmt zwischen den wie Wachs verbogenen, starken Eisenträgern.



42-Zentimeter-Blindgänger in einem Fort von Przemysl.

Beton und Eisen hat das Geschoß durchschlagen und seine Spitze ragt durch die Decke, unbeschädigt, unversehrt, als käme es gerade aus der Werkstatt. Die Betondecke hat das Stahlgeschoß durchbrochen, und sein spitzer Kopf zeigt keine Absplitterung, keine Abschürfung! Die Wucht des Einschlags hat nur Risse und Sprünge durch die Mauern gezogen und an einzelnen Stellen Teile der Wandung zentimeterweit herausgedrückt.

Zahlreiche Gewölbe und Kasematten im Fort sind unversehrt, wie ja auch nur verhältnismäßig wenig Tote gefunden wurden. Allein die meisten Räume zeigen jene unheimlichen Risse und Sprünge, die beim Einschlagen der schweren Granaten in der Nähe entstanden. Das Ertragen einer Beschießung mit den modernen, schwersten Kalibern muß etwas über alle Begriffe Grauenvolles sein.

Die Besatzung von Fort XI hat die ersten 24 Stunden wacker überstanden. Ja, sie feuerten danach mit ihren unversehrt gebliebenen Geschützen noch auf uns. Im Kommandantenzimmer fanden wir das Bodenstück und den Kopf einer 42-Zentimeter-Granate, die die Besatzung ihrem Kommandanten wohl als wertvolles Fundstück herbeigeschleppt haben mochte. 24 Stunden hat die Besatzung ausgeharrt. Als dann

jedoch die zweite Beschießung einsetzte und ein jeder sich ausrechnen konnte, wie lange es dauern würde, bis auch er das Todeslos zöge, da versagten wohl allgemein die Nerven. So kam es, daß unsere Infanterie kampflos im Fort einziehen konnte. Einige 20 Mann waren noch darin, die sich widerstandslos gefangen nehmen ließen. In einem anderen Fort kam die Besatzung den Stürmenden mit aufgehobenen Händen entgegen, zitternd und sich bekreuzigend, viele taub, dem Wahnsinn nahe. Die russischen Offiziere streckten den deutschen Führern Geld, Uhr und Zigarettenetui unter Stammeln um Gnade entgegen. Und dabei hatten die Russen frische Truppen aus der Lemberger Garnison in die Festung geworfen, Truppen, die uns bei dem nun einsetzenden Kampf um die Zwischenstellungen noch hart zu schaffen machten und uns böse Verluste zufügten.

Fort XI liegt am linken Flügel der Durchbruchslinie. Fort XII ist noch in russischen Händen, ja, in dem zwischen beiden Werken ganz dicht vor uns liegenden „S"-Fort halten sie sich noch. In der Ebene beiderseits der großen Straße von Przemysl nach Nadymno liegen noch starke gegnerische Kräfte, direkt in unserer linken Flanke. Auch von rechts her können die noch nicht genommenen Forts bei Mokra uns in Flanke und Rücken schießen. Vor uns aber hält ein zäher Feind, der mit allen Kräften danach trachtet, den gewonnenen Vorteil uns wieder zu entreißen. Es ist durchaus keine angenehme Lage, in der die eingedrungenen Sturmtruppen sich befinden; allein sie gleichen Bulldoggen, die sich verbissen haben und eher zerfleischen lassen, ehe sie das einmal Gepackte wieder hergeben.

Unter dem Schutze des dunstigen Morgens sind die Batterien am 1. Juni vorgeholt worden. In einer Mulde dicht nördlich des Forts stehen sie, wo sie nach drei Seiten hin gedeckt sind, nach drei Seiten hin feuern können; denn vorne, rechts und links steht der Feind.

Das Fort selbst hat für uns Artilleristen vor allem Wert als Beobachtungsstelle. Auf Kilometer hin gibt es die beste Aussicht. Allerdings, die Russen wissen das auch und es steht zu erwarten, daß sie uns gründlich unter Feuer nehmen werden. Doch wir sind früh aufgestanden — um ein Uhr sind wir von Na-Gorach aufgebrochen — und nützen die Zeit, die uns bleibt. Zwischen den Betontrümmern und Batterieaversen werden in aller Eile notdürftige Deckungen hergestellt. Die noch erhaltenen Panzertürme sind leider nicht brauchbar, da sie nach Süden keine Aussicht gewähren. Wie unsere Infanterie gegen die Straße nach Nadymno vorgeht, um uns in der Flanke zu sichern, beginnen die russischen Batterien das Feuer gegen das Fort. Vielleicht haben wir uns auch unvorsichtig gezeigt. Eine schwere Batterie schießt aus Südwest, eine leichte aus Südost. Die schwere schießt, Gott sei Dank, zu weit. Ihre Granaten sausen über unsere Köpfe und schlagen sämtlich hinter dem Fort ein, höchstens daß einmal eine auf dem jenseitigen Wall krepiert. Aber die leichte liegt gut. Sie streut die offenen

Österreichischer Dragoner.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Traverſen gründlich mit Schrapnell- und Granatbrennzündern ab. Kein Wunder, daß ſie gut liegen, die Entfernung müſſen ſie ja haben.

Jetzt kommt wieder eine Lage dahergeſauſt. Der vierfache blanke helle Knall der krepierenden Geſchoſſe. Der Eiſenhagel ſauſt herunter und ſchlägt kurz und hart am Boden auf. Sſſſſ, peng — der ſingende Ton verhallt mit vibrierendem Nachklang — und pfitt, pfitt, pfitt. Die Batterieführer bleiben ruhig an ihren Scherenfernrohren. Es ſoll den Ruſſen nicht gelingen, uns hier herauszuſchießen. Allein ſie geben den Verſuch nicht ſo bald auf, wieder ſteigen die Erdfontänen der ſchweren Kaliber auf und wieder ſauſt es über unſere Köpfe. Sſſſſ—plump, das ging verdammt ſcharf über den Kopf hinweg. Ich drehe mich um, keine fünf Schritt hinter mir fuhr das Geſchoß, ohne zu krepieren, in den Boden. Wieviel Menſchenleben haben die Blindgänger ſchon vor ſicherem Tod bewahrt und wie furchtbar wären die Verluſte, wenn es keine Verſager bei der Artilleriemunition gäbe.

Die Abteilung ſchießt weiter gegen die Gräben in unſerer Flanke, die die Ruſſen trotz heftigen Feuers nicht räumen wollen. Allein es nutzt ihnen nichts. Von Norden

Gegen Oſten verſuchen ſie den Bahndamm zu überklettern und ſich unter den Durchläſſen zu decken.

Digitized by Google

setzt jetzt ein Angriff des Nachbarkorps ein. Die Russen standen in unserer Flanke viel weiter nördlich, als wir je vermutet hätten. Jetzt erst erkennen wir die Gefahr, die darin für uns lag, als wir die Russen aus ihren Gräben stürzen und nach Süden rennen sehen. Das Feuer der schweren Mörser trieb sie aus ihren Gräben. Die Flüchtenden reißen Unterstützung und Reserven mit sich fort. Über freies Feld auf deckungsloser Ebene rennen und laufen die Massen. Auf verhältnismäßig schmaler Bahn bewegt sich die Flucht nach Süden. Links liegt unsere Infanterie an der großen Straße, rechts läuft der Damm der Bahn nach Jaroslau von Süden nach Norden. Dazwischen rennen und laufen die Massen in besinnungsloser Flucht. Das deutsche Artilleriefeuer bleibt ihnen auf den Fersen, während die Infanterie unter seinem Schutz langsam nachrückt.

Jetzt kommt für uns der Moment des Eingreifens. Unsere Batterien fassen sie in der Flanke. Eine Wand von krepierenden Schrapnells verlegt ihnen die Flucht nach Süden. In namenlosem Schreck stauen sie sich und fluten zurück. Sie versuchen nach links durchzubrechen, Infanteriefeuer empfängt sie. Gegen Osten versuchen sie den Bahndamm zu überklettern und sich unter den Durchlässen zu decken.

Es ist ein erbärmliches Bild, diese nach allen Richtungen gehetzte Menschenherde, die doch nirgends entkommen kann. Nun zeigen sie auch die weißen Flaggen und laufen unter verzweifeltem Winken den langsam vorrückenden deutschen Schützenlinien entgegen.

Auf dieser Seite der Front ist der Kampf zu Ende. Aber das Schwerste steht uns noch bevor. Im Süden und Südosten sitzen uns die Russen noch direkt vor der Nase. Das nächste kleine Werk im Fortsgürtel, das mit seinem flachen, runden Wall einer Schildkröte gleicht, ist in unserem Besitz. Die Russen schießen gerade mit schwerer Artillerie darauf, am jenseitigen Hang graben die Infanteristen eifrigst, um sich Deckung zu verschaffen. Die dann weiter zum „S"-Fort führenden Gräben sind noch in russischen Händen und dies selbst ist von ihnen stark besetzt. Schlimmer jedoch sind die Befestigungsanlagen im Norden von Zurawika, wo ein ganzes System von Gräben besteht, das jeden Angriff auf das „S"-Fort flankiert. Keine 500 Meter sind da die Russen von uns entfernt, und ihre Kugeln pfeifen ständig um unsere Beobachtungsstellen.

Unentschieden geht der Kampf hin und her. Zu Mittag wird den Truppen etwas Ruhe gegönnt. Auch uns tut sie gut. Die kurze Nachtruhe und die harte Tagesarbeit unter der glutheißen galizischen Sonne macht sich auf die Dauer doch fühlbar. In der Kasematte ist es ganz schön kühl, wenn auch wie überall im ganzen Fort voll Staub und Dreck. Auf einer Munitionskiste hockend, löffelt man sein Essen.

Den ganzen Nachmittag über kommen die Angriffe nicht recht voran. Trotz des Granathagels, den die Batterien auf die Flankierungsanlagen unterhalten, empfängt die Sturmgruppen bei jedem neuen Vorstoß heftigstes Feuer, das sie wieder zurücktreibt.

Der Abend ist nicht mehr ferne, ein neuer Angriff wird angesetzt. Die Mörser helfen uns jetzt; neben uns haben sie ihre Beobachtungsstelle eingerichtet Infanterie

geht wieder vor. Die verlassenen Gräben geben ihr manche Hilfe. Allein es bleibt genug deckungsloses Gelände. Dicht vor uns laufen jetzt die Unterstützungen zum nächsten Graben vor, etwa 100 Schritt über das freie Feld. Ein rasendes Schnellfeuer knattert aus der russischen Flankierungsanlage. Unsere Granaten krepieren direkt über den feindlichen Gräben. Die Mörserfontänen steigen zwischen ihnen auf, aber das Feuer wird nicht schwächer; an unseren Köpfen pfeifen die Weitschüsse vorbei. Die Infanteristen laufen so rasch sie können, gedeckt, so schnell der Tornister und die schwere Ausrüstung es eben erlauben. Man meint, einem jeden das erleichterte Aufatmen anzumerken, mit dem sie in den sichern, schutzgewährenden Graben plumpsen.

Auf einer Munitionskiste hockend, löffelt man sein Essen.

Es ist ein grausiges Bild, das einem im Herzen weh tut, wie unsere Leute an dem rasenden, russischen Feuer vorbeipassieren müssen, wie der „laufende Rehbock" auf dem Schießstand. Aber alle kommen sie glücklich vorbei. Da fällt der erste. Wie von einer Keule getroffen bricht er zusammen. Die Kameraden stürzen an ihm vorbei.

Der ganze Unterstützungszug hat jetzt passiert, nur der eine Getroffene liegt elend und verlassen auf freiem Feld, im Strichfeuer der feindlichen Infanterie.

Die Leitung des Feuers läßt uns keine Zeit, auf ihn zu achten, aber wie mit Gewalt zwingt es in jeder freien Sekunde den Blick zu ihm hinüber. Er hat einen Kopfschuß, Gesicht und Kopf färben sich purpurrot. Und er lebt noch. Er bewegt sich, hebt den Kopf und macht vergebliche, verzweifelte Anstrengungen vorzukriechen. Es ist ein jammervoller Anblick. Zweimal bittet der junge Artillerieoffizier seinen Chef, den Verwundeten aus dem Feuer holen zu dürfen, zweimal wird es ihm abschlägig beschieden.

Nun kriecht aber doch einer der Kameraden des Getroffenen aus dem Graben heraus. Ganz platt auf dem Bauch schiebt er sich vor. Nun ist er bei ihm. Die Kugeln

pfeifen ſtärker als je. Vorſichtig ſchiebt er den Verwundeten den Hang hinunter, wo ſie wenigſtens etwas geſchützt ſind. Im Liegen legt er den Notverband an. Dann verſucht er, den ſchweren, hilfloſen Körper in den ſicheren Graben zu ſchleppen. Ein zweiter kommt ihm zu Hilfe. Ein erleichtertes Aufatmen, Gott ſei Dank, nun ſind ſie im Graben. Unſere volle Aufmerkſamkeit iſt nötiger als je, denn unglaublich zäh nur kommen die Unſern vorwärts. Es iſt ein Ringen um jeden fußbreit Boden. Doch jetzt laufen die Ruſſen im Graben auf das „S"-Fort zurück. Schnell eine Salve darauf. Von der Schildkröte her „kommen" die Unſrigen nach, von Schulterwehr zu Schulterwehr.

Die Mörſerfontänen ſteigen in gelben und ſchwarzen Rauchwolken hoch. Lämmerwölkchenherden von weißen Schrapnellwolken ziehen über den Himmel. Das Feuer aus der Flankierungsanlage will nicht ſchwächer werden. In verſtärktem Maße ſchießen ſie auf unſere Beobachtungsſtellen. Sſſſſſ, pſtt, pſtt — Einer der Telephoniſten fiel mit einem Schuß durch die Stirn lautlos zu Boden. Die ruſſiſche Batterie feuert wieder. Der Eiſenhagel ſauſt zwiſchen uns herunter. Ein ſchwerer Schlag gegen den Leib. Von dem Griff der Piſtole iſt die Kugel abgeprallt; nur das Futteral iſt durchlöchert. Wer achtet jetzt darauf. Sauſende Kugeln und fiebernde Kampfesfreude, die alle Gefahr lächelnd mißachtet.

Wir ſind ſchwach an Artillerie, aber unſere beiden braven Batterien feuern, was nur aus den Rohren geht. Die Infanterie kommt voran, das feindliche Feuer wird ſchwächer und der ſinkende Abend bringt die freudige Nachricht, daß das „S"-Fort genommen.

Die Tagesarbeit iſt beendet. In der genommenen Stellung gräbt ſich die Infanterie ein; ſobald es dunkel geworden, löſen friſche Truppen die erſchöpften ab. Wir ſteigen von den Beobachtungsſtellen in das Fort hinunter. Unheimlich heben ſich von der Tiefe des halb verſchütteten Hofes aus die zerriſſenen Konturen der Batterietraverſen und der zertrümmerten Panzertürme vom Abendhimmel ab. In dem lockeren, aufgeriſſenen Erdreich gleitet der Fuß. Vom Eingang in das Fort her glüht düſter rotes Licht.

Schwälende Feuer und trüb flackernde Kerzen erfüllen mit myſtiſchem Halbdunkel die Kaſematten und Gänge. Geſpenſtiſche Schatten ſteigen auf und nieder, wachſen rieſengroß und verſchwinden.

Um die rauchenden Feuer und flackernden Kerzenſtummel lagern die Mannſchaften. Die Helme geben kriegeriſch ſcharfe Silhouetten, die das auf und nieder tanzende Licht gegen die Wände wirft, deren Riſſe und Sprünge ſich zu bewegen und verſchieben ſcheinen. Die Uniformen der Leute ſind zerriſſen und verdreckt, Haar und Gewand iſt verlauſt, was macht es da, daß das ganze Fort von den Ruſſen her voll Ungeziefer iſt. Die Geſichter mit den wilden Bärten oder den ſtacheligen Bartſtoppeln

Um die flackernden Kerzenstummel lagern die Mannschaften. (Seite 1098.)

und die schwieligen, harten Fäuste starren vor Schmutz — wer hat in den letzten Tagen Zeit gehabt, sich zu waschen? — nicht einmal die Offiziere. Der Pumpbrunnen im Fort ist zerstört; mit an Stricken herabgelassenen Kübeln hat man das Wasser daraus geschöpft, allein es ist eine trübe, stinkige Jauche. Die verschmutzten, durchschwitzten Kleider kleben am Körper, die Füße sind wund. In einem winzigen Loch, vielleicht einem früheren Arrestlokal, das gerade für uns drei Platz gewährt, hocken wir auf der Pritsche und verzehren bei tropfender Kerze das notdürftig gewärmte Essen.

In den Kasematten, soweit sie erhalten geblieben, liegen die Reserven, dicht gedrängt auf den Pritschen. Die Ventilationsschächte sind zum Teil verschüttet, die Luft ist stickig und verbraucht; durchdringend ist der Schweißgeruch der zusammengepferchten Menschenmassen. Im Kommandantenzimmer hat sich der Abschnittskommandeur eingerichtet. Der Schutt ist notdürftig weggeräumt, ein Bett steht darin, ein Tisch und ein paar Stühle. Im Vorzimmer ist die Telephonanlage; unaufhörlich geht das Summen, Tuten und Rufen. Die Drähte ziehen ein dichtes Spinnwebnetz unter der Decke, das im schwankenden Lichtschein gespenstisch zittert. Geisternde Lichter auf den Gängen. Gegen eine Leiche stößt der Fuß. Noch war nicht Zeit, sie alle zu begraben. In dichten Klumpen geballt, hocken Haufen russischer Gefangener; matt blinkt ein Bajonett daneben.

Auf Krankentragen und in Zeltbahnen werden Verwundete hereingebracht. Leises, qualvolles Stöhnen. Ein Offizier mit verbundenem Kopf geht vorbei. Ganz weiß schimmert das vollkommen mit Binden umwickelte Haupt.

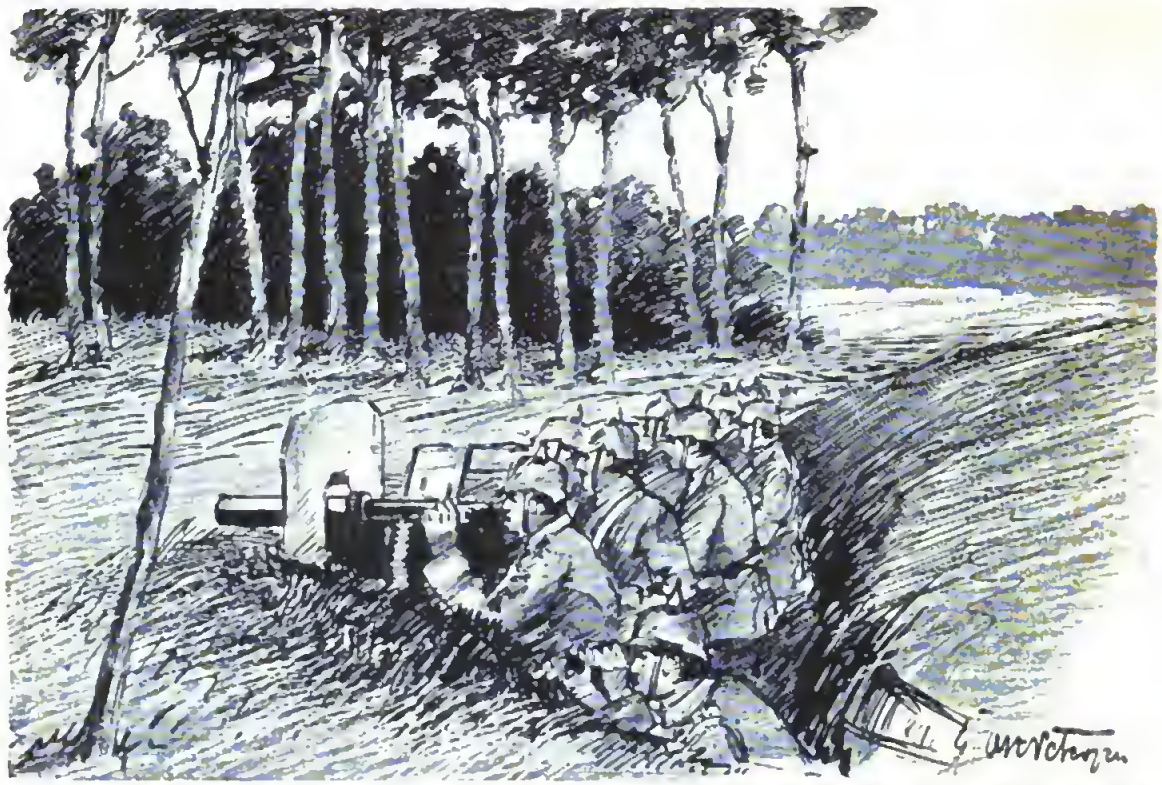
Ein Gewölbe ist voll russischer Verwundeter. Fast aufeinander hocken sie. Die notdürftig angelegten Verbände sind durchblutet, die Uniformen rostrot vom geronnenen Blut. Ein qualvolles Wimmern füllt den Raum. Ab und zu stöhnt einer laut auf. Der Arzt, der sich durch all den Jammer durcharbeiten soll, steht erst am Eingang. Mühsam sucht er einem Verwundeten mittels Zeichen klarzumachen, daß er die durchschossene Hand hochhalten soll.

Vor der Kasematte, in der die gefangenen russischen Offiziere liegen, steht ein Doppelposten. Die Tür fehlt. An ihrer Stelle stehen die beiden Wachen in der leeren Öffnung. Das letzte Kerzenstümpchen, dessen Licht in den Bajonetten glänzte, verlischt. Die Wachen bleiben ruhig stehen, sie brauchen kein Licht zur Bewachung der Feinde. Man sieht sie nicht, doch man fühlt, daß hier zwei Männer mit blankem Säbel stehen.

Noch immer droht im Zentrum des Forts der Blindgänger von der Decke herab. Tod, Zerstörung und Verwesung strömt aus den Ritzen und Fugen, von den Schutthalden und aus den Abgründen. Von den Männern, die hier schlafen, empfindet keiner das Inferno, das ihnen Obdach gewährt. Der Tod hockt neben ihnen, das Grauen grinst ihnen entgegen. Sie merken es nicht. Blind und stark gehen sie durch das Entsetzen.

Dr. Colin Roß.

Digitized by Google



Erlebnisse eines Immenstädters bei den „Dreiern“ vor Przemysl.

Ein eigenartiger Lehmstaub liegt dicht auf der Straße, der uns mit der Zeit mehr gelb als feldgrau erscheinen läßt, und ein Wind geht, daß man den Vormann nicht mehr sieht.

Der erste von uns erreichte Ort war von der Artillerie so zusammengeschossen, daß wir weitermarschierten und, in Mantel und Zeltbahn eingewickelt, auf freiem Felde übernachteten. Man übernachtet überhaupt lieber im Freien als in so elenden Löchern.

Nach dem sechsmonatlichen Aufenthalt der Russen hat die sonst schon arme Bevölkerung fast nichts mehr und doch haben wir beobachtet, wie diese Leute die von der Feldküche erbettelten Sachen den russischen Gefangenen zubrachten.

Die Gegend wird jetzt schöner und auch belebter; heute sind wir in Rzeszow, einer Stadt von etwa 20 000 Einwohnern, einmarschiert; noch vor acht Tagen waren die Russen da. (Ein Pfund Zucker kostet hier 1 Mark, auch Schokolade ist sehr teuer; billig dagegen sind Eier, die man von Bauersfrauen um 4 Pfennig das Stück bekommt.)

Freudig stimmte uns der deutsche Fahnenschmuck so vieler Häuser.

Erwünscht wäre mir alles, womit man rasch etwas Trinkbares machen kann, z. B. Tee, Kaffeemehl, Trockenmilch, Rum usw. Wir haben ständig Durst und oft trinken wir ein Wasser, das wir früher nicht getrunken hätten.

Nun sind wir in Stellung gekommen, nordwestlich von Przemysl, nicht allzuweit von der Fortlinie. Ein Fort ist gut sichtbar. Die 3. Kompagnie, der wir drei Offiziersaspiranten zugeteilt wurden, hatte die Nacht über tüchtig zu schanzen, während die Forts ihre Scheinwerfer dazu spielen ließen. Unser Regiment soll etwas geschont und in Reserve gelegt werden. Mit der Beschießung der Festung aus schwersten Geschützen wird begonnen. Wir biwakierten in der Nähe unserer Artillerie, was sich aber als sehr gefährlich erwies, weil wir Schrapnellfeuer erhielten durch die unsere Artilleriestellung suchenden feindlichen Geschütze. Soeben höre ich, daß morgen der große Sturm mit der schweren Beschießung begonnen wird. Wir lagern die Nacht über in einem Parke gefechtsbereit. Die Nächte sind sehr kalt. Unser Regiment hat bis jetzt viel geleistet und auch ziemliche Verluste erlitten. Wenn sich nämlich die Russen zurückziehen, dann bleiben immer noch Freiwillige im Graben, die bis zum letzten Augenblick schießen; dadurch verlieren wir manchen braven Kameraden.

*

Bin nun gesund und unverwundet nach Przemysl gekommen, schneller als ich es erwartet habe. Einquartiert bin ich in einer Sägmühle. Also muß ich zurückgreifen auf die Zeit, wo wir in Bereitschaft lagen: Wir verließen am anderen Morgen unsere Stellung und konnten, gedeckt hinter Höhenzügen, bis mittags ein gutes Stück vormarschieren. Zu einem Nahkampf der Russen kam es an diesem Tage nicht; sie hatten ihre Gewehre vor dem Schützengraben in die Erde gesteckt und sich ergeben. Von der Ferne gesehen gibt dies ein sonderbares Bild. Noch weiter vorgekommen gruben wir uns gegen Artilleriefeuer ein.

Abends ging es auf einer Straße gegen Przemysl weiter. Das Bataillon lagerte dann im Straßengraben. Mein Zug mußte aber noch weiter vor, um den Schützengraben der ersten Linie verlängern zu helfen. Todmüde schliefen wir dann im feuchten und engen Graben, und weil wir vom Fort nicht eingesehen wurden, belästigte uns dessen Artillerie nicht und auch andern Tages konnten wir die Stellung weiter ausarbeiten. Aber den lieben langen Tag wußten wir hungern — bis zur Ablösung. Nachts 12 Uhr: man gräbt sich ein bequemes Loch und schläft, um den Hunger zu vertreiben. Die Feldküche kann eben nur nachts bei so vorgeschobenen Posten erscheinen. Ein Auto, das sich einmal bis zu uns vorwagte, wurde bald durch russische Schrapnells zurückgetrieben und verfolgt.

Am 30. Mai setzte die Beschießung auf die vor uns liegenden Forts aus schwersten Geschützen ein. Das war ein Sausen und ein Donnern! Darüber kreisten eigene und feindliche Flieger. Den Einschlägen folgte jedesmal eine turmhohe Rauchsäule. Die

Digitized by Google

Forts waren bald in eine dunkle Rauchwolke eingehüllt. Ein preußisches Regiment war schon ganz vorn, um mit Hilfe der Pioniere Sturmstellung zu nehmen; die Forts waren aber noch sehr feuerkräftig und an manchen Stellen noch etwa dreißig Meter Drahtverhaue vorhanden. Wir kamen immer näher. Gewehr- und Geschützfeuer war furchtbar heftig, die Schrapnells sträuten das Gelände ab. Die Züge bewegten sich gesondert und lose, jeder von uns in gebückter Haltung, bis es hieß: „Spaten 'raus!" Alles schanzte wie besessen, daß der Schweiß von der Stirne tropfte, denn in einer Stunde wurde es hell und hätten dann von einem Fort eingesehen und flankiert werden können; sonderbarerweise wurden wir aber nicht belästigt, nur Infanteriegeschosse summten um uns verdächtig. Wir kochten sogar ab — Kartoffel und Erbsuppe — und holten Wasser am nächsten Brunnen.

Der auf zehn Uhr vormittags gepiante Sturm konnte noch nicht stattfinden. Die Mörser begannen noch einmal mit Macht einzusetzen; die Geschosse saßen sehr gut; plötzlich war das Feuer gegen Fort XI eingestellt, einen Pionier sah man oben mit dem Helme winken, andere die Drahtverhaue durchschneiden, dann folgten wir Bayern neben den Preußen in lichten Schützenlinien und in Schwärmen. Fort XI blieb jetzt stumm, doch die anderen Forts schickten noch immer Schrapnells. Auf einmal kamen die Russen, die sich hinterm Berg gedeckt hatten, im Laufschritt hervor und formierten gleich Gruppenkolonnen, um sich in solchen als Gefangene abführen zu lassen. Unsere Verluste waren nicht groß dank dem geschickten Heranarbeiten und der Artillerieunterstützung. Oben bezogen wir dann den schönen Schützengraben etwa fünfzig Meter vor dem Fort; hier wurden wir plötzlich überrascht von 21-Zentimeter-Granaten, die uns die benachbarte russische Artillerie als Gruß zugedacht hatte; sie platzten in nächster Nähe und Volltreffer hätten uns vernichten können, aber es ging auch dies an uns vorüber.

Die Nacht über blieben wir in dem eroberten Fort und besahen uns des anderen Morgens die schreckliche Verwüstung, welche die 42-Zentimeter-Granaten angerichtet hatten. Doppelte Eisenbetondecken waren durchschlagen und zerschmettert. Dem russischen Soldaten kann man keinen Vorwurf machen, daß er hier nicht standgehalten hat.

Bald mußten wir weiter vorwärts, zuerst in die zweite Linie, dann aber an den bedrohten linken Flügel. Die Russen waren gut verschanzt und von einem Nachbarfort bekamen wir Schrapnell-Flankenfeuer. Zuerst glaubten wir, die Infanteriegeschosse gingen zu hoch, dann aber bemerkten wir in nächster Nähe das Aufritzen des Bodens. So wie hier war ich noch nie in einem Infanteriefeuer gestanden. In der Mulde eines Feldweges konnten wir uns dann endlich verschnaufen. Unser Zugführer war durch einen Kopfschuß gefallen, ein Unteroffizier und andere fielen ebenfalls oder wurden verwundet. Der russische Graben war sehr stark besetzt und wir waren ohne Unter-

Einzug in Przemysl.

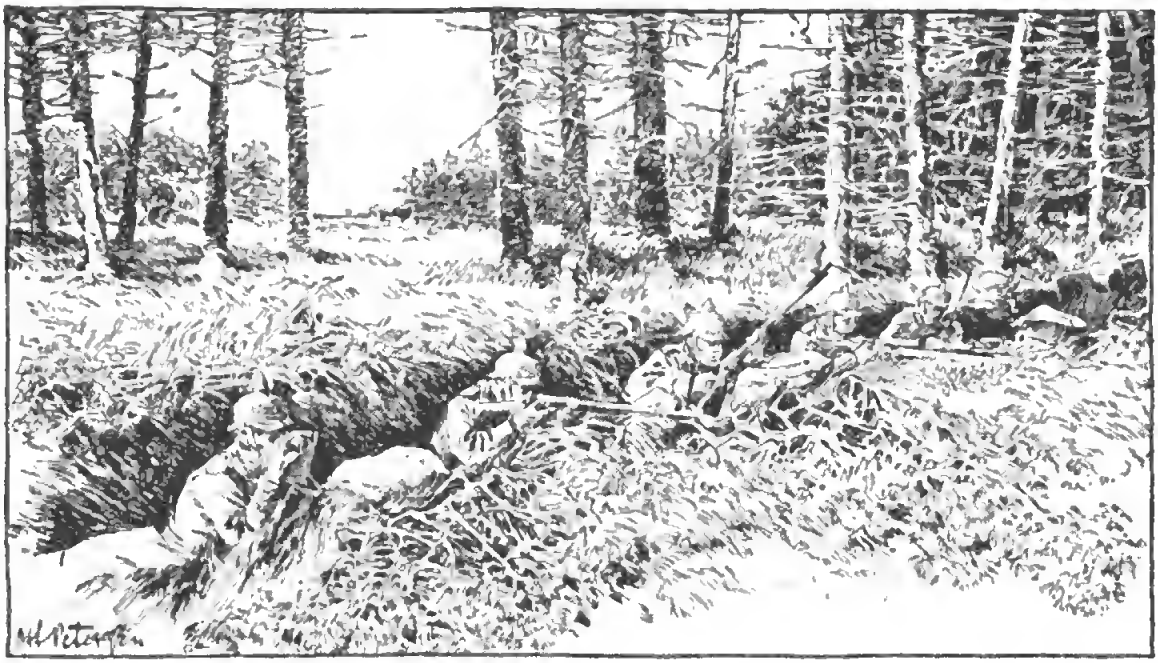
UNIV OF MICH.

ſtützung. Nur unſer Draufgehen rettete uns; die Ruſſen fingen aber nun an zu winken; zuerſt kam eine kleine Abteilung, dann kamen ſie in Haufen, fortwährend aber hatten wir noch das gefährliche Flankenfeuer aus dem Nachbarfort. Wir machten viele Gefangene und daß wir von deren Brot aßen, muß man uns bei unſerem großen Hunger wohl verzeihen. Unſer Major lobte unſere 3. Kompagnie ſehr, die leider auch ziemliche Verluſte hatte.

Unſere Tagesarbeit war aber noch nicht beendet. Nachmittags hatte unſer Bataillon Flankenſchutzdienſt. Ich kam mit einer Patrouille vor zur Beobachtung des Geländes. Von rechts wurden wir mit Schrapnells und von links mit Infanteriefeuer bedacht, das über den Schutzdamm pfiff, aber eigentümlich, man gewöhnt ſich an das. Aſpirant S. fiel durch ein Schrapnellgeſchoß und jetzt habe ich nur noch den W. als alten Kameraden. Lange konnte ich darüber nicht nachſinnen, denn eine vorgeſchobene Patrouille kam zurück mit dem Rufe: „Die Ruſſen kommen!“ Sie kamen auch wirklich mit allen Reſerven an. Wir rückten in unſere Stellungen ein, von rechts her kam Unterſtützung und ein furchtbares Feuer wurde auf die Feinde eröffnet. Unſer linker Flügel ging zum Gegenſtoß über und ſchlug die Ruſſen zurück.

Am 2. Juni fand unſer letzter Sturm vor dem Werk Zuwarica ſtatt. Es wurde das 1. Bataillon unſeres Regiments angeſetzt. Mein Zug war in zweiter Linie. Die Artillerievorbereitung auf die ſtarken hintereinander errichteten Stellungen der Ruſſen war furchtbar und läßt ſich gar nicht beſchreiben. Schließlich war alles mit dunklem Pulverrauch bedeckt. Der Sturm begann. Durch einen Hohlweg konnte unſer Zug ſich ohne Verluſte heranbringen, dann ging es „marſch! marſch!“ über ein kniehohes Roggenfeld, und da es vorher ſtark geregnet hatte, wurden wir patſchnaß. Von rechts erhielten wir Maſchinengewehrfeuer, mein Nebenmann bekam einen Kopfſchuß und ein weiterer Kamerad einen Armſchuß. Die Ruſſen hatten ſich teilweiſe in der erſten Linie ſchon ergeben. Steigen einige aus dem Graben heraus, dann darf man gleich das Schießen aufgeben, denn dann folgen (einige Mutige ausgenommen) die andern nach und bilden ſofort Gruppenkolonnen. — Mir wurde der Auftrag zuteil, die Häuſer des nächſtliegenden Dorfes mit meiner Gruppe nach verſteckten Ruſſen zu unterſuchen. Daß ſich aber Ruſſen verſtecken und aus dem Hinterhalte ſchießen, gibt es nicht; wenn der Ruſſe ausreißt, dann reißt er richtig aus. Brot und ruſſiſche Konſerven bekamen wir genug und Milch von den Bauern. So erledigte ſich mein Auftrag angenehmer, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte.

Nachts 9—10 Uhr hörten wir ſtarkes Donnern; wir glaubten, ein Gewitter ſtände am Himmel, aber es war eine Brückenſprengung, und ein großer Brand in der Richtung auf Przemyſl erleuchtete die Nacht vom 2. auf 3. Juni, in der ich von zwei bis vier Uhr auf Horchpoſten war. Die Ruſſen ſollten ſich angeblich 400 Meter vor uns



verſchanzt haben; um ſo verwunderter war ich, als etwa um 3 Uhr mehrere deutſche Kompagnien gegen die ruſſiſche Stellung vorgingen, und nach und nach war es ein ganzes Regiment, das an uns vorbeimarſchierte. Am Morgen klärte ſich die Sache auf: es war ein Regiment, das erſt angekommen war und als erſtes in Przemysl eingezogen iſt, nachdem unſer Regiment die Arbeit getan hatte. Bald aber tröſteten wir uns mit der Ausſicht, einige Tage Raſt zu bekommen, die wir dann auch genießen durften. Gut war die Luft nicht, durch die wir bis Przemysl hindurch mußten. Die vielen mangelhaft vergrabenen Leichen und die noch herumliegenden toten Pferde verpeſteten weithin die Gegend.

Beim Einzuge in Przemysl reichten uns Damen, feſtlich gekleidet, Waſſer und ſonſtige Erfriſchungen, und alles war voll Jubel und Freude. Im Quartier konnte ich einen lausfreien Platz bekommen. Die Stadt iſt wirklich ſchön gelegen, iſt etwa ſo groß wie Ulm und hat die Lage wie Landsberg am Lech; der Fluß San durchzieht in Windungen die Stadt. Eine Verwüſtung durch die Ruſſen hat nicht ſtattgefunden. Was man kauft, iſt ſehr teuer. Gelegenheit gibt es jetzt zum Baden und auch meine Sachen konnte ich waſchen laſſen. Unſere Uniformen ſind furchtbar mitgenommen worden. Am Sonntag war Parademarſch vor Sr. Kaiſerl. und Kgl. Hoheit dem Öſterreichiſchen Thronfolger, und man hatte Not, um mit ganzen Hoſen und Röcken erſcheinen zu können.

Am Montag den 9. Juni früh haben wir Przemysl verlaſſen; es geht weiter vorwärts.

Zum alten Ton ein neues Lied!

Wir saßen beisammen und gedachten unserer Kämpfer in Feindesland. Wenn dem Deutschen wohl oder weh ist, so greift er nach dem Liede und niemals wurden die vaterländischen Lieder so viel gesungen als in dieser schweren Zeit. So taten auch wir und da wir über das schönste und zündendste aller Lieder kamen, der „Wacht am Rhein", da ging wie schon oft die Rede, daß der Text zu dieser Melodie veraltet, wenigstens zurzeit nicht ganz das Richtige ausdrücke, der Rhein sei nahezu ungefährdet, und die Wacht im Osten sei von mindestens derselben großen Bedeutung wie die Wacht im Westen. Und der Deutsche ist kein Freund von halben Dingen, empfindet aber einen solchen Mangel, wenn er das Lied „die Wacht am Rhein" singt und dabei der Kämpfenden in Ost und West, zu Wasser und zu Lande gedenkt. „Wissen Sie was", sagte da jemand, „Ihnen fällt es doch so gar nicht schwer, satteln Sie doch Ihren Pegasus und geben Sie uns einen neuen Text zur alten Melodie!" „Soll geschehen!" erwiderte ich die Anregung und machte mich augenblicklich ans Werk.

Nach zwanzig Minuten stand der neue Text am Papier und nun soll er hinaus in die Lande, auf die Kampffelder ziehen, Allen zur Freude und zur Erhebung, die Freude am Liede und an deutschem Sange haben. Mögen seine Worte ebenso zündend wirken, als es der erste Text zu so Vieler Lust getan, denn es ist deutscher Sang, der Helden Sang! —

Der Deutschen Sang!

Ich kenn' ein Lied, so groß und rein,
Wie hellen Lichtes klarer Schein,
Ein schönes herrlich freies Lied,
Das wie ein Sturmwind brausend zieht.
Es steigt aus tiefster Seele auf,
Und zieht den Schwächsten mit hinauf:
:: Das ist der Deutschen Sang, der Heldensang! ::

Was auch des Menschen Herz bewegt,
Was er in tiefster Seele trägt,
Des Lebens Schmerzen oder Lust,
Das klingt im Lied aus seiner Brust.
Doch kein Gesang erklingt so groß,
Als unser Sang im Schlachtgetos',
:: Als unser deutscher Sang, der Heldensang! ::

Drum sei mein höchstes Lob geweiht
Dem deutschen Liede allezeit,
Das einst in gnadenvoller Stund'
Ein Gott gelegt in unsern Mund.
Entweiht ihn nicht durch Lug und Trug
Und denkt an Gott, der Schlachten schlug
:: Durch unsern Heldensang mit Gottesklang! ::

Hanna Vogt-Vilseck, Gauting.

Das Gewölbe ist voll russischer Verwundeter, die fast aufeinander hocken. (Seite 1101.)

Der Einzug der Augsburger in Przemysl.

Fronleichnamstag! golden-sonnig wie selten einer, war in fernem Feindesland angebrochen, nachdem tags zuvor ein leichter Gewitterregen der drückenden Schwüle der letzten Tage Abbruch getan und uns Soldaten wohltuende Erfrischung verschafft hatte. Es galt das Fort XII, das letzte große Außenbollwerk der „russischen" Festung zu nehmen. Und wir Bayern im Verein mit der Garde nahmen es. Die preußische Garde erfüllte die ihr zugewiesene Aufgabe glänzend, während wir auf einer anderen Seite vorgingen, wo wir noch heftiges Infanteriefeuer erhielten. Glücklicherweise hatte sich die Artillerie (die uns am Montag, als wir einem schon eroberten Hauptfort zustrebten, stark beschoß) aus ihren Stellungen dank dem vorzüglichen Arbeiten unserer deutschen Kanonen schon zurückgezogen, so daß wir mit verhältnismäßig leichten Verlusten vorwärts kamen.

Nach etwa einstündigem Vorgehen in zweiter Linie hatte unser Augsburger Regiment ein sauberes Dorf erreicht, in dem mehrere Häuser in Brand geschossen und fast alle Fensterscheiben durch den Luftdruck der Granaten zerbrochen waren. Auch lagen viele tote Pferde und Rinder, die auf der Weide von Granaten getroffen worden waren, oft mitten entzweigerissen, herum, dazu viele russische Ausrüstungsstücke. Die Rußki müssen hier direkt überrascht worden sein, denn es gab im Dorf sogar noch Brot und Buttermilch und sehr gutes Trinkwasser, was man sonst in Galizien nicht gerade häufig vorfindet. Wir bezogen später Strohlager, was jedem sehr wohl tat, nachdem wir schon wochenlang keine Ruhe hatten und durch den Regen völlig durchnäßt waren. Gegen 11 Uhr abend kam auch die Feldküche heran und um 2 Uhr gab es schon wieder Kaffee, so daß wir nach den Entbehrungen der letzten Tage, an denen man nur einmal am späten Abend Essen erhielt, hochbefriedigt waren.

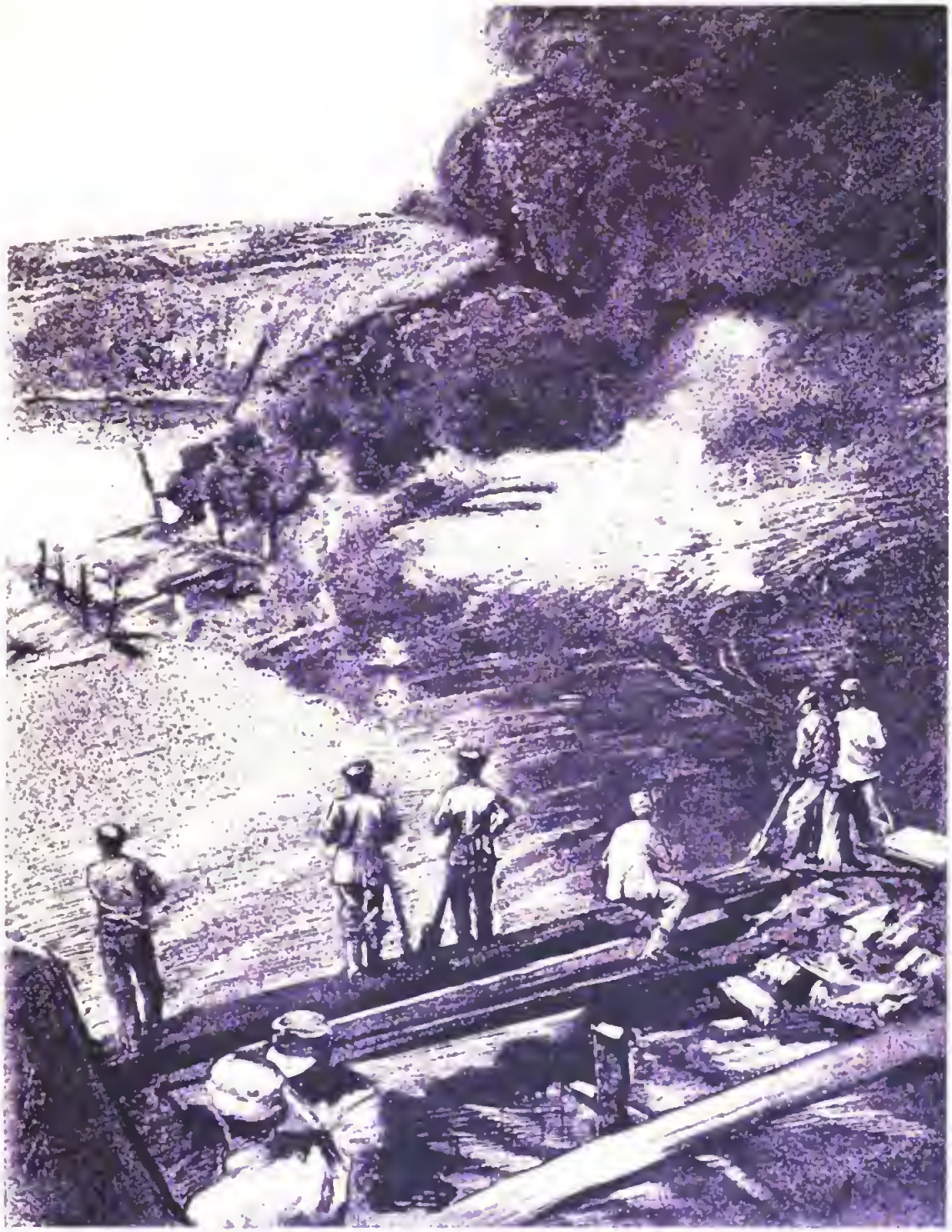
Wir verbrachten eine herrliche Nacht, während rings um uns die Kanonen donnerten. Kaum waren wir aus unserer süßen Ruhe emporgeschreckt, raunte man sich's schon allenthalben zu: die Garde sei bereits in Przemysl eingezogen. Wir konnten es nicht glauben, es klang wie Erlösung. Aber gegen 5 Uhr früh sagte es

Am Sonntag ſtattete der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joſeph und Erzherzog Ferdinand, der Bruder unſerer Königin, der aus dieſem Anlaß reich geſchmückten Stadt Przemyſl einen Beſuch ab. Von jedem Bataillon war hierzu eine Kompagnie zur Parade ausgerückt. Herrliches Sommerwetter begünſtigte den Tag und mit Bewunderung verfolgte die Menge den ehernen Vorbeimarſch der Truppen, die ihren ganzen Stolz dareinlegen, zu zeigen, daß ſie deutſche Soldaten ſind. Auch die Chevaulegers und die Feldartillerie ſchloſſen ſich der glänzenden Parade an, die auf alle einen noch größeren Eindruck gemacht hatte, wie der Einzug ſelbſt.

Um 9 Uhr war Feldgottesdienſt, wobei der Feldgeiſtliche herrliche Worte für unſere Soldaten fand, indem er ihnen nach dem unterlegten Text des treffenden Evangeliums den Heiland als Vorbild und Helfer ſchilderte. Mächtig wirkte zum Schluß der Dankchoral „Großer Gott, wir loben Dich“, der von Tauſenden kampferprobter Krieger mit kraftvollen Stimmen geſungen wurde — es war wie ein Gebet, das emporſtieg zum Lenker der Schlachten, wie ein Segensruf für die vielen teuren Kameraden, die bei der Erſtürmung der Feſtung Przemyſl ihr Leben gaben für das Vaterland. Es hat wohl keinen unter uns gegeben, der in dieſen Augenblicken nicht mit ſeinen Gedanken unter Euch geweilt, wohl keinen, der nicht der furchtbaren Stunden der letzten Monate gedachte, als gleich einem Kaleidoſkop das ganze Leben von der ſonnigen Jugendzeit bis zum Lärm der Schlacht vorüberzog. Und in der Ferne zogen die öſterreichiſchen Brüder, ein munteres Liedel ſingend, durch die Straßen. Traum und Wirklichkeit.

*

Über die übertriebenen Preiſe mancher Judenfirmen in Przemyſl möchte ich auch noch ein Wort ſprechen. Das Pfund Zucker koſtete 2 Kronen, je eine kleine Spule ſchwarzer und weißer Zwirn mit ſechs Nähnadeln, ſage und ſchreibe — 1 Krone und 20 Heller. Eine Tafel Schokolade, die ſonſt 5 Heller koſtet, läßt man ſich kaltblütig mit 24 Hellern von den armen Soldaten bezahlen und eine Schachtel mit zehn Stück ruſſiſchen Zigaretten, die aber zu drei Viertel Mundſtück und daher in knapp zwei Minuten geraucht ſind, mit 50 Pfennig. Dagegen iſt Zigarettentabak wieder ſehr billig, ein Päckchen bekommt man für 30 Pfennig. Es ſollen jene Geſchäfte, die



Brennende Brücke bei Jaslo.

Digitized by Google

unverſchämte Preiſe ſtellten, auf Antrag der deutſchen Verwaltung, unter der die Stadt heute ſteht, geſchloſſen worden ſein. Gehört ſich auch.

Von Zerſtörungen iſt in der Stadt, abgeſehen von einigen zertrümmerten Fenſterſcheiben, an Häuſern wie an Auslagfenſtern, ſowie verbogenen Rolläden, wenig zu ſehen. Eigenartig muten hier die Brunnen an, die mit einem Pumpwerk verſehen ſind, das durch ein Schwungrad in Bewegung geſetzt wird. Eine Straßenbahn beſitzt Przemysl trotz ſeiner Einwohnerſchaft (60 000?) nicht, es weiſt aber meiſt ſaubere, gradlinige Straßen auf mit gutem Würfelſteinpflaſter. Die Gehſteige beſtehen aus ſchönen, großen Platten.

Das Straßenbild der Feſtung Przemysl war in den erſten Tagen blitzartigem Wechſel unterworfen. Deutſche und Öſterreicher ſollen zu gleicher Zeit am Fronleichnamstag in die befreite Stadt eingezogen ſein. Eine Unmenge öſterreichiſcher Truppen und Bagagen verließ bereits am Einzugsabend wieder die Stadt, während tagsüber faſt nur noch Öſterreicher einzogen. Stundenlang wälzten ſich die ungeheuren Truppenmaſſen durch die Straßen der Stadt und immer neue Kolonnen deutſcher und öſterreichiſcher Truppen ergoſſen ſich ſtrahlenförmig in den heißumſtrittenen Mittelpunkt. Wer ſolche Tage erlebte, kann ſie nie wieder aus ſeiner Erinnerung verwiſchen.

Die bayeriſchen Truppen, die ſich im Kampf um Przemysl hervorragend ausgezeichnet haben, genießen nun hier einige Tage wohlverdienter Ruhe, die ihnen nach faſt ſechswöchiger raſtloſer Gefechtstätigkeit wohl zu gönnen iſt. Hans Wiedemann.

Am Dan.

In einem halb abgebrannten Dörfchen bezogen wir am Spätnachmittag Ortsbiwak. Wir banden die Pferde an einen Zaun. Im weiten Umkreis Truppen im Biwak. Am Bache wimmelte es von nackten Leibern. Mich traf die erſte Wache vor dem Stabsquartier, dem Schulhaus, auch hier dem einzigen gemauerten Haus inmitten eines hübſchen Gärtchens. Inzwiſchen war Haber gefaßt worden, nun kochte auch ſchon das Waſſer im Keſſel der Feldküche. Zum Tee gab's heute noch etwas beſonderes: ein Stück rohen Schinken. Auch an Brot war kein Mangel. Eine alte Frau und ein Kind ſitzen auf den verkohlten Reſten ihrer Behauſung. Am ſtehengebliebenen Backſteinherd kocht eine junge Frau ein beſcheidenes Abendeſſen. Nebenan bearbeitet ein Mann hoffnungsfroh

und schaffensfreudig Baumstämme zu einer neuen Hütte. Eine Bauersfrau läuft laut jammernd und weinend plan- und zwecklos den ganzen Abend umher, weil Zahlmeister und Metzger irgend eines Bataillons ihr eine junge Kuh wider Willen abgekauft hatten.

Feldküche und Lebensmittelwagen wären wohl irgendwo steckengeblieben, wären sie nicht durch Vorspann schwerer russischer Beutepferde und durch Ankauf mehrerer kleiner galizischer Pferde samt Wagen entlastet worden.

Mit den Beutepferden waren auch russische Infanteriemannschaften zugeteilt worden; wir hatten drei „Rußki" bei der Bagage. Einer von ihnen führte am Ende der Kolonne ein unterwegs lahm gewordenes Pferd nach. Da sonst alles ritt oder fuhr, blieb er ab und zu zurück; dann schrie er aus Leibeskräften: „Ganze Divisionestabe halt!" Das hatte er dem Führer unserer Kolonne abgelauscht, der bei Stockungen ein lautes „Divisionsstab halt" befahl, um zu vermeiden, daß Wagen aufeinanderfuhren.

Der Schein der Biwakfeuer trat an die Stelle der verlöschenden Glut eines prachtvollen Sonnenunterganges. Auf etwas Stroh legten wir uns bei unseren Pferden zur Ruhe.

Nächsten Morgen um 4 Uhr ritten wir ab. Vorher hatte ich noch eine Feldflasche voll Milch erstanden, die nun den knurrenden Magen besänftigte. Etwa um 8 Uhr wurde zum Kaffeefassen abgesessen, mittag zu einer längeren Rast auf einer sandigen Talwiese an der Lubaczowka. In einer wahren Wüstenglut ritten wir am Nachmittag durch das eintönige Land, das außer den mehr oder minder zerstörten Ortschaften Schützengräben, Feldbefestigungen und einzelne Gräber aber auch nichts bot, was das Auge zu fesseln vermochte. Nur einmal erinnere ich mich, ein kleines farbiges Bild gesehen zu haben, das auch sofort den Blick auf sich zog: Inmitten all des noch ziemlich grünen Getreides ein helles wirklich goldgelbes kleines Feld mit einigen ebenso malerischen wie elenden Hütten und einer Baumgruppe.

Das zu beiden Seiten der Straße in einer Ausdehnung von vier bis fünf Kilometern hingestreckte Laszki war nichts mehr als eine parallele Säulenreihe von Kaminen. Mit Ausnahme einer Kirche aus grellroten Backsteinen standen von den etwa 60 Häusern keine zehn, die, wie die rote Kirche, auf der Anhöhe oder sonst abseits standen.

Einzelgräber links und rechts der Straße. Alle tragen Holzkreuze, römische und orthodoxe. Aus einem kleinen Fichtenwäldchen halbwegs Laszki und Lazy leuchten die weißen Holzkreuze eines frisch angelegten Friedhofes, der vielen deutschen Kämpfern zur letzten Ruhestätte wurde, und noch manchem im nahen als Lazarett eingerichteten Kloster Koberenki hoffnungslos an seinen Wunden Darniederliegenden werden wird.

Ein Feldweg, der aber zu einer breiten Straße links und rechts in die Getreidefelder eingefahren ist, führt uns am Spätnachmittag zum San, den wir auf der nunmehr fertigen schmucken Holzbrücke überschreiten, die mit Fahnen in deutschen, österreichisch-ungarischen und galizischen Landesfarben geschmückt ist.

Digitized by Google

Wir ritten auf den Platz hinter dem Rathause; der Platz wurde als Appell- und Alarmplatz bestimmt; für nächsten Morgen um neun Uhr Appell befohlen. Dann rücken wir in die uns von den vorausgeschickten Quartiermachern zugewiesenen Stallungen. Etwa zwanzig unserer Pferde kamen in eine große Scheune am Abhange hinter der großen Kuppelkirche. Da sattelten wir ab und tränkten die durstigen Tiere. Auch unsere drei Rußki versorgten eifrig ihre Pferde. Haber gab's noch nicht, auch noch nichts zu essen. Putzen wollte ich auch nicht mehr anfangen. So spazierte ich in die Hauptstraße, um einige Sachen zu kaufen, vor allem Seife, Zündhölzer, Kerzen. Denn die Juden hatten sich in improvisierten Läden auch hier wieder niedergelassen und hielten neben den genannten Sachen Bleistifte, Briefpapier und solch kleine Dinge weiter feil, in anderen Läden heißen Tee, Limonade, Schokolade, Kuchen usw. Die Buden waren stets belagert; auch ich naschte natürlich da und dort.

Zur Ehre der Geschäftsleute muß ich sagen: sie verdienten nicht mehr an den Waren, als ihnen — erlaubt war. Nun suchte ich nach einem Raseur; nach der Aufschrift an einem demolierten Laden konnte ich noch erkennen, daß hier ehedem so ein Schaumschläger seines Amtes gewaltet. Durchs Fenster nebenan sah ich, daß der Ladenbesitzer schon wieder aus der Verbannung zurück ist. Also trat ich in die Wohnung ein. Da huschten erst einige Mädels, die ungekämmt zwischen Niederlegen und Aufstehen angekleidet waren, zur anderen Türe hinaus, kamen aber neugierig gleich wieder. Dann tauchte aus dem Chaos von Einrichtungsgegenständen ein alter Mann auf, der der „Friseur" war. Der kratzte mir nun gottserbärmlich den Bart ab und verlangte für diese Tortur 20 Pfennig. Während der mich rasierte, kam zwei bis drei Mal eine alte runzlige Jüdin ins Zimmer — sie kochte vermutlich im Nebenraum, aus dem Fettgeruch kam — um sich jedesmal in dickflüssig schmierig-schmutzigem „Wasser" die Hände zu „waschen". Vielleicht war das rituelle Vorschrift; aber jedenfalls: Guten Appetit. Ich war froh, als ich das Haus verlassen hatte. Nun tüchtig gewaschen; das Wasser aus der Zisterne war ziemlich rein. Inzwischen war vom Proviantamt Hafer gefaßt worden; die Feldküche hatte für uns gekocht. Also mit Freßbeutel und Feldflasche zum Appellplatz. Da war einiger Andrang, aber jeder bekam sein Teil: Hafer mit Zucker, Tee, Käse und Brot. Gefüttert, gegessen und nochmals getränkt; so wurde es fast Nacht. Nachtlager gab's nicht viel zu richten; wir legten uns auf den blanken Boden, der mit Dachplattenstücken und Schrapnellkugeln besät war, uns mit den Pferdedecken zudeckend. Ergötzlich war es, wie der Fahrer, der einen der Russen als Vorspann hatte, diesem, der sich mit in die Stallwache teilte, unterwies, was er zu tun habe, falls jemand etwas stehlen wollte. Die „Rußki" bekamen natürlich auch zu essen wie wir, auch Zigaretten und Zigarren faßten sie und sie schliefen bei uns wie unseresgleichen.

Schwere Gewitterwolken hatten sich zusammengeballt und wir sprachen vor dem Einschlafen noch scherzend, daß wir in der Nacht durch das schrapnellgesiebte

Digitized by Google

Dach wohl noch unwillkommenen Segen herabbekommen würden. Aber wir ſchliefen ein, ehe auch nur ein Tropfen gefallen war.

Ein gewaltiger Donnerſchlag weckte uns; durch das Dach tropfte es ſtark herein. Das ſollte mich nicht genieren; ich zog die Decke über den Kopf und wollte weiter ſchlafen. Aber der orkanartige lärmende Sturm und die raſch aufeinanderfolgenden Donnerſchläge hielten uns wach. Plötzlich ein furchtbares Krachen, Poltern, Balkenbrechen, Stürzen. Pferde riſſen ſich erſchreckt los, wir fuhren auf, denn in der ſtockdunklen Nacht war nichts zu ſehen, was geſchehen war, und das Krachen war ſo nah, als ob unſer Dach einſtürzte; aber es war uns bald klar, daß nur eine der Kuppeln eingeſtürzt ſein konnte. Zudem flogen auch Ziegelſtücke herunter, und die dadurch größer werdenden Löcher des Daches ließen dem Sturzbächlein des inzwiſchen zum Wolkenbruch geſteigerten Regens freien Lauf in die Scheune. Die ſchon tropfnaſſe Decke über Kopf flüchtete ich mit den anderen Kameraden in Strümpfen — die Stiefel hatte ich ausgezogen, um beſſer auszuruhen — über den Hof in einen leeren Stall, in dem wir weiterſchliefen — auf einer dicken, weichen Lage von Pferdemiſt, wie wir am kommenden Wagen ſahen. Unſere „Rußki“ kamen auch aus irgendeinem ſchützenden Loch hervorgekrochen.

Wolkenlos blau der Himmel, herrlich ſtrahlend die Morgenſonne. Bis auf einige Pfützen faſt trockener Boden. Und vor wenigen Stunden ſolch wütender Sturm? Kaum glaublich. Aber der große Turm hatte ja dabei ſeinen Kopf verloren, das ganze Kuppelgerüſt und ein Stück Mauerwerk dazu. Die Balken, geknickt wie Streichhölzer, lagen nun umher, auf dem Boden, auf dem zerſchlagenen, verbeulten, eingedrückten Blechdach.

Kleider, Decken uſw. trockneten ſchier im Handumdrehen in der ſchon in den Morgenſtunden auftretenden Sonnenhitze. Die Zeit bis zum Appell um 9 Uhr verging mit Füttern, Frühſtücken, Pferd- und Zaumzeugputzen, Stiefelputzen, „Toilette“ uſw. Beim Appell wurde für 12 Uhr Marſchbereitſchaft befohlen. Auf dem Rückwege beſah ich mir die Kuppelkirche auch von innen: In der Mitte ein weißer Haufen von Mauerwerk, Holz, Eiſenſtücke, farbiges Glas von den Fenſtern, blinkendes Meſſing von dem Mittelluſter. Auch das rechte Seitenſchiff war mit Trümmern beſät, das linke dagegen gut erhalten, wie denn auch der linke Turm ziemlich unbeſchädigt blieb. Dieſes Seitenſchiff war von den natürlich auch hierher gefallenen Mauerteilen geſäubert. Hierher waren auch einige alte Fahnen vor weiterem Schaden gerettet worden. Kerzen brannten auf einem der Altäre, vor dem einige Bauersfrauen knieten. Weihrauchgeruch erfüllte den Raum; vor einer halben Stunde war Gottesdienſt geweſen.

Ich hatte noch ein Stündchen Zeit, flüchtige Tagebuchſkizzen zu machen. Gegen 11 Uhr fütterten wir, faßten dann unſer Eſſen, ſattelten. Pünktlich war alles um 12 Uhr auf dem Appellplatze. Aufgeſeſſen!

Ehrentag eines bayerischen Infanterie-Regiments.

Die Verfolgungskämpfe in Galizien und jetzt in Russisch-Polen kennzeichnen sich besonders dadurch, daß die Russen in bereits seit Wochen ausgebauten, sehr starken Befestigungsanlagen, die nur einige Kilometer auseinander liegen, immer wieder mit neu herangeschafften Kräften Widerstand zu leisten versuchen. Manchmal gelingt es ihnen, den nachdrängenden Feind einige Tage aufzuhalten, manchmal aber sind ihnen auch die Deutschen derart auf den Fersen, daß sie nicht mehr imstande sind, in einer bereits stark ausgebauten Stellung Widerstand zu leisten.

Am 30. Juli 1915 stand unsere Division wieder vor einer stark befestigten und stark besetzten feindlichen Stellung. Der Angriffsraum, der der Division zugewiesen war, war nur so breit, daß sie ein Infanterieregiment für hinreichend hielt, um den Gefechtsstreifen der Division auszufüllen. Hierzu wurde unser Regiment befohlen. Man konnte die Infanterie in einem Walde gedeckt bis auf etwa 1200 Meter an die feindliche Stellung heranbringen. Ein weiteres Vorgehen aus dem Walde führte über eine ganz flache Ebene. Durch Flieger war die feindliche Stellung schon soweit erkundet, daß man bestimmt wußte, wo die stärksten Befestigungsanlagen vor der

Front lagen. In unserem Angriffsstreifen lag das sehr stark befestigte Werk 10, an das sich rechts und links starke Befestigungsgruppen mit Drahthindernissen anschlossen.

Am Abend des 30. Juli — es war noch Tag — arbeitete sich das Regiment in lichten Schützenlinien an die Stellungen des Feindes heran. Kein Schuß fiel und man war versucht zu glauben, daß die Stellung überhaupt nicht besetzt sei; doch als die vordere Linie bis auf ungefähr 500 Meter vor den feindlichen Drahthindernissen angekommen war, prasselte ein ungeheueres Infanterie- und Maschinengewehrfeuer auf sie nieder. Ein weiteres Vorkommen war in diesem Höllenfeuer unmöglich. Es wurde daher befohlen, daß während der Nacht die erreichte Linie auszubauen und mit neuen Kräften aufzufüllen sei. Während der ganzen Nacht suchte der Feind durch anhaltendes Infanteriefeuer die Arbeiten und das Heranführen von Unterstützungen zu stören. Doch trotz alledem gelang es dem Regiment, seine vorderen Linien derart aufzufüllen, daß der morgen zu erwartende Sturm massig geführt werden konnte.

Der allgemeine Angriff für das ganze Korps war zu einer bestimmten Zeit angesetzt. Von zehn bis zwölf Uhr vormittags richtete unsere schwere und leichte Artillerie ein gutes Wirkungsfeuer auf die feindlichen Stellungen.

In der letzten halben Stunde vor Beendigung des Artilleriefeuers begann unsere Infanterie sich unter dem Schutz des Wirkungsfeuers auf Sturmentfernung (200 Meter) heranzuarbeiten. Doch fühlte sich die stürmende Truppe bis zwölf Uhr noch nicht nahe genug an der feindlichen Stellung. Die Artillerie wurde ersucht, noch weiter zu schießen und ihr Feuer in der Zeit von halb ein Uhr bis nach drei Viertel ein Uhr zu einem Massenfeuer zu verstärken. Kurz nach drei Viertel ein Uhr nachmittags war der Sturm befohlen. Um diese Zeit verlegte die Artilerie ihr Feuer weiter rückwärts. Wie ein Mann, so erhob sich die ganze vordere Linie des Regiments zum Sturm. Es war nicht leicht, vorwärts zu kommen. Trotz des Artilieriefeuers hatte der Feind doch wieder seine Stellungen besetzt und warf ein heftiges Infanterie- und Maschinengewehrfeuer unseren anstürmenden Truppen entgegen. Doch diese ließen sich nicht irremachen und blieben mit blanker Waffe im Stürmen. Während man auf der linken Hälfte der Front leichter vorwärts kommt, stockt der Sturm auf Werk 10 kurze Zeit. Ja, die wackere Besatzung des Werkes 10 entschließt sich sogar zu einem wütenden Gegenangriff. Es kommt zu heftigem Nahkampf mit blanker Waffe und mancher brave Bayer stürzt vom Bajonett des Gegners getroffen zu Boden. Da ist es der linken Hälfte auch schon gelungen, über das Drahthindernis in den feindlichen Schützengraben einzudringen. Die Russen ergeben sich hier in Massen, während man vor Werk 10 noch Mann gegen Mann kämpft. Doch auch hier ist jetzt der Kampf bald entschieden. Die Kameraden, die die linke Grabenhälfte erstürmt haben, sehen, wie man rechts

noch in erbittertem Nahkampf ficht. Da gibt's kein Zaudern. Die Gefangenen laufen von ſelbſt zurück.

Ohne auch nur eine Minute zu warten, ſchwenken die links anſchließenden Kompagnien nach rechts ein und kommen ſo dem Werk 10 in den Rücken. Wütend ſtürzen ſie ſich auf den noch immer ſich heftig wehrenden Gegner vor Werk 10. Die Lage für den tapferen Feind des Werkes 10 wird kritiſch. Als er ſich umgangen ſieht, wirft er die Waffen weg, mit denen er ſich noch vor einer Minute tapfer erwehrte. Er hebt die Hände hoch und läßt ſich gefangen nehmen. Das Werk 10 wird von den unſeren beſetzt. Maſſenhaft ſieht man die Gefangenen zurückkommen.

Die Stellung bei Werk 10 iſt heldenhaft erkämpft. Doch kann ſie nicht lange gehalten werden, wenn nicht auch Werk 12 geſtürmt wird. Die Lage für unſere Tapferen in Werk 10 wird höchſt unangenehm, ſie erhalten direktes Flankenfeuer von Werk 12. Da entſchließt ſich unſer Regimentskommandeur, ſein letztes Bataillon einzuſetzen und Werk 12 ſelbſt wegzunehmen. Das Bataillon wird ſofort zum Angriff eingeſetzt. Es kommt langſam, aber ſicher vorwärts von demſelben Mut beſeelt, wie die Kameraden der anderen Bataillone. Gilt es doch, durch die Wegnahme dieſes Werkes den Kameraden in Werk 10 Erleichterung zu ſchaffen. Und es gelingt ihnen. Das Bataillon nimmt in hartem Kampfe das Werk 12 weg und macht die Beſatzung zu Gefangenen. Sie beſeitigt nicht nur die mißliche Lage ihrer Kameraden in Werk 10, ſondern ermöglicht dadurch auch den anſchließenden Truppenteilen das Vorkommen.

14 Offiziere und etwa 1500 Mann macht unſer Regiment allein zu Gefangenen und erbeutet 5 Maſchinengewehre.

Wie ſtark die feindliche Stellung ausgebaut war, geht aus einem Ausſpruch eines gefangenen Offiziers aus Werk 10 hervor, der ſagte: „Es iſt mir ganz unbegreiflich, daß Ihr eine ſolch ſtarke Stellung wegnehmen konntet.“ Ich glaube, dieſer Ausſpruch eines Feindes genügt, um ein Bild von der glänzenden Tapferkeit des Regiments in dieſer Schlacht zu entwerfen.

Der Dank und die Anerkennung der hohen Vorgeſetzten für dieſen glänzenden Sieg war dem Regiment beſchieden.

Einer dieſer Vorgeſetzten gab ſeiner Anerkennung in einem Tagesbefehl noch beſonders Ausdruck. J. G.

Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau.

Der 9. August 1915 brachte für die Hauptstadt Polens ein für ihre Geschichte hochbedeutendes Ereignis. Der Eroberer Warschaus, Prinz Leopold von Bayern, zog an der Spitze seiner sieggewohnten Truppen in die Stadt. Ein strahlender Sonnentag war heraufgestiegen und schon vom frühesten Morgen an herrschte ein buntbewegtes Leben in den Straßen und auf den freien Plätzen. Die Menge war sichtlich freudig und festlich gestimmt, man atmete auf nach dem so lange empfundenen Druck der russischen Faust, die so namenloses Elend über Polens schönes fruchtbares Land gebracht hatte.

In den Einzugstraßen standen die tapferen Regimenter der Division, welche in den Kämpfen um Warschau das Fort VI mit stürmender Hand genommen hatten, Spalier. Hinter den Feldgrauen war die Menge dichtgedrängt in allen Schattierungen der vielen jüdischen und polnischen Typen, welche dem Straßenleben Warschaus das charakteristische Bild verleihen. Der kommandierende General der um Warschau versammelten Armee begrüßte den greisen Prinzen am Wiener Bahnhof. Prinz Leopold schritt darauf unter den Klängen des Präsentiermarsches die Front der Ehrenkompagnie ab.

Nun erfolgte der Einzug in die altehrwürdige polnische Königsstadt. An der Spitze ritten württembergische Dragoner und preußische Kürassiere, deren Lanzenfähnchen lustig im Winde flatterten. Jubelnd schallten die Klänge der Infanteriemusik durch die Straßen, in welchen es jetzt lautlos still geworden war. Gefolgt von einer glänzenden Kavalkade ritt Prinz Leopold langsam durch die präsentierenden Spaliere. Wohl kam dem polnischen Volke die Wucht dieses Augenblickes zum Bewußtsein, die Männer entblößten das Haupt zum stummen Gruße und alle neigten sich tief vor dem Fürsten, dem Bruder des Bayernkönigs. Preußische Ulanen schlossen den Zug.

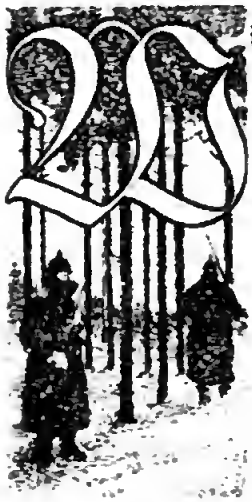
Und überall, in allen Straßen dasselbe Bild, freudiger, von Ehrerbietung, Bewunderung und Dankbarkeit zeugender Empfang einer Bevölkerung, welche nach so langen bitteren und entbehrungsreichen Tagen mit der Hoffnung und Erwartung besserer Zeiten den Befreier begrüßte. Am Eingang in den großen Park vollzog sich das glänzende Schauspiel des Vorbeimarsches unserer siegreichen Truppen, nach welchem Prinz Leopold in sein Quartier fuhr, dem alten polnischen Königsschloß.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern

der Eroberer Warschaus.

Digitized by Google

Im Kampf mit den Russen.



Wir waren vorgestern bei M. in einem siegreichen Gefecht und haben volle acht Stunden im schärfsten Artillerie- und Infanteriefeuer gelegen. Die Eindrücke der beiden Tage, des 10. und 11. zu beschreiben, ist kaum möglich, so drängt sich alles auf- und aneinander und mir ist, als hätte ich alles das in wenigen Stunden erlebt. Das Feuergefecht selbst ist, sobald man die ersten Minuten überwunden hat und sobald man vor allem in der Schützenlinie liegt und nach vorwärts drängt, wundervoll und unbeschreiblich. Alle Nerven sind gespannt in einer Weise, wie ich es noch niemals zuvor erlebt habe, alle Nebengefühle sind einfach ausgeschaltet, Hunger, körperliche Beschwerden und dergleichen merkt man den ganzen Tag nicht und selbst die wahnsinnigen Anstrengungen der sogenannten „Sprünge“ in der Schützenlinie, mit gepacktem Tornister, wo die Lunge zu platzen droht, spürt man kaum oder wird sich dessen wenigstens nicht bewußt.

Am Samstag, den 10. Oktober, marschierten wir, d. h. die Division B., als linke Seitendeckung des Armeekorps B. ab, etwa 40 Kilometer südlich von Warschau. Unser Regiment bildete, weil es, wie Graf Br. selbst gesagt hat, das strammste ist, wieder die Vorhut. Es wurde sehr rasch marschiert. Schon den Abend zuvor hatten wir andauernden Kanonendonner gehört und es hieß, wir kämen bestimmt an den Feind. Mehrfach wurde gehalten und unsere Bestimmung geändert, schließlich griffen wir noch in ein Verfolgungsgefecht ein, das das Korps und Teile unserer Division lieferte, sahen und machten selbst die ersten russischen Gefangenen, sahen viele andere Gefangene und schwärmten noch in Schützenlinie aus. Aber nach wenigen Schuß auf 800—1000 Meter rannten die Russen mit solcher Geschwindigkeit davon, daß es für uns beendigt war. Wir sammelten uns und es ging im Eiltempo weiter.

Das war gegen Mittag. Wir suchten noch den Ort W. nach versteckten Russen ab und marschierten dann, weil die große Warschauer Chaussee für das Korps frei bleiben mußte, etwas links auf unbeschreiblichen Wegen in nördlicher Richtung. Nach etwa anderthalbstündigem Marsch, auf dem wir anfänglich noch viele russische Tote und Verwundete sahen, auch Waffen, Schanzzeug und dergleichen mitnahmen, wurde es dunkel und nun begann der fürchterlichste Marsch, den ich je erlebt habe. Wir hatten tatsächlich den ganzen Tag nichts gegessen und keinen Halt gemacht. Vorräte waren nicht mehr da, weil die Mannschaften ihre Tornister auf Wagen geladen hatten,

Digitized by Google

die in den bodenlosen Wegen stecken blieben und erst später nachkamen. Ich ernährte mich mit einem einzigen kleinen Beutel Zwieback, wooon manche noch etwas Vorrat hatten. Je dunkler es ward, um so schrecklicher wurden die Wege, tiefe Löcher, Kot, Schlamm, große Wasserlachen, alle paar Schritte schwankte und stolperte man. Gegen 7 Uhr stockte plötzlich die Kolonne: eine Brücke war durch die schwere Feldartillerie schadhaft gefahren und die schweren Geschütze mußten einzeln hinübergezogen werden; das dauerte für jedes Geschütz etwa zwanzig Minuten. So standen wir über drei Stunden und warteten und warteten. Es war bitter kalt, dazu rieselte es und regnete, wir standen in Schlamm und Dunkelheit, frierend, hungernd, entkräftet. Plötzlich loderte ein Feuer auf; ein findiger Mann hatte eine riesige haushohe Strohdieme angezündet und da kein Vorgesetzter ein Veto einlegte, fand das gute Beispiel Nachahmung und in wenigen Minuten bildeten die sämtlichen Strohdiemen ein riesiges Feuermeer. Alles ging hinüber, man wärmte und trocknete sich und bekam wieder Leben.

Endlich, gegen 10 Uhr ging es weiter. Mehrmals mußten Bäche oder halbzerschossene Brücken fast im Gänsemarsch passiert werden. Alle Augenblicke fiel einer ins Wasser, umgestürzte Wagen lagen im Schlamm, mehr als fußhoch ging uns überall Wasser und Schmutz in die Stiefel. An einer Stelle z. B. stand ein Mann mit einer Laterne und rief fortwährend: „Gerade auf die Laterne losgehen, rechts und links tiefes Wasser!“ Endlich sammelte sich das Bataillon, aber wir mußten noch weitere drei Nachtstunden marschieren, ehe wir in ein höchst elendes Nest als Quartier kamen. Da lohnte sich's außerordentlich, daß ich den ganzen Tag meinen Tornister geschleppt hatte: ich konnte für mich und drei Kameraden Tee kochen, wir konnten Licht anmachen und sogar Strümpfe wechseln!

Nach kaum dreistündigem Schlaf ging es beim Morgengrauen weiter. Nach einem Marsch von mehreren Stunden kamen wir an das Gut M. mit wunderoollem, großen herbstlich buntem Park. Meine Kompagnie hielt an dem Verwalterhaus, das nach allen Regeln der Kriegskunst auf Nahrungsmittel durchsucht wurde. Lange Zeit beobachteten wir das vor uns liegende Feld, konnten aber trotz meines vortrefflichen Zeißglases nichts bemerken. Gegen 10 Uhr kamen die ersten Granaten aus unsichtbaren Stellungen geflogen. Man hörte den scharfen Knall, das unheimliche Surren des fliegenden Geschosses und den Krach, wenn es krepiert. Doch schlugen sie noch ziemlich weit von uns ein; wir ritten etwa 100 Meter seitlich und hielten uns hinter Scheunen gegen Sicht gedeckt.

Aber bald wurde das Feuer lebhafter und war mitunter fast Schnellfeuer zu nennen; immer dichter kamen die Einschläge an uns heran. Unwillkürlich duckten sich die Leute jedesmal bei diesem verfluchten Surren und Sausen. Ich übrigens nicht, obwohl ich nicht leugnen kann, daß auch ich erregt war. Aber ich disziplinierte mich nach Möglichkeit und beobachtete die Mannschaften und die Einschläge. Es waren

Digitized by Google

ſchwere 15-Zentimeter-Granaten mit Aufſchlagzünder. Jedesmal ſah man ſchwarzen Rauch, Erdmaſſen, Holzſplitter mehrere Meter hoch fliegen und hörte dann den donnerähnlichen Knall. Das Gefühl iſt ganz verflucht. Angſt habe ich nicht gehabt, nur den Gedanken: es muß doch irgend eine Möglichkeit geben, ſich vor den verfluchten Beſtern zu ſchützen. Sobald ich aber begriffen hatte, daß es keine ſolche Möglichkeit gibt, ſah und hörte ich die Sache ſozuſagen vergnügt an.

Als die Einſchläge immer bedenklicher wurden, rückten wir gegen 12 Uhr ins freie Feld vor; wir waren kaum 50 bis 60 Meter vorwärts, als unmittelbar hintereinander zwei Granaten genau in die Scheunen einſchlugen, hinter denen wir geſtanden hatten. Wären wir nicht vorgerückt, ſo würde von meinem und vom dritten Zuge wohl keiner mehr am Leben ſein. Wir ſahen Erde und Bretter hoch auffliegen und atmeten erleichtert auf.

Nun folgten uns die Ruſſen mit den Granaten, die tatſächlich immer 50 bis 60 Meter hinter uns einſchlugen. Da wir noch in Kompagnie-Kolonne marſchierten, rief ich dem Kompagnieführer zu, wir ſollten doch in Schützenlinie ausſchwärmen. Das geſchah denn auch und gleichzeitig

Vorſtürmender Infanteriſt.

ſetzte lebhaftes Gewehrfeuer auf uns ein. Gott ſei Dank ſchoſſen die Ruſſen faſt immer zu hoch. Wir hörten die Geſchoſſe mit ihren ewigen Püiiiii ... ſauſen. Es klingt, als ob man neben einem Bienenhaus ſteht. Rechts und links neben uns lagen die anderen Kompagnien des Regiments. Schrapnellfeuer ſetzte ein.

Wir waren in einer ſchauderhaften Lage. Vor uns ein großes, ganz glattes Gelände, das ſich etwa drei Kilometer ſenkte, um dann ungefähr zwei Kilometer ebenſo ſanft anzuſteigen. Felder und Wieſen. Wir ſahen auf nähere Entfernung weder feindliche Schützen, noch die Artillerie, konnten alſo kaum ſchießen. Auch von unſerer eigenen Artillerie hörten wir nichts. Es galt daher jetzt (für meine Kompagnie und die erſte), möglichſt raſch ein zwei Kilometer vor uns liegendes Gehöft mit großem Garten zu gewinnen.

Wie wir vorwärts geſtürmt ſind, ſieht man daraus, daß wir die Entfernung auf kaum 1000 Meter ſchätzten und erſt nachträglich durch die Karte die richtige Entfernung erfuhren. Die blauen Bohnen ſauſten uns verdammt um die Ohren und oft genug ſchlugen die Geſchoſſe kaum einen Meter von mir ein. Ich dachte immer: Na, du tuſt mir nichts mehr! Meinen Leuten rief ich zu, nicht zu ſchießen, ſondern nur gute Deckung zu nehmen, beim Springen aber wie wahnſinnig zu laufen. Ich kann verſichern, die Jungens liefen wie die Windhunde. Ganz erſchöpft kamen wir in dem Gehöft an.

Unſer Auftrag lautete: Die Brigade greift an, der linke Flügel (auf dem wir ſtanden) hält bis auf weiteres in ſeiner Stellung. Wir richteten alſo in dem Gehöft und am Gartenzaun unſere Schützenlinie ein und brachen im Dach des Hauſes Schindeln als Schießſcharten aus. Ich ging umher, inſtruierte meine Leute, ſchrie ihnen zu, daß ſie nur feuern ſollten, wenn ſie wirklich ein Ziel ſähen und mit der Munition möglichſt ſparen ſollten. Die Ruſſen lagen ausſchließlich in Schützengräben und Verſchanzungen, die ſo vorzüglich angelegt waren, daß man nichts oder faſt nichts ſah. Plötzlich gegen fünf Uhr hörten und ſahen wir weit rechts von uns ein ganz fabelhaftes Granaten-, Schrapnell- und Maſchinengewehrfeuer unſererſeits. Es war klar: die Brigade greift an.

Da kam auch ſchon für uns der Befehl: Das Regiment greift an! Und nun ging es auf dem weiten vor uns liegenden Felde vorwärts mit raſender Wucht. Wir ſind etwa 1200 bis 1400 Meter in wenigen großen Sprüngen vorwärts geſtürmt, unabläſſig ſchießend, beim Liegen gute Deckung ſuchend und Hurra brüllend. Ich glaubte beſtimmt, wir würden aus einer der Verſchanzungen vor uns aus nächſter Nähe ein vernichtendes Feuer bekommen. Aber die Stellungen waren ſchon geräumt, die Ruſſen flohen und gaben nur aus der Entfernung noch Feuer ab, von Abteilungen der Unſerigen verfolgt: Der Sieg war unſer. Das war gegen ſechs Uhr, wir waren alſo acht Stunden im Gefecht geweſen.

Digitized by Google

Russen auf der Flucht.

Digitized by Google

Unſerem Regimente haben nach Ausſage von Gefangenen zwei Regimenter gegenübergelegen, während noch weitere drei im Walde als Reſerve ſtanden. Die Ruſſen waren alſo der Diviſion B. ganz erheblich überlegen. Ihre Artillerie hat gut geſchoſſen und beſonders ausgezeichnet beobachtet. Sobald unſere Truppen irgendeine Bewegung machten, ſo folgte die feindliche Artillerie. Natürlich! Sie hatten alle Entfernungen vorher genau feſtgelegt und hatten außerdem im Gärtnerhaus von M. den Gärtner und auf einem hohen Baum einen Soldaten mit Telephon ſitzen, die beide den Einſchlag der Geſchoſſe zu melden hatten, bis wir ſie abfaßten. Der erſtere iſt bereits ſtandrechtlich erſchoſſen.

Die ruſſiſche Infanterie dagegen hat erſtaunlich ſchlecht gefeuert, das beweiſt z. B. ihr Feuer aus dem (am folgenden Tage von mir genau beſichtigten) Schützengraben auf das Gut Z. (wo wir ſtanden), aus 300 Meter Entfernung. Die Stellung war ſo gut angelegt, wie wir es auch nicht beſſer fertig brächten, mit Gewehrauflagen, Schießſcharten, Liegeflächen u. dergl. Trotzdem und obwohl Haus und Gartenzaun treffliche Ziele boten, haben dieſe Jammerſchützen nicht einen Mann getroffen, ſondern nur zwei Gewehrkolben beſchädigt! In dieſer Stellung mußte auch nur ein halbes hundert leidlicher Schützen uns halb zugrunde richten: denn man muß bedenken, daß ſie viel Zeit gehabt hatten, ſich gut einzuſchießen. Offenbar haben ſie immer nur auf einen Augenblick den Kopf aus der Deckung heraus geſteckt und dann losgedrückt, weswegen alle Schüſſe zu hoch gingen, die meiſten über das Dach des Hauſes weg, auf 300 Meter! Einige meiner Leute haben beobachtet, daß in manchen Verſchanzungen die ruſſiſchen Offiziere mit Knuten die Soldaten zum Schießen antrieben.

Mit was für einem Pack man es zu tun hat, zeigen einige (verbürgte!) Einzelheiten, die auf Erzählungen von Gefangenen beruhen (die Diviſion hat 5000 Gefangene gemacht). Mehrere ſibiriſche Regimenter ſind 29 Tage von Sibirien nach Warſchau gefahren, ohne überhaupt zu wiſſen, daß Krieg iſt; anderen hat man geradezu vorgeredet, es ſei ein Manöver und hat ihnen anfänglich Platzpatronen gegeben, bis dann plötzlich, als ſie am Feinde waren, ſcharfe Patronen verteilt wurden.

Ich glaube, daß die Ruſſen in einem Begegnungsgefecht, wo ſie unverſchanzt ſind und die Entfernungen nicht ausgemeſſen haben, noch viel ſchwächlichere Gegner ſein müſſen. Die Kunſt, ſich zu verſchanzen, iſt im Grund eben doch eine nichtige und der Drang nach vorwärts, von dem, wie wir bewieſen haben, ſelbſt unſere Landwehrleute beſeelt ſind, überwindet jeden Widerſtand. Aber der liegt im Blut. Alle Fürchterlichkeiten und Anſtrengungen der Schlacht ſind vergeſſen, es bleibt nur das Gefühl, etwas ganz Großes, Unerhörtes erlebt zu haben.

Digitized by Google

Patrouille im Feuer.

Die Patrouille war eingeteilt und ſtand zum Ausreiten bereit. Auf meine Leute konnte ich mich verlaſſen. Und daß es heute was ſetzen würde, darauf konnte ich mich ebenfalls verlaſſen. Wir blinzelten hinüber, wo der Feind lag. Die D., ein mäßiger Fluß, vor dem unſere Schützengräben lagen, trennte uns von ſeiner Stellung. Es ſchien nicht viel los zu ſein drüben. Denn daß es hin und wieder pengte und irgendwo im weiten, ebenen Feld kläffte und knatterte, das ſcherte uns nicht. Das gehört ja zum Krieg wie das Gackern einer Henne, das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hahnes im Frieden zur Idylle eines Dorfes gehört. Und ein Dorf im Feindesland, das ſcheinbar friedvoll dieſer Geräuſche entbehrt, um das herum die Gewehre nicht knallen — das Dorf iſt von vornherein dringend verdächtig.

Alſo die Ortſchaft uns gegenüber jenſeits des Fluſſes war ſicher vom Feinde beſetzt. Es frug ſich nur, wie weit die feindliche Stellung reichte und ausgebaut war und das zu erkunden half nichts, wir mußten eben mitten in die feindliche Stellung hinein.

Noch einmal flog mein Blick über meine Leute.

„Die Gaudi kann losgehen!“ ſagte ich lachend und kommandierte: „Marſch — vorwärts!“

In breiter Schwarmlinie ſprengten wir auf die Ebene hinaus — ein wunderbares Feld für den Kavalleriſten. Es hatte nur einen Fehler, nämlich, daß die Ruſſen es gut überſehen konnten. Hui! pfiff es im Augenblick unſichtbar daher. Die Ruſſen ließen es ſchnalzen wie die Burſchen bei uns daheim in der Silveſternacht, wenn ſie das Neujahr anſchießen, doch noch viel toller. Sie mutmaßten wohl, wir ſeien die Vorboten eines größeren Angriffs. Und da wollten ſie uns gleich anfangs alle Luſt dazu verderben.

Aber trotz dem Feuer drangen wir vor. Über die eigenen Gräben hinaus. Und nun ging der Tanz erſt los. Unſere Infanterie in den Gräben nämlich erwiderte das ruſſiſche Feuer und ſo ſchnalzte es denn von hinten hervor neben uns vorbei und von der Ruſſenſeite herüber uns ins Angeſicht entgegen. Die Kugeln tanzten um uns wie im Aprilregenwetter kreuz und quer die Tropfen fallen.

Das war zwar unterhaltlich, doch nichts weniger als ſchön. Ich ſuchte nach Deckung mit meinem Häuflein. Da und dort ſtand wohl ein Strauch oder Baum, eine Erdwelle oder zerſchoſſene Scheune. Aber wir vermochten nicht von der Bildfläche zu verſchwinden. Unſer Ziel war daher das Flußbett zu erreichen. Das Weſtufer war ſteil und blank und geradezu ein ideales Schußfeld — für den Feind. Und richtig, kaum ſahen die Ruſſen uns da, ſo legten ſie ein Strichfeuer dahin, daß rings um uns die Erde aufſpritzte. Wir ſtiegen ab und die Pferde am Zügel führend, kletterten wir Schritt für Schritt über den Abhang mit einem Gefühl, als wären wir lebende Zielſcheiben auf einem Schießplatz.

Der Schweiß ſtand uns auf der Stirn und auch die Pferde ſchnauften. Endlich ſtanden wir unten, den Blicken der Ruſſen entzogen, im bergenden Flußtal. Geſträuch und ein ſchütterer Wald zog ſich den Fluß entlang.

„Jetzt, Leutln, pretſcht's, ſo gut es geht, damit wir wegkommen von da".

Die Ruſſen jedoch hatten gemerkt, wohin wir verſchwunden waren. Und wie das böſe Gewiſſen folgte uns überallhin ihr Feuer. Sie gaben Salvenfeuer auf das Gehölz ab und ſpritzten Schrapnellgüſſe herein.

Die Äſte barſten und brachen, in dem Blätterdach über uns praſſelte es — es war ein unheimliches Reiten in dem ſchauerlichen Kniſtern und Raſſeln. Mein Ziel war eine außerhalb des Dorfes P. am Oſtufer gelegene Windmühle. Von dort aus erhoffte ich günſtige Beobachtung.

Im Schutze des Gehölzes und am Waſſer entlang gelangten wir zu der für die Flußüberſchreitung günſtigſten Stelle. Und nun war die Windmühle, trotzdem wir dem feindlichen Feuer entgegenritten und näher rückten, faſt glücklich erreicht — da ſchrie Reiter F. auf: „Ich bin verwundet!" Er ſank vom Pferd. Dreimal ſprang ich hinzu, um ihm zu helfen, aber jedesmal platzten dicht vor ihm Schrapnells und die Flintenkugeln ziſchten im Dreck. Wir konnten zunächſt nicht helfen und mußten uns decken.

Die Pferde am Zügel führend, kletterten wir über den Abhang.

Die Windmühle bot uns einigen Schutz und einen prächtigen Überblick. Wir ſahen direkt in die feindlichen Gräben.

„Jetzt aber ſollen die Ruſſen uns ebenfalls ſpannen, daß wir da ſan beim Daſein!" knurrte ein Mann neben mir.

„Herr Unteroffizier — derf i?" frug mich ungeduldig ein anderer und riß den Karabiner an die Wange.

Wir nahmen Ziel auf die feindlichen Schützengräben, die vor uns lagen.

„Blederts hinein, was ihr herausbringt aus Eure Schießſtöck'!" rief ich und ſchoß.

Nun waren wir am Knallen! Meine Reiter ſchoſſen

nicht ſchlecht und jedenfalls beſſer als die ruſſiſche Infanterie. Ein ums anderemal ſchrie in den feindlichen Gräben einer mörderiſch auf. Und das Feuer auf uns wurde allmählich ſtiller.

Es tat uns faſt leid, als ein Meldereiter kam und uns zurückrief.

Als die Ruſſen merkten, daß wir abzogen, bekamen ſie plötzlich aufs neue und noch einmal ſoviel Schneid. Sie ſchoſſen uns nach, was ſie nur hatten. Meine Kameraden eilten ſo ſchnell, als ſie konnten zurück in Deckung. Indeſſen lag unſer Verwundeter hilflos inmitten des feindlichen Feuers.

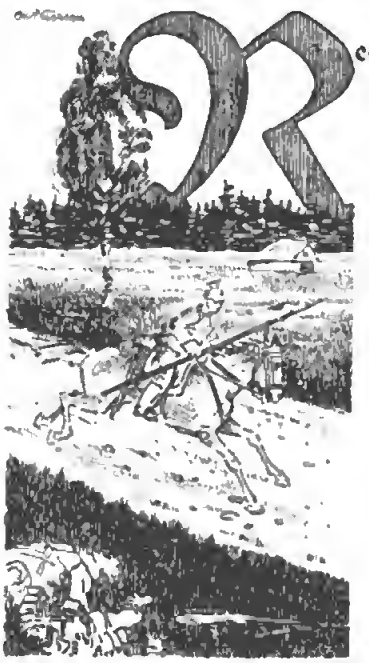
„Nehmt mich mit, Kameraden“, bat er, „laßt mich nicht in Gefangenſchaft der Ruſſen geraten!“

Mein Häuflein war ſchon verſchwunden und ſo kroch ich allein zu ihm, legte ihm notdürftig einen Verband an, während ringsum die Geſchoſſe hagelten, und halb kriechend, halb ſpringend ſchleppte ich den Verwundeten in Deckung.

Ich keuchte und mehr als eine Kugel ſang mit einem Todesgruß vorbei. Doch es galt das Leben eines bayeriſchen Kameraden! Liegen laſſen — das gab's einfach nicht! Erſt in der Deckung, wo ich ihn gut geſchützt, wenn auch nur notdürftig ſich ſelber überlaſſen konnte, ließ ich ihn liegen, bis wir ohne beſondere Gefahr ihn mit der Tragbahre in unſere Stellung holen konnten, wohin wir anderen heil und geſund mit guten Erkundungen zurückgekehrt waren.

Unteroffizier Johann Meiſter.

Schwere Reiter im Fußkampf.



Recht weit vorn dran waren wir, ſo wie es ſich für die Reiterei gehört. Und dieſes friſche Traben immer tiefer ins Feindesland hinein, erfüllte unſere Reiterherzen mit hellichter Freude. Wir ritten ſo ſchnackerlfidel auf der einſamen ruſſiſchen Straße der Höhe von T. zu, daß wir gar nicht mehr achteten, wie weit unſere Aufklärungseskadron von der Diviſion abkam.

Unſer Trabervergnügen ſtörte nur Eines — die Straße.

„Ja Plunzen, o'gröſti —“, fluchte es aus der Mannſchaft, „wos is denn jazt dös für a Straß'n! Da is ja unſer Miſtgruabn dahoam no a Parkettbod'n dagegen!“

Der Dreck ſpritzte uns Trabern nur ſo um die Ohren und unſere Gäule ſtampften zuweilen knietief im zähen Schlamm.

Digitized by Google

„Mir ſchaugn alle mitzſamma aus wia Mohrackeln," brummte ein Iſarwinkler, „wenn uns wer ſiecht, moant er decht, mir ſan an Panoptikum entſprunga."

Plötzlich hielt die Eskadron mit einem Ruck ſtill. Seitlich vor uns lag ein verdächtiges Dorf. Rundum ſchienen Ruſſenſtellungen. Die Offiziere ritten beratend zuſammen.

„Wos wett' ma," fing inzwiſchen ein anderer an, „jetzt kimmt der Befehl: ganze Eskadron ausziahgn zum Schlammbad!"

Aber da ſprengte unſer Leutnant heran.

„Kinder, ich glaube, wir kriegen heut' noch blaue Bohnenſupp' mit Schrapnellſalat."

„Is aa recht," meinte der Iſarwinkler, „iſt ſo grad Mittag und i hab ſcho' Hunger."

Aber die Witze verſtummten und es wurde ernſthaft und ſtill, als die Eskadron ihren Weg fortſetzte. Wir wußten nunmehr, irgendwo in der Nähe lauerte und äugte nach uns der Feind.

Wir kamen keine zweihundert Meter mehr vorwärts, da krachte es ſeitwärts links in der Nähe des Dorfes. Salve um Salve. Wir waren vom Feind geſichtet!

„Da drent is a Scheibnſchiaßats", witzelte einer. Aber da taumelte im erſten Zug ein Roß, ſtieg ſchäumend kerzengerade auf über die andern weg. Ein wilder Aufruhr entſtand. Der Reiter des Roſſes lag ſchon am Boden und im nächſten Augenblick wälzte ſich auch der Gaul blutüberſtrömt im Schlamm.

Zum Glück war der Mann nur vom Schreck und vom Sturz kurze Zeit ohnmächtig. Ein Kamerad nahm ihn zu ſich aufs Pferd. Die ſchneidige Stimme unſeres Kommandeurs ertönte:

„Ganze Eskadron in Abſtänden ausſchwärmen — ausweichen nach rechts!"

Rechter Hand lag ein Gut mit mehreren Gebäuden. Das konnte uns Schutz vor dem plötzlich wie ein Platzregen über uns hereingebrochenen Geſchoßhagel der Ruſſen gewähren, und unter dem wütenden feindlichen Feuer ſprengten wir querfeldein, dem Feuer ausweichend, auf das Gut los. Es war unbeſetzt — Gott ſei Dank! Wir ſaßen ab, fanden Deckung und richteten uns in den Baulichkeiten häuslich, das heißt zur Verteidigung ein.

Indeſſen wir waren nicht zur Sommerfriſche da. Vorwärts mußten wir, koſtete es, was es wolle! Der Befehl traf auch ein: mit einer Truppe zu Fuß vordringen, eine Gaſſe durch die Ruſſen für unſere Vorhut zu bahnen.

Das war eine außerordentliche Aufgabe. Wir wußten ja gar nicht, wie ſtark die feindlichen Kräfte uns gegenüber waren! Aber das würden wir ſchließlich ſchon ſehen und die Abteilung, mit der ich vorging, beſtand aus unverzagten, handfeſten Kerlen. Wir pürſchten uns im Schutze der jungen Saat durch die Felder dem vor uns liegenden Ort T. an.

„By Gott, da herinn in de Felder iſch gar itta ſo drächi' als drüb' auf der Schtraß", meinte dicht neben mir unſer auf allen Vieren krabbelnder Eskadronsſchwab. „Wenn

Ich riß meinen Säbel heraus, ſchrie Hurra und ſtürzte vorwärts.

ei'm it die verfluachte Kügle, dia überall eiſchlaget, it ällweil den Dräck ins Gſicht ſchpritze toa tät, wärs herentgega da herinn das reinſchte Luſchtwandla."

Die Geſchoſſe flitzten in der Tat rechts und links von uns in die Saat, daß die feuchte Erde aufſpritzte. Aber von Luſtwandeln war auch ohne ſie keine Rede, denn unſere ſchweren Reiterſtiefel klebten im Boden und hinderten uns ſehr am raſchen Vorwärtskommen. Mühſam erreichten wir die ſüdliche Häuſergruppe von T. Als wir vor den paar elenden Bauernhütten ſtanden, da kamen bange Minuten, die ich im Leben nicht vergeſſe. Ganz allein in der vorderſten Linie, von der Diviſion, vom Regiment, ſelbſt von der Eskadron drüben in Gut Z. abgeſchnitten, mit meinem mutigen, aber kleinen Häuflein mutmaßlich inmitten der Stellungen des an Zahl unbekannten Gegners! War die Häuſergruppe vor uns beſetzt? Erwartete uns da der Feind? Ließ er uns nur näher kommen, um uns um ſo ſicherer niederzumähen? — Ein paar Sekunden ſchwankte ich. Dann riß ich meinen Säbel heraus und ſchrie, nein, brüllte Hurra und ſtürzte vorwärts hinein auf die Häuſer, gefolgt von meinen Kameraden. Und ſiehe da, zwiſchen den Häuſern wurde es lebendig. Ein ſchwirrender Schwarm ſtob auseinander, ruſſiſche Infanteriſten, viele Dutzend — das zappelte, fuchtelte kopflos, ſchrie — und floh! Sie nahmen Reißaus, die Feiglinge, vor uns paar Mann.

Wir pfefferten ihnen nach, dann beſetzten wir den Südteil der Ortſchaft. Die Ruſſen überſchütteten uns von der Front her mit Salvenfeuer. Doch was war das? Da hagelte es plötzlich auch von der Flanke her und es riß auch ſchon den und jenen von uns zur Erde, was unſern Ingrimm mächtig aufſtachelte. Wir ſtürmten in die Häuſer und verkrochen uns ins Dachgewinkel, riſſen dort Schießluken auf und ſchwuren, die ganze Ruſſenbande glatt wegzurаſieren. Aber von da oben aus ging's nicht — wir hatten kein freies Schußfeld. Ich ſah, daß uns in Front und in Flanke eine ausgedehnte Schützenkette angriff. Wenn wir uns nicht wehrten aufs äußerſte, waren wir bald umzingelt!

Wir mußten wieder hinunter und lagen nun vor den Häuſern. Der Gegner — etwa ein ganzes Bataillon — ſchien uns ſtürmen zu wollen. Im Sprung ging er vor. Doch ein paar wohlgezielte Salven von uns machten der Springerei bald ein Ende. Meine Leute ſchoſſen wie wahnſinnig nach allen Seiten in die andringenden Haufen hinein. Da zog es der Gegner vor, ſich vorſichtig heranzuſchieben. Er gab Salven auf uns. Und ſie waren, wenn das ſo fort ging, unſere Vernichtung.

Doch da ließ ich ſtopfen. Wir horchten und hörten genau das ruſſiſche Kommando. Krach! eine Salve flog über uns hin.

„Wieviel Patronen haben wir noch?“ frug ich.

„Wird nicht mehr lang reichen!“ war die Antwort.

„Gut. Alſo die nervöſe Drauflosſchießerei hat jetzt ein End'. Ein jeder ſchießt nur, wenn er Ziel hat. Jeder Schuß ein Ruß!“ befahl ich.

Da hörte ich wieder das ruſſiſche Kommando zur Salvenabgabe.

„Decken!“ rief ich. Unſere Köpfe verſchwanden im Erdboden. Die Salve ſchnatterte über unſere Häupter hinweg. Nun aber knieten wir auf und zielten.

„Hat ihn ſchon!“ ſagte der Iſarwinkler befriedigt, als es bei ihm ſchnalzte.

„So e Tuiflsbrata! Mir iſcht der moi auskemma!“ fluchte der Schwab. „Wart emol — es bitzeli tiafer, vorhear war er z'hoch. So — jetza hats ihn — er ſchteht it mehr uf — bei meiner Seel!“

Unſere Schüſſe ſaßen. Der Ruſſ' drüben kommandierte aufs neue.

„Jatz kimmt wieder a Ladung. Teats Köpf weg!“ Krach. „Patſch! Nix habts troffen, ös Schuaſter. So jatzt kemman wieder mir! — Siehgſt es — der ſitzt.“

Aber lang ging das nicht mehr ſo. Wir kämpften nun bald eine Stunde lang ſo und unſer Häuflein hatte ſich bald verſchoſſen. Zwar hielten wir den Feind auf und wiſchten ihm ein gehöriges aus, aber es war ein ungleicher Kampf gegen Flanke und Front und eine mehr als hundertfache Übermacht. Die Einſchnürung wurde von Minute zu Minute erdrückender.

„I han koine Patronen meh!“ klagte der Schwabe.

„Kruzitürken, i bi a ſcho verratzt und verſchoſſen,“ ergrimmte ſich der vom Iſarwinkel. „Wer mir a paar Patronen leicht, dem ſchenk i mei ganze eiſerne Nation!“

Digitized by Google

„Pampf Du Dein' Zwieback ſelber!“ entgegnete ihm einer aus dem Haufen.

Ich befahl, daß das Häuflein den Vorrat an Patronen gleichmäßig aufteilte. Jedoch jeder war neidig mit ſeiner Munition, einer wie der andere wollte ſie ſelbſt verſchießen.

„Was tun wir jetzt dann, wenn wir nix mehr haben und die Ruſſen kommen heran?“ frug Einer.

Ich erhoffte Hilfe von der Eskadron, der unſere bedrängte Lage nicht unbekannt ſein konnte.

Der Iſarwinkler zog indeſſen ſein Meſſer und prüfte ſchweigſam die Klinge. Da wußte ich: mit meinem Häuflein konnte ich auch das Letzte wagen!

Und das Letzte kam. Der Feind ſetzte zum Sturm an! Wer noch konnte, ſchoß nach vorne und ſeitwärts, daß die Anſtürmenden nur ſo purzelten. Verbiſſen erwarteten die andern mit der Stichwaffe in der Hand die heranwälzenden feindlichen Haufen.

Wie der Feind brüllte! Da — aber da! — — — Wumm! ſtieg es plötzlich am Himmel hoch auf. Und: Kreck! explodierte es mitten hinein unter die ſtürmenden Ruſſen.

„O wunderbar!“ ſagte ſtaunend der Schwabe und ſah, ſich hoch aufrichtend, faſt andächtig hinüber wo die Ruſſenflut auseinanderplatzte, wo Erde und Leiber aufflogen und ein gräßliches Geſchrei an Stelle des Siegsgebrülls ſich erhob.

Und wumm und wumm! Volltreffer, die ſaßen! Das waren die unſern! Das unſerer Eskadron beigegebene Geſchütz war jenſeits des Guts, wo die unſeren ſtanden, in Stellung gegangen und kam uns zu Hilfe. Es war ein unbeſchreibliches Gewirre, was nunmehr da vor unſern Blicken entſtand. Die Schützenkette zerriß, die Schwärme wogten ratlos durcheinander, die ruſſiſchen Offiziere fluchten, ſchrien und geberdeten ſich wie verzweifelt, — doch es nutzte nichts mehr; beim nächſten Treffer unſeres brillant arbeitenden Geſchützes flutete, flüchtete, ſtob Hals über Kopf und wie toll die ganze andringende Ruſſenſchar, die Flankenbildung überwerfend zurück. Von unſern wohlgezielten Treffern verfolgt, rettete die gewaltige Übermacht ſich, ſo gut ſie konnte.

„Juhuijuhuiii!“ jauchzte der Iſarwinkler und ſchwang ſeinen leergeſchoſſenen Schießprügel über dem Kopf. „Dös waren boariſche Knödel! Daß z' ös fein wißt's! Lumpenbagaſch, verrußte!“

Und wie unbändig freuten ſich er und der Schwab, als einige der Feinde beim Rückzug mit den Stiefeln im Kot ſtecken blieben und nicht raſch genug vorwärts kamen.

„Ramts Enkere Straßen, ös Dreckfinken, nachher könnts laufen!“ lachten ſie beide.

Wir waren gerettet, befreit aus dem ſicheren Untergang. Durch unſer Aushalten aber war die ganze Aufklärungseskadron vor der Umgehung durch die Ruſſen bewahrt. Das Ruſſenbataillon konnte durch einen Gegenangriff zerſprengt werden und zweihundert Gefangene fielen der Eskadron zur Beute. Das war der Erfolg unſeres Häufleins!

Vizewachtmeiſter G. E.

Digitized by Google

Verhaftung eines Spions.

UNIV. OF MICH.

Dreiundachtzig und Einer.

Es ist nicht allemal Zeit, langmächtig zu überlegen. Namentlich nicht, wenn man auf Patrouille reitet. Da pfeift oft ein Küglein her, weiß man nicht woher, da wumpern in der Ferne irgendwo und immerzu der Kanonen brummende Schlünde, weiß man nicht, ob eine eiserne Birne im nächsten Augenblick vor dir da krepiert und Roß und Reiter in die Luft nimmt. Steht da ein dreckiges polnisches Bauernhaus, verkohlt, zerschossen — wer bürgt dafür, daß in dem starrenden Gebälk kein todsprühendes Maschinengewehr lauert? Nun liegt ein Wald am Weg — rief es nicht: Halt? Die Hände hoch? Liegt nicht der Tod im Gras und zielt auf dich, du junges Leben?

So ging es mir. Patrouille ritten wir von Gut Z. nach B. Trab, trab, ging's schlank dahin, war nicht viel los. Der Unteroffizier sagt auf halbem Weg:

„Mark — haben Sie Schneid?“

„Befehl, Herr Unteroffizier, ich meine schon“.

„Reiten Sie schnell allein zurück und bringen Sie der Schwadron die Meldung“.

Schwenkte ich denn mein Pferd und ging's zurück. Kurz vor dem Ort T. ist mir nicht ganz geheuer. Ragen da nicht zwei Gewehrläufe aus dem Graben? Richtig, so ist's. Und an den Gewehren hängen zwei Russen — russische Infanteristen aus dem tiefsten Rußland. Was ist zu tun? Die Kerle knallen schon auf mich her. Es gibt kein Besinnen: ich schwinge die Lanze und sporne mein Roß. „Hurra, hurra und hurra!“ Ich rufe, ich schreie, ich brülle wie eine ganze Schwadron. Mein Gaul bäumt kerzengerade zur Höhe und wiehert hell auf — ich einzelner Reiter sprenge gradaus mit eingelegter Lanze auf beide ein. Verdutzt springen die Kerle hoch und starren voll Entsetzen mich an, wie ich furios über sie komme wie das jüngste Gericht. Die Gewehre werfen sie weg und heben die Hände hoch:

„Parrdonn, Kamarad, Parrdonn —!“

Digitized by Google

Verdutzt springen die Kerle auf und heben die Hände hoch.

Was? Französisch reden die Malefizer? Französisch wie zwei Franzäh! Sind aber Russen tief aus dem Rußland. Da mußte ich lachen. „Pardon!“ nickte ich voll Großmut. „Pardon und — marsch, vorwärts, ihr Lumpen!“ Ich hab' zwei Gefangene — halloh! Was wird dazu wohl mein Rittmeister sagen? —

So denke ich und reite dieweilen voll Stolz in das Dorf. Die zwei Russen treibe ich so vor mir hin. Sie schauen nicht rechts und nicht links, sie zittern und sind noch umfangen vom Schrecken.

Dieweilen ich kreuzvergnügt mit meinem Transport reite, da rührt sich's in den Häusern im Ort. Und plötzlich, was kommt aus dem nächsten Haus vor und stellt sich voll Neugier breitspurig am Weg auf? Ein Russ'! Ich lasse mich aber nicht gleich verblüffen.

„Halt!“ schrei ich ihn an, daß mein Gaul selbst erschrocken mit den Ohrspitzen wackelt. Und schon recke ich ihm den Lanzenspieß unter die Nase. Er fährt gewaltig zurück und bleibt stehen wie angenagelt. „Marsch — mit!“ donnere ich ihn an. Hat er's verstanden oder auch nicht: er macht eine Schwenkung wie auf der Parade so blitzschnell und sauber, und stellt sich ins Glied zu den zwei andern. Aber da kommt's hinter ihm her aus dem Haus vor und aus den Häusern nebenan — Russengesichter, vier, fünf, zehn — neugierig über den Lärm und Krawall.

„Gefehlt ist's, Hans“, muß ich da denken, „jetzt geht das Rädel verkehrt und die Kerle nehmen dich am Schlafittchen“.

Allein sie stehen da, die Gewehre im Arm und glotzen dumm her. Fällt keinem ein, auf mich zu schießen! Da wurde ich frech. Sollte ich etwa mein Rößlein spornen und längsgestreckt im Galopp durch die Russenschar Reißaus suchen? Fällt mir nicht

ein! Ich ſtehe im Bügel auf wie ein General und ſchrei wie drei Wachtmeiſter auf dem Exerzierplatz. Das hilft! Es iſt, als hätte ich über das Ruſſengeſindel das Kommando. Mählich legt einer um den andern ſeinen Schießprügel zur Erde und tritt zu meinen übrigen Gefangenen.

„Pardon, alle Ruſſen!“ rufe ich aus. Ein Häuflein ſteht finſter und zögernd beiſammen. Sie überlegen. Da ſpringe ich hin und ſchwinge die Lanze. „Vorwärts, Halunken, ich habe Eile!“ Und — ſie gehorchen! So treibe ich die Ruſſen zuſammen und ziehe mit ihnen durchs Dorf. Aus den Häuſern kriecht immer noch einer oder ein paar und geſellt ſich ohne viel Umſchweif zu dem Häuflein. Stets gibt es ein kurzes Gefrage, ein Kopfſchütteln und Achſelzucken und einen Blick auf mich. Dann raßle ich furchtbar mit Säbel und Lanze, rolle die Augen und ſchreie ſo wild ich nur kann. Es iſt mir, als ſei ich der Rattenfänger zu Hameln, der die Ratten und Mäuſe hervorlockt aus den Häuſern; doch diesmal waren es Ruſſen tief aus dem Rußland. So wird aus dem Häuflein ein Haufen und ich ziehe damit wie ein Feldherr zum andern Dorfende.

Ich drängte zur Eile und hatte dazu auch allen Grund. Die Ruſſen mußten wohl glauben, das Dorf ſei umzingelt, wahrſcheinlich hielten ſie mich für einen Parlamentär, der ſie zur Übergabe bewegte — oder weiß Gott, was ſie ſonſt eigentlich dachten. Sie waren ſtumpf oder lachten mich an und waren auf jeden Fall ſehr gefügig. Ich trieb ſie vor mir her wie der Hirt ſeine Schafe und ſchafsgeduldig trabten ſie auch dahin.

Wie ich all die Kerle zum Dorf hinausbrachte, ohne daß ſie mich hängten, erſchoſſen oder erſchlugen, iſt mir heute ſelbſt noch ein Rätſel. Indeſſen ich ließ ihnen keine Zeit, ſich lang zu beſinnen und glücklicherweiſe war die Schwadron nicht allzufern. Unſere vierte Eskadron lag im Gut Z. Mit Halloh ritt ich ein. Als wir meine Gefangenen abzählten, da zeigt ſich's, daß aus den zweien vom Anfang dreiundachtzig geworden! Der Rittmeiſter und meine Kameraden ſchüttelten mir die Hände.

Ich aber dachte an den Schneider im Märchen, der gepanzert und gewappnet ausſtieg: Sieben auf einen Streich, war das Motto des Schneiders. Doch es waren nur Fliegen. Dreiundachtzig und Einer, ſo konnte ich ſagen. Aber es war weder ein Märchen, noch waren es Fliegen. Es waren Ruſſen — ruſſiſche Infanteriſten tief aus dem Rußland.

Dem Gefreiten Johann Mark nacherzählt von A. K.

Des Heilands Klage.

Ein letzter Schuß rollt durch den Abend,
Dann ſinkt die Nacht aufs Feld herab,
Und deckt den fürchterlichen Jammer,
Umſchließt das weite blutige Grab.
Da ſteigt ein ſchwacher Nebelſtreifen
Aus fernem Oſten zart herauf,
Und gleitet über blutige Triften
Und nimmt vom Schlachtfeld Leben auf.

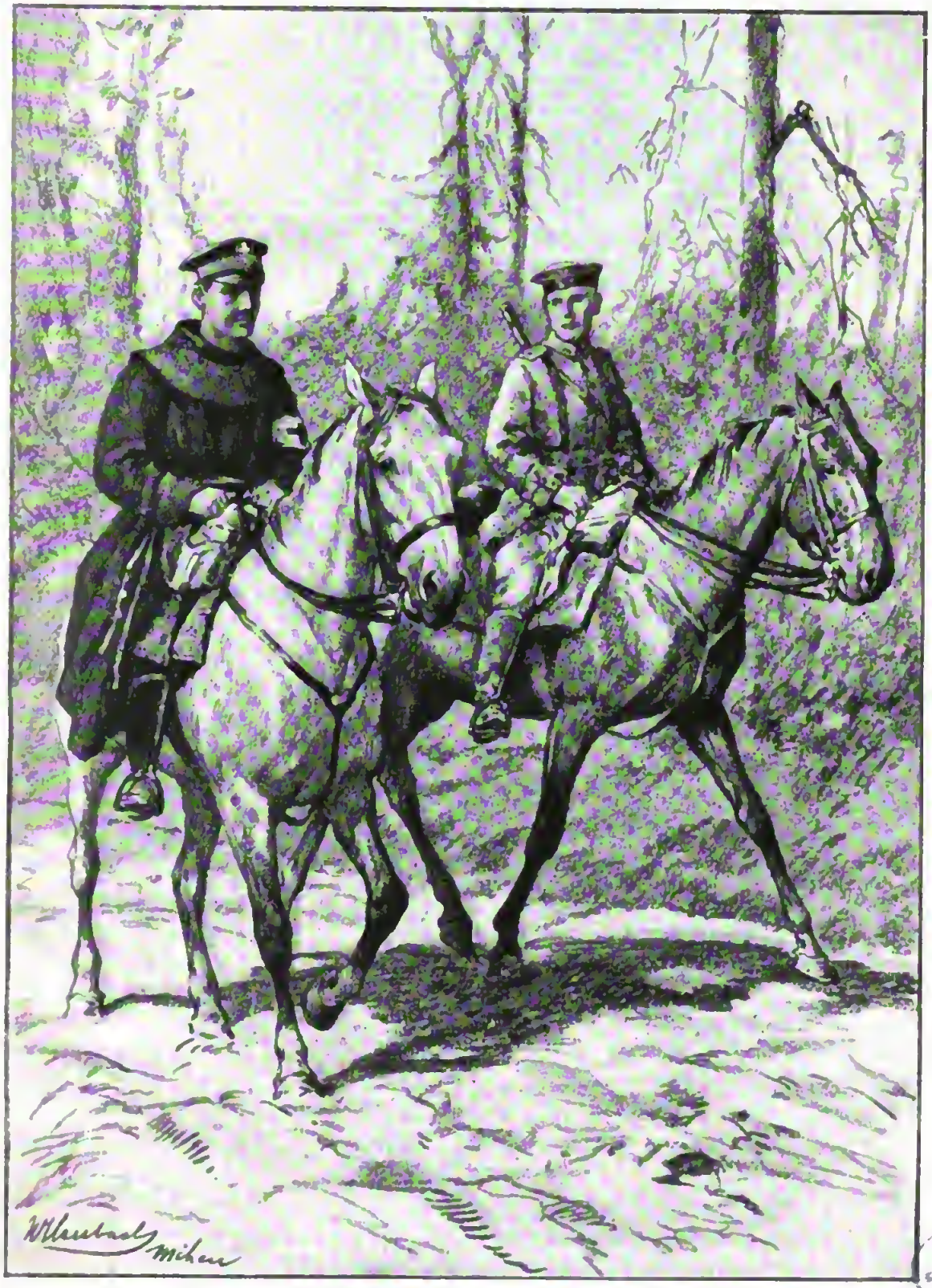
Es dichtet ſich ſein zarter Körper
Zu lebensvollem warmen Sein,
Als ſaugte er vom warmen Blute,
Das heute floß, Erwachen ein.
Dann war vollendet das Gebilde,
Das ſanft ſein Antlitz nun erhob
Zum ſternbeſäten Abendhimmel
Und das ein heller Schein umwob.

„Ich hab' für euch das Kreuz getragen",
Klang ſtill es durch die Luft der Nacht,
„In Qual für euch ans Kreuz geſchlagen,
Ward ſo Erlöſung euch gebracht!
Und jetzt, nach faſt zweitauſend Jahren,
Da ich der Welt die Liebe gab,
Dehnt endlos ſich in Weſt und Oſten
Ein fürchterliches Maſſengrab!"

„Wie wenig habt ihr mich verſtanden,
Wie arm doch euer Leben blieb!
Willkür und Morden, Haß und Unrecht
Iſt immer noch der Menſchheit ‚Lieb'.
O teurer Vater, Du im Himmel,
Erſchließ der Menſchen hartes Herz!
Daß endlich mög die Menſchenliebe
Erblühn aus dieſem Weltenſchmerz".

Hanna Vogt-Bilseck, Gauting.

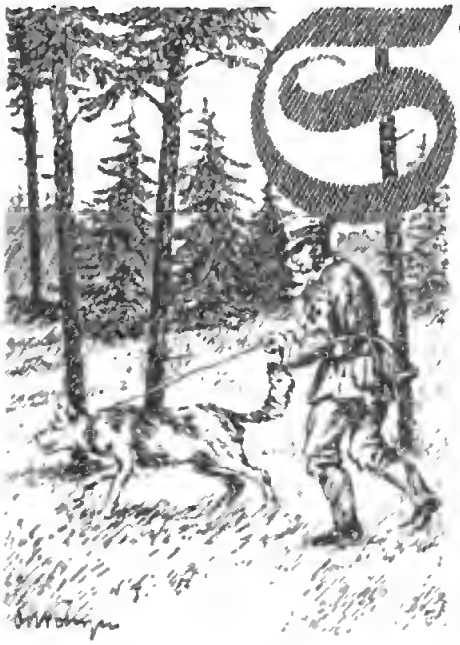
Digitized by Google



Feldgeiſtlicher.

Digitized by Google

Episode aus dem Kampf um Warschau.



Schon aus vielen Gefechten, die ich bei unserem Vormarsch gegen die Russen mitmachen durfte, war ich immer heil und gesund herausgekommen. Ich glaubte schon ganz gefeit zu sein gegen die russischen Granaten. Dem war aber nicht so, denn vor Warschau hat's mich am 4. August gründlich erwischt.

Am 3. August vormittags um halb elf Uhr traten wir in der Richtung auf Warschau einen Marsch an, der fast ohne Unterbrechung bis zum andern Morgen früh dauerte. Zum Abkochen kam es erst nach elf Uhr am Abend, unser Mittagessen wurde also zu einem Mitternachtessen. Als wir unser Ziel erreicht hatten und meinten, jetzt würde uns ein langer Schlaf recht gut tun, da ging's erst los; denn bei unserer Ankunft an dem äußersten Fort vor Warschau wurden wir gleich mit einem schrecklich heftigen Gewehrfeuer empfangen. Unsere Müdigkeit war schnell verschwunden. Es ist sonderbar genug: plötzlich verspürte keiner von uns die Strapazen des langen Marsches mehr und auch der Hunger, der sich während der letzten Stunde wieder eingestellt hatte, war völlig vergessen.

Ich kam mit acht Mann auf Beobachtungs- und Verbindungsposten. Als wir ungefähr 300 Meter vor unserer Kompagnie angelangt waren, wurden wir von den Russen entdeckt, die sofort ein kräftiges Artilleriefeuer auf uns eröffneten. Wir eilten in ein nahes Bauernhaus. Kaum waren wir drin, wurde das Haus auch schon von einer Granate getroffen, die es in Brand setzte. Verwundet wurde keiner von uns, aber da an ein Löschen des schnell um sich greifenden Feuers nicht zu denken war, mußten wir uns eine andere Deckung suchen. Wir rannten also zur Hintertür hinaus auf das nächstgelegene etwa hundert Schritt entfernte Gebäude zu, wo uns jedoch das gleiche Schicksal traf. Der Feind konnte leider nur zu genau unsere Bewegungen beobachten und er zielte gut, das muß man ihm lassen. Das Spiel wiederholte sich in kurzen Zeiträumen mit vier Häusern, die nach der Reihe in Brand geschossen wurden, kurz nachdem wir sie betreten hatten. Nun war nirgends mehr eine Deckung vorhanden und wir wußten nicht mehr, wohin.

Ich war auf die Straße hinausgelaufen, um Umschau zu halten, ob nicht doch irgendwo noch ein leidlicher Schutz, ein Graben oder eine Erhöhung zu entdecken wäre,

Digitized by Google

da traf mich ein Granatſplitter, der mir in den Hals eindrang, dicht neben der Halsſchlagader. Nun lief ich hinter das lichterloh brennende Haus und, gegen die Wand gelehnt, wiſchte ich mit meinem Sacktuch das aus der Wunde rieſelnde Blut ab. Das war ein ſehr zweckloſes Beginnen, denn es ſtrömte immer weiter Blut nach. Ich beſchloß deshalb, das Tuch feſt um den Hals zu binden, um den Blutlauf, ſo gut es gehen wollte, abzuſchwächen. Damit war ich aber nicht ganz fertig geworden — denn es begann mich eine Schwäche zu überfallen und meine Hände zitterten, ſo ſehr ich auch dagegen ankämpfte —, als eine neue auf das Haus herniederfahrende Granate deſſen Giebel traf und die umherſauſenden Trümmer mich und einen neben mir ſtehenden Kameraden begruben. Wir waren ganz verſchüttet, und ich wußte nicht, ob mir Glieder gebrochen waren. Zuerſt waren wir beide völlig betäubt und blieben regungslos liegen. Nach einer kleinen Weile aber kehrte mir die Beſinnung zurück, und ich verſuchte, die von einer ſchweren Maſſe feſt an den Körper gepreßten Arme zu rühren. Es ging, und dann konnte ich auch die Knie etwas anziehen; die auf mir laſtende Decke gab nach und nun merkte ich, daß ſie weniger aus Steinbrocken als aus faſt pulverigem Staub beſtand. Die Schicht, die auf uns lag, war auch nicht ſo dicht, wie ich dies im erſten Schrecken geglaubt hatte. Bald hatte ich mich frei gearbeitet, aber ich glaubte erblindet zu ſein, ſo feſt waren mir die Augen mit Mörtelſtaub verklebt. Nach einiger Zeit hatte ich die Augen durch vorſichtiges Wiſchen mit dem Handrücken wenigſtens ſo weit klar bekommen, daß ich wie im Dämmerlicht meinen Nebenmann erkennen konnte, der ſich langſam auf dem Bauch, wie ein Wurm, aus dem Trümmerhaufen hervorſchob. Nun krochen wir beide eine Strecke in den Kohlgarten hinaus, der hinter dem Hauſe lag, um uns vor weiteren Abſtürzen von Mauerteilen zu retten.

Es war die höchſte Zeit, denn wenige Minuten darnach brach der ganze alte Kaſten zuſammen, Flammen und dicker Rauch wirbelten aus dem Trümmerhaufen gen Himmel. Der Wind ſtand glücklicherweiſe ſo, daß die umherſtiebenden Funken den Platz nicht erreichten, wo wir völlig erſchöpft liegen geblieben waren, bis uns unſere gegen Abend vordringende Truppe auffand. Wir wurden dann bald hinter die Front auf den Verbandplatz gebracht. Ein Arzt unterſuchte mich und ſtellte feſt, daß ich keinen Knochenbruch und außer der Verletzung am Halſe auch keine tiefere Verwundung erhalten hatte. Aber ſchlimm war mein Geſicht mitgenommen worden, da ich bei dem Sturz am Hauſe auf den Rücken gefallen war. Stein- und Granatſplitter ſtaken in Wangen, Stirn, Ohren und Naſe und meine Augen, die furchtbar ſchmerzten, wurden mir ſofort vom Doktor feſt verbunden. Gott ſei Dank iſt, wie ſich herausſtellte, noch alles ſo ziemlich glücklich abgelaufen und für meine Sehkraft beſteht keine ernſtliche Gefahr. Freilich wird's wohl noch eine gute Weile dauern, bis ich wieder ſo weit hergeſtellt bin, um den Ruſſen das erhaltene Geſchenk vergelten zu können.

F. Gaſtinger.

Schwere Reiter auf Schleichpatrouille im Osten.

Auf der Patrouille fühlt sich der Kavallerist in seinem Element und wenn ihn die Sonderlichkeit dieses Krieges zeitweise vom Pferde riß und in die Erde stellte und ihm den Spaten statt der Lanze in die Hände drückte, auf den Patrouillengängen war er wieder ganz Kavallerist und ob eine Aufgabe noch so gefährlich war, wenn's auf Patrouille geht, brauchte der Reiteroffizier nicht zweimal fragen, wer sich freiwillig meldet; da treten immer mehr vors Glied, als nötig sind.

Als schneidiger Patrouillengänger hat sich in den Junikämpfen bei S. der Unteroffizier Simon Krug aus Hart bei Wasserburg erwiesen. Er stand in der zweiten Eskadron des 2. Schweren Reiter-Regiments und hatte sich schon wiederholt durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet. Am 2. Juni lag seine Eskadron vor S. im Schützengraben. Nur 400 Meter entfernt hatten sich die Russen am Dorfausgang hinter einem Zaun eingenistet. Verschiedene Dinge ließen ahnen, daß sich hinter dem Zaun und im Dorf allerlei vorbereitete. Aber was? Unteroffizier Krug erbot sich, Gewißheit darüber zu bringen. Wie eine Katze schlich er vorwärts. Ein Baum, der halbwegs zwischen den beiden Stellungen stand, bot ihm leichte Deckung. Dort sah er ein paar Russen über den Zaun steigen; aber sie schienen Furcht zu haben und kehrten bald wieder hinter den schützenden Zaun zurück. Krug schlich sich ihnen langsam nach. Bald war er an der Hecke selber und sah dahinter einen unausgebauten Schützengraben und seitwärts dreißig, vierzig Russen. Die hatten ihn schnell erspäht und hundert Kugeln suchten im Nu nach seinem Herzen, aber nur eine traf seinen Rock. Hier ging's nicht weiter! So schlich er sich sachte in seinen Graben zurück.

Aber das Ergebnis seiner Patrouille genügte ihm nicht; so machte er sich, als die Dunkelheit besseren Schutz gewährte, zum zweitenmal freiwillig auf den Weg. Wieder kam er zur Hecke und als er am Zaun entlang schlich, sah er dicht dahinter eine Schützenkette und weiter zurück mehrere Kompagnien, die im Begriffe waren, sich in die Schützenlinie einzuschieben. Da war ein Überfall geplant! Die Kameraden mußten gewarnt werden! Aber schon waren die vordersten Schützen seitwärts an ihm vorbeigeschlichen. Auf Umwegen wäre er noch unbehelligt zu seiner Eskadron zurückgekommen; aber der sichere Weg für ihn wäre die Vernichtung für seine Kameraden gewesen.

Digitized by Google

So ſchlich er ſich kurz entſchloſſen an den ruſſiſchen Schützenlinien vorbei; vorbei an Dutzenden von ſchußbereiten Gewehren, die hundertfachen Tod für ihn in den Läufen hatten. Und ein gütiges Geſchick hielt die Kugeln zurück. Gerade noch zur rechten Zeit traf Krug bei ſeiner Eskadron ein. Man war gewarnt und wußte, was bevorſtand. Und als die ruſſiſche Übermacht zum Sturm einſetzte, empfing ſie ein raſendes Feuer aus den Karabinern. Nun waren ſie, die überraſchen wollten, ſelbſt die Überraſchten und fluteten eiligſt zurück. Unteroffizier Krug hatte ſeine Kameraden gerettet; ſeine todesverachtende Entſchloſſenheit trug ihm außer dem Dank ſeiner Kameraden auch die wohlverdiente ſilberne Tapferkeitsmedaille ein.

Durch Unerſchrockenheit zeichnete ſich auch der Reſerviſt Jakob Kreitmayer, ein einfacher Arbeiter aus München, von der 5. Eskadron des gleichen Regiments aus. Ihm gelang auf einer Schleichpatrouille im Tal des O.-Fluſſes eine wichtige Feſtſtellung. Man hatte geglaubt, der Feind habe ſich auf dem öſtlichen Flußufer bereits zurückgezogen; Kreitmayer ſollte nun erkunden, ob dieſe Annahme auch den Tatſachen entſpräche. Er ſchlich ſich durch ein Gebüſch am jenſeitigen Flußufer hindurch und ſtieß bald auf feindliche Vorpoſten, die ihm ein weiteres gedecktes Vordringen unmöglich machten. Mit einigen Kugeln ſcheuchte er die Poſten zurück und konnte nun weiter vorgehen. Hinter den feindlichen Einzeldeckungen, durch die er ſich gewandt hindurchſchlich, ſtieß er auf einen ruſſiſchen Schützengraben, der allerdings unbeſetzt war. Nicht weit davon lag aber eine feindliche Eskadron. Bei dem Verſuch, noch weiter vorzugehen, wurde er aber entdeckt und zog ein raſendes Feuer auf ſich. Nun machte er kehrt und jagte, verfolgt von zahlloſen Kugeln, über den völlig deckungsloſen Grund zurück. Trotzdem kam er, wenn auch leicht verletzt, glücklich zu ſeiner Eskadron mit ſeiner hochwichtigen Meldung zurück.

Durch einen mit überlegenen Kräften unternommenen Vorſtoß gelang es zwei Tage ſpäter den Ruſſen, ſich in die Flanke der Eskadronsſtellung vorzuſchieben. Vor dieſer Bedrohung mußte die weit auseinandergezogene Linie zurückgenommen werden. Kreitmayer erbot ſich, die einzelnen Gruppen davon in Kenntnis zu ſetzen und führte ſeine Aufgabe in kürzeſter Zeit und im heftigſten Granatfeuer durch. Mit dem Abſchnittsführer zuſammen verließ er als letzter die alte Stellung, nachdem er noch die liegengelaſſene Munition geſammelt hatte. In den folgenden acht Tagen fand Kreitmayer noch wiederholt Gelegenheit ſich als Meldegänger auszuzeichnen. Trotzdem bei den Meldegängen von der Abſchnittsleitung zu den Schützengräben ſchon mehrere Kameraden den Tod durch das wütende Granatfeuer des Gegners gefunden hatten, meldete ſich Kreitmayer immer und immer wieder zur Ausführung der gefährlichen Aufträge und verdiente ſich dadurch die Silberne Medaille.

Auf dem Wege zur Westfront.

Vollgepackt, geschmückt mit Rosen, Nelken und was sonst die Gärten boten, geht's zum Tore hinaus, die Musik an der Spitze. Da wir, soviel ich weiß, der erste Transport aus unserer Kaserne sind, der ins Feld nachgesendet wird, begegnen wir besonderen Sympathien. Es war ein wirklich schöner Abschied aus der Garnison; darauf folgte Bahnfahrt von abends an die Nacht hindurch bis andern Tags abends. Berührt wurde meist französisches Gebiet. Die anscheinend von Fliegern zerstörten Bahnen sind alle wieder in Betrieb genommen, sodaß sich der Verkehr genau so wie in Deutschland abwickelt. Von den Bahnhöfen, Bahnwärterhäuschen ꝛc. wehen deutsche und sehr oft auch bayerische Flaggen. Und heimisch haben sich die Bahnwärter eingerichtet, ihren Garten angepflanzt, vor dem Hause einen Hasenstall, Hundehütte ꝛc. Wir sahen auf der Fahrt durch französisches Gebiet fortwährend ausgebrannte Häuser, zerstörte Gebäude und Brücken oder, wie bei M., einen verschütteten großen Tunnel. Die Beschädigungen sollen meist von Fliegern herrühren. Die Gegend bis kurz vor der Station, an der wir ausgeladen werden, gleicht viel dem bayerischen

Digitized by Google

Alpenvorlande; meist Weideland mit großen Herden schönen Fleckviehs. So schätzte ich eine Herde auf annähernd 1000 Stück. Es ist eine Gegend mit ausschließlicher Viehzucht. Weiterhin trafen wir schöne Eichenwaldungen.

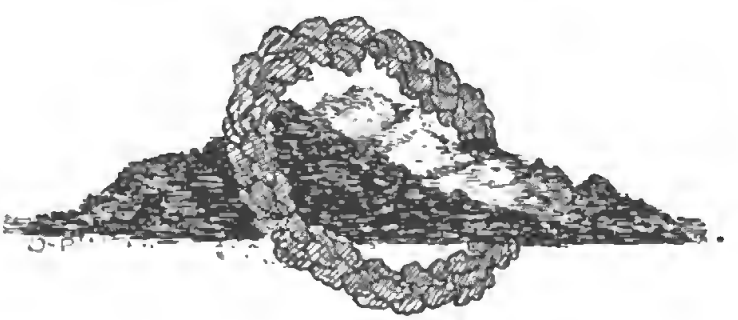
Da man auf einer solch' langen Reise natürlich auch Hunger bekommt, war unterwegs für Verpflegung Sorge getragen. Für uns fand diese in N. statt und zwar in guter und reichlicher Weise. Es sind hiezu großartige und sehr zweckmäßige Vorkehrungen getroffen. Getreide, Vieh, Stroh 2c. ist für das Heer beschlagnahmt worden, aber nur insoweit, als diese Artikel über den eigenen Bedarf der betreffenden französischen Einwohner hinausgehen.

Nachdem wir am Bestimmungsorte angekommen, wurden wir ausgeladen und es gab noch ein großes Abschiednehmen von unserem braven Hauptmann und den Unteroffizieren, die den Transport begleitet hatten. Darauf wurde uns eröffnet, welchem Truppenteil wir zugeteilt waren.

Andern Morgen war Abmarsch zur nächsten Ortschaft N., wo wir ins Quartier kamen. Ich habe euch geschrieben, daß ich bei einem Gärtner, dessen Gärtnerei gegenwärtig als Korpsgärtnerei des Regiments dient, gut untergebracht sei. Das hat sich noch am gleichen Tage geändert. Mein heutiges Quartier bei einem Bauern ist nichts weniger als gut, aber man muß unter den gegebenen Verhältnissen mit allem zufrieden sein.

Sehr belästigt wird man von den vielen Fliegen. Diese Plage ist so arg, besonders wenn es hell zu werden beginnt, daß man nicht mehr schlafen kann. Um Ruhe zu haben, muß man Gesicht und Hände zudecken. Wir angekommener Ersatz haben noch keinen Schützengrabendienst, wir werden noch einige Tage hier behalten, um in einigen Spezialtätigkeiten noch besser ausgebildet zu werden. Mit jedem Tage kann aber unser eigentliches Kriegshandwerk beginnen. Dann geht's aber fest drauf in Gottes Namen und ist es Gottes Wille, werden wir den Feind bald niederringen und glücklich siegreich heimkehren.

M. Fischer.



Im Münchener Hauptbahnhof.

Erregte Menſchen drängen ſich vor, in dichten Reihen ſtreben ſie dem Seiteneingang zu, der nach der Arnulfſtraße liegt. „Soldaten kemma ins Feld“. Schon ſind die Klänge der Regimentsmuſik bis in die große Halle herein hörbar und anmarſchiert kommen ſie, die blumengeſchmückten Feldgrauen. Junge Geſtalten, die den „Freiwilligen“ auf den erſten Blick erkennen laſſen, Zwanzigjährige und gereifte Männer, an deren Rüſtung der Stempel des zweiten Ausmarſches haftet. Der Bahnſteig iſt kurze Zeit abgeſperrt für Zivilperſonen, vergeblich verſuchen an allen Sperrtüren die Angehörigen der Ausziehenden einen Durchgang zu finden, um zu ihren Lieben gelangen zu können. „Später wird aufg'macht, ich darf niemand durchlaſſen“, hatte der Dienſttuende wohl ſchon ein dutzendmal erklärt. Der erſte Trupp Militär iſt in dem bereitſtehenden Zug untergebracht. Der Eingang, der eben vorher ſo viel jugendliche, mutige Begeiſterung, ſo viel erprobte Tatkraft aufnahm, wird freigegeben für die außerhalb Harrenden, von denen manch einer noch ein „Reiſepäckl“ bereit hat. Herein ſtürmt es: Väter, Mütter, Gattinnen, Bräute. Man ſucht und findet; wenn der Geſuchte vielleicht ſeinen Platz auf der anderen Seite des Wagens einnehmen mußte, die Gattin vergeblich nach ihm ausſchaute, findet ſich alsbald ein entgegenkommender Vorgeſetzter, der Rat weiß. Schmeller! wo iſt der Schmeller, frägt er in den beſetzten Wagen hinein. Wie am Schnürl erſcheint der Gerufene, die Frau hat ihren Mann zu einem nochmaligen Abſchied. Hand in Hand koſten ſie die letzten Minuten des Beiſammenſeins. „Schau mir auf die Kinder, daß alles in Ordnung is, bis i wieder komm“ und „b'hüt di Gott“ waren die letzten Worte des Ausziehenden! —

Auf dem Trittbrett eines Wagens ſteht ein Unteroffizier — ſeine Mannſchaft iſt gut untergebracht; ſeine Gedanken ſind weitab, ſind im Schützengraben an jener Stelle, wo er mit vielen gemeinſam gekämpft hatte, bis die Bombe traf, deren todbringende Splitter und Gaſe alle vernichtete bis auf ihn —, wie man ihm erzählte, als er wieder im Vollbewußtſein das Bett verlaſſen durfte, als ihm mit dem Bewußtſein zugleich die Erinnerung an jene Stunde wiedergekehrt war, die ihm ſeine liebſten Kriegskameraden genommen hatte. Plötzlich erweiterten ſich ſeine Blicke — mit einem Sprung iſt er vom Trittbrett herunter. Ja, Menſch! Menſch! biſt du's denn wirklich! Zwei Arme ſchlingen ſich um den gleichfalls zum zweiten Male ausziehenden, totgeglaubten Kameraden, der ebenfalls auch nur vom Tode des anderen wußte. Sie hatten ſich wiedergefunden! Wie ein Jubel klang es von einem zum anderen: Ich hab' einen Kameraden! Gloria! Viktoria! — —

Und wieder ein anderes Bild. Eine noch ziemlich junge Frau geht die Wagenreihe entlang. Sie macht Halt vor den jungen Geſellen, die zwei Fenſterbreiten belagert haben, ohne daß jemand ihrer wartet; es ſind Auswärtige, der eine iſt in der Nähe

Digitized by Google

von Nürnberg daheim, der andere vom Allgäu, ein zweites Paar aus der Roſenheimer Gegend, aus den jungen Geſichtern leuchten die hellen Augen begeiſterter Vaterlandsliebe. Schnell haben ſie ſich verſtanden, die Großſtädterin, die ihren einzigen 19jährigen Sohn draußen hat, und die jungen Menſchenkinder vom Lande. Ein halbes Leben erzählt man ſich in dieſer kurzen halben Stunde, welche dieſe ungleichen Menſchen einander ſo nahe gebracht hatte, daß jeder der jungen Krieger in der feinen Hand, die ſich ein letztesmal bot, die arbeitsrauhe Rechte der Mutter zu fühlen glaubte, — daß die Frau in jedem der blühenden Menſchen ihren Sohn wiederſah, der vor Jahresfriſt die Abſolvlamütze mit dem Soldatenkäppl vertauſchte. —

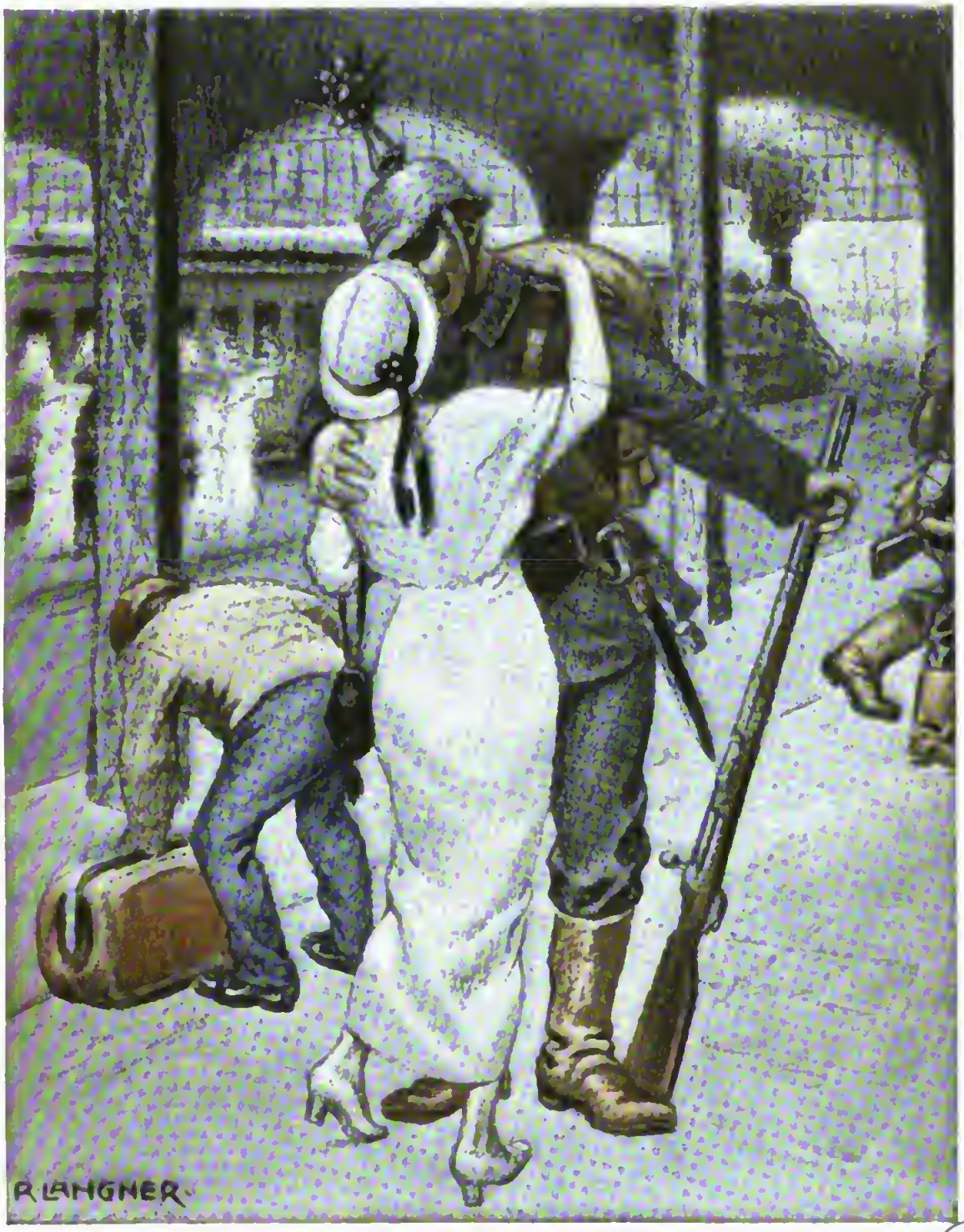
Nebenan hat ſich um einen Feldmarſchmäßigen eine kleine Gruppe gebildet, ein weinendes Mädel — ein tröſtender Burſche (die Geſchwiſter des Soldaten), eine blaſſe Frau mit einem Kind an der Hand. Das weinende Mädel erzählt einer Nebenſtehenden: Bei uns iſt's heut a doppelt ſchwerer Tag, heut vor an Jahr is mei großer Bruder g'falln, der zweit kommt heut fort. Dös Mäderl, wo mei Mutter führt, is 's Kind von meinem toten Bruder; zum Heiraten is er nimmer kemma und ſo hat unſer Mutter 's Kind zu ſich g'nomma, weil dem ſei Mutter a arms Mädl is; dös andere is mei kloaner Bruder, unſer Vater is ſcho lang g'ſtorben. — Ich ſehe hin nach der Frau, die zu dem unterdeſſen eingeſtiegenen Sohn emporſchaut mit tränenloſem Blick, ein Lächeln auf den klaren Zügen.

„A Ruß kimmt", rufen uns die Soldaten von oben zu — einige kurze Minuten wendet ſich die Aufmerkſamkeit der meiſten dem jungen Ruſſenſoldaten zu, der neben dem ihn begleitenden Landſturmmann herläuft, mit einem breiten Lachen über dem dicken Geſicht.

Raſch war der Landſtürmler mit ſeinem Transport unſeren Augen entſchwunden, die kurze Unterbrechung war ſchon wieder vergeſſen, als ein Bahnbedienſteter ermahnte: „Obacht, daß niemand in den Zug kommt." Die Räder ſetzten ſich langſam in Bewegung. „Laſſen Sie ſich ja nicht fangen", ruft ein zurückbleibender Vorgeſetzter einem gutmütig dreinſchauenden jungen Krieger zu. Einen Feldwebel neben mir höre ich ſagen: B'hüt euch Gott! Ich war ſchon manchmal a bißl ſcharf mit euch, aber es hat halt ſein müſſen.

Ich ſehe hin nach der Frau mit dem Kind an der Hand. Sie winkt mit dem Taſchentuch, ohne es an die Augen zu führen, die von zurückgehaltenen Tränen nun überfließen. Der Sohn ſoll ſie nicht weinen ſehen. Ich aber bewundere mit Ehrfurcht dieſe ſtille Heldin und ſage mir: Du mein glückliches Heimatland, das du in deiner Volksſeele ſolche Mütter beſitzeſt, glückliche Jugend, die du nach ſolch einem Abſchied hinausziehen kannſt zum Kampf für unſer geliebtes deutſches Vaterland.

Digitized by Google



Im Münchener Hauptbahnhof.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Als ich auszog.

Wir fuhren in aller Seelenruhe durchs schöne belgische Land. Freilich, gar so schön war es nicht wie zur Friedenszeit. Die Fabriken standen still, soweit sie nicht Trümmerhaufen waren. Die wenigen Bewohner, die nicht geflüchtet waren, gingen stumm und gedrückt daher; unsere Landsturmwachen hatten ein scharfes Auge auf sie, denn so mancher deutsche Familienvater liegt bleich in belgischem Boden, von Freischützen meuchlerisch gemordet. Aber niemand von uns dachte, daß auch auf uns ein ähnliches Schicksal lauere.

Freund Otto von C., der Münchener Kaufmann in der Residenzstraße und Kriegskamerad, und ich fuhren gemütlich in unserm Offiziersabteil zweiter Klasse, das wir ganz wohnlich eingerichtet hatten. Denn die Fahrt an den Feind dauerte eine volle Woche. In Brüssel, der schönen Stadt, von der wir trotz des längeren Aufenthalts nicht viel sahen, hatten wir unsere Taschentücher gewaschen und zum Trocknen am Gepäcknetz aufgehängt. Kriegsstarke, rot- und blaugeblumte Taschentücher — in Brüssel, der Stadt der Spitzen. Und ein Kamerad, der eben zu uns „zu Besuch“ kam, machte den schlechten Witz: „Da werden die Brüsseler „spitzen“, wenn sie eure Taschentücher sehen.“

Nach dieser friedlichen, aber immerhin schon kriegsmäßigen Arbeit ging die Fahrt weiter nach Süden, der französischen Grenze zu. In Graven-Brakel (Braine le Comte) erhielten wir Meldung, daß 8000 Mann bei einem Ausfall aus Antwerpen versprengte Belgier und Engländer im Anmarsch auf die Stadt seien. Zu ihrer Abwehr stünden einige Bataillone mit Maschinengewehren bereit. Niemand glaubte recht daran. Wir fuhren weiter und legten uns zur Ruhe, da die Nacht längst hereingebrochen war.

Plötzlich erwache ich — was ist das?

Ein ungeheures Gepraſſel schüttert an die Wägen. Was ist das? Einen Augenblick befällt mich etwas wie Entsetzen — ich bleibe liegen und überlege. Meine „kleine Grete“ — wie ich meine Feldpistole liebevoll nannte, halte ich schon in Händen, um sie im gegebenen Augenblick abzufeuern — meine Faust fährt nach dem bereitliegenden „langen Hanns“, meinem bayerischen Kriegssäbel. In diesen kurzen Sekunden denke ich so nebenhin: Also so sieht deine Feuertaufe aus! Ein Franktireurüberfall auf den fahrenden Zug, kurz vor einer kleinen Station, die von einer Landsturmwache besetzt ist.

Nach wenigen Minuten verſtummt das Feuer. Der Zug ſteht. Wir ſtürzen aus den Wagen und ſuchen die Hänge ab, aus denen, hinter Büſchen gedeckt, die Wegelagerer den heranfahrenden Zug unter Feuer genommen hatten. In der großen Dunkelheit bemerkten wir niemand.

Übrigens kam von der nahegelegenen Station ſchon eine Landſturmpatrouille, die in die Gebüſche eindrang. Wir eilten zum Zuge zurück und ſuchten nach etwaigen Verwundeten aus unſeren Reihen. Aber gottlob, außer einem zerſchoſſenen Gewehre hatten wir keine Verluſte. Die Bahnwagen allerdings ſahen aus wie Siebwände — aber nur unter der Fenſterreihe.

Die Wegelagerer hatten, um ſich nicht gegenſeitig ſelbſt zu treffen, kurz halten müſſen. Der Zug fuhr nämlich in einem tiefen Einſchnitt — wie ſie übrigens für Belgien und Nordfrankreich charakteriſtiſch ſind — und ſo durften die Franktireurs nicht auf die Fenſterreihen zielen, ſonſt hätten ſie ſich durch die Fenſter hindurch ſelbſt beſchoſſen. So ſaßen alle Treffer unterhalb der Fenſterreihe, was für uns deshalb ohne Verluſte abging, weil unſere Leute auf den Bänken knieten zur Feuerabgabe. Nur wenige Schüſſe ſaßen etwas höher. So war in meinem Wagen, etwa einen Meter über mir, ein Stahlmantelgeſchoß durchgedrungen, was ich erſt bemerkte, als ich wieder in den Wagen zurückkam. Natürlich war es in jener Nacht mit dem Schlafen vorbei.

Als wir am nächſten Tage gegen Mittag in Valenciennes ankamen, erwartete uns ſchon eine Depeſche aus der Station, bei der jener Überfall ſtattgefunden hatte. Die Landſturmkompagnie teilte mit, daß ſie in den Gebüſchen an der Überfallſtelle mehrere Tote und viele Verwundete aufgefunden hatte, die von unſerm Gegenfeuer kampfunfähig gemacht waren. Die übrigen hatten ihr Heil in der Flucht geſucht.

In V. erfuhren wir auch, daß die Gegend ſehr unruhig und unſicher ſei. Wir ſollten uns für alle Fälle auf einen neuen Überfall bereit halten. Da uns dieſe Mitteilung von eingeweihter militäriſcher Seite wurde, nahm ich meine Gruppenführer zuſammen und befahl ihnen, ſich für die Dauer der Weiterfahrt mit ihren Leuten gefechtsbereit zu halten. Unter dieſen keineswegs angenehmen Ausſichten ging die Fahrt weiter. Nach etwa einer Stunde, kurz vor der Einfahrt in die Station L., ſtößt und ſteht der Zug unter ohrenbetäubendem Krachen, ähnlich wie in der Nacht vorher bei dem erſten Überfall. Ich ſtürze ans Fenſter und ſehe auf der Höhe des Hanges hinter Palliſaden huſchende Geſtalten. Den weiteren Ausblick hemmt ein mächtiger Brückenbogen, der ſich über den Bahnkörper ſpannt, auf dem der Zug eben zum Stehen kommt. Ich ſehe noch, wie aus den nächſten Wagen einige Soldaten herausſtürzen, liegen bleiben und mit hilfloſen, ſchmerzvollen Augen zu mir aufblicken. Andere aber ſtürmen ſchon den Hang hinauf, die erſten Schüſſe krachen. Im nächſten Augenblick bin ich ſchon auf der Höhe des Hanges und ſehe Geſtalten flüchten und ſtürzen.

Digitized by Google

Plötzlich taucht ein preußiſcher Offizier auf, der bald „ſtopfen!“, bald „nicht ſchießen!“ ſchreit. Wir ſtellen das Feuer ein und krabbeln den Hang hinunter, da ſehen wir erſt, was geſchehen iſt: zwei Wagen unſeres Zuges liegen in Trümmern, ein franzöſiſcher Ziviliſt wird eben von einer Landſturmwache abgeführt. Die Zuſammenhänge werden mir auf einmal klar: die Zugsentgleiſung ſtand jedenfalls in urſächlichem Zuſammenhang mit dem Ziviliſten. Wir aber im hinteren Teil des Zuges, die von der Entgleiſung nichts bemerkten, hatten das Krachen für einen Feuerüberfall gehalten, auf den wir ſchon vorbereitet waren.

In dieſer Anſchauung beſtärkte uns die Tatſache, daß die franzöſiſchen Zivilperſonen die Flucht ergriffen, als wir die Höhe erſtürmten. Jedenfalls hatten ſie kein gutes Gewiſſen und wollten Augenzeugen des Eiſenbahnunfalles werden, den wir in dieſer Station erleiden ſollten und von dem ſie jedenfalls Kenntnis hatten, bevor der Anſchlag zur Ausführung kam.

Mir iſt es heute noch rätſelhaft, wie ein franzöſiſcher Ziviliſt auf die Geleiſeanlage kommen konnte. Was mit dem Manne geſchah, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er ſeinen Frevel büßen müſſen, wie auch ſeine Landsleute ihre Neugier und Schadenfreude teuer bezahlen mußten. Aber auch wir mußten elf Mann teils ſchwer, teils leicht verletzt zurücklaſſen. Sie kamen mit dem nächſten Zuge wieder in die Heimat, während wir die Fahrt nach längerem aufgeregten Aufenthalt wieder fortſetzten.

Viel freier und froher fühlten wir uns, als wir am nächſten Abend den Zug, der uns aus Deutſchland hergeführt hatte, für immer verlaſſen ſollten. Das war in N., einer ſchönen Stadt nördlich C., von der mir beſonders die herrliche, hochgelegene Kirche in einem eigenen altertümlichen Stil im Gedächtnis blieb. In einem Park in der Nähe des Bahnhofes kochten wir ab. In ziemlicher Nähe hörten wir ſchon den dumpfgrellen Hall berſtender Artilleriegeſchoſſe. Unter dem Denkmal Sarrazius' verzehrte ich mein Erbſenſüpplein und hatte das erſte Heimweh.

*

In dieſer Nacht hatten wir, ſchon im Bereich des feindlichen Artilleriefeuers, den erſten Landmarſch, der uns zu unſerem Truppenteil bringen ſollte. Unterwegs erhielten wir aber Befehl, in der Nähe der Marſchſtraße zu biwakieren. Wir bogen nach links in ein Stoppelfeld ab und legten uns, wie wir waren, „zur Ruhe“. Es war eine bitterkalte Nacht — keine Rede von Schlaf im bloßen Mantel auf dem feuchten Boden. Ich verſuchte es zwar, aber bald warfen mich Schüttelfröſte. Die Mannſchaften hatten es inſofern beſſer, als ſie über die Mäntel noch die waſſerdichten Zeltbahnen ſchlagen konnten. Sie ſchliefen auch wie die Murmeltiere.

Ich ging etwas ſeitwärts vom Lager und ſtellte mich in ein Baumgeſtrüpp auf einer Anhöhe, von der aus man einen freien Blick über die halbmondhellen Nachtgefilde genoß. Von dieſer Höhe aus ſah — oder vielmehr — hörte ich den erſten Nachtkampf aus der Ferne. Die Artilleriegeſchoſſe beſchrieben einen feurigen Bogen am Nachthimmel und wo ſie barſten, flogen Feuergarben auf. Und lang darnach erſt vernahm man den dumpfen Hall. Gegen Mitternacht wurde das Feuer heftiger — das Artillerieduell ſah ſich wie ein fernes Feuerwerk an. Dazu geſellte ſich bald das unheimliche Knattern von Infanterie- und Maſchinengewehren, erſt einzeln, dann immer lauter und ſich auf eine Linie von vielen Kilometern verlängernd. Erſt hatte ich den Eindruck, wie ich ihn manchmal bei Nachtgefechten im Manöver hatte — aber bald bedachte ich, daß es da drüben auf Leben und Tod geht.

Wie mancher mag in dieſem Augenblick den letzten Atem verhauchen, den letzten Gedanken nach Deutſchland ſchicken, aus dem wir eben, Neulinge des Schlachtfeldes, ankamen. Gegen zwei Uhr morgens verſtummte das Schlachtgetöſe allmählich. Wie ich einige Tage ſpäter erfuhr, wollte in dieſer Nacht ein vielfach überlegener Feind bei unſerer Brigade einen Durchbruch verſuchen, der aber blutig abgeſchlagen wurde und mit einem erfolgreichen Gegenſtoß der Unſeren endete. Von dieſem Nachtgefecht rührten die vielen toten Turkos her, die dann wochenlang unbeerdigt zwiſchen den Schützengräben lagen und die Luft weithin mit dem widerlich ſüßlichen Leichengeruch verpeſteten.

Das war in der Gegend, in der ich mich auf einſamer Patrouille ſpäter einmal verirrte, wobei ich unbewußt tief in die feindliche Stellung eindrang und dann, nachdem ich mich mit Liſt und Glück herausgearbeitet hatte, zwei Stunden lang im Kreuzfeuer lag, mitten unter dieſen toten Turkos, da mich Freund und Feind für einen feindlichen Patrouillengänger hielten. Doch davon will ich ein andermal erzählen. Für diesmal will ich von freundlicheren Geſchehniſſen berichten, wie ich es in meinem erſten Quartier in Feindesland gefunden.

Das war in dem Orte C., wenige Kilometer von unſerer nächtlichen Lagerſtätte entfernt, den wir am nächſten Morgen noch bei Tagesgrauen erreichten. Da wir immer ſchon im Bereiche des feindlichen Artilleriefeuers waren, gab es nur Nachtmärſche.

Digitized by Google

Warneton.

Im Felde gezeichnet von A. Mayer.

Nachdem wir die Mannſchaften in den Scheunen der ſehr ſtattlichen Gehöfte untergebracht hatten, begaben wir uns ſelbſt auf Quartierſuche für dieſen Tag. Denn abends ſollten wir ſchon beim Regiment in den Schützengräben liegen.

In dem erſten Hauſe, das ich betrat, kamen mir zwei freundliche alte Leute entgegen, Monſieur und Madame Meſſialle. Meine höfliche Frage nach einem Quartier beantworteten ſie mit einem höflichen oui, oui, monsieur und wieſen mir ein Zimmer neben der Küche an. Das erſte, was mir auffiel, war der ſchöne, mit Marmor ausgelegte Kamin und die goldene Stockuhr mit dem Glasgehäuſe darüber. Kamin und Stockuhr ſind typiſch für jedes franzöſiſche Haus, auch für das ärmſte. Ich fand ſie auch bei dem armen Feldhüter von Candor Monſieur Gay.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht hatte, ſetzte ich mich zu den Leuten in die Küche. Auf meine Frage, ob ſie mir ein Mittagsmahl bereiten wollten, erwiderten ſie, daß ſie ſelbſt nichts mehr hätten als Kartoffel und ein wenig Butter. Ich legte ein Geldſtück auf den Tiſch, und nach einer halben Stunde ſtand ſtatt des Geldſtückes ein köſtliches Kartoffelgericht nebſt einer Flaſche cidre (Apfelwein) auf dem Tiſch. Seit langer Zeit hat mir nichts mehr ſo gemundet wie dieſes einfache Mahl.

Nach Tiſch ſetzte ich mich mit den Leuten an das Herdfeuer und ließ mir erzählen. Monſieur Meſſialle ſagte mir mit beſonderem Stolz, daß einige Tage vorher ein prince de Bavière (bayeriſcher Prinz) in dem mir zugewieſenen Zimmer in Quartier geweſen wäre. Er kannte die Bayern noch von 70 her — denn mein Quartierwirt war von 70 auf 71 bayeriſcher Kriegsgefangener auf dem Lager Lechfeld, was er mir nur zögernd zugeſtand.

Ich fühlte die Not des ehrlichen Alten und kam auf den gegenwärtigen Krieg zu ſprechen. Als ich das Wort Poincaré ausſprach, machte er die Geſte des Halsabſchneidens und ſagte: „Ah oui — comme ça!“ Ich verſtand. Und merkwürdig: überall, wo ich ſpäter mit Nordfranzoſen über den gegenwärtigen Krieg ſprach, begegnete ich derſelben Auffaſſung. Die Leute wußten, daß ſie nur Englands Handlanger wären, daß die Ströme franzöſiſchen Blutes nur für britiſche Intereſſen floſſen. Überall fand ich auch die Sehnſucht nach dem alten Kaiſerreich, wie es unter dem großen Napoleon beſtand. Alle fühlen, was mir Monſieur Meſſialle ſagte: Wir brauchen wieder einen Kaiſer. —

Als ich ihm ſagte, daß Deutſchland einmütig entſchloſſen ſei, bis zum Endſieg oder Untergang durchzuhalten, daß wir in wenigen Tagen eine Kriegsanleihe von fünf Milliarden aufgebracht hätten, da ſagte er: „Oui — c'est grandiose!“ Er gebrauchte die altertümliche, verſtärkende Wortform „grandiose“. Und dann wandte er ſich ab und weinte. —

Hinter dem Häuschen lag ein Gärtchen. Da ging ich hinaus; am Ende blieb ich ſtehen und ſah ins franzöſiſche Land hinein.

Digitized by Google

Plötzlich höre ich etwas heranſauſen, mit metallenem Klang; im nächſten Augenblick fliegt mir brennheiße Erde ins Geſicht. Zwanzig Meter vor mir hat eine franzöſiſche Granate eingeſchlagen. Der Luftdruck ſchleudert mich gegen ein Obſtſpalier.

Im nächſten Augenblick aber antworten ſchon unſere bayeriſchen Batterien, die hinter dem Höhenrand aufgeſtellt ſind.

Und ich weiß, daß ich im Kriege bin, was einem ſo unglaublich klingt, weil man nie im Ernſte daran gedacht hat.

*

In der nächſten Nacht wurden die Erſatzmannſchaften unſeres Transportes auf die beiden Regimenter der Brigade verteilt. Wir Offiziere und Offiziersſtellvertreter hatten uns beim Regimentsſtab zu melden.

Das iſt im Frieden eine ſehr einfache Sache. Auch im Krieg iſt es noch nicht das Schlimmſte, obwohl die Eindrücke, die man dabei gewinnt, ſchon allerhand Schlüſſe zulaſſen. Vor allem mußten wir wieder unter dem Schutze der Nacht den Ort, wo der Regimentsſtab untergebracht, zu erreichen ſuchen. Da wir keine genügenden Karten, auch keinen Führer zur Verfügung hatten, mußten wir uns ganz auf unſer Glück verlaſſen. Denn die Möglichkeit, auf einen Nebenweg abzukommen und direkt in den Feind hineinzulaufen, war mehrmals gegeben. Dennoch erreichten wir — mit geſpanntem Revolver — den Ort, wo das Regiment lag. Ein Ort? Ein qualmender Trümmerhaufen war's; menſchenleer und verödet. In den Gärten irrten Rinder und Schweine. Bei einem der erſten Häuſer trat ein Poſten auf uns zu und ging uns, nachdem wir unſer Begehren vorgebracht, ſtumm voraus. Meine Augen ſuchten den Ort ab nach einem erhaltenen Hauſe, wo der Herr Oberſt mit ſeinem Stabe quartieren könnte. Aber es war kein ganzes Haus mehr in dem ziemlich anſehnlichen Flecken. Auf einmal ſtanden wir vor einem Schuppen. Eine Türe öffnete ſich — wir ſtiegen gebückt eine ſteile Treppe hinunter. Da war ein hochgewölbter Raum, mit Stroh und Decken belegt. Auf einem Tiſche brannte eine mattſchimmernde Lampe. Wir waren im Regimentskeller, wo der ganze Stab, vom Oberſt bis zum letzten Radfahrer untergebracht war.

Mein erſter Gedanke war: wenn man in einem Manöver einem deutſchen Soldaten ein derartiges Quartier anzubieten wagte — man würde auf der Stelle gelyncht. Und hier wohnt ein Oberſt mit Stabsoffizieren und Adjutanten, mit Telephoniſten und Ordonnanzen! Wohnung, Geſchäftszimmer, Telephonamt, Schreibſtube, alles in einem vorſintflutlichen Kartoffelkeller. Ach, wie oft habe ich mich ſpäter in die paradieſiſchen Zuſtände dieſes Kellers zurückgeſehnt, wenn ich wochenlang in den Schützengräben draußen lag und die Ablöſung in Ewigkeit nicht kommen wollte.

Wir waren tatſächlich froh, daß wir endlich an Ort und Stelle waren und wußten, wo wir hingehörten. Leider ſollte die Freude nicht zu lange dauern, denn ich und zwei

Digitized by Google

andere Kameraden ſollten einem andern Regiment, das in der Nähe lag, zugeteilt werden. Alſo ging es vor Tagesanbruch wieder weiter. Ein Poſten geleitete mich über die Ortſchaft hinaus bis zur Straße, die ich einzuſchlagen hatte. Wenn ich mich beeilte, könnte ich den Ort, wo mein neues Regiment lag, noch vor Sonnenaufgang erreichen.

Ich ſchritt alſo tapfer aus, um ja vom Feinde, der von den jenſeitigen Höhenzügen aus das ganze Gelände überſehen konnte, nicht überraſcht zu werden. Die Straße war ja ſtellenweiſe nur mehrere hundert Meter von den hochangelegten feindlichen Infanterieſtellungen entfernt.

Hier ſah ich zum erſten Male die ſchrecklichen Wirkungen des Krieges, wie man ſie als Staffagen auf älteren Schlachtenbildern gewohnt iſt: zerfetzte Bäume, Granatlöcher in den Straßen, ein zerſchoſſener Munitionswagen — und tote Turkos bei Pferdekadavern mit hochgeworfenen Wänſten. Mir ſchauderte. Aber es ſollte noch ſchrecklicher kommen. Da und dort verriet ein blutiger Leinenfetzen, daß ſich ein Feind auf der Flucht raſch verbunden und den Verband in der Haſt wieder verloren hatte. In den eilig am Straßenrand aufgeworfenen Schützengräben ſtarrten roſtbraune Lachen geronnenen Blutes.

Ich wende mich entſetzt ab, da höre ich zum erſten Male ein eigentümliches Pfeifen — das erſte Infanteriegeſchoß ſauſt mir am Ohr vorbei. Die Franzoſen haben mich wahrhaftig entdeckt und ſchicken mir ihre erſten Grüße. Da ich ihnen keine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenke, um ſo weniger, als ich meinen Beſtimmungsort bald erreicht habe, kommen ſie mir mit gröberem Kaliber. Wum — wum — wum — wum — ſauſen vier Granaten, eine ganze Batterieſalve, kurz hinter mir in den Straßenrand. Nur eine einzige krepiert und überſchüttet mich mit Erde; die übrigen ſind Blindgänger. Welche Munitionsverſchwendung, dachte ich, auf einen einzelnen Mann mit Kanonen zu ſchießen! Aber ich habe ſpäter noch öfter dieſe Erfahrung gemacht, die mir auch von anderen beſtätigt wurde.

Bei Tagesanbruch erreichte ich glücklich das Regiment und war froh, nun nicht wieder fortgeſchickt zu werden. Da die Kompagnie, der mich der Oberſt zuteilte, in vorderſter Linie lag, die bei Tage nicht erreichbar war, machte ich mir Quartier in einer Bäckerei und verlebte dort meinen erſten und letzten „guten Tag“ in Feindesland mit einem Stabsarzt, der mich zu ſich einlud.

F. Schrönghamer-Heimdal, Offiz.-Stellv.

Im Felde gez. v. A. Mayer.

Unſer Quartier.

Sechs Wochen ſind wir bereits hier und haben uns den Umſtänden entſprechend ganz gut eingerichtet. Eine noch ziemlich unverſehrte, in einem Garten gelegene Villa hatte die Ärzte und uns Sanitäter des Regiments aufgenommen und wurde von uns ſo wohnlich als nur irgendmöglich hergerichtet. Es war unſer Heim. Von hier aus ging's auf den Verbandplatz und zum Dienſt bei den Kompagnien, die in Rückzugs- bezw. Ruheſtellung lagen. Hier ruhten die dienſtfreien Ärzte und Mannſchaften aus. Neben dem Garten war ein leerſtehendes Eſtaminet als Ortskrankenſtube eingerichtet und beherbergte durchſchnittlich etwa 50 bis 60 Mann des Regiments und zwar nur Leichtkranke.

Trotzdem W. nur ungefähr drei Kilometer vom Feind entfernt liegt, hatten wir anfangs doch ziemlich Ruhe vor ihm, doch es wurde anders. Durch Flieger anſcheinend davon verſtändigt, daß hier Truppen liegen, ſandte uns der Gegner ſo ziemlich jeden Tag ſeine metallenen Grüße herüber. Wir waren ſchon immer darauf gefaßt, denn wir wußten ganz genau die Zeit.

Nach dem Mittageſſen, ſo gegen 1 Uhr, ging's los und zwar waren es meiſt Granaten ſchwerſten Kalibers engliſcher Schiffsgeſchütze. Es mußte da natürlich ein guter Keller aufgeſucht werden oder das ſich hinter dem Ort befindliche freie Feld, ſo war man vor Verletzungen noch am ſicherſten. Obwohl unſere Behauſung ziemlich frei daſtand und ein ganz gutes Ziel abgab, blieben wir doch verſchont, trotzdem in nächſter Nähe zwei kleine Häuschen getroffen wurden und zum Teil abbrannten.

Digitized by Google

Dieſer Tage wurde u. a. auch das Rathaus, in welchem die Sanitäts-Kompagnie eine Leichtverwundeten-Sammelſtelle eingerichtet hatte, von zwei Granaten getroffen und es war wirklich ein Wunder, daß, trotzdem ungefähr 30 Verwundete und das behandelnde Perſonal in dem Gebäude waren, doch nur wenige derſelben Verletzungen davontrugen und ſämtliche Verwundete geborgen wurden.

Tags darauf wurde ein großer Stall, in welchem Artilleriepferde untergebracht waren, zuſammengeſchoſſen. Unter den armen Tieren hat es böſe gehauſt, 20 waren tot, 22 verwundet und auch ein Stallwächter war ſchwer verletzt worden. Doch dann kam die Rache. Unſere Artillerie hat ihnen den Streich mit Zinſen zurückgegeben. Als Vergeltung wurde das vom Feind und nach Fliegermeldung von ungefähr 4000 Mann beſetzte Wulverghem beſchoſſen und zum großen Teil demoliert. Heute gibt die Geſellſchaft Ruhe, hat anſcheinend genug abbekommen. E.-U. K.

Im „Kino“ und im „Kloſterkeller“.

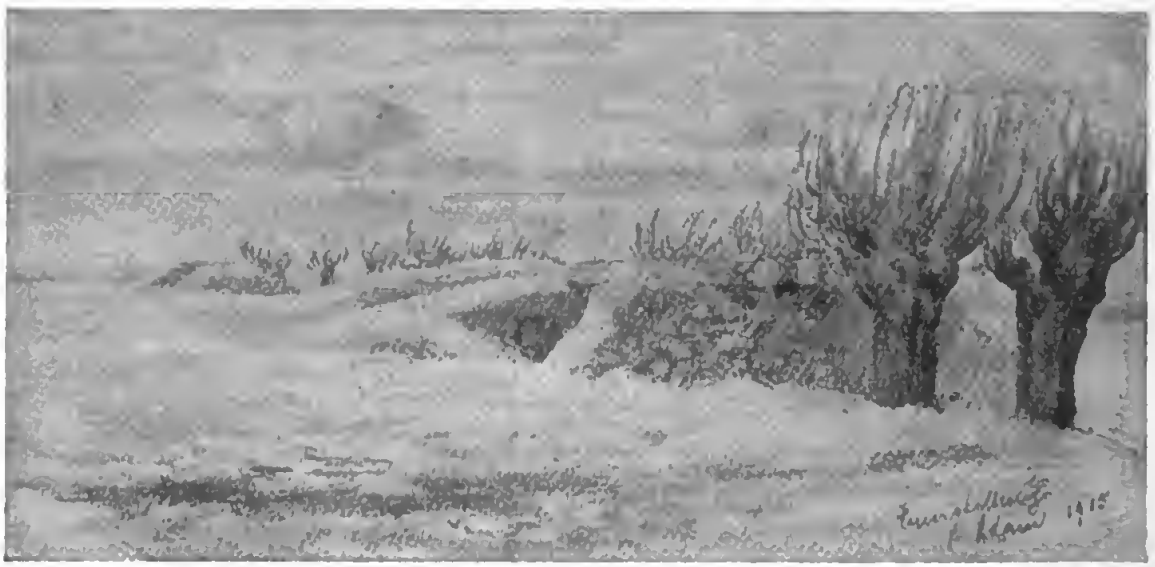
Geſtern hatte ich frei und bin nachmittags mit Kamerad Seckendorf in C. geweſen und unter anderem auch in einem erſt eröffneten „Kino“. Das Ganze war allerdings ſehr einfach. Das Dach des Saales, der in Friedenszeiten wohl zu Tanzvergnügen diente, hatte durch die Beſchießung ſehr gelitten und war durch Zeltbahnen ausgebeſſert worden. Der Beſitzer des Kino, ein findiger Belgier, hat ſicherlich, trotzdem er für die Vorführung, die etwa eine Stunde dauerte, vom Soldaten nur ein Zehnerl verlangte, nicht das ſchlechteſte Geſchäft gemacht, denn er hatte ein volles Haus. Obwohl das Gebotene nichts Hervorragendes war, gingen wir doch befriedigt von dannen; eine kurzweilige Stunde hatten wir hinter uns und herzlich gelacht hatten wir auch. Ein Kurioſum iſt es doch, in Feindesland und dazu ſo nahe an der Feuerlinie, bei Kanonendonner im Kino zu ſitzen.

Der Heimweg nach W. in unſer Winterquartier war weniger angenehm, denn ein orkanartiger Sturm und heftiger Regen erſchwerte uns das Gehen. Die ganze Nacht wütete der Sturm um unſer Haus und heulte durch den Kamin. Ein ſcheußliches Wetter für die Unſeren im Schützengraben.

Heute früh ging's auf drei Tage nach M. Das Bataillon war nach dort abgelöſt worden. M. iſt größer als W., aber ebenſo wie dieſes eine tote Stadt, ein großer Trümmerhaufen. Wir haben im Kloſter Quartier genommen und zwar wohnt alles in den großen Kellern, die noch gut erhalten ſind. Vom Kloſter ſelbſt ſtehen nur die Grundmauern. Es war ein Nonnenkloſter und ſtammt aus dem 13. Jahrhundert. Große Kreuzgänge und Gartenanlagen werden vom Hauptbau und hohen Mauern umgeben. Das Ganze macht auch jetzt noch als Ruine einen

impoſanten Eindruck. — Über uns weg ziehen die Geſchoſſe der ſchweren Geſchütze mit ihrem eigentümlichen Sauſen ihre Bahn, denn das um die Weihnachtstage nur ſchwache Infanterie- und Artilleriefeuer wird jetzt wieder ſtärker. Kein Mann darf ſich hier bei Tage ſehen laſſen. Die engliſchen Flieger kreiſen ohne Unterlaß über unſere Stellungen und wo die Anweſenheit von Truppen bemerkt wird, kann man ſicher ſein, daß in kurzer Zeit die Granaten kommen. Da heißt es dann ſchleunigſt Deckung ſuchen.

Daß man aber ſelbſt im Keller nicht ſicher iſt, mußte leider ein Kamerad von den 16ern erfahren. Er wurde mit anderen im Keller eines Hauſes in der Stadt einquartiert. Man war eben beim Abendeſſen, als die Engländer, die, wie es ſcheint, wieder etwas geſehen hatten, eine Anzahl Granaten hereinſandten. Eine davon traf das betreffende Haus, durchſchlug das ſchon ſchadhafte Dach, drang durch die Decke, eine Innenwand und dann durch den Zimmerboden in den Keller. Sie war beim erſten harten Aufſchlag explodiert. Durch herumgeſchleuderte Splitter und Mauerbrocken wurde der nichts ahnende Unteroffizier am Kopfe ſchwer, wenn auch nicht lebensgefährlich verletzt. Die anderen kamen mit dem Schrecken davon, ſie wurden nur über und über mit Schutt bedeckt. Außer dieſen waren noch einige Mann in den angrenzenden Straßen leicht verwundet worden. Trotz der Schießerei, die wir nachgerade gewöhnt ſind, hatten wir einige ſchöne Tage hier oben, denn unſer Bataillon feierte hier, allerdings etwas verſpätet, Weihnachten und viele Geſchenke von zu Haus und Liebesgaben von allen Seiten wurden verteilt. Außerdem bekam jeder Mann zwei Flaſchen „Münchner“, eine Seltenheit und Delikateſſe für uns. Da ſaßen wir denn beim Kerzenſchein zuſammen; Mundharmonika wurde geſpielt, geſungen und erzählt von der Heimat. Alle hofften auf ein deſto ſchöneres Weihnachten übers Jahr wieder bei den Lieben zu Haus, ob's wohl wahr wird? E.-U. K.



Im Felde gez. v. L. Adam.

Der engliſche Durchbruchsverſuch am 9. Mai bei Fr.

Zur Sanitäts-Kompagnie verſetzt, hatte ich gleich in den erſten Tagen Gelegenheit, die Arbeit derſelben bei Maſſenandrang von Verwundeten kennen und bewundern zu lernen. — Am Sonntag früh halb ſechs Uhr ſetzte auf einmal in der Richtung Fr. ein ſolch heftiges Feuer der feindlichen Batterien ein, daß der Boden zitterte; es war ein Höllenlärm und wir dachten ſchon, die Unſeren wären überrumpelt worden. Die Schießerei hielt den ganzen Tag an, auch F. wurde unter Feuer genommen, da von dieſer Seite unſere Reſerven und Verſtärkungen kamen, die der Feind bei ihrem Vormarſch gegen Mittag tüchtig mit Schrapnells und Granaten beſchoß, jedoch ohne ſie aufhalten zu können. Die Engländer hatten in dem Abſchnitt, wo unſere 16er lagen, einen Teil des Grabens unterminiert und in die Luft geſprengt, viele unſerer Braven fanden dabei den Heldentod. Der Graben ſelbſt ſtand ununterbrochen vor dem Sturm unter feindlichem Artilleriefeuer, ſodaß ſich unſere Leute in demſelben nicht mehr halten konnten und durch die Laufgraben in den Reſervegraben mußten. Die Engländer beſetzten den vorderen Graben und brachten ſogar auf einem Panzerautomobil Maſchinengewehre nach. Doch ſollten ſie ſich nicht lange ihres Erfolges freuen, denn in der darauffolgenden Nacht wurden die Gräben, trotz der verzweifelten Gegenwehr, wieder von uns genommen und nur wenigen gelang es, wieder zu den ihren zurückzugelangen. Was nicht den Handgranaten und Kolbenhieben erlag, wurde auf der Flucht niedergeſchoſſen, der Reſt gefangen genommen. Hunderte lagen tot oder verwundet im Drahtverhau und kläglich war der angeſetzte Durchbruch geſcheitert.

Engliſcher Hochländer.

In dieſer und der folgenden Nacht bekamen wir viel Arbeit. Die ganze Nacht und zum Teil auch tagsüber fuhr Wagen um Wagen hinaus auf die Verbandplätze.

Etwa 400 Deutſche und 80 Engländer wurden von uns verbunden, mit Wundſtarrkrampf-Serum geimpft und durch die Automobile in die Feldlazarette überführt. Währenddeſſen ſtand F. beſtändig unter Feuer. Wir mußten jeden Augenblick gewärtig ſein, daß unſer Hauptverbandplatz den feindlichen Granaten zum Opfer fiel.

In den folgenden Nächten wurden immer noch verwundete Engländer gebracht, die von unſeren Leuten unter eigener Lebensgefahr aus dem Drahtverhau geholt wurden; manche lagen mehrere Tage draußen, bis man ſie erreichen konnte. Ihre Wunden waren ſchon bedenklich entzündet; jeder hatte mindeſtens zwei bis vier Schüſſe aufzuweiſen, ein Zeichen, wie unſere Maſchinengewehre gearbeitet hatten. Unſerer und der zur Unterſtützung herbeigeeilten ſächſiſchen Artillerie iſt es beſonders zu danken, daß der Durchbruch vereitelt wurde, denn mit ſtaunender Sicherheit hat ſie die feindlichen Reſerven in Schach gehalten und dem Gegner bedeutende Verluſte beigebracht.

Dieſe Genauigkeit im Schießen ſollte auch einem feindlichen Flieger, der Tag für Tag unſere Stellungen überflog, verhängnisvoll werden. Am 10. ds. nachmittags kam er wieder ſtolz wie ein Adler über F. und wir ſahen ihm und den Schrapnellwölkchen, die ihn umgaben, mit geſpannter Erwartung zu. Da — ein einziger Schrei aus hundert Kehlen — der Apparat war getroffen, eine Feuerſäule ſtieg von ihm in die Höhe, er ſank im Nu etwa 30 Meter, um dann, ſich immer wieder überſchlagend, brennend zur Erde zu ſtürzen. Wir alle ſtanden wie verſteinert, doch nach wenigen Sekunden löſte ſich die Spannung und alles rannte der Unfallſtelle zu. Auch ich war dort; es war der erſte Flieger, den ich abſtürzen ſah. Trotz der Freude über unſeren Erfolg, konnte ich ein wehmütiges Gefühl, das in mir aufſtieg, nicht unterdrücken. Hier lagen unter den noch rauchenden Trümmern des ſtolzen Seglers der Lüfte die halbverkohlten Überreſte der kühnen Flieger. Welche Hoffnungen werden mit ihnen ins Grab ſinken, wer wird um ſie klagen? Doch es iſt ja Krieg und Gefühlsduſelei iſt da ſchlecht am Platze. Abends wurden die beiden abgeſtürzten engliſchen Offiziere unter militäriſchen Ehren mit Trauermuſik auf dem Soldatenfriedhof in F. beerdigt; friedlich ruhen ſie neben den unſrigen.

Nun geht's ſchon die ganze Woche verteufelt heiß her; keine Nacht vergeht, in der wir nicht aus dem Schlafe aufgeſchreckt den ſchützenden Keller aufſuchen müſſen. Auch heute nacht um 1 Uhr war's nicht anders. Das Feuer mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, wir waren alle im Keller verſammelt, als es wieder nachließ, ſuchten wir ſchleunigſt wieder unſere Quartiere auf, um die geſtörte Nachtruhe fortzuſetzen. Um vier Uhr weckte uns erneutes Bombardement, das ſich um ſechs Uhr in der Frühe wiederholte. Es waren Granaten ſchwerſten Kalibers, bei deren Exploſion einem das Herz im Leibe ſtill ſteht. Überall ſchlug es ein, nur nicht bei uns. Ich nehme kaum an, daß die Engländer unſer Haus mit Abſicht verſchonten, ſondern vielmehr, daß höhere Gewalten es beſchützt haben. S.-U. K.

Digitized by Google

Ruine des Klosters von Messines.

Im Felde gezeichnet von A. Mayer.

Am Verbandplatz.

Am 7. November nachmittag war Aufstellung der Brigade auf einer großen Wiese bei C. Der Brigadekommandeur hielt eine Ansprache und lobte die Truppen für ihr tapferes Verhalten bei den letzten Gefechten. Gleichzeitig erhielt unser Regiment Befehl, die 17er abzulösen. Die Feldgeistlichen, katholisch und protestantisch, gaben uns nach kurzen, aufmunternden Worten den Segen und die Generalabsolution.

Abends halb acht Uhr sind wir dann losmarschiert und zwar wieder gegen W., die tote Stadt; in ihr ist kein ganzes Haus mehr, denn schon seit drei Wochen tobt der Kampf hier ununterbrochen Tag und Nacht. Bei Tage heftige Kanonade von beiden Seiten und bei Nacht noch Infanterie- und Maschinengewehrfeuer; in der Morgendämmerung Sturmangriffe, heute von der einen, morgen von der anderen Seite: es ist ein richtiger Hexenkessel hier. Von den Bewohnern ist längst niemand mehr da, nur einige Katzen flüchten ab und zu über die Straße, schnell in einem Kellerloch verschwindend, auch einige abgemagerte Ziegen hab' ich vor ein paar Tagen noch herumlaufen sehen, doch wird sie wohl ihr Schicksal in dieser Gefahrzone bereits ereilt haben.

Unseren Verbandplatz wollten wir am Eingang des Städtchens in einem noch einigermaßen verschonten Hause, einem ehemaligen Estaminet, errichten, doch wurde es vorgezogen, denselben, weil zu nahe am Feind, ungefähr einen Kilometer weiter zurück in eine leerstehende Wirtschaft an der Landstraße zu verlegen.

An Verwundeten fehlt's nicht, wir hatten die ganze Nacht zu tun. In nächster Nähe steht unsere Artillerie und die wenigen Fensterscheiben, welche in unserem Häuschen noch ganz sind, klirren bei jedem Abschuß. Dazu schwirren die feindlichen Granaten über uns hin. Sie gelten unserer Artilleriestellung und krepieren rechts und links von uns. Zum Glück ist uns selbst und unseren im Hause und in der Scheune liegenden Verwundeten nichts passiert. Die meisten derselben hatten wir im Keller des Hauses untergebracht. Eine Granate schlug direkt durch den Dachstuhl unseres Hauses, daß die Ziegel prasselnd herunterfielen. Wir glaubten, das Häuschen stürze über uns zusammen, doch kamen wir wieder mit dem Schrecken davon.

Die Granate hatte noch den Schornstein des gegenüberliegenden Hauses getroffen und hatte ein hinter diesem Hause stehendes Pferd getötet. Ein Krankenträger von uns wurde durch einen Splitter an der Hand leicht verletzt. Außer einem zerschossenen Dach und zersprungenen Fensterscheiben hat es uns nichts geschadet. Im gegenüberliegenden Haus waren vier von unseren Krankenträgern, die sich's

Digitized by Google

da bequem gemacht hatten und bei dem Krach ganz unſanft aus ihrer Ruhe aufgerüttelt wurden. Sie kamen ſchwarz, wie die Mohren, aus dem Hauſe geſtürzt; durch den Kamin, um den ſie ſich gelagert hatten, waren die Reſte des getroffenen Schornſteins gefallen. Mit ihnen kam eine Maſſe Ruß herunter und hatte die Ruhebedürftigen vollſtändig überſchüttet. Der eine war gerade am Strümpfe und Stiefel anziehen, es war trotz des Ernſtes der Situation zum Lachen, wie der Kerl, ſchwarz wie ein Schlotfeger auf einem Bein hupfend, den Strumpf und Stiefel in der Hand über die Straße lief. Ich glaube, der iſt in ſeinem Leben noch nicht ſo ſchnell gelaufen.

Wir zogen am Abend zurück nach O. und übernachteten dort. Am andern Morgen mußte ich mit zwei Ärzten, zwei Unteroffizieren und zwölf Krankenträgern wieder den alten Platz beziehen, da unſer Regiment in der Nacht weiter vorgegangen war; die unſeren hatten wieder geſtürmt und die Franzoſen wieder ein Stück zurückgeſchlagen. Auf dem Weg begegnete uns ein Trupp gefangener Franzoſen, die ganz vergnügt Pfeifen, bezw. Zigaretten rauchten und anſcheinend froh waren, heil aus der Geſchichte hervorgegangen zu ſein. Doch hintendrein humpelten, geſtützt auf Prügel, etwa acht verwundete Franzoſen, denen übel mitgeſpielt worden war. Man ſah es ihnen an, daß ihnen jeder Schritt nicht geringe Schmerzen verurſachte. Da wir gerade an unſerem Ziel anlangten, nahmen wir dieſe armen Teufel mit ins Haus und verbanden ſie und da ſie alle über großen Durſt klagten, bekamen ſie auch zu trinken. Sie wurden abends mit noch vielen anderen Verwundeten von der Sanitäts-Kompagnie auf Wagen abtransportiert. Auf dieſem Verbandplatz haben wir dann, als der Bewegungs- in Stellungskrieg überging, noch manchen heißen Tag erlebt, doch wie durch ein Wunder iſt er, trotz des heftigſten Granatfeuers, unverſehrt geblieben.

Sanitäts-Unteroffizier Keitel.

Ich hatt' einen Kameraden....

„Ich hatte einen Kameraden —". Die Leute ſchlafen ſchon und ihr Schnarchkonzert ſtört mich nicht; ſonſt kann man ſo nicht ruhig ſchreiben, jeder redet und ſchreit, der Tiſch dazu meiſtens recht voll Dreck — das ſiehſt am Papier, aber im Keller geht es leider nicht anders.

Nun folgende Geſchichte: Unſere Kompagnie, welche gerade in Reſerve war, wurde plötzlich alarmiert, es wurde Angriff und Durchbruch vermutet, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß bei unſerem Gegner eine größere Truppenanſammlung ſtattgefunden hat. Schnell waren wir marſchbereit und raſchen Tempos ging es dem benachbarten Dorf entgegen, vor dem unſere Stellung lag; bald waren wir dort angekommen und beſetzten den Reſervegraben an der Straße. Rechts von mir war mein Kamerad Unteroffizier O. mit ſeiner Gruppe. Jede freie Minute ſteckten wir beiſammen und teilten Leid und Freud und unſere Liebesgaben miteinander, ſchliefen im Quartier nebeneinander, waren mit einem Wort geſagt wie zwei Brüder und ſo ſtanden wir auch hier bald wieder beiſammen, um uns gegenſeitig über die Lage zu verſtändigen.

Wir warteten voll Ungeduld auf das Kommando. Vor uns lag ein kleines Wäldchen, ſchon brach die frühe Dämmerung herein und ein leichter Nebel zog in Schwaden über das Ackerland, das mit Zuckerrüben bebaut war. Wir blickten mit geſpannter Aufmerkſamkeit durch das Glas hinaus, aber es regte ſich nichts. Trotz der wilden Schießerei in der vorderſten Schützenlinie ſchienen wir nicht eingeſetzt zu werden. Bald wurde es wieder ruhiger. Vor uns brauten die Nebel weiter mit ihren Spukgeſtalten und den langen immer dichter werdenden Schwaden.

Patrouillen wurden vorgeſchickt. Da auf einmal hieß es: „erſter Zug vor". Alles ſtieg aus den Gräben. Die beiden anderen Züge blieben als Unterſtützung zurück und ſo gingen wir ausgeſchwärmt mit etwa vier Schritt Zwiſchenraum gegen das vor uns liegende Wäldchen vor. Ein wahrer Hagel von Geſchoſſen empfing uns. Da wir uns auseinanderziehen mußten, war mein Kamerad mir aus den Augen entſchwunden. Immer wieder mußte ich an ihn denken und eine ſonderbare Vorahnung beſchlich mich, die ich nicht los werden konnte. Bald war die Operation unſeres Vorgehens, welche ich jetzt nicht eingehender beſchreiben kann, erledigt. Sie koſtete uns ſechs Tote, acht ſchwer einſchließlich leicht Verwundete, im ganzen 14 Mann Verluſte. Wohl mag es bei anderen mehr Opfer gefordert haben, denn deutſche Soldaten ſuchten das Schlacht-

Digitized by Google

feld ab. Still, andachtsvoll trugen sie Schwerverwundete zurück und begruben gefallene Kameraden und Feinde.

Unsere Kompagnie lag bald darauf in der rückwärtigen Ortschaft, in einer noch einigermaßen erhaltenen Kirche wieder in Reserve. Ich kam erst etwas später mit meiner Gruppe an. Mein Kamerad kam mir gleich entgegen und deutete auf ein Strohlager an seiner Seite, das er für mich bereit gelegt hatte. Das Mondlicht fiel in die breite Flur, durch das zerschossene Fenster des Chores und zeigte deutlich die Gestalt des Näherkommenden, ich glaubte bei ihm ein Wanken zu bemerken. „Bist Du verwundet?“ fragte ich besorgt. „Ein leichter Streifschuß nur, weiter nichts“, wehrte er ab und so ließ ich mich beruhigt auf das Stroh nieder, das die Stufen zum Chor deckte, denn ich war sehr ermüdet und herzlich froh, meine Glieder ausstrecken zu können. Nur mein Freund gefiel mir nicht recht; er suchte seinen Platz neben dem Altar, blieb aufrecht sitzen und legte den Rücken an den kalten Marmor. Der Atem wurde ihm schwer, seine Hand tastete behutsam nach der Brust, wo ihn der Schuß leicht gestreift haben soll, wie er mir angab. Seinen Schmerz schenkte er in der Erregung seiner Nerven keine weitere Beachtung und seine Augen verloren sich bewundernd im Halbdunkel des Kirchenschiffes. Das unruhige Licht der flackernden Kerzen warf gelben Schein, dazu das bläuliche Weiß der sich überall hereinstehlenden Mondstrahlen. Gedämpfte Stimmen wurden laut. Die vom unerwarteten Ereignis aufgeregten Nerven fanden noch keine Ruhe und ein freudiger Ruf begrüßte die ersten leisen Klänge eines Harmoniums, dessen Tasten meisterhaft von der Hand eines Einjährig-Gefreiten der Reserve, von Zivilberuf Lehrer, anschlugen. — Ein Danklied zur Ehre Gottes wurde angestimmt und bald sang alles; auch mein Kamerad sang begeistert die ersten Worte mit, bis ein kurzer Husten ihn unterbrach. Der Schmerz wurde heftiger; noch fester lehnt er sich an den kalten Stein zurück, niemand konnte in dem tiefen Schatten, der ihn deckte, sehen, daß sein Gesicht in fahler Bläße sich verfärbte. Es folgten noch einige fromme Lieder, dann sang man Vaterlandslieder. Eines nach dem andern kam an die Reihe; so erklang auch das einfache schlichte Volkslied: „Ich hatt' einen Kameraden“ — ich wandte meinen Kopf zu ihm, es schien, als gelte das Lied nur uns beiden, denn alle kannten unsere innige Freundschaft. Der Mond war unterdessen weiter gewandert und es war schon weit über die Zeit. Die matten Strahlen trafen das todbleiche Gesicht meines Freundes, das mit den großen unnatürlich weitgeöffneten glänzenden Augen wie verklärt aussah. Im jähen Schreck stürzte ich zu ihm; er machte noch den schwachen Versuch, mir seine Hand entgegenzustrecken. „Was ist Dir,“ rief ich; und laut um Hilfe schreiend, griff ich schnell zu und stützte die nach dem letzten Atem ringende Brust, während drunten das Lied wehmütig verhallte: — „kann Dir die Hand nicht geben, bleib Du im ewigen Leben, mein guter Kamerad.“

Maximilian Graf von Montgelas

Generalleutnant.

Digitized by Google

Im Felde gez. v. L. Adam.

Heldengrab.

„Hier ruhen deutsche Helden."
So schrieben deutsche Männer
Auf kleine Kreuze, grob ans Holz geschnitzt.
Ein letzter Gruß den tapfern Kameraden,
Die dem Altar des Vaterlandes
Ihr Blut in treuer Pflichterfüllung weihten.
Nun ruhn sie still in einem fremden Acker.
Vorbei ist aller Schmerz und alles Leid — —

Ein leichter Wind streicht durch die hohen Bäume,
Die neigen sich in ehrfurchtsvollem Nahmen
Und murmeln leis den Abendsegen
Auf diesen Gottesacker.
Aus grauen Wolken senkt sich Dämmrung nieder.
Der Tau netzt tränengleich die kühle Erde.
Der Abendfriede ruht auf dieser Stätte.

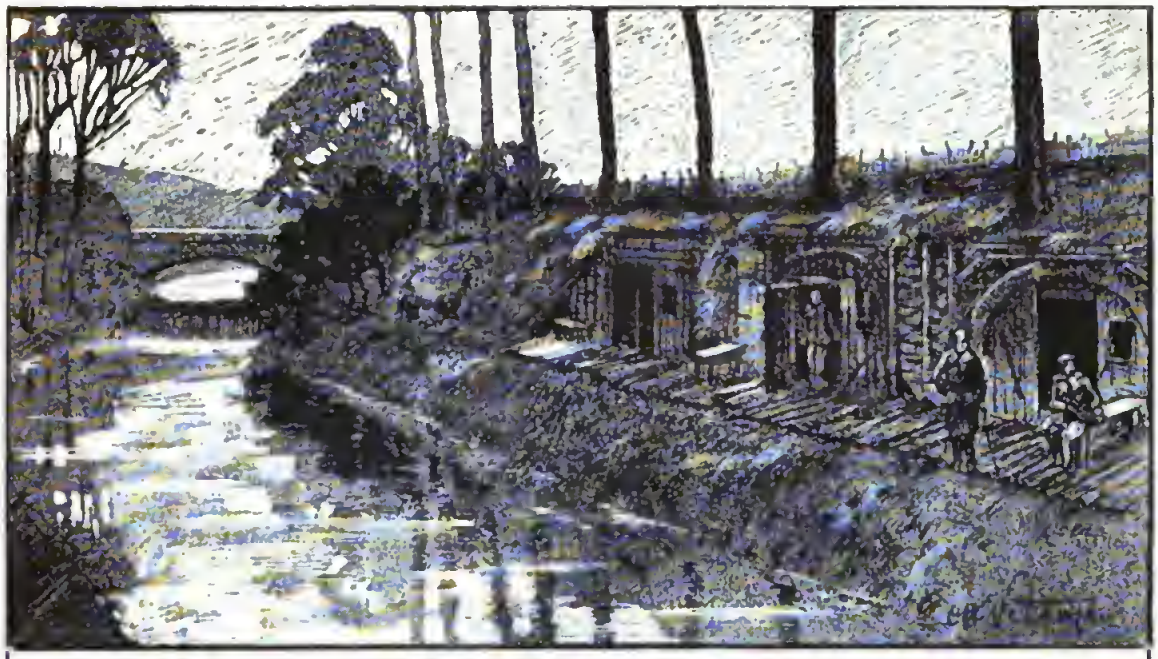
Und tobt auch Schlachtenlärm in weiter Ferne,
Aus Euern Gräbern steig' dereinst der Friede,
Der Euer wert und Eurer Opfer. L. A.

Morgennebel.

Über die fetten flandriſchen Wieſen breitet ſich der dichte Nebel, neuheranziehenden Wetterwechſels Vorbote. Mit grauen, ſchmeichelnden Wellen überfließt er das Land, deckt die einſamen Höfe, die fleißigen Dörfer ein in ſein undurchdringliches Gewand. Und die Schützengräben, die Unterſtände, die Artilleriestellungen hüben und drüben ſchwinden langſam in die Sicherung hinein, die ihnen der Morgennebel bietet. Es iſt, als ob mütterliche Sorge die lärmenden Menſchenkinder auf der Erde unter eine ſchützende Decke bringen, ſie ſanft einlullen wollte in einen Zuſtand kindlichen Ausruhens nach dem ermüdenden Spiel. Es iſt aber auch, als wollte ein graues undurchdringliches Leichentuch die Welt in ſeinen Grabesfrieden hüllen. Und fröſtelnd unheimlich ſenkt ſich der Nebel tiefer und dichter, umſchlingt ſelbſt die nächſten Bäume und Sträucher und gewährt dem menſchlichen Auge nur für die allernächſten Schritte einen Anhalt. In der Ferne dröhnt dumpf der rollende Donner der ſchweren Geſchütze, deren Ziel ja aus den Karten, dem Kompaß und ſchwierigen Berechnungen beſtimmt wird, die von der Tageszeit und der Witterung nicht abhängig ſind und ihre ſchrecklichen Geſchoſſe in unwirkliche Fernen ſchleudern, auch wenn der Kampf Mann gegen Mann durch die ſchweren Nebelſchwaden ins Stocken gekommen iſt.

Uns, weit hinter der Gefechtslinie, weit hinter dem Bereich auch der ſchwerſten Geſchütze, zwingt der Nebel dennoch zu doppelter Vorſicht. Wenn auch bei uns kein nahender Feind zu befürchten iſt, ſo gibt es doch tauſend Kleinigkeiten, die die ſchwere Hülle des Nebels uns entziehen könnte und die für uns irgendwie von Bedeutung ſein können. Und ſo läßt uns ein fernes Hufgetrappel aufhorchen. Unſer Gehör, das durch den ſtändigen Aufenthalt im Freien geſchärft iſt und gerade im Nebel die kleinen Geräuſche verfeinert, nimmt die Beobachtung des Getrappels auf. Näher und näher kommt uns der Lärm, das Getrappel von vielen hundert Hufen ſcheint es zu ſein ohne das Gekreiſch der Räder, das man von marſchierenden Kolonnen hören würde, weil die flandriſche Landſtraße ausnahmslos gepflaſtert iſt. Plötzlich tauchen aus dem Nebel die Umriſſe von Reitern auf, preußiſche Huſaren läßt uns der nächſte Augenblick erkennen, die durch den ungewiſſen Nebel in ein anderes Ungewiſſe hineinzureiten ſcheinen, denn ſo, wie ſie uns der Nebel bringt, ſo ſchluckt er ſie auch wieder, immer zeigt er uns nur einen kleinen Ausſchnitt aus der Reiterdiviſion, die an uns vorüberzieht. Grau ſind die Geſtalten, auch ohne das ſchwere Grau des Nebels hätten ſie die gleichmäßige deckende Farbe und aus dem Schattenriß, den wir ſehen, ragen ſchwarzgraue Eiſenſtücke in den Nebel hinein, die noch die Fähnchen ahnen laſſen, die einſt in der Morgenfriſche ſchöner Sommertage luſtig an den Lanzen geweht haben müſſen. Und immer weiter reiten die preußiſchen Huſaren, weiter in den grauen Nebelmorgen, der ihre Scharen verſchlingt.

Digitized by Google



Ausgebaute Unterstände an einem Fluß.

Unsere Höhlen-Villa.

Bin seit einigen Tagen in eine andere Höhle (sogenannte Villa) gezogen, welche vorher von unserer Regimentsmusik belegt war, denn diese kommt in eine fünfzehn Kilometer hinter uns liegende Ortschaft. Da solltet Ihr einmal hereinschauen, Ihr würdet staunen!

Hochpikantes Strohlager zur ebenen Erde, daß die kleinen Buben nicht herausfallen. Anschließend kommt das Wohnzimmer, aber nicht getrennt, daß wir auch sehen, ob unsere kleinen Haustiere es bis zum Abend nicht zu stark belegt haben, denn die sind bei uns wie zu Hause; sie machen sich zwar nicht beliebt, denn wenn einer nicht so abgemattet ist, daß er den reinsten Schlaf des Gerechten schläft, so hat er die ganze Nacht eine sehr unangenehme Beschäftigung mit diesen Tierchen. Die Artillerie sorgt auch dafür, daß man oft meinen könnte, der Mann mit der großen Trommel von der Regimentsmusik stehe vor der Türe. Unsere Wände sind mit alten Säcken tapeziert und entziehen uns den schönen Glanz der Erde. Unser Kronleuchter, bestehend aus einem von der Decke herabhängenden Draht, unten umgebogen und zusammengerollt, worin die darin steckende Kerze eine brillante Helle in unser abenteuerliches Gemach bringt und uns so bei unserer Abend- und Nachtbeschäftigung behilflich ist. Ein

ſelbſtgezimmerter Tiſch mit hochfeinem rotweißen Tiſchtuch, ſowie ein ſelbſtgezimmertes Bänkchen mit Lederbeſchlag und zwei mit Stroh geflochtenen requirierten Stühlen ſind uns beim Eſſen und bei der Erledigung der Korreſpondenz ein guter Behelf.

Natürlich wird beim Eſſen die Tiſchdecke zurückgeſchlagen, daß ſie nicht beſchmutzt wird. An der Decke (aus Baumſtämmen und Erde beſtehend) iſt auch ein Netz angebracht, darin unſere reichhaltige und auserleſene Bibliothek untergebracht iſt.

Um bei Tag nicht Licht brennen zu müſſen, haben wir aus dem nächſten Dorfe aus der Kutſche des dort wohnenden, jetzt aber verreiſten Baron, die darin befindlichen Fenſterſcheiben nebſt Vorhängen aus ihrem vereinſamten Verſteck hervorgeholt, damit ſie nicht ihr Lebtag unnütz ihrer Abnützung entgegenſehen und uns ſo unſer tägliches Leben erhellen helfen. Ein Mulltopf, in einen Ofen umgewandelt, und eine Dachrinne zuſammengedreht, als Ofenrohr benützend, helfen uns kalten Erdbewohnern unſere Glieder zu erwärmen. Bezüglich der Dachrinne brauchen wir uns auch kein Gewiſſen zu machen, denn die ſtammt aus einem von der franzöſiſchen Artillerie zuſammengeſchoſſenen Haus. Auch ein ſchöner Hühnerhund hat ſich uns treulich zugeſellt, um uns Tag und Nacht vor ſeinen eigenen Landsleuten zu beſchützen.

Nun könnt Ihr Euch ein kleines Bild von unſerer Villa machen. Holz zum Feuern haben wir um uns herum genügend und auch das grüne Holz brennt ausgezeichnet, nur beim Anfeuern will es nicht recht gehen; aber wir ſind ja drei Mann und wenn einer genug hineingeblaſen hat, ſo ſind noch zwei Mann da und endlich gelingt's doch.

Wenn es ſchön Wetter iſt, darf des Rauches wegen nicht gefeuert werden, denn da heißt es „Fliegerwetter“. Die kommen immer gleich und wenn ſie unſere Stellung ſehen, erhalten wir ſofort Artilleriefeuer, was gerade nicht angenehm iſt. So bekamen wir am 19. Februar abends fünf Uhr ganz bedenklich Granaten- und Schrapnellfeuer dicht an unſere Villa heran, ſo daß in meines Nachbars Villa die Splitter das Dachfenſter durchſchlugen. Er wurde wunderbarerweiſe nicht verwundet.

Unſere Lage iſt gerade nicht am roſigſten, da unſer holdes Gegenüber immer durch unſere Kampfeslinie durch nach Deutſchland marſchieren möchte. Doch wir Schwaben haben keine Angſt und ſchicken ſie jedesmal mit blutigen Köpfen nach ihrem geliebten Paris zurück. Sonſt bin ich immer Gott ſei Dank noch geſund und munter.

Unſer ſchönes, warmes Frühlingswetter hat ſich wieder in kalte Schneeſtürme umgewandelt, nur bleibt bei uns der Schnee nicht liegen; wir haben auch keine Sehnſucht darnach.

Von einem heiteren Schwaben.

Der Tag von Wytschaete.

Der jungen Truppe Feuertaufe.

I. Der Sturm.

Die Nacht zuvor waren wir in Houthem einquartiert gewesen. Gegen elf Uhr nachts hatten wir das Nest erreicht. „Die 4. in das Haus!“ sagte der quartiermachende Offizier und verschwand. „Estaminet“ stand darüber, und wir wußten, was das zu bedeuten habe: eine jener in Belgien so häufigen kleinen Branntweinschenken.

Sie war von ihren Bewohnern längst verlassen. Beim Betreten der wenigen niederen Räume schlug uns ein übler Duft entgegen; der Boden war bedeckt mit zerbrochenem Geschirr und Speiseresten, die Schränke alle aufgerissen, die Getränke ausgelaufen oder verunreinigt. Den größten Teil der Kompagnie traf es in den Hof. Kein Stroh, wohl aber verendete Katzen und Kaninchen. So wickelte sich denn jeder in seine Zeltbahn und drückte sich in eine Ecke. Wir hatten ja Schlaf so notwendig.

An eine heitere Szene erinnere ich mich noch. Ich hatte den Leuten gesagt, wenn sie etwas Eß- oder Trinkbares fänden, dürften sie es nehmen, sie sollten aber vorsichtig sein, daß sie keinen Absinth erwischten. Ein besonders schlauer Schwabe

Digitized by Google

erbeutete nun eine nicht angebrochene Flasche. Sie roch vorzüglich; etwa gar angesetztes Kirschwasser? Doch Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Es könnte auch Gift sein. So brachte er denn die Flasche dem Herrn Hauptmann und bat gehorsamst, ob der Herr Hauptmann nicht zuerst trinken wollte.

Jeder war froh, als der Morgen graute und wir diesen Ort der Zerstörung verlassen konnten. „Deckung gegen Flieger, die ganze Kompagnie in Linie hinter diese Hecke!" Eine der belgischen Hecken, die dort die ganze Gegend charakterisieren, das Kriegführen aber unendlich erschweren.

Die Felder sind nicht wie bei uns durch Marksteine oder Zäune, sondern durch etwa zweimannshohe Hecken mit armstarken Bäumen abgegrenzt; entlang der Hecke Stacheldrahtzaun in drei bis vier Linien. Durch solche Hecken hindurchzukriechen ist nicht möglich. Man muß sich den Weg mit Axt und Säge bahnen und mit der Drahtschere und das alle Ackerlänge.

Die Kompagnie war vorndran, also Aufklärung gegen den Feind. „Zwei Patrouillen gegen den Feind; wer meldet sich freiwillig?" Dreißig bis vierzig Mann stehen im Nu vor mir und rufen: „Hier!" Ich wähle die tapferen Einjährigen Sch. und G., die so etwas schon öfter gemacht hatten. Ihre Begleiter dürfen sie sich selbst heraussuchen. Rasch instruiert, die Karte kann ich ihnen nicht mitgeben, da wir nur für jeden Offizier ein Stück haben.

Fort sind sie, hoffentlich kommen sie wieder. Wir warten etwa eine Stunde, dann kommt der Befehl zum Antreten. In Kreuz- und Quermärschen, weil man immer den breiten Bächen ausweichen muß, geht es nach Westen. Die Richtung läßt auf Angriff schließen. Alles daher in froher Erwartung.

Mein geliebter Cavallo, der beim Herannahen eines Autos grundsätzlich den Straßengraben aufzusuchen pflegte und dadurch mir und der Kompagnie manche abwechslungsreiche Szene bot, hatte die Nacht über im Hof der Schenke offenbar etwas Unrechtes erwischt. Er bekam einen regelrechten Kolikanfall, vorbei war's mit dem Reiten. Verflucht, gerade jetzt, wo es ins Gefecht ging, aber nicht zu ändern.

Die aufgedunsenen Pferdeleiber rechts und links des Weges mehren sich, zumeist starke belgische, also requirierte Tiere. Dann kommen auch die verlassenen Schützengräben, die wir schon gewohnt waren.

Zum erstenmal auch in oder vor den Schützengräben erschossene Feinde. Alles Indier. Echt englisch, sich selbst haben die Herren noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht, die armen Indier haben sie vorne hingestellt und geopfert. Wilde, schwarze Burschen, nicht sehr groß, stämmig und sehnig. Bei Nacht möchte ich so einem allein nicht begegnen. Vor den verlassenen Gehöften die von den Engländern erschossenen Viehherden. Wir sollen kein Fleisch haben.

Digitized by Google

Da endlich hält die Spitze, das ganze Bataillon in Kompagniekolonnen hinter eine große Hecke! Was bringt mein Pferdewärter da? Einen englischen Maulesel, der aber offenbar schon längere Zeit im Freien genächtigt hatte. Er ist um und um voll Schmutz. Schadet nichts; in der Not frißt der Teufel fliegen und reitet der Hauptmann einen Maulesel. Also Sattel rauf, wir wollen's versuchen.

Doch bevor wir mit dem Satteln zu Ende waren, kommt der Befehl: „Die Herren Kompagniechefs zum Herrn Oberst!" Auf dem Wege dorthin finde ich einen englischen Mantel, gegen den unser nicht gefütterter, dünner feldgrauer Mantel ohne Brusttasche usw. ein Fähnchen ist. „Das Regiment greift an" beginnt der Oberst inhaltsschwer. Klar und bestimmt trifft er seine Anordnungen und setzt die Bataillone an. „Noch eine Frage?" „Nein, Herr Oberst!" „Dann viel Glück zum ersten Waffengang, ich danke den Herren."

Der Oberstleutnant, der unser Bataillon führt, gibt den Unterbefehl. Auch er ist rasch zu Ende mit seinen Anordnungen. Nun zurück zur Kompagnie. „Regiment greift an, 4. Kompagnie in vordere Linie!" Ein „Hurra" war die Antwort. Nun noch rasch Munition fassen. Der Patronenwagen der Kompagnie ist nicht da. Eine andere leiht uns, was sie entbehren kann. Ich bestimme den zweiten Zug in vordere Linie, fünf Schritte Zwischenraum, wie es in den Kriegserfahrungen uns gepredigt worden war. Der dritte soll später einschieben, der erste Unterstützungszug.

Damit der Zug recht angesetzt wird, gehe ich selbst mit vor. Wir finden auch glücklich den Kirchturm von Wytschaete und haben damit das Ziel des Tages. „Linker Flügel der Kompagnie rechts am Kirchturm vorbei" hatte der Befehl gelautet.

Während der Entfaltung des Regimentes hatten die Kanonen unaufhörlich gedonnert. Wir kamen die letzte Höhe hinauf, da pfeift's und jenes Zischen und Sausen der Infanteriegeschosse beginnt, über das keiner reden soll, der es nicht selbst miterlebt hat. Also vorwärts, Raum gewinnen!

Einzelne Vorsichtige beginnen sich im Liegen einzugraben. Wenn aber der Zugführer, Offiziersstellvertreter O., ein bekannter Münchener Rechtsanwalt, auf den sie alles halten, sein „Sprung auf, marsch, marsch!" ertönen läßt, laufen sie wacker mit. Wir kommen näher heran und damit in feindliches Maschinengewehrfeuer. Wo nur die Luder stecken!

Vor uns ein großer Strohhaufen. „In dem Strohhaufen sind sie drinnen!" ruft einer. Ich beobachte und spähe mit meinem vorzüglichen Glas und kann nichts entdecken. Einer sieht zwei Rohre aus dem Strohhaufen herausragen. Also gebe ich nach und kommandiere: „Maschinengewehre im Strohhaufen, rechter Halbzug feuert auf den Strohhaufen!"

Die Schießerei wird immer heftiger, doch haben wir noch keine Verluste. Der Gegner schießt im allgemeinen zu hoch, die Geschosse schlagen hinter uns ein. „Also los Leute! wir müssen hinter den Strohhaufen, das Maschinengewehr muß uns gehören!"

Digitized by Google

„Herr Hauptmann, darf ich mit meiner Gruppe eine Umgehung machen? Ich möchte die Maschinengewehre hinter dem Strohhaufen von der Seite fassen!“ ruft der Gefreite M., ein vierzigjähriger Landwehrmann. Der tapfere M., er hatte die Nacht vorher Schüttelfrost gehabt und sich standhaft geweigert, sich zum Arzt zu melden. „Wenn Sie die Umgehung versuchen wollen, ist mir's recht, befehlen will ich es Ihnen nicht“ und schon war M. fort.

„Vom rechten Flügel Gruppensprünge!“ rufe ich. Der Unteroffizier K. mit seiner Gruppe beginnt, dann kommt die, bei der ich liege. Die anderen folgen. Wir kommen glücklich bis zum Strohhaufen und siehe da, es war eine Täuschung. Die Maschinengewehre waren nicht drinnen. Doch waren wir so heftig gesprungen, daß der Zugführer, ein nicht mehr junger Mann, einen Herzklaps bekam. Wir mußten ihn vorläufig zurücklassen. Da war es nun gut, daß der Hauptmann mit vorne war und den Zug nun selbst übernehmen konnte.

Schon seit langer Zeit war der dritte Zug durch einen Mann, der zurückgelaufen war, durch Winkerzeichen zum Einschieben befohlen worden. Er kam aber nicht. Wer den Zugführer, Leutnant H., kannte, wußte, daß er gekommen wäre, wenn dies menschenmöglich gewesen wäre. Tatsächlich waren auch die beiden anderen Züge inzwischen so stark in feindliches Artilleriefeuer geraten, daß sie erst nach Einbruch der Dunkelheit den zweiten erreichten.

Wie hatte man im Frieden das Einschieben so schön geübt und nun stellte sich heraus, daß das überhaupt nicht ging. Plötzlich saust 20 Meter hinter uns eine Granate nieder und schlägt ein tischgroßes Loch in den Boden. Ich kannte mich aus. Die französische Artillerie hatte uns erspäht.

Vorher hatte ein englischer Flieger über uns seine Kreise gezogen, der hatte uns ihnen gemeldet. Wenn wir jetzt noch zwei Minuten warten, haben wir statt der einen Granate deren zehn und die Kompagnie ist verloren. Ich erkläre das rasch den Leuten und beschließe einen Sprung mit dem ganzen Zug, so lang wie nur möglich und ohne Rücksicht auf das feindliche Infanteriefeuer.

Die Leute haben schnell begriffen und alles saust vor, etwa 80 Meter; weiter reicht die physische Kraft nicht bei kriegsmäßigem Gepäck; atemlos legen wir uns hin. Es war unser Glück; denn richtig eine Granate um die andere saust an der Stelle nieder, wo wir eben noch gelegen. Wären wir nicht vorgelaufen, wären wir alle verloren gewesen.

Um diese Zeit hatten wir nach meiner Erinnerung die ersten Verluste, die merkwürdigerweise fast gar nicht in die Erscheinung traten. Kein Getroffener schreit, man merkt's nur, wenn ihm das Gewehr aus der Hand fällt und er an seinem Verbandpäckchen herummacht. Es ist, als ob die Leute sich genierten, getroffen zu sein.

Wir waren nun am weitesten vorne im Bataillon und begannen eben uns einzugraben. Da erreichte uns ein neuer Bataillonsbefehl, auf eine Meldekarte geschrieben,

Digitized by Google

Der wackere Feldküchenunteroffizier schneidet die Stränge ab und fährt im Galopp davon. (Seite 1194.)

die um eine Patrone gewickelt und von Mann zu Mann weitergegeben worden war: „1. und 4. Kompagnie ſollen als Stützpunkt den Weſtrand des Waldes nördlich des O. von Ooſttaverne gewinnen!“

Der Befehl bedeutet für uns Vorgehen 600 Meter weiter rechts. Dieſes „Ziehen“ im feindlichen Feuer wird ſchwierig werden, doch wir wollen's verſuchen. Alſo zunächſt Sprung bis zur nächſten Hecke, hinter der Hecke bis zum Gehöfte rechts!

Vor der Linie weideten einige übriggebliebene Stücke Vieh. Die Kühe brüllten entſetzlich, ſie ſind ſeit vielen Tagen nicht mehr gemolken worden. Plötzlich ſtreckt ein junges Rind den Kopf in die Höhe und fällt auf die vorderen Füße nieder. Eine Kugel die uns gegolten hatte, aber zu hoch geweſen war, hat es getroffen.

Faſt gleichzeitig dreht ein Mann halb links vor mir ſich um, ſo daß er faſt auf dem Rücken liegt, und ſtreckt den rechten Arm in die Höhe. „Wollen Sie ſich decken und weiter ſchießen!“ ſchreie ich, doch im nächſten Moment reut es mich, denn ich ſehe in ein blutüberſtrömtes Geſicht. Es iſt der Einjährige H. „Rucksack runter, Gewehr mitnehmen und raſch zurücklaufen!“ rufe ich ihm zu. Er hat noch die Kraft, den Befehl auszuführen.

Wir anderen kommen glücklich über das Gehöft hinaus auf eine freie Wieſe. Rechts von ihr winkte das Ziel, der befohlene Waldesrand. Da ſchreit plötzlich zwei Mann links von mir der Infanteriſt J.: „Ich habe zwei Schüſſe!“ „Bild dir nichts ein, es iſt nur einer,“ tröſte ich ihn und ſage zu meinem Horniſten, der links von mir liegt: „Kuppelſchloß aufmachen, Rucksack runter!“

Der Horniſt und ich richten uns etwas auf, um dem Mann den Rucksack abzunehmen. Im ſelben Moment trifft den Horniſten ein Schuß in die Bruſt. Lautlos ſinkt er nieder. Vorne ruft mir einer zu: „Herr Hauptmann, legen Sie ſich doch hin, alle Schüſſe kommen auf Sie zu!“

Ich werfe mich auf den Boden und höre ein wahnſinniges Pfeifen der Geſchoſſe, die alle mir galten. Zehn Meter vor mir ein Graben, doch nur etwa 40 Zentimeter tief, durch den man vielleicht nach rechts in den Wald hätte hinüberkriechen können. Ich überlege und komme zu dem Ergebniſſe, daß das nicht mehr geht. Doch wenn wir liegen bleiben, ſind wir erſt recht Kinder des Todes.

So bleibt nur eins, wir riskieren's, ſtehen auf und ſpringen die 60 Meter zum Waldrand hinüber. Haben wir Glück, ſo erreichen wir ihn binnen einer achtels Minute. Ich ſpringe voran in einem Tempo, wie ich es wahrhaftig noch nie vermocht hatte und ſiehe, mein Schutzengel ſteht mir bei, ich erreiche den Waldrand unverletzt.

Das macht den anderen Mut; einer nach dem anderen ſpringt nach. So ſammeln wir am Waldesrand. Zwei oder drei freilich erwiſcht die Kugel im Sprunge. Sie bleiben draußen in der Lichtung liegen; ihnen Hilfe zu bringen, iſt nicht möglich. Nun hinein in den Wald und durch bis zum befohlenen Weſtrande.

Digitized by Google

Die Wälder in dieſer Gegend ſind faſt unpaſſierbar. Dichtes Geſtrüppe und ſchlimme Dornenſchlingen verwehren das Durchſchreiten. Uns macht das nichts. Wir hatten in Lindau uns das dichteſte Unterholz bei unſeren Übungen herausgeſucht. Dagegen habe ich den Eindruck, als ob die Franzoſen ſolchen Wäldern aus dem Wege gingen.

Wir arbeiten uns alſo durch, werden einige Male durch indiſche Patrouillen angeſchoſſen und erreichen gegen vier Uhr nachmittags unſeren Weſtrand. Wir ſind allein auf weiter Flur, die anderen Kompagnien noch weit zurück.

Entlang dem Waldrand zieht ſich ein natürlicher Graben, der uns die Arbeit des Schanzens erſpart, aber feucht iſt, ſo daß wir im Waſſer ſtehen und ſpäter ſitzen. Bald iſt faſt der ganze Zug in dieſem Graben wieder verſammelt. Allmählich wird es dunkel und die beiden anderen Züge melden ſich.

Wir müſſen mit allen dreien entwickeln und beſetzen auf dieſe Weiſe etwa die linke Hälfte des Waldrandes. Nun gilt's, die feindliche Stellung in der Nacht zu erkunden. Patrouillen gehen ab, Hör- und Sehpoſten lege ich gedeckt 10 bis 20 Meter vor die Linie, die Flanken werden geſichert, dem Bataillon wird Meldung erſtattet. Dann tritt allmählich Ruhe ein.

Da ſchleicht einer gegen unſere Linie heran. „Êtes vous français?“ flüſtert er leiſe. Wir geben keine Antwort. Er denkt wohl, wir ſchlafen und macht einige Schritte näher heran. Da ein Schuß, der Mann überwirft ſich zweimal und ſtumm liegt er da, ſechs Meter vor unſerer Front.

Eine halbe Stunde ſpäter im Nebelgrauen wieder eine Geſtalt. · „Hololololo!“ ruft er leiſe mit ſingender Stimme. Ob er damit den Ruf eines mir unbekannten Waldtieres nachahmen wollte oder ob das das indiſche Feldgeſchrei iſt, weiß ich nicht. Wir rühren uns auch in dieſem Falle nicht. Er ſchleicht näher heran und erhält unmittelbar vor unſerer Linie ſeine Kugel.

Da kommt die Bataillonsordonnanz. Befehl an 4. Kompagnie: „Die Kompagnie hält den Waldrand unter allen Umſtänden!“ meldet der Mann im militäriſchen Ton und leiſe, gleichſam außerdienſtlich, fügt er bei: „Der Herr Oberſtleutnant hat geſagt, die von der 4. Kompagnie ſind vorgegangen wie die Wahnſinnigen.“

Doch rechts und links haben ſie es gehört und einer raunt's dem andern zu, keiner im Tone des Unwillens oder des Bedauerns, jeder ſtolz über dieſe Kritik des Vorgeſetzten. — Da gehörte die Kompagnie ihrem Hauptmann ganz.

Links von uns heftiges Gewehrgeknatter. Wir feuerten nicht; denn der Waldrand, an dem wir lagen, war in die Karte eingezeichnet und hier feuern, hätte bedeutet, 20 Minuten ſpäter von franzöſiſchen Granaten befeuert werden.

Dagegen aber gibt's kein Mittel. So war es etwa 9 Uhr geworden. Da meldet ſich bei mir unſer unermüdlicher Verpflegungsoffizier. Er iſt mit den Feldküchen bis auf einen halben Kilometer nachgekommen.

Digitized by Google

Er ſchleicht näher heran und erhält unmittelbar vor unſerer Linie ſeine Kugel.

Ich entſchließe mich, die Ausgabe der Verpflegung zu riskieren; denn ich rechne damit, daß wir morgen vielleicht den ganzen Tag in dieſem Graben liegen. Da müſſen die Leute etwas im Magen haben.

Zugsweiſe ſchleichen wir zurück über die nun mondbeſchienene Lichtung hinüber, die uns heute nachmittag die meiſten Verluſte gekoſtet hatte. Es gibt in irgendeiner Suppe friſchgeſchlachtetes Fleiſch, das wenig einladend, nämlich ganz rot ausſieht, jedoch nicht ſchlecht ſchmeckt, wenn man Hunger hat. Dazu gleich die Morgenkoſt, einen Becher heißen Kaffees, natürlich ohne Milch und Zucker, jedoch ausnahmsweiſe mit Rum.

Wo der Verpflegungsoffizier nur den Rum aufgetrieben haben mag? Lautlos erfolgt die Abgabe. O Segen der Feldküche! Mag es auch ein wenig ſchmierig zugehen und mag die Portion auch klein ausfallen, die deutſche Feldküche iſt für die deutſchen Truppen die Einrichtung geworden, die jeder jeden Tag lobt.

Wie oft haben wir die Kavalleriſten beneidet, um ihre guten Quartiere und das viele ſchöne Gepäck, das ſie mitnehmen können und jede Stunde zur Verfügung haben und die geringeren körperlichen Anſtrengungen, die an ſie herantreten.

Wenn wir sie, die Feldküchenlosen, aber am Abend mühsam in den Gräben der Landstraße unter ihren Feldkesseln Feuer machen sahen, wenn wir sahen, wie viele zu müde waren, sich noch etwas zu kochen und sich hungrig auf die Erde legten, dann verstummte der Neid mit dem Los des Kavalleristen.

Zwei Züge hatten ihre Verpflegung erhalten und waren an ihren Platz zurückgekehrt. Nun kam der letze Zug. Da, während er eben zur Feldküche marschierte, ein wütendes Feuer.

Die Indier, denen man diese Nachtarbeit regelmäßig überließ, hatten den Schützengraben verlassen und waren im Begriffe, uns zu überfallen. Glücklicherweise hatten wir die Gewehre mitgenommen.

So warf denn jeder den Feldkessel weg und im Handumdrehen, ohne daß ein einziger Befehl notwendig gewesen wäre, lag der Zug in Schützenlinie und befeuerte den vorgehenden Gegner, was nur herausging.

Es gelang, ihn zum Aufhalten zu bringen. Es gelang sogar, die Verpflegung noch zur Not abzugeben einschließlich des Zwiebacks, der an Stelle des Brotes getreten war. Da, im letzten Moment, stürzt das eine Pferd der Feldküche getroffen zusammen. Der wackere Feldküchenunteroffizier K. besinnt sich nicht lange, schneidet die Stränge ab und fährt mit dem andern Pferd in Galopp davon.

Wir hörten die Kugeln in die Feldküche einschlagen. Inwieweit sie beschädigt wurde, weiß ich nicht. Ich habe den Unteroffizier und meine Feldküche nicht mehr gesehen. Nun aber schleunigst in unseren Graben zurück.

Ich atmete beträchtlich auf, als ich dort feststellen konnte, daß das Feldküchenabenteuer uns nicht einen Toten oder Verwundeten gekostet hatte.

Der Verpflegsoffizier hatte erzählt, daß von zehn Uhr ab die Artillerie uns den Sturm vorbereiten würde. Richtig, eine viertel Stunde nach zehn Uhr begann die eigene Artillerie in allen Tonarten zu donnern und Geschosse aller Art nach Wytschaete hineinzuwerfen. Vorwiegend richtete sie ihr Feuer auf die hinter der Ortschaft stehende französische Artillerie, die ihrerseits um die Antwort nicht verlegen war.

Sollte also wirklich unserseits ein Sturm bevorstehen, war die Frage, die uns beschäftigte. Doch konnten wir immer noch nicht recht daran glauben. Bei der Gelegenheit eine Wahrnehmung bezüglich der Artillerie. Die Franzosen scheuen sich nicht, ein Geschütz ganz allein hinzustellen und feuern zu lassen.

Die Folge ist, daß sie mit ihren Geschützen an den unglaublichsten Plätzen zu finden oder richtiger gesagt, eben nicht zu finden sind. So stak ein einzelnes gegnerisches Geschütz am äußersten linken Flügel des Gegners halb rechts im Walde hinter uns. Es mußte uns beim weiteren Vorgehen am nächsten Morgen höchst gefährlich werden.

Ich ließ deshalb den Hauptmann D., der mit seiner Kompagnie als Bataillonsreserve 600 Meter hinter mir lag, auf die mehr erwähnte Lichtung zu einer Besprechung bitten. Punkt halb zwölf Uhr trafen wir uns dort.

Am linken Flügel versuchen Indier ihre langen Messer nach uns zu werfen. (Seite 1201.)

Wir verabredeten, daß unſere beiden Kompagnien, ohne daß wir dem Bataillon oder Regiment vorher irgendetwas ſagen wollten, Punkt vier Uhr dieſes Geſchütz umzingeln und nehmen wollten. Wir rechneten damit, daß der allgemeine Kampf beim Morgengrauen, das iſt zurzeit etwa ſieben Uhr, wieder beginnen würde.

Bis dahin konnten wir gut wieder zurück ſein. „Alſo abgemacht, um vier Uhr beim Sträßchen, das zum Waldrondell führt. Sie rechts, ich links.“ Vorher ſollte mein tapferer Einjähriger Pf., im Zivilberuf Apotheker und ein großer Jäger vor dem Herrn, die Batterie anbirſchen und feſtſtellen, wie man am leichteſten und unbemerkt herankäme.

Er tat's. 200 Meter kroch er im freien Felde beim Mondenſchein auf die Batterie zu, ohne bemerkt zu werden. Doch aus unſerm ſchönen Plane, die Batterie zu nehmen, wurde nichts. Vorher bekamen wir einen anderen Befehl und um vier Uhr lebte Hauptmann D. nicht mehr.

Nun war Zeit, wieder an Munitionserſatz zu denken. Den Gewehroffizier hatte ich ſchon nachmittags weggeſchickt, meinen Patronenwagen nachzuführen. Er kam nicht wieder. So bat ich den Hauptmann D. um Munition und erhielt ſolche in reichlichem Maße zugeſagt.

30 Mann ſchlichen durch das Unterholz zurück, jeder holte zwei bis drei Pakete, fürwahr keine geringe Laſt in der Dunkelheit, in ſolchem Geſtrüpp. Die Verteilung der Munition nahm geraume Zeit in Anſpruch. Mancher meiner jungen Burſchen war trotz des Donnerns der Geſchütze im Graben eingeſchlafen und mußte erſt geweckt und freundlichſt eingeladen werden, ſich zu bedienen.

„Bataillonsbefehl für 4. Kompagnie! Wo iſt der Hauptmann?“ tönt es plötzlich durch die Nacht. „Hier, was iſt los?“

„Ich habe einen ſchriftlichen Befehl, auf Antwort habe ich nicht zu warten“, meldet der Mann und gibt mir einen Zettel. Ich lege den Zettel in die Mütze, leuchte im Graben mit der Taſchenlaterne in die Mütze hinein und leſe: „Angriffsbefehl.“

Alſo doch! „R. J. R. 17 und 21 greifen an. Der Angriff beginnt zwei Uhr vormittags. I 17 rechts. Brigade D. wird den Angriff rechts von I 17 unterſtützen. Hiezu ſtehen um ein Uhr fünfzig Minuten morgens bereit.“ Und nun kamen die Befehle für die einzelnen Kompagnien, nach der Karte gegeben.

Die Geſchichte ſtimmte aber nicht, denn die Reihenfolge der Kompagnien hatte ſich im Laufe des nachmittägigen Gefechtes geändert. Um die Plätze einzunehmen, von denen wir hier ausgehen ſollten, hätten wir die Kompagnien wie die Springer auf dem Schachbrett verſetzen müſſen. Ich ſehe auf die Uhr. Es iſt genau ein Uhr fünfzig Minuten. Da ſoll alles fertig ſein, alſo geht dieſe Verſchiebung nicht mehr. Iſt auch ganz gleich. Der Ort ſoll geſtürmt werden, alſo ſtürmt jeder von ſeinem Platz aus. Der Chef der 7. Kompagnie links von mir, mit dem ich mich raſch ins Benehmen ſetze, iſt einverſtanden.

Digitized by Google

Ich laſſe die Seitengewehre aufpflanzen und ſage damit meinen Leuten, daß es zum Sturm geht. Endlich laſſe ich noch die grauen Mäntel anziehen. Sie werden uns im Nebel, der allenthalben über der Flur lag, gut decken und vor Verwechſlungen ſchützen; denn Uniform und Mantel der Engländer ſind faſt dunkelgrün.

Punkt zwei Uhr nachts eröffne ich mit der ganzen Kompagnie ein mörderiſches Feuer. Wir wollen den Burſchen erſt noch ein wenig die Schneid abkaufen.

Wir ſehen keinen Gegner, wir ſchießen einfach geradeaus in das Gebüſch hinein, was los geht. Jetzt ſollen ſie ihre Artillerie nur auf uns hetzen. Bis die kommt, ſind wir nicht mehr da.

Da plötzlich ſehe ich halb rechts drüben beim Gegner hoch in den Bäumen etwas blitzen. Es ſtand da eine jener Baumgruppen, wie ſie für jene Gegend charakteriſtiſch ſind. Ein halbes Dutzend alter hoher Bäume, unten etwa zehn Meter vollſtändig kahl, oben eine buſchige, große Krone.

„Tambour“, ſage ich zu dem Mann neben mir, „ſehen Sie mal ununterbrochen in dieſe Baumkronen hinein, ob nicht, wenn die Maſchinengewehre zu feuern anfangen, dort etwas blitzt.“

Es dauert keine zwei Minuten, ſo ruft er: „Herr Hauptmann, jetzt hammers, dö ham wirkli a Maſchinengwehr in de Bäum drobn!“

Bei Tage hatten wir das nicht ſehen können. Erſt das Blitzen bei Nacht verriet das Gewehr. Ich laſſe die ganze Kompagnie abſtopfen und laut ſchallt's in die Nacht hinein: „Halbrechts ſechs hohe Bäume, im dritten von links ein Maſchinengewehr. Lebhaftes Schützenfeuer auf dieſe Baumkrone!“

Herrgott, war das eine Freude, daß man endlich dieſes Maſchinengewehr hatte. Wir feuern drauf los, was Zeug hält und müſſen es heruntergeſchoſſen haben. Beim weiteren Vorgehen war in dieſer Richtung kein Maſchinengewehr mehr hörbar.

Nun aber war's Zeit geworden zum Vorgehen. „Stopfen! Die Kompagnie tritt zum Sturm an, Anſchluß links!“ rufe ich laut und ruhig, wie wenn ſich's um einen Exerzierplatzbefehl handelte. Mann für Mann tritt heraus, die erſten paar Meter im Schritt, bis alles heraus war, und dann im Marſch, marſch!

Doch ſchon haben die Gegner uns ſcharfäugig bemerkt, ſie erkennen, daß wir ſtürmen wollen, daß jetzt alſo ein Kampf auf Leben und Tod kommen muß. Ein Kugelregen, wie ich ihn nie für möglich gehalten hätte, überſchüttete uns. Schon liegen wir am Boden und, ohne daß ich ein Wort geſagt hatte, feuerte die ganze Kompagnie.

Nach etwa fünf Minuten laſſe ich energiſch abſtopfen, denn wir können hier nicht liegen bleiben, und wiederum laut und ruhig, wie auf dem Exerzierplatz: „4. Kompagnie Sprung auf, marſch, marſch!“ Mann für Mann ſpringen ſie auf und laufen ihren Offizieren nach.

Einen Lindauer Wehrkraftjungen habe ich beſonders in der Erinnerung, ſiebzehn einhalb Jahre alt. Er ſpricht kein Wort und ſchaut nicht rechts und ſchaut nicht

links. Die Zähne aufeinander gebissen, das Gewehr umklammert, stürmt der junge Held neben mir. Gebe Gott, daß er noch am Leben ist.

Nun begann auch das Feuer aus der Flanke. Wir wußten, daß wir die ersten 150 Meter ein Gelände zu durchschreiten hatten, das rechts von der Seite her von vier Etagen feindlicher Schützengräben bestrichen war. Ich hatte noch nachts halb ein Uhr das gemeldet und um Artillerie gebeten, die diese vier Schützengräben hintereinander zusammenschießen sollte. Artillerie war nicht zur Verfügung, dafür gab mir der Oberst unsere Maschinengewehre. Die konnten aber in der Dunkelheit, wie ich mich selbst überzeugte, nichts ausrichten, trotzdem ihr Führer Leutnant H. uns so gerne geholfen hätte. Also durch, durch diese 150 Meter und, wenn schon, dann möglichst rasch! In etlichen Sprüngen sind sie erledigt unter verhältnismäßig geringen Verlusten.

Jetzt haben wir nur noch einen Gegner, die Schützen in den Gräben längs der Ortschaft. Die Verteilung der Rollen ist allerdings eine recht ungleichmäßige; jener eingegraben, so daß nur der Gewehrlauf herausschaut, wir im Mondenschein aufrecht 1400 Meter zurücklegend.

Wir kommen an einen Bauernhof, aus dem auf uns gefeuert wird. Wir überschütten ihn mit Geschossen. Da es sich um keinen Steinbau handelt, kann nach meiner Berechnung unmöglich mehr ein lebender Mensch drinnen sein. Wir nehmen den Hof im Sturm, da schallt eine Stimme: „Anzünden, es wird noch herausgeschossen!“ Ich halte das für einen Irrtum und rufe laut: „Nicht anzünden, denn wir müssen weiter und dann bildet der brennende Hof einen gefährlichen Hintergrund für uns!“ Doch schon war's zu spät.

Der Strohhaufen an der Wand brannte hell auf und eine halbe Minute später ging der ganze Hof in Flammen auf.

Ein unendliches Glück für uns war, daß sich starker Rauch entwickelte, unter dessen Schutz wir soweit wie möglich vorgingen. Bald war der Rauch vom Wind entführt und deutlich sah man jeden Verwundeten im Feuerschein sich abheben, der hinter den Hof sich zurückschleppte.

Nun begann aber erst die härteste Arbeit für uns. Wir kamen an die erste Hecke mit Stacheldrahtzaun. Hinlegen, lebhaftes Feuer auf die Ortschaft zu, aus der und vor der der Feind mit unverminderter Schnelligkeit tausende und abertausende von Geschossen herauswarf. Unsere Spielleute, die Drahtscheren mit sich trugen, waren bis auf einen gefallen oder verwundet.

Dieser eine war der tapfere Tambour Wilhelm M. Er ging nicht von meiner Seite und mit einer Selbstverständlichkeit, die ich bewunderte, machte er einfach alles, was die Situation erforderte. Hier schnitt er den Draht ab, dort hieb er mit der Axt, die er in der anderen Hand hielt, ein Loch in die Hecke; hinten rief ein Mann: „Herr Hauptmann, mein Gewehr geht nicht mehr!“

Der tapfere Tambour brachte Gewehre in die Schützenlinie.

Schon war der Tambour M. aufgeſtanden, zurückgelaufen, hatte dem nächſten Toten das Gewehr abgenommen und war wieder vorne. Als ſich das Verſagen eines Gewehres in kurzer Zeit wiederholte, war der gute M. mit Gewehren, die er um den Hals am Riemen trug, beladen. Er hatte gleich mehrere geholt und verteilte ſie an die Leute, deren Gewehre nicht mehr gingen.

So war denn glücklich die Hecke und der Stachelzaun-Drahtverhau an etlichen Stellen durchbrochen und mit Hurra ging's durch bis zum nächſten.

Da merkte ich, daß die Kompagnie allein auf weiter Flur war. Die 1. Kompagnie links von uns, die gleichzeitig mit uns angetreten war, war entweder weiter vorne oder noch weit zurück oder, was das Wahrſcheinlichſte war, es war eine Lücke entſtanden. Sie war dem brennenden Hauſe ausgewichen und nun weiter links. Jedenfalls ſah und hörte man nichts mehr von ihr. Rechts von uns hätte die unterſtützende Brigade eingreifen müſſen. Wo ſie war, weiß ich nicht.

So blieben wir einige Zeit, ſo lange, daß ich mir ſagte, wenn wir jetzt nicht bald weiter ſtürmen, ſtehen mir die Leute vielleicht nicht mehr auf. So rufe ich denn: „Wir müſſen vor, wir können nicht allein hier im feindlichen Feuer liegen bleiben!“ Und der Tambour M. ergänzt meinen Ruf mit dem Spruch: „Hin müſſen's ſein, allzam hau mer ſ' zamm!“

Wiederum ſtürzte die ganze Kompagnie vor, als erſter Leutnant F., der, auch nicht mehr ganz jung, während des ganzen Sturmes ſeinem Zuge ein Beiſpiel war.

Digitized by Google

Wir kommen zur zweiten Hecke. Das gegnerische Feuer war, als wir diesmal ziemlich lange an einer Stelle liegen geblieben waren, etwas schwächer geworden.

Als nun der Gegner sah, daß wir nicht nachließen und tatsächlich gesonnen waren, ihn aus seiner Stellung zu werfen, wehrte er sich mit dem Mute der Verzweiflung. Insbesondere von rechts, wo keine weiteren Truppen mehr von uns waren, konzentrierte sich alles Feuer auf die Kompagnie. Drei Löcher im Mantel, die ich am nächsten Morgen entdeckte, waren auf der rechten Seite.

Während wir so hinter der zweiten Hecke lagen und einzelne Leute sich bemühten, im Liegen die Bäume umzuhauen oder durchzusägen, höre ich plötzlich den Einjährigen Otto M. fluchen. Kriegsfreiwilliger, eben dem Realgymnasium in Hamburg entwischt, ein schmächtiges Bürschchen, aber frech. Was macht der M.?

Er steht auf, stellt sich kerzengerade vor den Pfahl hin, der den Stachelzaundraht trägt, und beginnt den Pfahl hin und her zu wiegen. Dabei flucht er immer leiser vor sich hin.

Es gelang ihm tatsächlich, den schon etwas morschen Pfahl umzulegen, und was das Merkwürdigste war, hundert Kugeln sausen um ihn her und keine trifft ihn.

Dieses Experiment wiederholte M. noch bei drei oder vier Drahtverhauen mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, die mich mit Bewunderung vor dem achtzehnjährigen Bürschchen erfüllte.

Dann sah ich ihn nicht mehr. Ich hoffe dringend, daß er mit dem Leben davonkam. So kommen wir auf 300 Meter, 200 Meter, 150 Meter an die feindliche Linie heran.

Ein Rausch ergreift uns allmählich. Alles brüllt und schreit, niemand denkt mehr daran, sich zu decken. Niemand denkt überhaupt mehr, sondern jeder sieht nur noch auf den Kirchturm der Ortschaft, den ich als Einbruchstelle bezeichnet hatte, schießt, springt auf in Richtung auf diesen Kirchturm, wirft sich hin, schießt und springt wieder auf, wenn irgend jemand „Sprung auf, marsch, marsch!“ schreit. Dabei fortgesetztes Hurra.

Nun sind wir unmittelbar vor den feindlichen Schützengräben. Sie sind so geschickt angelegt, daß man sie kaum findet. Am linken Flügel stürzen Indier heraus und versuchen ihre langen Messer mit vergifteten Spitzen, die sie an Schnüren um die Hand gebunden haben, nach uns zu werfen.

Es gelingt ihnen nicht, wir sind um eine Kleinigkeit zu weit weg. Wir schießen sie alle nieder. Nun kommt der Graben. „Vorsicht beim Durchschreiten, daß keiner eine Kugel von rückwärts kriegt!“ Wir stürmen hinein. Die Gräben sind zum Teil leer, von den Engländern bereits verlassen.

An einer Stelle ist der Graben so breit, daß man ihn nicht überspringen kann, sondern durchschreiten muß. Und da lagen nun, als wir durch mußten, Tote und noch Lebende, Engländer und Indier, und auch schon etliche von uns, alles durcheinander.

Digitized by Google

II. Der Rückzug.

Es mag gegen fünf oder halb sechs Uhr morgens gewesen sein, da hörten wir hinter uns vom Westeingange des Dorfes her Hurra rufen. „Endlich die Anschlußbrigade! Das Hurra könnten sie sich sparen, wo wir das ganze Dorf schon einmal genommen haben.“ Und wieder wurde es ruhig. „War vielleicht nur eine versprengte Abteilung von uns.“

Einige Zeit später Gewehrfeuer in derselben Richtung. „Täuschung, sind englische Patronen, die in brennenden Häusern lagen und nun explodieren.“ Und wiederum war es ruhig und man wartete auf den Tag. „Halt! Wer da?“ ruft plötzlich unser Posten vorn in die stille Nacht hinein, ruft's dreimal nach Vorschrift und schießt, als niemand antwortet.

„Wenn der nur nicht einen von uns angeschossen hat!“ — „Ausgeschlossen, der hätte geantwortet. War ein Engländer.“ — „Was tun die Engländer da?“ fragt einer und „Sollten die wiederkommen?“ denkt jeder.

Da plötzlich ein Hagel von Geschossen über unseren Köpfen. Sind englische. Wir unterscheiden es genau, wenn wir auch keinen Gegner sehen und nicht wissen, woher er schießt. Die französische Kugel schlägt wie die deutsche fast lautlos ein. Die englische dagegen gibt beim Aufschlag einen hellen Ton.

Unsere Mannschaften behaupteten anfangs, die Engländer müßten Explosivgeschosse haben. Das ist aber nicht richtig, sondern das, was wir für eine Explosion hielten, ist die Dumdum-Wirkung. Das schon in der Fabrik aus zwei Teilen hergestellte, nur durch den Mantel verbundene Geschoß bricht beim Aufschlag auseinander, der Mantel franst aus, die bekannte Dumdum-Verletzung ist fertig.

Wie der Wind waren die vielleicht 200 Mann, die auf der Wiese gelegen hatten, verschwunden. Jeder war in die nächste Deckung gesprungen, ich selbst in den linken Straßengraben. Da lagen nun etwa 80 Mann, zumeist meiner Kompagnie, Mann für Mann hintereinander.

Einzelne Leute hatten im Graben keinen Platz mehr gefunden, sie legten sich auf der Straße selbst flach nieder. Sie waren die ersten Opfer. Ein Zucken, das durch den ganzen Körper ging, manchmal auch ein Schrei — wir wußten, der ist getroffen. Der von uns vorhin gefangene Engländer grinste, als er uns so in Not sah. Ein Schuß — und seine Befreier brauchten seine Fessel nicht mehr zu lösen.

Schon marschierten sie in der Dämmerung heran, wir sehen sie Schützenlinien bilden, drüben, links von der Straße, wo die unsrigen weiter vorn liegen, hört man schießen. Noch einen Moment zögern wir.

Die 3. Kompagnie hatte in der Richtung gestürmt, aus der die marschierende Abteilung jetzt kam. Sollte sie zurückkehren? „Augen auf! Gläser heraus! Sind es

Digitized by Google

Deutſche oder Engländer?“ Da ſchreit einer vorn: „Engländer ſind es und Turkos ſind auch dabei!“

Tatſächlich waren es nicht Turkos, ſondern franzöſiſche Infanterie. „Schützenfeuer!“ brülle ich und nehme mein Gewehr in Anſchlag. Fünf Patronen ſind drin, fünfmal ſchieße ich, dreimal ſehe ich den Gegner, den ich aufs Korn genommen, fallen.

Es war keine Kunſt, die Leute waren auf 80 Meter da. Zum Neuladen war keine Zeit. Noch zwei Minuten und die Engländer haben die Straße erreicht. Dann brauchen ſie von vorne nur in den Graben hineinzuſchießen und haben mit einem Schuß ſechs Mann.

Von uns kann nur einer von den 80, der Vorderſte ſchießen. Jetzt gibt es kein Beſinnen mehr. Von hinten das Feuer einer eigenen Abteilung, die aus dem Dorfe kam, die Straße entlang und von vorne halb rechts auf nächſte Entfernung der Feind, der unſere Notlage bemerkt haben muß und, ſie ausnützend, in Maſſen den Berg herauf kam.

Unſere beiden Kompagnien, die in Schützenlinien links vorne lagen, feuerten was nur heraus ging. Vereinbarungsgemäß hätten die hinteren Abteilungen, alſo wir, ihnen nun zu Hilfe kommen ſollen. Das ging aber nicht mehr, denn zwiſchen ſie und uns hatten ſich nun die Engländer hereingeſchoben.

Ich verſtändige mich raſch mit meinem zehn oder zwanzig Mann hinter mir liegenden Leutnant. Er iſt derſelben Meinung. Heraus aus dem Graben und hinüber über die Straße, wenn auch nur die Hälfte hinüber kommt! Was hinüber kommt, ſoll drüben ſo raſch wie möglich eine Schützenlinie bilden und den Vormarſch der Engländer aufzuhalten ſuchen; wenn wir erſt einmal nicht mehr hintereinander, ſondern nebeneinander liegen, wollen wir es den Burſchen ſchon zeigen.

Vizefeldwebel N. iſt der hinterſte im Graben und ſpringt zuerſt auf. Er kommt über die Straße hinüber, mit ihm etliche Mann. Der nächſte iſt Leutnant F. Mitten auf der Straße treffen ihn zwei Kugeln. Er bricht zuſammen, ob tot oder nur verwundet, kann ich nicht unterſcheiden.

Der nächſte, den es zum Hinüberſpringen trifft, bin ich. Heil komme ich auf die andere Straßenſeite. Der Menſch in Gottes Hand! Nun aber durch die Gärten durch und ſchleunigſt eine Schützenlinie bilden.

Doch da kamen wir in neue Not. Wir waren in eine Sackgaſſe geraten; links ein hohes Drahtgeflecht, rechts die bekannte belgiſche Hecke mit Stacheldraht, beide trafen ſich im ſpitzen Winkel. Ein Zurück gab es nicht. Alſo müſſen wir durch.

Der Vizefeldwebel erwiſcht einen Spaten und verſucht mit dieſem einen Baum und den Stacheldrahtzaun durchzuſchlagen. Es gelingt ihm, eine kleine Lücke herzuſtellen. Durch dieſe zwängt ſich nun der ganze Trupp, Mann hinter Mann durch.

Mir ſelbſt ging bei dieſem Durchzwängen der Leibriemen auf, Kartentaſche, Brotbeutel, Feldflaſche uſw. blieben in der Hecke hängen. Zum Mitnehmen war keine

Digitized by Google

Zeit; die Leute hinter mir drängten und schoben. So kamen wir denn durch die Hecke durch und damit außerhalb des Bereiches des eigenen Feuers.

Nun aber sofort eine Schützenlinie gebildet. Wir eröffnen das Feuer auf die Engländer, die inzwischen nicht weiter vorgegangen waren. Sie sind uns etwa 60 Meter gegenüber. So liegen wir etwa eine halbe Stunde.

Inzwischen war es hell geworden. Der Gefechtslärm wurde stärker, als er je gewesen. Die deutsche wie die französische Artillerie feuerten, was heraus ging. Auf der ganzen Linie war der Kampf neu entbrannt. Da plötzlich hörten wir von rechts feindliche Maschinengewehre.

Dort rechts unten, etwa 100 Meter von uns war ein Wald. Am Waldrand standen sie und feuerten herauf. Nun waren wir verloren. Vorne die englische Infanterie, rechts die Maschinengewehre. Es dauerte auch wirklich nicht lange, so fielen die Leute, die am weitesten rechts in unserer Schützenlinie lagen, Mann für Mann.

Die Maschinengewehre begannen zu mähen. Wenn überhaupt, so gab es nach meiner Berechnung in dem Falle nur eine Rettung, in den Wald, in welchem die Maschinengewehre standen, hineinspringen. Blieb man oben, so wurde man von ihnen sicher binnen einer Viertelstunde weggemäht. Sprang man hinunter, ihnen entgegen, so konnte einen die Kugel von vorne oder von der Seite treffen, hatte man aber Glück und erreichte den Waldrand, so war man gerettet, denn im Unterholz trifft niemand mehr was.

Außerdem hat jeder Wald Gräben, in denen man zurückkriechen konnte. Also rufe ich meinen Leuten zu: „Hinein in den Wald rechts unten, wo die Maschinengewehre stehen!“ Vizefeldwebel N. und etwa 20 Mann begreifen, was ich will und springen mit.

Ich komme unverletzt an den Waldrand. Wir finden einen Graben, durch den schleichen wir zurück. Der Graben geht fast bis zum Friedhof. Wir eilen den Kirchenberg hinauf und finden hinter der Kirche den Oberst des Regiments.

Er fragt, auf wie stark ich die wieder eingetroffenen Engländer schätze. Ich melde, daß das, was mir gegenüber lag, etwa zwei Kompagnien gewesen seien. Weitere stärkere Abteilungen müßten unseren Schützenlinien links von der Straße gegenüberliegen, dem Feuer nach zu schließen.

Der Oberst entscheidet sich für einen neuen Angriff. Ich bin außer ihm der einzige anwesende Offizier. Also: Regiment G. macht einen zweiten Sturm! befiehlt er und fährt fort: „Ich nehme die linke Hälfte des Ortes, einschließlich der Hauptstraße. Sie nehmen die rechte Hälfte, bis zum Ortsrand.“

Gut, wir sammeln unsere Leute. Keiner bleibt zurück, alles geht mit frischem Mute wieder vor. Im Vorgehen erhalten wir von rechts und links noch Zuzug von Leuten, die froh waren, Führung und Befehl zu haben. Wir schießen und springen und arbeiten uns so vor und kommen tatsächlich wiederum bis zu den letzten Häusern am Ostausgang.

Digitized by Google

Im Orte begann ein mörderiſches Feuer auf uns. (Seite 1207.)

Auffallend war mir, daß bei dieſem zweiten Sturm der Gegner verhältnismäßig wenig Widerſtand leiſtete. Die Maſchinengewehre, die uns vorher ſo bedroht hatten, waren verſchwunden. Ich nahm an, daß unſere Artillerie ſie erwiſcht habe.

Doch wir ſollten uns bitter getäuſcht haben. Der Gegner hatte uns in eine Falle gelockt. Während wir das zweitemal vorgingen, und er ſcheinbar zurückwich, hatte ſich der größte Teil der Engländer in die Häuſer hineingeſchlichen. Auch jene Maſchinengewehre waren auf die Häuſer verteilt worden.

Und nun, da wir wieder im Orte drinnen waren, ſchon beinahe durch den Ort durch, begann aus den Häuſern heraus ein mörderiſches Feuer auf uns. Von allen Seiten, insbeſondere von hinten, ſchoſſen ſie auf uns, die wir ſchon zu weit im Orte vorgedrungen waren.

Wir ſelbſt konnten faſt gar nicht ſchießen, da wir nur die Gewehrläufe aus den Fenſtern und Dachluken herausſchauen ſahen. Es war das reine Morden.

Ich hatte noch etwa 25 Mann bei mir. Uns gegenüber auf der jenſeitigen Höhe engliſche Schützen. Links feuerte ein Maſchinengewehr auf uns herab, traf aber wenig, weil eine Hecke ihm das Zielen erſchwerte.

Der dem Maſchinengewehr zunächſt liegende und am meiſten gefährdete Vizefeldwebel R. hatte einen glücklichen Gedanken. Er ſprang mit ſeinen Leuten direkt auf das Haus zu, aus dem das Maſchinengewehr ſchoß und nun feuerten aus dem erſten Stock die Engländer mit ihrem Maſchinengewehr und unter dem Gewehr an der Wand ſtanden die Deutſchen.

Das Maſchinengewehr konnte ihnen nichts mehr anhaben. Uns anderen, die wir draußen vor der Hecke lagen, blieb nichts übrig, als zu feuern, bis wir ſelbſt getroffen oder die letzte Patrone verſchoſſen.

Das rief ich meinen Leuten zu. Der Mann links von mir ſah in der Aufregung keinen Gegner. „Herr Hauptmann, wo ſind die Engländer eigentlich?“ Ich nehme mein Glas zur Hand, ſehe durch die Hecke durch und rufe ihm zu: „Rechts vom Gartenhäuschen! Schnellfeuer!“

Dieſe Benützung des Glaſes ſollte mir verhängnisvoll werden. Eine Kugel ſchmetterte mir das Glas aus der Hand. Ich hatte das Gefühl, wie wenn jemand mit einer ſtarken Latte mir auf die Hand geſchlagen hätte. Der Schlag iſt ſo ſtark, daß ich, auf dem Bauche liegend, links herumgedreht wurde.

Der wenig militäriſche Ausruf „Auweh“ entfährt mir und ſchon ſtürzt das Blut heraus. „Dumdum“ iſt mein erſter Gedanke und leider ſollte ich mich nicht getäuſcht haben.

Faſt im gleichen Moment ſehe ich, daß die Leute rechts von mir aufſtehen. „Was gibt's,“ rufe ich und erhalte zur Antwort „Regiment ſammelt 150 Meter außerhalb der Ortſchaft“.

Das war auch nach meiner Meinung die beste Anordnung, die getroffen werden konnte. In der Ortschaft drinnen waren wir fast wehrlos und das Opfer der aus den Häusern herausschießenden Gegner. Bezogen wir außerhalb des Ortes eine Aufnahmestellung, so konnte uns der Gegner nichts mehr anhaben.

Die Leute rechts von mir waren schon zurückgesprungen, und zwar wiederum in den Wald hinein, der uns schon beim ersten Rückzug Deckung geboten hatte. Damals hatten die Maschinengewehre aus dem Walde herauf gefeuert, jetzt bedrohten sie uns aus den Häusern oben und feuerten herunter.

Ich rufe den sieben Leuten, die noch links von mir lagen, darunter der Einjährige G., den Regimentsbefehl zu. Ob sie mitgekommen und so gerettet wurden, weiß ich nicht. Ich selbst sprang hinab in den Wald, das Maschinengewehr oben feuerte nach, traf aber nichts.

Zwischen Wald und Friedhofmauer, welch letztere wiederum unser Ziel bildete, liegt in einem Strohhaufen der Hauptmann der Landwehr W., ein schon bejahrter Herr. In rührender Liebenswürdigkeit schreit er herüber: „Gehen Sie her, Sie sind ja gar nicht verbunden, ich verbinde Sie."

Doch ich antworte ihm: „Dazu haben wir jetzt keine Zeit, weg von diesen Strohhaufen, Sie bilden ja geradezu eine Scheibe." Er gibt mir keine Antwort; ich hatte den Eindruck, daß er nicht mehr konnte und rufe den Leuten bei ihm zu: „Suchen Sie den Friedhof zu erreichen!"

Hinter der Friedhofmauer, außerhalb der Ortschaft sammelte der Oberst das Regiment. Major W., Oberleutnant E., der Offiziersstellvertreter meiner Kompagnie O. und ich halfen ihm, dem man keine Aufregung ansah. Wir brachten etwa zwei Kompagnien zusammen, die in einem Rübenfelde eine Aufnahmestellung bezogen.

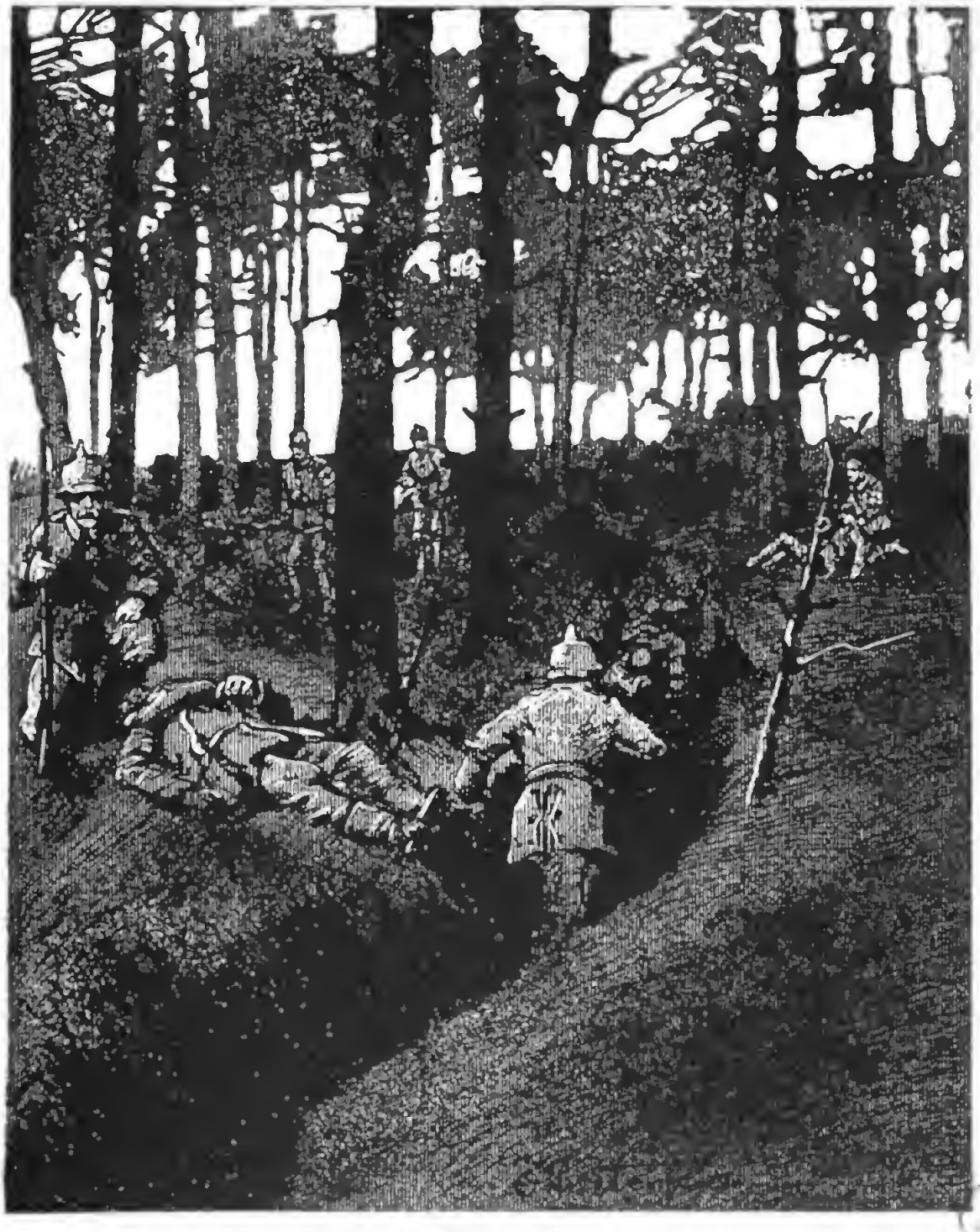
Dann ersuchte mich der Oberst, so rasch wie möglich Artillerie zu suchen und diese zu bitten, das nunmehr von den deutschen Truppen freie Dorf zusammenzuschießen. Es war dies zweifelsohne die einzige Art, wie man nach Lage der Sache dem Gegner beikommen konnte.

Liebenswürdig und rücksichtsvoll wie immer fügte er bei: „Sie sind zwar selbst verwundet, aber wenn es einigermaßen geht, tun Sie mir diesen Dienst noch." Ich stürzte davon, lief allen Verwundeten, die zum Verbandplatz eilten, voraus auf die nächste Höhe, wo ich Artillerie vermutete. Dort stand keine, also weiter.

Endlich sehe ich hinter einem Strohhaufen einzelne Offiziere. Richtig, es sind Artilleristen. Atemlos trage ich ihnen meine Bitte vor. Ihr Kommandeur ist gern bereit, uns zu helfen. Ich erkläre ihm genau, wo er hinzuschießen hat.

Eine halbe Minute später fällt der erste Schuß. Inzwischen war meine Verletzung, da ich bis jetzt nicht Zeit gefunden hatte, mich zu verbinden, immer schlimmer geworden. Die Hand war blau aufgelaufen, zwei Finger waren kalt und gefühllos. Also zum Truppenverbandplatz, wo schon Hunderte von Verwundeten eingetroffen sind.

Digitized by Google



Sanitätsdienſt.

Digitized by Google

Rasch dem Doktor die Hand gezeigt. Der fährt mit der Sonde etwas in die Wunde hinein und sagt zum Sanitäter: „Zubinden!“ Ich gestatte mir die schüchterne, laienhafte Anfrage: „Wird die Wunde nicht erst ausgewaschen?“ und erhalte die kurze Antwort: „Nein, erstens haben wir kein Wasser und zweitens tut man das heutzutage überhaupt nicht mehr.“

Also los, einen trockenen Verband! In einer halben Minute ist er fertig. „Zurück zum Hauptverbandplatz — der Nächste!“ Man wankt zum Hauptverbandplatz weiter zurück und wird dort in eine Liste eingetragen.

Ein neuer Verband wurde mir dort nicht gemacht, da meine Verletzung ja nur leichter Art war. Gerne erinnere ich mich, daß sowohl der katholische wie der protestantische Feldgeistliche hier, wo mancher schon mit dem Tode rang, den Verwundeten heißen Kaffee und damit ein unendliches Labsal boten.

Während wir noch am Hauptverbandplatz stehen, heißt es, das Regiment vorne muß zurückgehen, die Engländer sind zwei Regimenter stark wiedergekommen, die Artillerie muß zurück, der Hauptverbandplatz wird weiter zurückverlegt.

Es war höchste Zeit. Schon pfiffen die Schrapnells und sogar die Infanteriegeschosse den Ärzten um die Ohren. Traurig, fast trostlos ist unsere Stimmung. — Der Ort aufgegeben und unser zweimaliger Sturm umsonst! Alle unsere Opfer umsonst!

Doch zum Nachdenken ist keine Zeit. Der Divisionsarzt befiehlt mir, 100 Leichtverwundete ins Feldlazarett nach T. zu führen, das bereits wieder in Frankreich liegt.

Morgen nachmittag könnte ich dort sein. Das kann ein schöner Marsch werden. Zwei Tage Marsch und lauter Verwundete! Doch da gibt es keine Widerrede. Bis wir antreten, sind aus den 100 bis 208 geworden.

Es ist höchste Zeit, daß sie fortkommen, Hunderte von neuen strömen herein auf den Platz. Also schnell über den Weg orientiert und weg. Im Wegmarschieren kommt noch Hauptmann N. meines Regiments, dienstälter und deshalb eigentlich Transportführer, aber schwerer verletzt und kaum imstande zu marschieren.

Sein linker Arm war durchschossen. Er hatte Wundfieber und schleppte sich nur mit Aufbietung aller Energie die zwei Tage weiter. Er bittet mich deshalb, die Geschäfte der Führung zu übernehmen.

Ich weiß kaum eine traurigere Aufgabe für einen Soldaten, als einen solchen Verwundetentransport zu Fuß auf der Landstraße. Man schilt und schimpft, wenn die Leute keine Ordnung halten und aus der Gruppenkolonne ein Haufen wird und doch möchte einem das Herz brechen, wenn man sieht, wie die Leute auf die Zähne beißen, um nur mitzukommen und wie mancher einfach nicht mehr kann.

Da gesteht einer, ich habe noch einen Stich im Bein; den habe ich verschwiegen, damit ich mitgenommen werde, aber jetzt geht es nicht mehr. Da sitzt einer am Straßenrand, das Fieber schüttelt ihn; da bittet einer, man möchte ihm einen Stock schneiden, auf den er sich stützen könne, dann käme er wohl mit.

Digitized by Google

Zerschossene Kirche von Wytschaete.

Im Felde gezeichnet von A. Mayer.

Digitized by Google

Kaum waren wir angetreten, ſo trifft mich eine Schrapnellkugel. Sie fällt — ein wahres Wunder — auf den elaſtiſchen Mützenrand, der nachgibt und rollt über die Stirne herunter, lediglich eine blaue Beule hinterlaſſend.

Hätte ſie zwei Zentimeter weiter hinten eingeſchlagen, ſo hätte ſie die Gehirnſchale wohl durchſchlagen. Sie ſtammte von einem deutſchen Geſchoſſe, das einem engliſchen, über uns kreiſenden Flieger gegolten hatte.

„Grüß Gott, Herr ....," ruft mir plötzlich jemand zu, mich mit meinem Zivititel anredend. Wer iſts? Der Chauffeur, der in München mein Dienſtauto zu fahren pflegte. Und was fährt er? Einen der bekannten grünen Wagen der „M. N. N.".

Faſt hätte ich den Mann nicht mehr gekannt, ſo mager war er geworden. „Grüß Gott, Herr H., was haben Sie denn da drinn?" — „Verbandszeug, ganz voll." — „Dann ſchleunigſt weiter, das können ſie vorn notwendig brauchen." Und fort war er.

Gegend Abend kommt der traurige Zug nach C., wo ein Generalſtabsoffizier mich auffordert, dem hier anweſenden kommandierenden General über den Sturm auf Wytſchaete Bericht zu erſtatten.

Um und um voll Schmutz, mit zerfetzten Kleidern trete ich vor Se. Exzellenz, deren erſte Frage war: „Wie ſteht's draußen?" — „Es geht vorwärts, Exzellenz, aber mit ſchweren Opfern," antworte ich und berichtete dann eingehend über die Erfolge und Mißerfolge des Tages und was nach meiner Meinung die Urſache geweſen war.

Ich durfte von einem Erfolge berichten, denn im Hermarſch hatte uns ein Arzt erzählt, Wytſchaete ſei wieder genommen. Der General iſt über alles genau informiert und was die Hauptſache iſt, er teilt mir mit, daß eine ganze Diviſion im Anmarſch ſei, unſerem Regiment zu helfen.

Dann aber nimmt er ſich mit rührender Sorgfalt meiner Verwundeten an. Der Train muß auf ſein Abendeſſen verzichten und ſchickt uns ſeine Feldküche. Die Sanitätskompagnie bringt ärztliche Hilfe, man quartiert uns in zwei Schulhäuſer ein; ein Wagen Stroh, der irgendwohin beſtimmt war, gehört uns.

So geſchieht alles, was geſchehen konnte. Freilich mußten die meiſten noch am blanken Boden liegen, und wer die Nacht in einer der kleinen Schulbänke ſitzend verbrachte, wird ſie nicht vergeſſen. Mir ſelbſt brachte ein Freund aus der Jugendzeit, den ich 20 Jahre nicht mehr geſehen und der von meiner Ankunft erfahren, Rittmeiſter H., kaltes Fleiſch und — eine Unterhoſe.

Wie das wohltat, wir hatten ja unſer Gepäck nicht einmal bekommen, nicht einmal hatte die Feldpoſt uns erreicht. Wir trugen am Leibe, was wir beim Abmarſch bei uns gehabt hatten. Am nächſten Tage gewährten uns in ... die Preußen vom 35. Landwehrregiment in der Kirche des Ortes Verpflegung.

Auch ſie nahmen ſich in geradezu rührender Weiſe um uns an, überließen uns den Inhalt ihrer Feldküche und alle Liebesgaben, die ihnen geſandt worden waren.

Digitized by Google

Eben wollten wir weiter marſchieren, da ſtand unſer Armee-Oberkommandant, Se. Kgl. Hoheit Prinz Rupprecht vor uns.

Er erkundigte ſich eingehend nach unſeren Verletzungen, insbeſondere denjenigen, die von Dumdum-Geſchoſſen herrührten. Beſonderes Intereſſe fand das engliſche Gewehr, das wir mit uns führten, mit Vorrichtung zum Abknicken der Spitze des Geſchoſſes, das heißt zum Herſtellen von Dumdum-Geſchoſſen.

Die engliſchen Geſchoſſe, die gegen uns verwendet wurden, ſind, wie erwähnt, alle fabrikmäßig als Dumdum-Geſchoß dadurch präpariert, daß der Kern aus zwei Teilen beſteht, die nur durch den Mantel verbunden ſind. An der Stelle, wo innen das Geſchoß auseinandergeſägt iſt, iſt außen ein kleiner Einſchnitt.

Man kann das Geſchoß nun ſo verwenden, daß man es wie jedes andere abſchießt. Es wird dann im Moment des Aufſchlages zum Dumdum-Geſchoß; beim Aufſchlag bricht die Spitze ab, daher der Eindruck eines Expioſivgeſchoſſes, den wir hatten, bis wir die Dinger in die Hand bekamen.

Dem erwähnten Hauptmann R. meines Regiments, Amtsrichter in München, iſt eine derartige präparierte Geſchoßſpitze mit daranhängendem ausgefranſten Stahlmantel aus dem Arm operiert worden. Haben die Burſchen aber Zeit, ſo machen ſie gleich ganze Arbeit, indem ſie mit Hilfe der Abknickvorrichtung an ihrem Gewehre die Spitze wegbrechen und das Dumdum-Geſchoß iſt fertig.

Ein Vizefeldwebel und Offiziersſtellvertreter, der mit unſerem Verwundetentransport ging, im Zivilberuf Amtsgerichtsdiener in München, hat ein ſolches Gewehr mitgenommen. Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz antwortete auf ein dreifaches Hurra, das wir auf ihn ausbrachten, mit einer kurzen Anſprache, in welcher er der jungen Truppe die Anerkennung ausſprach, daß ſie die Ortſchaft geſtürmt und auch in einem zweiten Sturm zu halten verſucht habe.

Weiter ging der traurige Transport, bis er am Nachmittag des zweiten Tages in T. ankam, wo die Verwundeten zu den vielen Hunderten anderer kamen, die bereits im Feldlazarett X eines Armeekorps lagen. Wir kamen in ein franzöſiſches Gemeindehoſpital, gleichzeitig Altersheim und Narrenhaus.

Im Raum nebenan ſchrie die ganze Nacht ein Verrückter. Hygieniſch mit dem Krankenhaus München-Schwabing nicht ganz vergleichbar! Und doch waren wir totfroh! Die franzöſiſchen Schweſtern dieſes Krankenhauſes, einem mir nicht mehr bekannten franzöſiſchen Orden angehörig, ſtürzten, als die erſten Verwundeten ankamen, heraus und verlangten nach Engländern.

Der preußiſche Stabsarzt T. wies ſie in herzerfreuender Weiſe zurecht. Engländer bekamen ſie nicht, ſo mußten ſie ſich ſchließlich mit uns deutſchen Verwundeten begnügen. Der franzöſiſche Zivilarzt hatte die Hände in den Taſchen und rauchte Zigaretten.

Digitized by Google

Vorbildlich walteten ihres Amtes unſere braven Militärärzte und Sanitätsmannſchaften; an ihrer Spitze in unſerem Hoſpital Oberarzt Dr. M. aus Krefeld. Für jeden Verwundeten hatte er ein freundliches Wort. Sein Troſt bannte aus manchem abgehärmten Geſicht die Sorge um die Zukunft.

Die größte Wohltat aber erwies er uns, als er uns am nächſten Tage auf Grund der Berichte der neueingetroffenen Verwundeten mitteilen konnte, Wytſchaete iſt deutſch. Starke deutſche Truppen, die zur Hilfe herbeigeholt worden waren, haben es wieder genommen. Alſo war unſer blutiges Opfer doch nicht vergeblich geweſen.

Das iſt es, was ich vom Tage von Wytſchaete in der Erinnerung behalten habe — ein kleiner Ausſchnitt aus dem Ganzen. Noch höre ich nachts im Traume die Geſchoſſe pfeifen und ſauſen und erlebe das Bangen wieder, das uns befiel, als von hinten die Eigenen und von vorne der Feind uns verwundeten. Aber auch dieſe wirren Träume hindurch klingt ein heller Klang:

Es geht vorwärts, wenn auch mit ſchweren Opfern.

Den bayeriſchen Löwen.

Hoch flattern die Fahnen, von Kugeln zerfetzt,
Es hagelt Geſchoſſe — ſchier jeder verletzt!
Doch keinen Zoll weichen die Helden zurück,
Es ſchaut ſie der Feind mit bewunderndem Blick:
Wer iſt dieſe Schar, die ſo tapfer ſich hält
Und „Sieg oder Tod“ hat als Loſung gewählt?
„Hurra!“ ſchallt's herüber, „der König ſoll leben!“ —
O weh uns, das ſind ja die bayeriſchen Löwen!

Hoch flattern die Fahnen, von Kugeln zerfetzt,
Es hagelt Geſchoſſe — ſchon jeder verletzt!
Doch mutig die Schar in die Feinde nun dringt:
Es krachen die Schädel, manch Kolben zerſpringt.
Und tötlich verwundet, verblutet im Feld,
In Schmerzen, doch klaglos, ein bayeriſcher Held.
Sein letzter Gruß iſt: „Unſer Kaiſer ſoll leben!“ —
So kämpfen und ſterben die bayeriſchen Löwen.

F. Meindl.

Liebes frl. P.!

Besten Dank für Ihre letzte Liebesgabensendung, die tadellos ankam. Es brauchen die Sachen ja auch bloß drei Tag zu uns heraus, also was soll denn da viel kaput werden. Das stellen sich die Unsern daheim immer so schrecklich vor mit dem Schicken. 100 mal, glaub i, hab i schon gschrieben, sie solln mir Thürinser Rotwurst schicken; 100 mal schreiben's: „die wird hin"; ja hin wirds freili, wells gf . . .essen wird. Herrgott a rechter Lackl wird ma scho da heraußn und Camembert, besonders wenn er von Herzen kommt, wie der von Ihnen, schmeckt oan so gut, daß glei 3 Stückl auf einmal fort san. Schnaps, was is dös? seit Weihnachten ham mir koan mehr heraußn und wie guat war hie und da oana auf unsern vielen Speck aufi. Bier kriegn wir de Wochen a net, jetzt legt man sich halt in die Somme nacha vergeht schon der Durst. Was wird wohl wieder los sein, heut habn die Franzln ihr Fête nationale; wir waren schon gfaßt, daß recht warm abergeht und ham Liebesgaben, Pakettln explodierender Handgranaterln usw. vorgeschickt und san erst heut Nacht um halb 3 Uhr heimkommen, aber bloß bei Soissons drunten rumpelts a bißl, bei uns schelnts machen's blau, ganz im Gegensatz zur letzten Wochen, wo sie sich hie und da kräftig ausplaudert habn. Die ganze Nacht is oft fortgangen mit dera Schießerei; auf Wach war i, da hat's bis früh 3 Uhr dauert bis a mal wieder schö zuadeckt warn, de Luder de rothosatn.

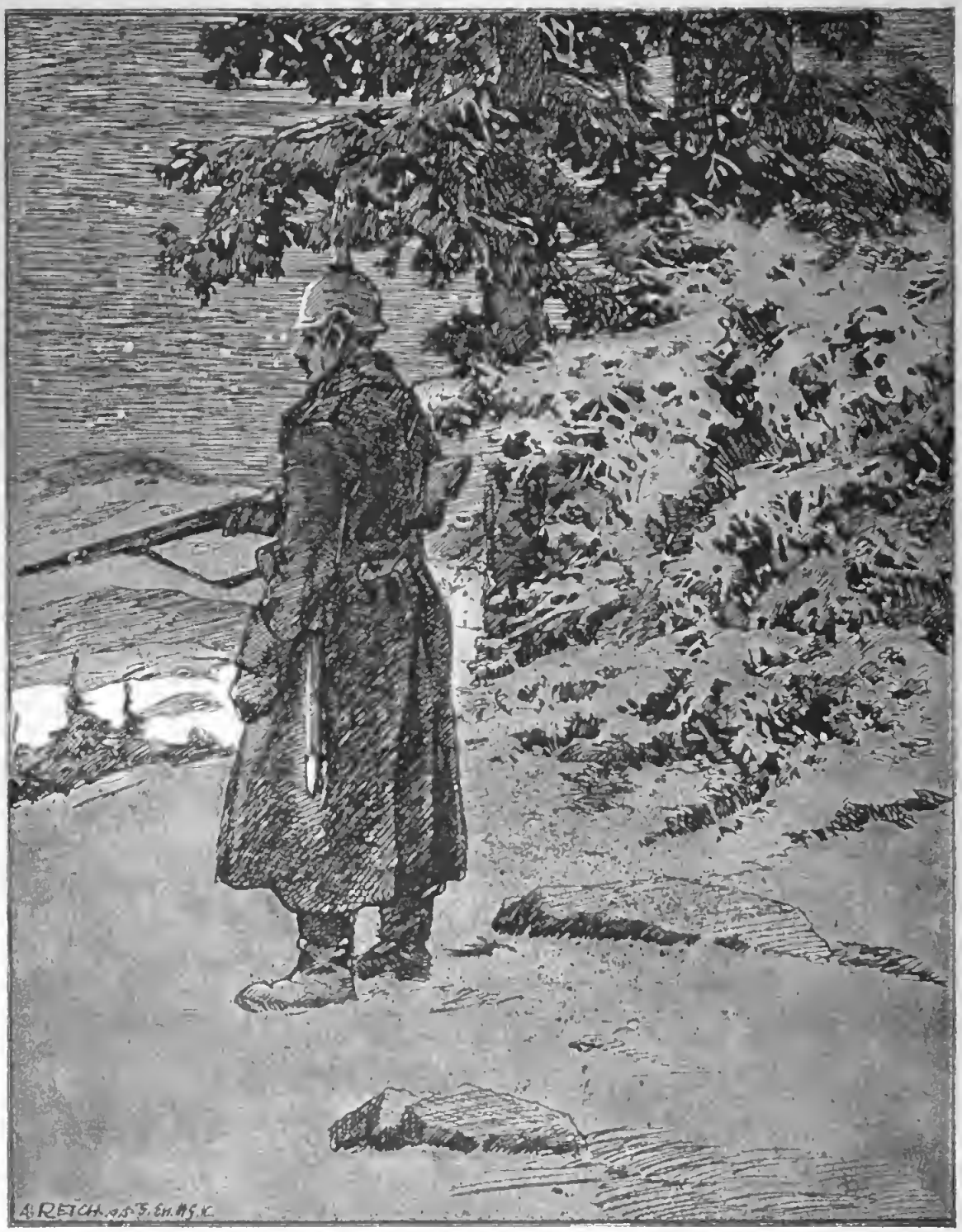
Heut hat oaner 14 Tag Urlaub kriegt, der is angstaunt und beneidet worden, 14 Tag aus dem Drecksfrankreich außa und zu Leut, vor allem Frauen und Kinder, kommen, die deutsch reden, wie das wohl klingen wird, und deutsche Wohnstätten sehn und zweistöckige Häuser und's elektrische Licht und Glockenläuten und Uhrenschlag, ja was wohl die Heimat alles köstliches habn mag. Das Herz hämmert einem bis in den Kopf hinauf, wenn man sich die dereinstige Rückkehr ins Vaterland vorstellt, so man lebt. Und daß uns unsere Gaul net nachm Vaterland durchgehen, dafür wurde unsern Soldbuch gestern eine neue Soldliste eingeklebt. Aber dös is gleich, ghaut wern's alle und a Jahrl haltns wir scho no aus und wenn's sein muß no a Jahrl dazua, solang halt bis Kinder und Kindskinder von dieser Affenbande alleweil de Schläg no gspürn von unseren Kolben und von den „Bayern". O die san grob, „brutal" sagn's, wenn oane net glei arbeit und derwischt a bißl an Abfall. Jessas jetzt war i bald in Geschäftsbetriebston kommen, jetzt heut is er wohl nit lustig worn der Brief, aber i glaub dös kommt, wenn ma so früh ins Bett geht. Jetzt san's so gut und sag'ns Frl. J. herzlichsten Dank für die Bücher, jetzt hat's dös richtige troffen mit'm Lesestoff und heut is scho a Glaf gwesen drum, hat sich oaner an Fuß verstaucht und möcht jetzt lesen, aber i bin's net, und jetzt Eahna no viel Dank vom Vaterland und mir für dös guate Kaserl (mir war's scho llaba I seget Eahna als Schihaserl) und beste Grüße an Ihre Eltern, alle Bekannte, Frl. J. und Sie

vom Huaba Maxl.

Über de Briefkopien hab i lachen müssen, da sieht man erst, was ma für an Unsinn oft schreibt.

Weihnachten im Schützengraben.

Deutſche Krieger ſitzen in ihre Mäntel gehüllt.
Am Scheine des Feuers blitzen die Augen ſchmerzerfüllt.
Sie lagern auf welſchem Boden, der trieft vom deutſchen Blut;
An friſchen Hügeln der Toten halten ſie treue Hut.
Der Älteſte von ihnen ſprach: „Was brütet ſtumm ihr dort?
Was ſollen die traurigen Mienen? Hat keiner von euch ein Wort?“
Da fuhr empor wie im Traume der Jüngſte und flüſtert ſacht':
„Ich träumte vom Weihnachtsbaume, heut' iſt die heilige Nacht!
Ich ſah uns im Elternhauſe, im ſtillen Kämmerlein. — —
Da plötzlich rief's in die Klauſe: Herein ihr Kinder, herein!
Hei! welch' ein Glitzern und Flimmern da unter des Baumes Pracht!
Geblendet ſah'n wir ſchimmern, was uns das Chriſtkind gebracht!
Und heut' wie trüb und traurig das liebe Weihnachtsfeſt!
Der Wind bläſt kalt und ſchaurig, die Flaſche leer bis zum Reſt.“
„Was klagſt du?“ begann der Zweite, „du haſt nicht Weib und Kind!
Ich aber dacht' in die Weite, wo ſie heut' ohne Vater ſind.
Kein Baum wird ihnen leuchten, und brennt er an Nachbars Herd,
So ſuchen die Augen, die feuchten, umſonſt die Hand, die beſchert.
Und wenn die Kinder fragen, wo nur der Vater bleibt,
Wird ſeufzend die Mutter ſagen: ‚Hört, was er zum Troſt euch ſchreibt!
Er ſteht in Wehr und Waffen, teilt blutige Gaben aus
Und hat zu kämpfen, zu ſchaffen. Bedroht iſt ſein Vaterhaus!‘“
Drauf ſprach ein anderer Reiter: „Dort drüben, ach, liegt einer,
Sein Auge ſah ich brechen. ‚Schreib heim die Trauerkunde!‘
So mußt' ich's ihm verſprechen zuletzt mit Hand und Munde.
Dort hängt ſtatt bunter Ketten am Chriſtbaum ſchwarzer Flor,
Und ſtatt der fröhlichen Metten tönt weinend ein Trauerchor.“
Drauf ſchwiegen alle wieder. Das Feuer glomm noch kaum.
Mild ſanken die Augen nieder; die Krieger umſchwebte ein Traum — —
Wie einſt über Bethlehems Herden erſchien die Glorie des Herrn,
Und „Friede ſei auf Erden“ erſcholl es von nah und fern.
Da rollt es mit Donnerkrachen, mit furchtbar dröhnendem Schall!
Die Schläfer jäh erwachen. Das war Kanonenknall!
Sie greifen nach ihrer Wehre, und drücken ſich ſtumm die Hand:
„Hoch, Brüder, Deutſchlands Ehre! Mit Gott für König und Vaterland!“



Einſame Weihnachten.

Weihnachten.

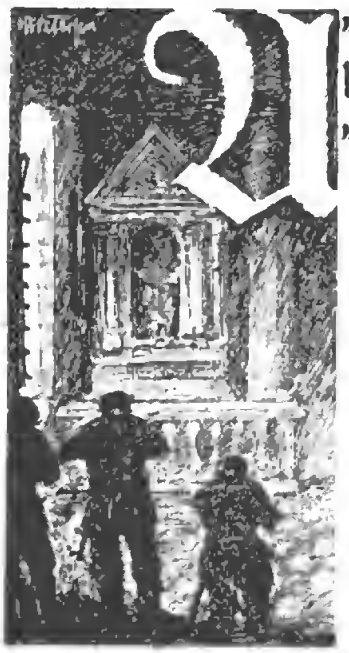
Nun glänzt in allen Häusern
Auf grünen Tannenreisern
Der Weihnachtskerzen Licht;
Und doch ist's ein Weihnachten
Wie wir's uns nimmer dachten,
Zur Freude kommt es nicht.

Wir denken, wie da draußen
Noch immer Kugeln sausen,
Noch immer klirrt das Schwert;
Wie viel des Todes Beute,
Wie viel der Lieben heute
Man allerorts entbehrt.

Wann wird es wohl gelingen,
Daß wieder Engel singen:
„Auf Erd' soll Frieden sein!"
Getrost, sie wird erscheinen
Noch früher, als wir's meinen,
Die Freud' nach Sorg' und Pein,

Schon ist der Christbaum fertig,
Des wir so lang gewärtig,
Dem vorher keiner gleich:
Wie steht er da so prächtig,
Lorbeergeschmückt und mächtig,
Das siegesfrohe Reich!

K. Massinger.



Am letzten Adventsonntag vor Arras.

Ein wunderbarer Morgen nach einer Sturmnacht. Kein Wölkchen zu sehen. So rein und fröhlich blaut der Himmel, als ob drunten keine verwüsteten Dörfer, zertretenen Fluren, keine frischen Soldatengräber wären.

Ein Auto führt uns dicht hinter die Front zu unserem Ziele, einer zerschossenen Kirche. Zerschmetterte Turkos liegen darunter. Vom Gewölbe des Chors hat der Luftdruck den bemalten Verputz heruntergerissen, die bunten Glasfenster sind zerfetzt und den Oberbau des Altars hat die Gewalt des Luftdrucks direkt aus allen Fugen gerissen.

Da steht alles windschief. Aufgenagelte Holzsäulchen zum Beispiel sind am untersten Ende mit den Nägeln aus ihrer Lage gerissen und die Glaslüster mit ihren gläsernen Blättern hängen an ihren geknickten Drahtstielen, wie Blätter, über die ein früher Frost gekommen. Auch die in Kupfer getriebenen Kreuzstationen sind teils aus ihrer Lage gedrückt, eine ist total zerfetzt und eine von acht Schrapnellkugeln getroffen. Acht von den neun Figuren sind getroffen. Nur eine nicht: Christus.

Unsere Soldaten staunen das an als Wunder. Und eine zertrümmerte Christusstatue, die bis zur Brust aber auch nicht die Spur einer Beschädigung hat, hat man pietätvoll auf ein Giebelstück des Altars gesetzt. Mild und freundlich und begreifende

Verzeihung in dem Antlitz ſchaut das Chriſtusbild auf all die Verwüſtung, auf die Steintrümmer und angekohlten Balken, auf die zerfetzten Pfalter, die Bruchſtücke einer Jungfrau von Orleans und anderer Heiligen und auf die verbeulte und zerſprungene Turmglocke, die verſtummt in dem Chaos liegt. Faſt hundert Jahre hat ſie zum Gebet geläutet: „Je fus nommé Charlotte par Mons. Charlemagne“ entziffere ich. —

Da — wie etwas Überirdiſches, wie eine klingende Viſion, weich und frauenhaft milde hebt ſich aus dem Donner der Kanonen eine wohlbekannte Melodie:

„Stille Nacht, heilige Nacht —“

Erſtaunt ſchau ich nach dem Harmonium, das halb zerfetzt im Chore ſteht. Vorher hat es keinen Ton von ſich gegeben. Auch jetzt ſteht es ſtumm.

Die leiſen Klänge locken und führen mich, über Gräber, an zerſchoſſenen Häuſern vorbei, in ein Häuschen, das die Granaten gnädig behandelt hatten. Ich öffne die Türe.

Da ſteht Mann an Mann in dem zum Saale gemachten Häuschen, Gebetbücher und Roſenkränze in der Hand. Und hinten in dem ummauerten Hof ſtehen abermals Hunderte bärtige ernſte Männer und blutjunge Leute. Durch ein Granatloch ſchlüpfe ich in den Hof.

An der Türe des Hauſes, das Geſicht zu den Leuten im Hof gewendet, ſteht in vollem Ornat der katholiſche Feldgeiſtliche. Maler hätt' ich ſein mögen und Phonograph, um die Worte feſthalten zu können, die er den Soldaten mitgab. Man ſah den Leuten an, ſie ſind frommer geworden draußen im Feld; aber auch die Pfarrer reden anders als zu Hauſe: menſchlicher, verſtändiger und verſtändlicher.

„Ihr habt euch zu Hauſe als kleine Herrgötter gedünkt. Da iſt kaum einer zur Kirche gekommen. Jetzt ſeid ihr anders geworden. Was ſoll ich viel reden zu euch? Ihr wißt ja ſelber, wie es euch ums Herze iſt. Heraußen im Feld muß jeder ſein eigener „kleiner Pfarrer“ ſein. Hand aufs Herz, Kameraden, wir ſind ausgezogen in der ſtillen Hoffnung, Weihnachten wird's Friede ſein. Aber der Kanonendonner klingt nicht nach Weihnachtsglocken. Was tut's?! Einmal müſſen wir doch Frieden haben. Aber wir gehen nicht heim, es ſei denn als Sieger. Ihr ſelbſt habt ja am meiſten die Gewißheit in euch, daß ihr ſiegen werdet. Wir haben Vertrauen, Kameraden! Die Franzoſen haben es nicht anders gewollt. Darum drauf, Kameraden! Denkt an euere Lieben zu Hauſe. Heut' habt ihr's geſehen, wie ſie an euch denken. Wagen voll Liebesgaben haben ſie euch geſchickt als Dank für euere Tapferkeit. Da hat euch das Herz vor Freude gelacht, als wollte es auseinandergehen.“

Eine halbe Stunde ſprach der Pfarrer; Vögel flatterten über die Beter, und ein großer feindlicher Vogel, geſcheucht von den Schrapnells unſerer Batterien, zog ganz in der Nähe ſeine Kreiſe, die Kanonen grollten wie ein ſchweres Gewitter und drunten klang's wieder leiſe zum kampfdurchtobten Himmel:

„O, du fröhliche, o, du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Emil Herold.

Erinnerung an Weihnachten 1914.

Ein kalter, unfreundlicher Tag. Morgens hatte zur Feſtesvorfeier die engliſche Artillerie eine lange Kanonade ertönen laſſen. Der Winter hatte uns flüchtig Schneeflocken aufs Haupt geſtreut, uns zu erinnern an die hl. Weihnacht, an die Tage, die wir in der teuren Heimat, im Kreiſe der Lieben meiſt bei ſchneeiger Pracht gefeiert hatten.

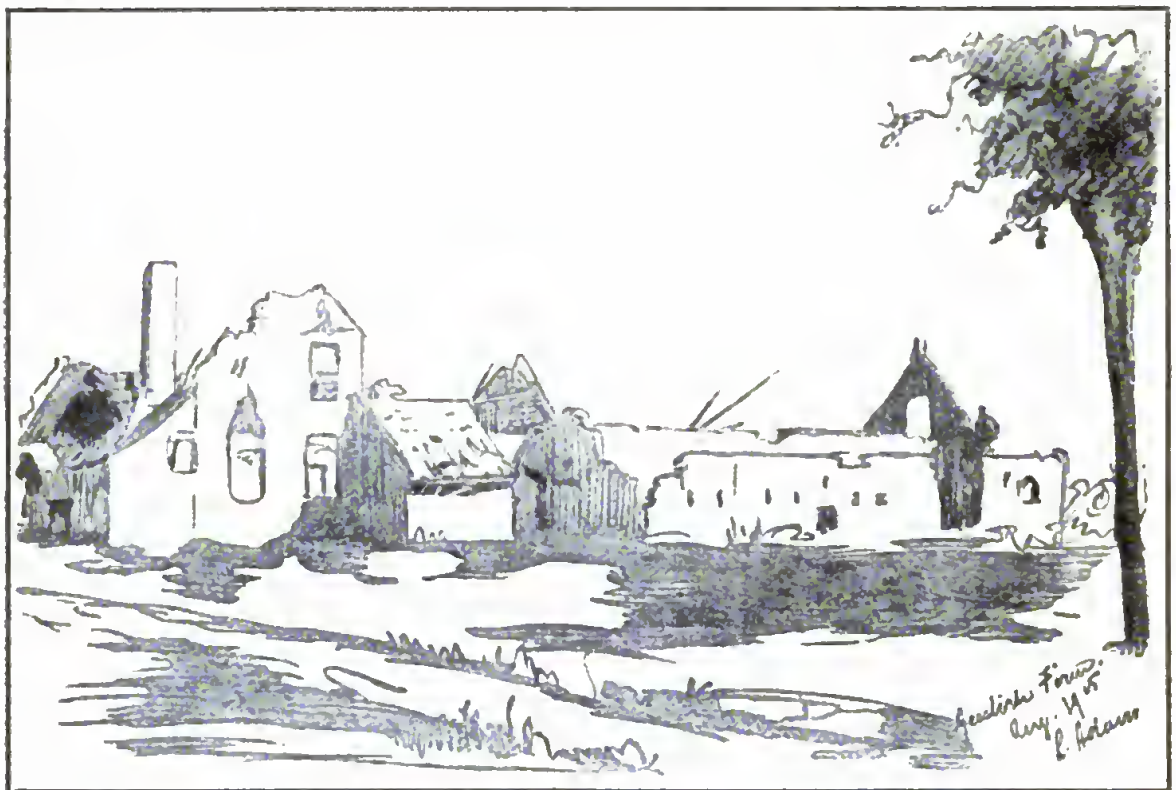
In einem Telephonraum neben unſerer Befehlsſtelle hatte eine fromme Seele eine beſcheidene, bunte Künſtlerkarte, die die Geburt Jeſus darſtellte, in die Fugen der Bretter oberhalb unſerer Häupter geſteckt. Wie häufig blickte ich dort hinauf, wenn ich den Raum aufſuchte, um oft folgenſchwere Worte zu ſprechen.

Es war Abend. Von meinen Nachbarn verabſchiedete ich mich telephoniſch. Wir riefen uns frohe Feiertage zu. Der Eine meinte, er wünſche uns keine „Beſcherung“ von Granaten und Schrapnells. Ich ritt von dannen, etwas gedrückt ob dienſtlicher Vorkommniſſe. Die Sterne blinkten feierlich hernieder, als ich mit meinem Pferdewärter die Landſtraße hinabzog. Ich war noch zu verſtimmt, ich freute mich nicht ſo von Herzen des einzig daſtehenden Weltereigniſſes, an das mich doch der fröhliche Sternenhimmel eindringlichſt immer wieder erinnern wollte. Bei der Brigade-Befehlsſtelle ſtieg ich ab. Ein ſchön geſchmückter Weihnachtsbaum leuchtete mir beim Eintritt entgegen. Einige freundliche Worte, auch ein bißchen Weihnachtsgebäck, dann ging's wieder weiter. Es war wirklich feierlich draußen. Aber ich war immer noch nicht richtig geſtimmt. Ein Trupp friſch marſchierender 22er begegnete uns. An der Spitze ſpielte einer auf der Mundharmonika eben die Stelle des altbekannten Liedes: „Freue Dich, freue Dich, o Chriſtenheit!“ Ich blickte auf. Wie das hob, wie dieſe ſo vielſagende Melodie in der Seele nachklang: Mir ward warm ums Herz.

Noch ein kurzer Ritt und wir langten in unſerer Unterkunft an. Der Schreiber des Unterſtabes empfing mich an der Schwelle des Hauſes und geleitete mich in mein Zimmer. Eine Lichterpracht; aus vier helſeren Kehlen ſchlachtenbewährter Krieger erklang die alte, alte Weiſe: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Die Falten auf meiner Stirne verzogen ſich, ich lächelte, ich war ſo erfreut! Fern von Gattin und Kind, fern von Eltern und Verwandten feierten wir im ſtillen, kleinen Kreiſe auf blutgetränkter Erde im Feindeslande, ein Friedensfeſt, das Feſt der Geburt deſſen, der der Mittelpunkt aller Weltgeſchichte iſt zu einer Zeit, da wir ſelbſt mit ſeiner Gnade ein winzig Stückchen Weltgeſchichte treiben wollen.

Die Lichter erloſchen, die ermatteten Glieder verlangten ihr Recht, der lang entbehrte Schlaf ſtellte ſich ein gerade zur Mitternachtsſtunde, als unſere Lieben zu Hauſe wohl ſich anſchickten, zur feierlichen Chriſtmette zu ſchreiten.



In Nordfrankreich.

Die Landschaft des rechten Sommeufers, wo unser stolzes Regiment den Winter 1914/15 in Stellung lag, ist mit meinen Erinnerungen und Erlebnissen aufs engste verknüpft. Kannten wir doch jedes Granatloch in den zerschossenen Landstraßen hinter der Front, jede Hecke und jedes Gehölz, die wundervoll ausgebauten Stellungen so gut wie jeden Unterschlupf in den Kellern zerstörter Dorfhäuser. Wie oft hielten wir in C. an, um Essen zu fassen und dann bei einbrechender Dunkelheit den Weitermarsch in die Stellung anzutreten. Wie oft grüßten uns die freundlichen drei Lichter des Etappenbahnhofes Peronne des Nachts, wenn wir aus den Gräben kamen und vom Mont St. Quentin herunter, durchnäßt, müde und schmutzig und doch übermütig singend, der Behaglichkeit unserer Winterquartiere in der Marschkolonne entgegenzogen.

Es ist schwer für mich zu beurteilen, was das Regiment in dieser Stellung geleistet hat. Vielleicht ist der Erfolg der Waffen, den wir bei der großen französischen Offensive am 17. Dezember 1914 über den Feind errangen, der daraufhin lange Zeit nicht mehr die geringste Angriffslust an den Tag legte, ein verhältnismäßig geringer neben der Unsumme an schwerer und meisterhafter Pionierarbeit, die das Regiment dort beim Ausbau der Feldstellungen geleistet hat.

Die Bevölkerung der Dörfer und Flecken Guillemont—Ginchy—Maurepas—Curlu usw., die sich in die Täler dieses hügeligen und waldarmen Landstriches schmiegen,

Digitized by Google

kann ich kaum beurteilen. Dieſe nordfranzöſiſchen Bauern ſcheinen mir trotz des germaniſchen Einſchlags im Blut zu ſehr Romanen zu ſein, als daß man ihre beſtrickende Liebenswürdigkeit, die ſich andauernd in überhöflichen Phraſen an den Tag legt, mit der biederen, herzlichen Offenheit irgend eines deutſchen Bauerntyps vergleichen dürfte. Die mehr urbane Bevölkerung der kleinen Städtchen (z. B. Peronne, Combles) kommt mir ſtark degeneriert vor. Die Leute haben den allgemeinen Hang des franzöſiſchen Provinzialen, ſich zu verpariſern. Die jungen Männer verſuchen ſich mit lächerlichen Mitteln als Dandys und Eckenſteher aufzuſpielen. Bleich und ſchwindſüchtig lungern ſie in den Straßen in weit ausladenden Hoſen und kurzen Jacketts, die Mütze ſchief überm Ohr, wie ein Apache, den Schlips raffiniert um den Hals geſchlungen, die ewige Maryland im Mund. Der Weiber Sehnſucht ſcheint mir die perfekte mondäne Kokette zu ſein. Manchmal ſtaunte ich über den Geſamteindruck von Verkommenheit und Verderbtheit, der aus den Zügen einer Momme, eines zwölf- bis fünfzehnjährigen Backfiſchs, zu mir ſprach. Allerdings muß ich hier der Tatſache Rechnung tragen, daß die Blüte dieſes Volkes gegen uns im Felde ſtand und alles, was einigermaßen wehrfähig ſchien, nach den Zivilgefangenenlagern abtransportiert war.

Feindſelig ſind uns die Leute nie gegenübergetreten. Öfters konnte ich Zeuge davon ſein, wie zuvorkommend ſich Offiziere und Mannſchaften gegen die Einwohner benahmen. Die Soldaten waren angewieſen, alles zu bezahlen, entliehene Gegenſtände wurden ordnungsmäßig zurückgeſtellt, Übergriffe, wenn ſie vorgekommen ſein ſollten, ſind geahndet worden.

Meinen beſten Eindruck habe ich aus einem Gottesdienſt um die Weihnachtstage in Peronne. Die Mannſchaft war faſt vollzählig zur Kirche gegangen. Mild dämmerte das Licht durch die bunten Glasſcheiben, Kerzen brannten an den Altären und mit dem prunkenden Gold, den blinkenden Lüſtern und den tiefen Farben der Altarbilder verſchwebte das ſchlichte, anſpruchsloſe Feldgrau der Monturen zu einer wunderbaren Harmonie. Auf jedem Antlitz, gepflegter als ſonſt, aus dem man die Anſtrengungen des Dezembermonats las, ſtand ein erhabener Ernſt. Neben bäueriſchen Geſichtern bärtiger Reſerviſten und Wehrleuten, die an Bilder von Dürer oder Grünwald erinnerten, fielen hie und da die etwas übermüdeten, faſt mädchenhaften, mehr ſtädtiſchen Mienen blutjunger Kriegsfreiwilliger auf. Als zum Gebet aufgeſtanden wurde, hatte ich das Gefühl, ein Regiment Rieſen ſpricht zu Gott, bis ein kräftiger deutſcher Choral von der Empore losbrach und zwiſchen aufjubelnden Orgeltönen und ſchmetternden Fanfaren der Regimentsmuſik tauſend Stimmen mit dem Lied einſetzten, voll Inbrunſt, Gewalt und Frömmigkeit.

Das Weihnachtsfeſt wurde in ſchöner und entſprechender Weiſe begangen. Zu einer Feier des 3. Bataillons am heiligen Abend hatten ſich unſer Diviſionskommandeur und unſer Regimentskommandeur eingefunden. Jeder tat ſein Beſtes, der Abend

Digitized by Google

verlief prächtig. Am ersten Feiertag fand eine zweite Feier statt. Die Kameraden saßen unterm Lichterbaum in ihren Quartieren zusammen, Berge von Liebesgaben waren angekommen, jeder Mann empfand die Schönheit des festlichen Tages. Es wurde gesungen, kurz, dieses deutsche Fest der Eintracht und Liebe wurde mit den angestammten Bräuchen der Heimat gefeiert.

Wer diese Weihnacht im Felde erlebte, wird sich bis in sein spätestes Alter gern dieser Stunden erinnern. Neujahr wurde ebenfalls in den Peronner Quartieren begangen. Das Osterfest verbrachte das Regiment in Stellung. Jeder Unterstand war in diesen Tagen mit Maienreisern und Weidenkätzchen geschmückt.

Manch anderen geselligen Eindruck habe ich aus Peronne mitgenommen: Abende in einer kleinen Bar bei Madame Gabriele, wo wir singend und rauchend vergnügt Apéritifs tranken, zu den heimatlichen Tönen von Zither und Violine; Sonntagnachmittage mit Freunden und Kameraden in irgend einem netten Quartier, wo geschuhplattelt und gesungen wurde, zu einem gemütlichen Milchkaffee. Schließlich gedenke ich des übermütigen Maibocktags, der in der Etappenwirtschaft „Zur Schwemme“ am Rathausplatz gefeiert wurde.

Ein äußerst denkwürdiger Tag aus der Peronner Zeit ist der 7. Februar 1915, der Tag der Frühjahrsparade, die Seine Majestät unser geliebter König selbst abnahm und die den zuschauenden Offizieren sicherlich einen glänzenden militärischen Eindruck des Regiments aufzwang.

Das 3. Bataillon hatte am 16. Mai 1915 die Stellung direkt an der Somme,

Digitized by Google

Chriſtnacht im Feindesland.

die von mir zu einem vorzüglichen Infanteriestützpunkt ausgebauten, fortartig gelegenen Ferme flußabwärts verläuft, in die uneinnehmbaren Kreidegräben des Kanzeiberges, bis zur Südspitze eines kleinen Muldengehölzes, das als „scharfes Eck" besonders der Wirkung schwerer französischer Minenwerfer ausgesetzt war und wohl deshalb dem Gehölz den humoristischen Namen „neutrales Wäldchen" eingetragen hat. Am Rand dieses Wäldchens befand sich eine Reihe blockhausartiger Unterstände, die neben den Höhlenpalästen im Birkenwald am „Roten Haus" bei H. jedem Zug, der dort einmal ein paar Tage in Unterstützungsstellung lag, in lebhafter Erinnerung bleiben werden.

Der Krieg flußseits hatte viel vom Charakter erträumter Indianerstreifzüge aus Karl May-Büchern. Durch Büsche gedeckt, standen hinter Wehren und Brücken die Posten und beobachteten über die Kanäle und Flußarme, über die zahllosen, kleinen Schilfinseln, Weidenwälder und Sumpfgestrüpp hinweg. Sie schossen wohl auch hie und da Wildenten oder Wasserhähne ab, um die Treffsicherheit ihrer Gewehre zu erproben.

Meine Gruppe lag in einer halbzerstörten, völlig ausgeräumten Schmiede am Ortsausgang des Dorfes C. Ein Raum im Hause hatte sich als noch bewohnbar herausgestellt. Dort befanden sich unser behagliches Strohlager, ein primitiver Tisch, an dem Tarocke von endloser Dauer gespielt wurden und drei selbstgezimmerte Bänke. Durch die mit Ölpapier verklebten Fenster stahl sich spärliches Licht. Es war recht finster in unserer Räuberhöhle, die wir mit einer Menge Ratten teilten, auf die ich manchmal mit dem Revolver Jagd gemacht habe. Ein fast bombensicherer Keller war für den Fall einer Beschießung ausgeräumt worden. Durch einen Laufgraben, der mitten durchs Dorf ging, waren wir in Verbindung mit der Unterstützung. Ein zweiter Graben, der sich über den Berg hinzog, verband uns mit der vorerwähnten Stellung, ein dritter mit dem Sommezug.

Im Falle eines Angriffs wären die Feinde hilflos im Sumpfe vor uns stecken geblieben. Das Plätzchen war also ziemlich sicher. Zudem hatte man die große Annehmlichkeit, immer genügend Wasser in der Nähe zu haben, in dem man sich selbst und seine Kleider reinigen konnte. Im hinteren Dorf, das noch bewohnt war, gelang es mir als geschickter Parleur zuweilen ein Kochgeschirr voll Milch und ein paar Eier zu erstehen.

Bei Tag durfte kein Feuer gemacht werden, weil uns der geringste Rauch dem gut beobachtenden Gegner verraten hätte und eine Beschießung unseres Sommerhäusels herbeigeführt hätte, die keiner wünschte. Dafür brannte nachts in der Esse ein hohes, prasselndes Feuer. Wie oft habe ich — wir waren nicht zum ersten Male an diesem Platz — an diesem Feuer gesessen, an dem noch vor einem halben Jahre der Dorfschmied sein friedliches Handwerk ausgeübt hat, der jetzt vielleicht

Digitized by Google

ſchon längſt gefallen war unter der Trikolore für ſeine France Adorée, und habe meinen Gedanken nachgehangen! Wer einmal draußen im Feld an einem Feuer ſitzend ſann und Zeit fand, alle die zahlloſen, verwirrenden Eindrücke, die er empfängt, zu ordnen, der kommt dem Geiſt des Krieges näher, als alle Mies- und Stimmungsmacher zu Hauſe, der begreift, daß ſo viel Blut nicht umſonſt fließt, daß der Tod nicht umſonſt über die Felder geht, daß ſo viele Schmerzen nicht umſonſt ertragen werden müſſen, der weiß, daß wir ein heiliges Recht haben, das zu zerſtören, was man uns zertrümmern wollte; der ſieht ein, daß eine neue Zeit der Größe und Herrlichkeit für unſer Land kommen wird, als die Frucht dieſes Krieges und er wird ſeiner Pflicht froh, bei einer großen und ernſten Sache mittun zu dürfen.

Nachts ſtanden Poſten vor dem Haus und beobachteten nach dem anderen Ufer. Manchmal beleuchtete eine Leuchtkugel grell den Spiegel des Flußes und oerziſchte. Die Bäume rauſchten durch die ſchöne Nacht, fernes Gewehrgeknatter war hörbar. Bei Tag beobachtete ein Mann aus einer Ziegelluke unſeres ſchrapnellzerfetzten Daches, während feindliche Flieger eine rege Tätigkeit entwickelten. Der Gegner verhielt ſich ruhig. Vereinzelt hörte man bei Tag Minenfeuer oder Artillerietätigkeit.

An dieſem Platz erreichte uns am 19. Mai 1915 der Befehl, uns abmarſchbereit zu halten. Kurz darauf zogen Quartiermacher nach Peronne ab. Nach Einbruch der Dunkelheit kam unſere Ablöſung. Die Kompagnie, die unſeren Abſchnitt einnahm, war mit der Stellung ebenſo vertraut wie wir.

Bald marſchierten wir auf harter Landſtraße durch die laue Maiennacht, dem wohlbekannten Peronne zu. Rechter Hand zog ſilberglänzend die Somme von einem leichten Nebelſchleier überzogen. Pappelreihen begrenzten das Ufer. Durch ein paar verſchlafene Neſter, an Poſten vorbei, ging's mit Geſang. Gegen Mitternacht zogen wir in der Stadt ein. Trotzig ragte das romaniſche Silhouett der Kathedrale über die Häuſer des Marktplatzes. Zierlich ſtand der Turm des Rathauſes vor dem ſternenglänzenden Himmel. Bald waren wir in unſere Quartiere eingewieſen und alles ſchlief. Der ruhige Takt der Atemzüge brachte auch bald meine Gedanken zur Ruhe.

Hans Schiebelhuth.

Christnacht im Unterstand.

Digitized by Google

In zweiter Linie.

Es sind nun drei Wochen vorüber, daß sich meine Kompagnie in M., unserm Winteraufenthalte und zweiten Heimat, zum Abmarsch rüstete, um, wie es hieß, einige Wochen Ruhe zu bekommen. Als wir zwei Tage vorher im Schützengraben die frohe Botschaft erhielten, war unsere Freude natürlich groß. Aber es sollte nicht allen dieses Glück beschieden sein, denn wir mußten zwei Kameraden, welche tödlich getroffen wurden, zurücklassen. Wir betteten sie an der Rückseite des Grabens zur ewigen Ruhe.

Nachdem ich noch bei eingetretener Dunkelheit einen guten Freund aus Hindelang, der drüben bei der „Granatenfarm" liegt — eine Granate hatte ihn zerrissen —, besuchte und auf sein Grab ein Kreuz mit Inschrift setzte, machte auch ich mich reisefertig.

Endlich kam unsere Ablösung, nachts halb zwölf Uhr; wir waren schon bereit. Wir verließen so geräuschlos als möglich den Schützengraben, denn es sind nur 50 Meter bis zum Feinde hinüber. Zum letzten Male schlichen wir über die Totenfelder von M. Die Franzosen mußten uns aber bemerkt haben, denn sie begleiteten uns mit einem ziemlich lebhaften Gewehrfeuer. Unser Weg führte uns noch einmal an den Trümmern von M. vorbei, wo wir so oft in den Kellern lagen, die uns einigen Schutz gewährten, wenn die feindlichen Geschosse uns vernichten wollten. Diese Tage und besonders Weihnachten 1914 werden uns unvergeßlich bleiben. Nach einigen Stunden war C. erreicht. Auch unsere Gulaschkanone hatte sich da eingefunden, um unsern knurrenden Mägen ihre Schuldigkeit für die letzten dreißig Stunden noch nachzuholen.

Nach kurzem Aufenthalt ging es wieder weiter, immer mehr in eine friedlichere Gegend hinein, und als der anbrechende Tag wieder einen weiteren Ausblick gestattete, konnte man beobachten, wie die Bewohner schon fleißig bei der Bebauung ihrer Kornfelder und Äcker waren.

Endlich waren wir an unserem Ziel angelangt, wo wir die Tage der Ruhe verbringen sollten. Eine Fabrik stand uns als Massenquartier zur Verfügung, in welcher ein Raum, in dem früher Webstühle standen, hinreichend Platz bot für unser ganzes drittes Bataillon. Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt kann ich leider nichts erzählen, denn schon den zweiten Tag mußten wir erfahren, daß es mit dem längeren Hiersein nichts sei. Es kam plötzlich der Befehl, alles feldmarschmäßig antreten. Unter fröhlichem

Gesange ging's dem Bahnhofe zu. Ein bereit stehender Güterzug beförderte uns in eiligem Tempo ohne Unterbrechung nach W., wo meine Kompagnie nachts zwölf Uhr auf dem Dachboden einer Lederfabrik Unterkunft fand und sich für Alarm bereit halten mußte. Die Nacht ging ruhig vorüber und auch der Tag brachte keine Änderung. Doch der nächste Morgen, es war am Sonntag früh ein Uhr, sollte uns Aufklärung bringen. Das Bataillon erhielt den Befehl, sofort aufzubrechen und an dem Kampfe bei N. C. teilzunehmen.

Als der Morgen graute, standen wir in der Nähe der Schlachtlinie, begrüßt von einem rasenden Schrapnellfeuer. In dem vor uns gelegenen Dorfe suchten wir dagegen Deckung, bis weiterer Befehl kam. Dann ging es ausgeschwärmt vor zur Besetzung der zweiten Linie in einen halbvollen Wassergraben, den wir glücklich erreichten, trotz des heftigen Gewehrfeuers des Gegners. Unsere Aufgabe war, diese Stelle um jeden Preis zu halten, falls es der großen Übermacht des Feindes gelingen sollte, die vordere Linie durchzubrechen. Unsere Kameraden vorn hatten einen schweren Stand. Sie wurden mit Schrapnells und einem Hagel von Schwefelgranaten förmlich überschüttet, dazu kam noch ein dichter Kugelregen von Gewehren und Maschinengewehren. Der betäubende Qualm der Schwefelgranaten machte es ihnen beinahe unmöglich auszuhalten. Die Massen Verwundeter, die sich durch die Laufgräben zu den Verbandplätzen begaben, sahen so gelb aus, wie an einem schönen Frühlingstage meine Bienen daheim, von dem Schwefeldampfe. So vergingen die schrecklichen Stunden dieses Tages, bis endlich die Nacht etwas Ruhe brachte. Wir machten uns ein kleines Feuer an und hielten Wache, nebenbei arbeitend, um den Wassergraben so bald als möglich in einen Schützengraben umzuwandeln. Bis zum Morgen war das Werk vollendet. Unsere vorderen, die sich nicht hinauswerfen ließen, trotz der vielen Verluste, die sie erlitten, flickten ihre zusammengeschossenen Gräben ebenfalls wieder.

In früher Morgenstunde schon folgte die Fortsetzung des blutigen Ringens. Die feindlichen Geschütze arbeiteten wieder mit der gleichen Heftigkeit, doch die Kraft des Schützenfeuers hatte bedeutend nachgelassen. Es schien, daß dem Gegner die Lust zu einem neuen Sturmangriffe vergangen sei. Gegen Abend konnte man nur noch das gewöhnliche Einzelfeuer vernehmen und auch die Artillerie zielte nicht mehr auf unsere Schützengräben, sondern befaßte sich mehr damit, das hinter uns liegende Dorf und die großen Bauernhöfe, die in unserer Nähe lagen, in Brand zu schießen.

In der Nacht gingen wir vor und bauten ganz in der Nähe der feindlichen Stellung einen neuen Schützengraben, der dann um zwei Uhr früh von den Preußen besetzt wurde. Wir aber durften abziehen, unsere Tätigkeit bei M. C. war beendet. Meine Kompagnie hatte dabei nur einen Toten und einen Verwundeten. Unser Marsch ging weiter. In S. wurde einige Stunden Rast gehalten; es war nicht mehr zu früh seit Samstag. In N. waren wir dann drei Tage einquartiert. M. Reichart.

Digitized by Google

Eine Schwester.

Bei der Halteſtelle am großen Lazarett ſtieg ein ganzer Schwarm Leichtverwundeter in die Trambahn. Einige humpelten an Stöcken, andere trugen den Arm in der Binde, und einer hatte außer an Arm und Bein auch noch eine Verletzung an der Naſe. Aber alle, auch der dreifach Verwundete, waren in Erwartung des Stadtbummels in freudiger Stimmung. Ihre Luſtigkeit äußerte ſich in gegenſeitigen harmloſen Frozzeleien, über deren Gelingen ſie ſich jeweils in kindlicher Freude ergötzten. Ihre Bemerkungen machten ſie in gedämpftem Ton und immer mit reſpektvollen Seitenblicken nach einem alten Feldwebel, der am Ende der Bank in eine Zeitung ſah und ab und zu mit bärbeißiger Miene aufblickte, um jedesmal, wenn er wieder hinter dem Blatte verſchwand, mit innigem Behagen auf die Unterhaltung der Leute zu horchen.

Der Wagen füllte ſich, je näher er dem Stadtinnern kam, immer mehr mit Soldaten und Zivilperſonen. An einer Halteſtelle ſtiegen unmittelbar hintereinander ein junger Offizier und eine Rote-Kreuz-Schweſter ein. Die Schweſter nahm mit freundlichem Dank den ſogleich von einem Soldaten freigemachten Platz ein, wogegen der Offizier, nachdem er dankend abgewinkt hatte, im Wagen ſtehen blieb. Und zwar ſtand er der Schweſter gerade gegenüber. Durch den großen Andrang fügte es ſich übrigens, daß auch einige andere Fahrgäſte, mit den Geſichtern nach den Verwundeten, im Gang des Wagens ſtanden.

Der Leutnant, ein blutjunger Menſch mit einem hübſchen offenen Geſicht, ſah in dem allgemeinen Durcheinander muſternd über die Leute hin, hob unwillkürlich einen kleinen Roſenſtrauß, den er in der einen Hand hielt, an ſein Geſicht und hörte im übrigen zu, wie ein dicker alter Herr neben ihm den vor ihm ſitzenden Soldaten über ſeine Kriegstaten ausholte.

Der Offizier hörte noch die in ärgerlichem Ton hervorgeſtoßene Antwort des Soldaten: „3' fümft ham ma vierz'g Franzoſ'n g'fanga!“ und war eben daran, über

Digitized by Google

den polternden Beſcheid herzlich aufzulachen, als ſein Blick unwillkürlich auf das Geſicht der Schweſter vor ihm fiel.

Sein Lachen erſtarb; er ſah ſie betroffen an. Es war nichts an ihren kräftigen, faſt alltäglichen Zügen, das auf etwas Beſonderes gedeutet hätte. Und doch lag über dieſem Geſicht ein Ausdruck, der ihn mit unbegreiflicher Stärke anzog.

Die Schweſter ſchien, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, der Unterhaltung der Verwundeten zu folgen.

Da es der Leutnant als unſchicklich empfand, ihr Geſicht noch länger zu betrachten, wendete er den Kopf; als er aber nach einer Weile wieder auf ſie niederſah, bemerkte er auf dem Umhang ihres Kleides mit Staunen das Abzeichen des Eiſernen Kreuzes.

Der junge Offizier fühlte einen Schauer durch ſeinen ganzen Körper gehen. Er machte eine ſo haſtige Bewegung, daß die Schweſter zu ihm aufſah. Ihre großen klaren Augen waren mit ruhiger Freundlichkeit auf ihn gerichtet, und weil der Leutnant noch ſo jung war, gab er der raſchen Regung ſeines Herzens nach und hielt ihr mit den Worten: „Schweſter, was müſſen Sie geleiſtet haben!“ den kleinen Roſenſtrauß entgegen.

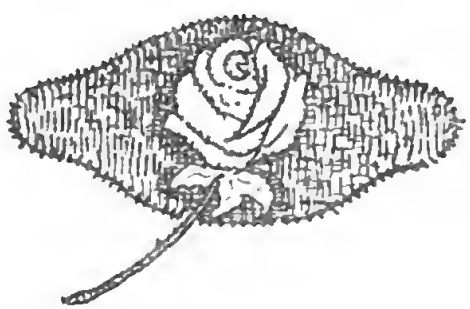
Das Geſicht der Schweſter rötete ſich leicht. Sie ſah ſich mit einem hilfloſen, faſt verſchämten Blick um und öffnete den Mund. Aber dann ſchwieg ſie doch und machte nur mit einem unſagbar wehmütigen Lächeln eine verneinende Geberde. Der Leutnant kniff in ratloſer Verlegenheit die Lippen zuſammen und zog die Hand mit dem Strauß zurück. Da ſchüttelte die Schweſter faſt unmerklich den Kopf und neigte ſich leicht vor. Sie machte eine Bewegung unter ihrem Umhang und ließ ihn, während ſie mit einem entſchuldigenden Blick zu ihm aufſah, ihre Arme ſehen. Und da ſah er, daß ihr beide Hände fehlten.

Der junge Offizier atmete tief auf und ſtarrte wie abweſend vor ſich hin. Wie von weit her hörte er den Schaffner rufen: „Alles beſetzt!“ und hörte junge Soldaten herzlich lachen. Um ihn her war ein Kommen und Gehen; niemand hatte etwas bemerkt.

Nach einer Weile erhob ſich die Schweſter. Der Leutnant riß die Tür vor ihr auf und wollte ihr beim Ausſteigen behilflich ſein. Aber ſie dankte ihm und ſagte: „Ich bin immer ſo froh, wenn es niemand bemerkt! Die Leute werden ja ſchon durch ſoviel Schreckliches geängſtigt!“

Sie ſagte es mit freundlichem Geſicht und nickte ihm noch im Fortgehen gütig zu. Und der Leutnant mit ſeinem Blumenſtrauß in der Hand ſah ihr lange nach.

Peter Scher.



Im Schützengraben.

Wie einen stellen ihn sich schrecklich vor, die anderen vielleicht etwas zu gemütlich. Nun, damit man wenigstens sich in München ein Bild macht, wie es den braven Bayern vom ganz braven Kronprinzregiment in diesem jetzt so viel genannten Aufenthalte ergeht, so will ich ohne Schminke einiges daraus erzählen — es wird anderswo nicht viel anders sein — und wie es beim Kronprinzregiment geht, weiß ich genau, denn ich kenne jeden Winkel in „unserem Graben“ und einige Winkel auch vom „drüberen“.

Also in Summa: Uns geht's ausgezeichnet! Und wenn man am Hofbräustammtisch vielleicht auch ungläubig den Kopf schüttelt, wahr ist's doch; wenn die Ablösung naht und wir gehen hinten auf ein paar Tage ins „schöne“ Ruhequartier, da schimpft alles: jetzt hatten wir uns so grübig eingerichtet und sollen wieder fort. Eins steht fest, und das ist schließlich die Hauptsache: Raus bringt uns da kein Feind, kein Franzos (um den einzig anständigen Gegner zuerst zu nennen), kein Engländer, kein Mitglied von Castans Panoptikum und Hagenbecks Tiergarten. Das ist, wie der Berliner sagt, „jänzlich ausjeschlossen“.

Aber wir haben's auch fein in unseren Gräben: vorne ein stachliges Hindernis, das einzelne ganz Gerissene mit automatischem Läutwerk versehen haben, damit der Franzos sich anmeldet, wenn er nachts heranschleichen will (er schleicht nicht gern, es hat schon manchem schlecht bekommen). Dann der Graben mit der Brustwehr: Ein Kunstwerk. Was da an Erfindungsgabe, Scharfsinn und Geschicklichkeit hineingebaut ist, das bringt nur eine deutsche Truppe zusammen, in der der Ingenieur neben dem Kunstschlosser, der Architekt neben dem Zimmermann, der Installateur neben dem Taglöhner ficht, arbeitet, lebt.

Und alle, Akademiker, Universitätsprofessor und Dienstknecht, sagen Du zueinander, solange sie als einfache Infanteristen nebeneinander schaffen, und alle geben ihr Bestes an Geist und Kraft und Erfahrung her und alle sind guten Muts, und wenn der Joffre wartet, bis es uns zu dumm wird, da kann er lange warten. Einen „Innenarchitekten“ haben wir auch: der richtet die Unterstände geschmackvoll ein. Ich sehe es noch kommen, daß, wenn einmal ein ganz hoher Herr uns besucht, bald darauf eine geharnischte Verfügung kommt: „Luxus in der Armee, hier Ausstattung der Schützengräben betr.“

Otto Ritter von Breitkopf

Generalleutnant.

UNIV OF MICH.

Digitized by Google

Ja, lieber Münchener Stammgaſt im Kgl. Bayer. Hofbräuhaus, höre und ſtaune: Wir haben heizbare Unterſtände, wir haben Ottomanen und Betten, Läutwerke und Hängelampen (nächſtens werden wir elektriſch beleuchtet), wir haben Toilettezimmer und Kloſette, wir haben große ſchöne Küchen — abgeſehen natürlich von Kanaliſation und Pflaſterung (Holzpflaſter), was ſelbſtverſtändlich iſt. Und das alles haben wir im Schützengraben, Humor und Kunſt ſpielen hier eine Rolle, die nur beim Deutſchen möglich iſt, und nicht bloß die bildende Kunſt, die oft die Bretterwände entzückend verziert, auch die muſikaliſche kommt zu ihrem Recht, und wenn ich manchmal durch die Gaſſe unſerer Unterſtände am rechten Flügel gehe — „Kaiſer-Wilhelm-Straße“ genannt — oder den Rand des Wäldchens entlang, das eigentlich Bois Favière heißt, aber von uns Bois Bavière umgetauft iſt, und es lugen ſo ſpät bei der Nacht aus den halbverſenkten Erdhütten die kleinen leuchtenden Fenſterchen hervor, dann tönt hinter dieſem eine Mundharmonika, hinter jenem eine Geige und hinter vielen ein mehrſtimmig gedämpfter Geſang hervor: „O du himmelblauer See“ oder ſonſt was „Boariſches“.

Wenn dann noch der Mondſchein und eine gar nicht winterliche, milde Luft, die ſchon vom Meer her einen Hauch mitzubringen ſcheint, einen erfriſchend umweht, dann paßt's ſo gar nicht ins Bild, wenn es plötzlich einem wahnſinnigen franzöſiſchen Kanonier einfällt, noch einen verſpäteten Abendſegen — meiſt ins Blaue — herüberzuſchießen, oder wenn eine feindliche Patrouille ein paar Saloen in die friedliche, herrliche, großzügige Landſchaft diſharmoniſch hineinpletſcht.

Ja, ich könnte Euch noch viel erzählen, liebe Stammgäſte des Kgl. Bayer. Hofbräuhauſes, ſogar von einem ſelbſtgebrauten Bier — aber vielleicht ein andermal. Für heute merkt Euch nur: es iſt fein im Schützengraben. Geſund ſind wir, Gott ſei Dank, fürchten tun wir uns auch nicht, zu eſſen und zu trinken haben wir, und der Humor — „da feit ſi' auch nix“.

Aus dem Brief eines bayeriſchen Offiziers.

Ein echt bayeriſches Stückchen

hat ſich bei dem Kampf gegen die Sperrforts ſüdlich von Verdun abgeſpielt. Ein Arzt fragte vergeblich nach Milch für ſeine Verwundeten, während draußen auf dem Felde etwa 50 Meter vor den franzöſiſchen Schützengräben eine Anzahl Kühe aus den zerſtörten Dörfern herumliefen, die vor Schmerz brüllten, da ſie nicht gemolken wurden. Drei bayeriſche Jäger ſchlichen im Vertrauen auf die feindliche Unkenntnis über Uniformen mit Eimern auf einem Umweg hinter einer Hecke hervor und melkten die Kühe vor den Augen der Feinde! Die ganze bayeriſche Kompagnie ſah von ihren Schützengräben den Spaß mit an und kam aus dem Lachen über dieſes Ereignis nicht heraus.

Digitized by Google

Weihnacht im Kriegsjahr
1 • 9 • 1 • 5

1. Heimat.

Von Bayerns Hochgebirg der Abend naht
Und milde Dämm'rung senkt sich schweigend nieder
Aufs tiefverschneite, bergumkränzte Tal.
Des Dorfkirchleins geweihte Glocke tönt
Und mahnt mit hellem Klang
Zum stillen Abendsegen.
Im ersten Häuschen, vorn am Dorfesrand
Blinkt jetzt ein Licht auf
Und beleuchtet hell ein trauliches Gemach.
In diesem sitzt, den Strickstrumpf in den fleißigen Händen,
Ein altes Mütterchen vor dem Kamin,
In welchem lustig, hell das Feuer brennt
Und traulich warm das kleine Stübchen macht.
Ein kleines Mädchen, wohl kaum fünf der Lenze,
Am Boden sitzt und stillvergnügt mit seiner Puppe spielt,
Die letztes Jahr das Christkind ihm beschert.
„Großmutter", auf einmal jetzt die Kleine spricht,
„Wo bleibt denn Mutter heut' so lang?" —
Großmutter seufzt, als sie den Blick erhebt
Und voller Wehmut auf die Kleine schaut, und meint:
„Der Weg zur Stadt ist halt gar weit,
Und tief verschneit die Wege alle sind;
Für deinen Vater, der im Kriege ist,
Hat sie sich nicht gescheut, den weiten Gang zu machen,
Um selbst zur Post, die seit acht Tagen nicht mehr kam,
Zu gehen und Nachricht von dem Lieben abzuholen
Und ihm zum nahen Weihnachtsfest
Ein Liebeszeichen aus der Heimat zuzusenden". —
Da öffnet sich die Tür, die Mutter tritt herein,
Ein stilles Lächeln auf den vergrämten Zügen,
Als sie ihr Kind erblickt, das freudig ihr entgegeneilt.
Sie zieht den Brief, der von ihm Kunde bringt,
Nun aus der Tasche und bei der Lampe Schein
Liest sie ihn vor. — „Gottlob, er ist gesund",
Großmütterchen spricht, als sie geendet
Und: „Guter Gott, schütz' ihn auch ferner",
Darauf die Mutter sagt und eine Träne in ihrem Auge glänzt,
„Erhalt' ihn mir und meinem Kinde,
Damit er heimkehr' in unser stilles Haus".

Digitized by Google

2. Kampf.

Der Sturm heult in den hohen Tannen
Und peitscht den Regen durch die dunkle Nacht.
Dumpf dröhnt der Donner der Geschütze
Von fern her und vereinzelt Flintenschüsse knallen,
Zum Zeichen, daß Freund und Gegner wacht.
Grelles Feuer erhellet ab und zu der Kämpfer Feld
Und des Reflektors weißer Strahl
Den Horizont beleuchtet, suchend nach dem Feind,
Der auf der Lauer liegt, den günstigen Zeitpunkt zu erspähen,
Um vorzubrechen und im Sturm den Gegner zu erfassen.
Im deutschen Schützengraben aber hält der Bayer Wacht
Und wehe dem, der seine Ruhe stört.
Mit Löwenmut hält fest er, was in heißem Kampf
Mit Heldenblut er hat errungen.
Er weicht und wankt nicht und es bricht zusammen
Des Gegners mit Bravour geführter Sturmeslauf.
Er muß zurück, verfolgt von unsern tapfern Jungen.
Ein alter Bayernkorporal, ein Hüne von Gestalt,
Springt aus dem Graben raus, gefolgt von seinen Leuten
Und mit „Hurra“ stürmt allen er voran,
Dem fliehenden Feinde auf die Haken tretend
Und mit dem Bajonett die Söhne Albions jagend,
Daß Hören und Sehen ihnen schwindet —
Des Gegners Stellung ist genommen!
Und aufatmend unf're tapfere Bayernschar
Sich's jetzt gemütlich in des Feindes Graben macht.
Es ist wohl mancher unterwegs geblieben,
Als Held gefallen und manche bleiche Stirn
Umspielt der kühle Nachtwind —
Auch unser Korporal ist nicht verschont geblieben,
Sein linker Arm zerschossen, hängt schlaff am Rumpfe.
Doch schnell ein Notverband von seinen Kameraden
Und dann zurück zum Sanitäter,
Der hilfreich ihm entgegenkommt, nicht achtend der Gefahr,
Und ihn, fürsorglich gebettet auf dem Wagen,
In kunstfertige, ärztliche Pflege bringt,
Wo ihm in treuer Hut die Heilung wieder winkt.

Digitized by Google

3. Heimkehr.

Im kleinen Dörfchen, im bergumkränzten Tal
Blinkt Licht an Licht auf, hell wie Sterne,
Es strahlt der Christbaum durch die matten Fensterscheiben
Und durch die stille Gasse schwebt der Friedensengel leise,
Weihnachtsabend! —
Auch dort im Stübchen unterm Weihnachtsbaum
Sind sie versammelt,
Still gedenkend dessen, der hier fehlt
Und dessen Schicksal in Gottes Vater Händen liegt;
Der von der Heimat fern im Felde steht,
Der heute verwundet, ach vielleicht schon tot,
In fremdem Land in kühler Erde ruht.....
Still ist's im Stübchen; und die Kleine tändelt
Mit den Sachen, die das Christkind ihm beschert.
Großmütterchen strickt emsig weiter —
Nur die Mutter faltet still die Hände,
Im leisen Beten quillt die Träne,
Und der Körper zuckt in herbem Weh.
Da — horch — was ist?
Klingt's nicht wie rascher Tritt,
Dem Hause näherkommend, und jetzt —
Ein Klopfen draußen an der Tür?
Die Mutter blickt in Angst, wer mag das sein?
Und eilt hinaus, zu forschen nach dem späten Gast;
Und dann ertönt ein Schrei,
So freudig, froh, und in der Tür
Erscheint der Vater, den Arm noch in der Binde,
Und hält mit dem gesunden rechten
Sein Weib umfangen; das strahlenden Blickes
Ruht an seiner Brust, die das Kreuz des Helden schmückt.
Und die Kleine springt ihm entgegen mit hellem Jubelruf.
Nur Mütterchen bleibt sitzen, schaut mit verklärtem Aug'
Dem Bilde zu, das sich ihr bietet. —
Heiliger Friede ist eingekehrt im kleinen Haus
Und die Sorge ist entschwunden.
In Lieb' vereint strömt von den Lippen
Ein heißes Dankgebet zum Himmel —
Christnacht kam herangeschritten.

Sanitäts-Unteroffizier Keitel.

Heimkehr.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Spielmanns Ende.

Ein klarer Sonntag. Die Türme des Bahnhofes ſpiegeln ſich im Golde der jungen Frühlingsſonne. Pfauchend und ſtampfend zieht uns das Dampfroß nach der Laderampe. Kraftwagen um Kraftwagen mit Verwundeten ſauſt an. Die Lenker, junge Burſchen, in ſchmucken Uniformen. Die Rampe entlang ſchallen Kommandos, das Einladen beginnt. Da bringen ſie auf der Bahre einen jungen Kriegsfreiwilligen mit verbundenem Kopfe. Dieſe Züge, die langen, gelockten Künſtlerhaare — ich kenne den Mann! Richtig, in der alten Noris, als im Vorjahre die Silveſterglocken läuteten, ſpielte er in einem der vornehmſten Nürnberger Cafés erſte Geige. Eine feſtesfrohe Menge jubelte ihm zu. Auch wir ſtießen damals an auf ein neues, glückliches, geſundes Jahr.

Heute pflege ich den Schwerverletzten in meinem Krankenwagen.

Milder Sonnenſchein fällt in das Antlitz eines dem Tode Geweihten. Mit Rattern und Knattern ſchleicht der Zug durchs Oberelſaß, an Weingeländen vorüber, dem Vater Rhein entgegen. Im Hintergrunde vergolden die Strahlen der Abendſonne die Gipfel der Vogeſen, aus denen dumpf Kanonendonner rollt. Aus ſeinen Kiſſen richtet ſich mein Patient, der bisher teilnahmslos, traumverſunken gelegen, jäh empor. Starr blicken die blauen Augen unter den buſchigen Brauen hervor und richten ſich auf meine an der Zugwand hängende Schwarzwälder Geige. Sie habe ich ſo manchen Abend, wenn wir im Feindeslande weilten, überwältigt von der Fülle des Großen und Erhabenen, des Schrecklichen und Gräßlichen, was ich geſchaut, an die Wange gedrückt. Mit bittendem Wink ruft er mich an ſein Lager und während er die Hände ſehnſüchtig nach dem Inſtrumente ausſtreckt, flüſtert er mir mit fiebernder Stimme zu: „Die Geige dort gib mir, Kamerad!“

Ich willfahre dem Wunſche. Mit gierigem Griffe nimmt der Kranke die Violine an ſich. Zärtlich liebkoſen die vom rauhen Kriegshandwerk ſchwieligen Hände das Holz. Das Antlitz, noch eben vom Fieberwahn verzerrt, hellt ſich mit einem Male auf, der verklärte Blick ſcheint in weite Fernen zu ſchauen und jetzt drückt der Geiger die wiedergefundene Geliebte in heißer Inbrunſt an die ſchwer atmende Bruſt.

Digitized by Google

Leiſe, ganz leiſe ſtreicht der Bogen die Saiten. Eine phantaſtiſche, wirre Aufeinanderfolge von Tönen. — Eben überquert der Zug den Rhein. Da kommt plötzlich Klarheit in das Chaos. Feſt und ſicher ſetzt ein kräftiges Thema ein und getragen von tiefſter Erregung und ſeeliſcher Begeiſterung klingen die Saiten:

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein;
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer nach ihm ſchrei'n.

Die abgeblendete Lampe wirft einen matten bläulichen Schein durch den Krankenwagen. Leis klirren in gleichmäßigem Rhythmus der Wagenbremſe ein paar Trinkgläſer; dazwiſchen das unterdrückte Wimmern eines im Halbſchlaf liegenden Kriegers mit ſchwerverwundetem Oberſchenkel. — Die letzten Töne des Liedes verklingen. Der Bogen entgleitet den müden Händen des Spielmanns. Matt ſinkt das Haupt wieder in Kiſſen und Fieber zurück. — Und weiter trägt das rollende Lazarett den Sterbenden der geliebten Heimat entgegen.

Redakteur A. Krumbacher, Nürnberg.

Der Leutnant erzählt.

Mit der Wunde des Leutnants war es nun ſo weit, daß wir ihn endlich beſuchen durften. Er lag lang ausgeſtreckt auf dem Bett. Sein Geſicht mit dem Seehundsſchnauzbart, der ihm im Felde gewachſen war, funkelte vor Freude. Er rauchte eine Virginia, die er krampfhaft im linken Mundwinkel feſthielt, denn weiter vorn im Gebiß klaffte eine Lücke, die ihm ein Granatſplitter höchſt kunſtvoll geriſſen hatte. Seine Sprache wurde darum zu einem ſonderbaren Kauderwelſch und ſein Lachen zu einem nahezu diaboliſchen Grinſen. Sonſt fehlte ihm nichts — nur ein Fetzen Fleiſch im Oberſchenkel. Sein Geſicht funkelte vor Freude, als er ſagte: „Bald geht's wieder los!“

„Genehmigt!“ ſagte der dicke P., „aber erſt heißt's: berichten!“ Er legte dem Leutnant, der lächelnd zu ihm aufſah, die Hand auf die Schulter: „Geh — ſei ſo gut! Für uns alte Herren vom letzten Aufgebot gibt's eh nix Beſſers.“

Der Leutnant machte jäh eine Bewegung mit dem kranken Bein und ſtützte ſich auf den Ellenbogen. Der Zigarrendampf ſchoß wie aus einem Mörſer durch ſeine Zahnlücke; er nahm den unheimlichen Strunk aus dem Mund und fing gleich an: „Wir hatten Befehl, den Graben zu halten; wir waren neunzig Mann. Alſo, wir liegen da und lauern. Da kommt die erſte Granate — pfumm . . . wſſſ . . . batſch — über uns weg. Einer lacht: „Nindvieh — viel zu weit!“ — Pfumm — wieder zu weit! Pfumm — zu kurz, viel zu kurz! Auf einmal — brrr ratſch! —“ der Leutnant biß die

Zähne aufeinander und fuhr unwillkürlich im Bett hoch — „auf einmal fährt sie mitten hinein in den Graben. Verflucht — jetzt haben sie sich eingeschossen! Jetzt kommt's hageldicht! Das klatscht! Das reißt! Die Fetzen fliegen uns um die Ohren. Wir stieren uns an — die Augen treten uns heraus — da kannst nix machen! Zähne zusamm' und schießen! Ho — Zähne zusamm'!" Der Leutnant lacht kurz auf und bleckt sein demoliertes Gebiß. „Da — mit einem Hui! sind sie mir heraus . . . Herrschaft, wie das haut! Schlag auf Schlag sind die Kerls hin. Die braven Kerls! Einem hat's das halbe Gesicht weggerissen; einem ist's durchs Hirn, und der springt mit einem Geheul aus dem Graben und schultert 's Gewehr und schmeißt die Beine im Paradeschritt gegen den Feind . . . zwei Schritt macht er und weg ist er — stückweis auseinander! Die meisten sind hin; aber die paar, die noch da sind, die schießen, schießen . . . Und das tollste: jeder zielt genau, eh er losdrückt . . . Einem Oberlandler neben mir schießt das Blut aus dem Hals; er streift sich's mit der Schulter weg und zielt — wie auf dem Anstand. Da reißt's ihn rum und sein linker Arm, dicht bei mir, hängt ihm schlapp herunter. Grad drück ich los und denk beim Schießen: der ist hin — da winkt mir der Mann mit den Augen — ich soll ihm den schlappen Arm vortun, daß er's Gewehr drauflegen kann — und er zielt und schießt und zielt und schießt — bis ihm der Kopf vornüber fällt." . . .

Hier bebte dem Leutnant zum erstenmal die Stimme und wir sahen geflissentlich von ihm und voneinander weg. Es war ganz still.

Nach einer Weile fragte der Leutnant barsch: „Hat einer ein Zündholz?" Er rauchte einige starke Züge und fuhr ruhig fort:

„Wann und wie 's mich selbst getroffen hat, weiß ich nicht, aber zu meiner Schande muß ich sagen, daß ich vom Blutverlust schlapp geworden bin. Als ich wieder zu mir kam — war ich gefangen. Zwei französische Infanteristen haben dabei gehockt und ich hör grade, wie sie über mich sprechen. Die Kerle halten mich für erledigt. Ich denke: wart's nur ab — wer weiß! Und ich miauze recht jämmerlich auf und fall gleich wieder um. Wie die Kerle nach mir hinschauen, kommt auf einmal aus der Ferne ein großes Gebrüll und Getöse. Die beiden fahren neugierig hoch, der eine sagt: Ach was — der stirbt sowieso! und sie rennen davon."

Bei dieser Stelle lachte der Leutnant vergnügt wie ein großer Junge, nickte uns zu und fuhr mit wahrem Behagen fort: „Hoho — wie der Teufel bin ich davon! Das heißt: nicht ganz so fix wie der Teufel — auf allen Vieren bin ich gekrochen; das Blut ist mir am Bein hinunter, die Hose war schon ganz steif davon — wie eine Ratte bin ich gekrochen; dann bin ich wieder eine Zeitlang dagelegen, wieder auf — und immer nach rechts hinüber, wo nach meinem Gefühl die Deutschen sein mußten. Wie lang ich so gekrochen und gestolpert bin — das weiß Gott! Mittlerweile wird's völlig finster — da hör ich — Herrgott, auf einmal hör ich Stimmen — deutsche Stimmen! Bayern!

Digitized by Google

Ich brülle, ſo laut ich kann: „Hier iſt ein Deutſcher!“ Keine Antwort, aber Schüſſe. Ich hör die Kugeln pfeifen. Die halten mein Geſchrei für franzöſiſche Kriegsliſt! Ich kann mich kaum noch bei Beſinnung halten, ich kriech ſchon völlig auf dem Bauch und denke immer nur: Herrſchaft — wie machſt du dich oerſtändlich! Die Stimmen kommen näher — gleich werden ſie wieder ſchießen! Herrgott, wenn ich ſchon dran glauben muß, ſo ſollen mich doch nicht bayeriſche Kugeln treffen!

Da bin ich an einem Kartoffelacker — ich ſchmeiß mich lang in eine Furche und da — da fällt mir das Rechte ein! Ich nehm alle Kraft zuſammen, reiß mich hoch und brülle wie ein Stier: „Schießts doch net ſo ſaudumm umanand, merkts denn net, daß I a Landsmann bin?!“

Ich hör noch ein Auflachen und dann gar nichts mehr.

Der Leutnant ſah uns an — einen nach dem andern. Wir fühlten, daß eine mächtige Bewegung in ihm arbeitete. Er lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. Als er ſie wieder öffnete, brach er ſeine Erzählung kurz ab: „Das einzige, was ich hörte, als ich zu mir kam, war: Sieg! Sieg! Nichts als Sieg! Herr, du mein Gott — war das ſchön!“

Er nahm vom Nachttiſch eine Patronenhülſe: „Das iſt eine aus dem Graben — von dem Oberlandler. Das war ein Kerl!“

Einer fragte leiſe: „Iſt er tot?“

„Ha!“ ſchrie da der Leutnant, und alles an ihm ſchien vor Freude zu ſpringen: „Geſtern hab ich's gehört: der lebt und kommt davon. Der Kerl iſt ja nicht totzukriegen!“

Wir ließen die Patrone von Hand zu Hand gehen, aber dem letzten riß ſie der Leutnant eiferſüchtig aus der Hand. Er hielt die Hülſe lange vor ſich hin, dann ſagte er faſt hart: „Was ſind wir gegen den!“

Peter Scher.

Weihnachtswunsch.

Daß heut' in deutſchen Gauen Weihnachtsglocken klingen,
Daß noch kein Feind das deutſche Land verheert,
Das habt Ihr Helden in dem großen Völkerringen
Dem deutſchen Volk, als Weihnachten beſchert. —

Doch wir, wir ſind zu ſchwach, um dieſe Liebe Euch zu lohnen, ..
Wir können nichts als beten für der Helden Heil und Glück; —
Daß Ihr mit Eichenlaub umwob'nen Siegeskronen,
Recht bald, geſund und glücklich kehrt zurück.

Franz Seebacher, z. Z. im Felde.

Digitized by Google

Um Neujahr im Argonner Wald.

Die erſten Tage im neuen Jahre verliefen verhältnismäßig ruhig, wenn auch die franzöſiſche Artillerie ihrer alten Gewohnheit folgte und das ganze Gelände mit Granaten und Schrapnells abſtrich. Am Montag, den 4. Januar, bedachten ſie auch das Pionierlager mit einer Anzahl Schrapnells, das ſie bisher noch immer verſchont hatten. Ich wollte mich mit mühſam geſammeltem Regenwaſſer gerade etwas waſchen, als dieſe unerwünſchte Schießerei losging. Zunächſt ließ ich mich gar nicht ſtören, aber als auch die Schrapnells gar zu verdächtig uns um die Ohren krachten und die Äſte von den Bäumen herabſchlugen, verſchwand ich doch ſchleunigſt im Unterſtand und wiſchte mir die Seife aus den Augen. Ebenſo erging es den Pionieren, die in einem nahen Wäldchen an Unterſtänden arbeiteten. Dort ſetzte die franzöſiſche Artillerie mehrere ſchwere Granaten hinein, die aber niemand verletzten.

Digitized by Google

Das Rätsel, weshalb dieses unverhoffte Feuer kam, löste sich bald auf, denn die Franzosen hatten einen Fesselballon hochgelassen, von dem aus sie das ganze Gelände übersehen konnten. Die Stellung unserer Artillerie fanden sie aber trotzdem nicht heraus, denn eine später erfolgende Beschießung zeigte, daß die Franzosen um einige hundert Meter sich verrechnet hatten.

Am nächsten Vormittag herrschte recht verdächtige Stille. Fast kein Schuß fiel und nur aus der Gegend des Argonner Waldes rollte der Kanonendonner herüber. Plötzlich, nachmittags gegen drei Viertel drei Uhr, setzte wie auf ein elektrisches Klingelzeichen die gesamte feindliche Artillerie ein und überschüttete unsere Schützengräben mit einem unheimlichen Feuer. Das Getöse der einschlagenden Granaten und das Platzen der Schrapnells war unbeschreiblich gräßlich. Alles vermutete einen feindlichen Angriff und hielt sich schußbereit.

Die Standwachen spähten mit erhöhter Aufmerksamkeit nach den feindlichen Schützengräben und warteten sehnlichst, bis sich der erste Kopf über dem Rande zeigen würde, während wir anderen uns schutzsuchend an die Wände des Schützengrabens drückten. Das ist nämlich das klügste, was jeder in einem solchen Falle tun kann, um den herumfliegenden Granatsplittern kein unnötiges Ziel zu bieten. Die heroische Pose wäre sinnlos, da doch jeder dem Granatfeuer gegenüber hilflos ist. Ja, würde die Infanterie kommen, dann wollte man es ihnen schon zeigen und sein Leben so teuer wie nur möglich verkaufen!

Die Infanterie kam aber nicht, und nach etwa einer halben Stunde hörte auch die Artillerie wieder auf. Von unserer Kompagnie hatten wir einen Leichtverwundeten. Der Kamerad hatte in gebückter Stellung eine Schrapnellkugel in das Gesäß erhalten, die aber ziemlich tief in die Weichteile eingedrungen war. Nachdem wir einen Notverband angelegt hatten, mußte er bis zum Anbruch der Dunkelheit in einem Unterstand liegen bleiben, da es natürlich ausgeschlossen ist, bei Tage einen Verwundeten mit der Tragbahre fortzuschaffen. Selbst nach dem Hereinbrechen der Dämmerung war es noch nicht möglich, ihn über den Schützengraben hinweg auf freies Gelände zu tragen, da der Schützengraben zur Anwendung der Tragbahre viel zu schmal ist. Wir mußten ihn auf einer „Zeltbahn" transportieren. Es war eine Heidenarbeit, den Verwundeten, der mit dem Bauche auf der Zeltbahn lag, durch die zahlreichen Windungen des Schützengrabens hindurchzubringen. Im Laufgraben wurde es zwar etwas besser, da wir dann die Trage verwenden konnten, aber es gehören kräftige Muskeln dazu, wenn zwei Mann den Transport allein bewältigen sollen. Außer Sichtbereich gelangt, konnten wir dann wenigstens den Laufgraben verlassen und uns auf freiem Gelände bewegen, wo es nun auch bedeutend schneller vorwärts ging.

Für diesen Abend hatten wir genug gearbeitet und waren froh, daß weitere Verluste bei unserer Kompagnie nicht entstanden waren. Die 12. Kompagnie hatte

Digitized by Google

jedoch neben einem Leichtverwundeten noch einen Toten zu verzeichnen, dem es die Schädeldecke abgerissen hatte. Am nächsten Vormittag, kurz vor 11 Uhr, begann der plötzliche Feuerüberfall in neuer Auflage. Schuß auf Schuß folgte, sodaß man gar nicht zum Aufatmen kam. Ich lag mit meinem Zugführer in einem Stande und mußte schleunigst meine Lektüre, das „Berliner Tageblatt", aus der Hand legen. Kaum hatte ich das Verbandsmaterial zu mir gesteckt, um „im Falle eines Falles" dieses sofort zur Hand zu haben, da kam auch schon ein Kamerad angerannt, dem das Blut fingerdick aus dem Kopfe spritzte. Er hatte einen Granatsplitter über der Schläfe erhalten, der ein größeres Blutgefäß verletzt hatte. Unter Anwendung eines flachen Kreidesteines, der mir gerade zur Hand lag, legte ich ihm einen Druckverband an, der die Blutung bald stillte.

Inzwischen heulten und krachten die Granaten weiter in unserer unmittelbaren Nähe, was mich aber nicht im geringsten störte, da mir bei der Tätigkeit eine eigentümliche Kaltblütigkeit überkommen war. Der schöne Leitartikel in der Neujahrsnummer des „Berliner Tageblatt" war über und über mit Blut besudelt und auch meine Schlafdecke und das Stroh sahen nicht gerade freundlich aus. Sogar auf meinen eigenen Mantelkragen hatte sich während des Verbindens der Wunde ein Strahl ergossen. Als der Kamerad verbunden war, hieß es schnell nachsehen, ob weitere Hilfe notwendig sei, denn da ich während meiner sechswöchigen Kriegsausbildung auch einen Kursus für Krankenträger und Sanitätsmannschaften durchgemacht hatte, so lag mir nun die Pflicht ob, mich zunächst als „Samariter" zu betätigen, wo es doch vorläufig nichts anderes zu tun gab.

Auf dem linken Abschnitt des dritten Zuges unserer Kompagnie hatte eine Granate eingeschlagen und den Unterstand zerstört. Die beiden Kameraden, die in diesem gerade in dem Moment schlafend lagen, waren zwar verschüttet, aber von dem Luftdruck der nachfolgenden Granate, die etwas kürzer einschlug, wieder herausgeworfen worden. Mein Kollege H., Redakteur des „Laubaner Tageblatt", hatte dabei einen Granatsplitter in den Rücken abbekommen, während ein anderer Sanitäter, der den beiden zu Hilfe eilen wollte, einige in den linken Arm und Oberschenkel erhielt. Der andere verschüttete, aber wieder herausgeworfene Kamerad war gänzlich hell geblieben bei der Sache und so wohlauf, daß er mir helfen konnte, die beiden in Sicherheit zu bringen. Da mein Kollege (und spezieller Kamerad natürlich!) imstande war zu gehen, trat ich mit ihm, ihn unter den Arm fassend und so ein wenig noch stützend, sofort den Weg zum Arzt an, als die Kanonade etwas nachgelassen hatte. Doch gerade als wir den Verbindungsgraben erreicht hatten, nahm die gesamte französische Artillerie eine hinter uns liegende Batterie aufs Korn. Die Flugbahn aller Geschosse ging nun dicht über uns hinweg und die Bäume und Äste in dem schmalen Wäldchen krachten unheimlich. Auf allen Vieren krochen wir nun, so schnell wir konnten, aus dem Gefahrenbereich.

Digitized by Google

Ich will durchaus nicht verschweigen, daß uns der Schweiß ordentlich von der Stirne rann. Aber selbst im Walde der Bataillonsreserve waren wir noch nicht sicher, denn wir erhielten noch einige Schrapnells nachgesandt, die uns nötigten, den Unterstand des Bataillonsstabes aufzusuchen. Ein vom Bataillonsführer freundlich gespendeter Kognak brachte die aufgeregten Nerven wieder etwas zur Ruhe und in angeregter Unterhaltung vergaßen wir bald die ausgestandene Gefahr.

Die Verwundungen der beiden Kameraden waren zum Glück nur leicht, so daß sie sich nach der Untersuchung durch die Ärzte sogar allein in die Ortskrankenstube begeben konnten, wo sie bald mit einem Transport Verwundeter nach Deutschland befördert wurden. Es tat mir unendlich leid, mich von meinem Kameraden und Berufskollegen trennen zu müssen, zumal wir beide gerade im Begriff waren, eine geschriebene „Schützengrabenzeitung" herauszugeben.

Nach den Erfahrungen der beiden letzten Tage rechneten wir schon darauf, daß das plötzliche und namentlich auf die Schützengräben konzentrierte Artilleriefeuer der Franzosen zu deren täglichem Programm geworden sei. Und richtig, nachdem unsere Artillerie auf das Schweigen am Vormittag die Franzosen durch einzelne Schüsse nach ihren Schützengräben ein wenig „geneckt" hatte, begann in der dritten Stunde der Spektakel wieder aufs neue. Diesmal hielt das Feuer auf die Schützengräben nicht lange an; die ganze Wut der französischen Artillerie war jetzt auf unsere vermutlichen Reserveſtellungen und auf die Artillerie gerichtet.

Durch eine krepierende Granate, deren Splitter durch das „Fenster" eines Unterstandes flog, wurde der Bursche eines Oberleutnants schwer verwundet; er soll nach einigen Tagen verstorben sein. Wie unsere Division festgestellt hat, hatte die französische Artillerie an diesem Nachmittag etwa 1500 Schuß abgegeben. Erfreulicherweise standen die Verlustziffern in gar keinem Verhältnis zu dieser Munitionsverschwendung, denn unsere Division hatte im ganzen nur drei Leicht- und einen Schwerverletzten zu verzeichnen. Mit einer solchen Angriffsweise können die Franzosen natürlich kaum den von ihnen gewünschten Erfolg erzielen, denn die Reserven stehen zwar sofort alarmbereit, warten aber ruhig ab, wie die Dinge sich entwickeln, ehe sie sich in Bewegung setzen.

Der 8. Januar verlief verhältnismäßig sehr ruhig, wenn auch ab und zu ein Schuß gewechselt wurde. Nur unsere schwere Artillerie brachte etwas Abwechslung hinein, indem sie mehrere wohlgezielte Schüsse in die französischen Schützengräben hineinsetzte.

Am nächsten Morgen erfolgte dann die Ablösung und wir bezogen frohgemut unsere alten Quartiere. Hier sah ich meinen Redakteurskollegen noch einmal wieder, ehe er die Heimreise antrat. Unsere Quartiere mußten jetzt zwar etwas stärker belegt werden, weil während unserer Abwesenheit neuer Ersatz eingetroffen war, aber man fühlte sich doch bald wieder heimisch.

Digitized by Google

Neujahrsnacht vor dem Feind.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Es dauerte nicht lange, ſo ging es wieder ans Reinemachen, um den Quartieren ein anſtändiges Ausſehen zu geben. Daneben gab es an dieſen Tagen der Ruhe allen möglichen Dienſt, Stiefelappell, Gewehrappell, Appell mit Ausrüſtungsſtücken und was ſonſt noch alles für Appells.

Vor allen Dingen aber wurde auch wieder einmal der Körper einer gründlichen Reinigung unterzogen und die Wäſche gewechſelt. Gerade, als ob ich es geahnt hätte, ſo hielt ich mich dazu, um dieſe körperliche Säuberung nicht zu verpaſſen, und es war das wirklich angebracht, denn am andern Tag, wieder einmal an einem Sonntag, kam ganz plötzlich der Befehl, daß wir weiter auf den linken Flügel kommen ſollten.

Kurz nach Mittag ſtanden denn auch bereits zwei Bataillone zum Abmarſch bereit, während das 2. Bataillon zurückblieb. Bei ſchönem Wetter, aber tüchtigem Dreck und Schlamm auf den Straßen, wanderten wir dann noch über das Städtchen hinaus und gelangten nach vierſtündigem Marſche nach einem Argonnendorfe. In einer offenen Scheune mußten wir unſere Nachtquartiere beziehen, wobei es natürlich niemandem zu warm geworden iſt, zumal gar kein Stroh vorhanden war. Am andern Vormittag erfuhren wir nun bei der Begrüßung durch den preußiſchen General, daß wir ein preußiſches Regiment, das lange in vorderſter Linie gelegen hat, ablöſen ſollten, obwohl wir auch erſt zwei Tage aus dem Schützengraben heraus waren. Das preußiſche Regiment mag der Ruhe bedürftiger geweſen ſein als wir, zumal es am Tage vorher noch einen Schützengraben zurückerobert hatte, der ihm tags zuvor von den Franzoſen abgenommen geweſen war. Die Franzoſen, die den Graben beſetzt gehalten hatten, ſind bei der Rückeroberung zum größten Teile gefallen.

Hermann Ringsdorff, Kriegsfreiwilliger.

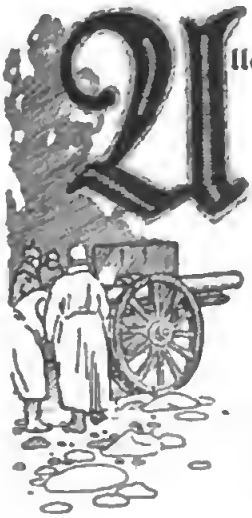
Die Bayern.

Bayern, ihr gefallt mir,
Seid ein wack'res Volk.
Treibt es ja noch ärger
Als die Wetterwolk'!
Fahrt darein, daß 's ſplittert,
Was euch vor der Fauſt,
Haut darein, daß 's wittert
Und den Feinden grauſt.
Seid die erſten immer,
Haut in tauſend Trümmer,
Was zu trotzen ſucht
Eurer deutſchen Wucht.
Ahmet ohnegleichen
Nach den Schwabenſtreichen!
Bayern, ihr gefallt mir
Und es ſei gebucht
Wie die Schwabenhiebe
So die Bayernwucht!

Wien. Michel Röbauer.

Digitized by Google

Ablösung vor!



Allabendlich, wenn um die siebente Stunde dort drüben gegen den zerschossenen Kirchturm zu die Sonne versinkt, gegen den Kirchturm zu, der seinen zwei Riesengranatlöchern zum Trotze noch immer in die Luft ragt und Posten steht vor unserm Bayernwäldchen, das so viel von bayerischem Heldenblut getrunken, wenn es anfängt dämmerig zu werden, da ist es mir vergönnt, ein unauslöschlich seltsam Schauspiel zu erleben.

Musik ertönt; nicht ins Herz sich schmeichelnde Violinen, nein — es ist doch Krieg — massig klingt's von weither schon; Pauken und Trompeten; selbstbewußt und trotzig klingt's, als ging's dem endlos langen Zuge als Banner stolz voraus, das die Inschrift trägt: „Wir wollen und wir müssen siegen!"

Offiziere dann, zu Pferde und — feldgrau, grau, unzähligen Gewimmels, ein Menschenstrom. Eine Wallfahrt ist's im Gleichschritt. Eine Wallfahrt für diesen einen mit der ernsten Miene.

Gereift an Jahren schon, denkt er vielleicht an Haus und Hof, an Weib und Kind; dieweil mechanisch sich ein Fuß im Gleichschritt vor den andern setzt und schwer der vollgepackte „Affe" auf den Rücken drückt.

Gleich neben ihm die volle Jugend! Jetzt ist's keine Wallfahrt mehr. Das jauchzt und lebt und singt und — höre ich denn recht? — echt oberbayerische Jauchzer sind's, Heimatklänge aus übermütiger Burschenbrust! Ich frage mich: Ist dies denn Krieg? Ist's nicht ein Festzug, wie ich ihn so oft in Bayerns Bergen oder Bayerns Hauptstadt miterlebt? Und so ein Jauchzer ist Hypnose. Er pflanzt sich fort von Reih zu Reih, von Mann zu Mann. Ernste Mienen werden heiter, und wenn die Musik verstummt, erschallen frohe Lieder. Alte Lieder sind's; in acht Monaten schon alt geworden.

Wie oft habe ich sie in den letzten Sommertagen durch Münchens Straßen schallen hören. Wie hatten diese Lieder in den ersten Augusttagen geklungen, damals, als die Kameraden ausgezogen; wie hatten diese Lieder geklungen damals abends auf dem Marienplatze in Bayerns Metropole, als die jauchzenden Fanfaren von den gotischen Zinnen des Rathausturmes herab unsers Königssohnes und seiner Truppen erste Siegesbotschaft hinausschmetterten, so daß sich der alte Peter und die Frauentürme siegesfroh zugenickt; und wie erklangen sie, als wir am gleichen Abend verlangend vor unsers greisen Königs hauptstädtischem Quartier singend, jubelnd und immer wieder singend standen, so lange, bis er sich zeigte und uns sagte, daß er eins sei mit uns allen!

Und wie klingen diese gleichen Lieder jetzt im Felde? Was lösen sie für Gedanken aus, bei all den Eindrücken, die auf dich einstürmen? Immer wieder sieht das Auge neues; nur im Innern, da ist immer die gleiche Regung. Damals schon und jetzt im Felde wieder. Es kann doch gar nicht anders sein! Das Herz geht auf und weitet sich und dieses Jauchzen, es möcht' auch mich erfassen und mitreißen!

Und als der endlos lange Zug schon längst vorüber, da blickt mein Auge noch immer nach. Was seh' ich dort am Schlusse dieses staubumhüllten Menschenstromes? Wiederum ein Banner ist's, aber keine wehende Fahne; ein schlichtes weißgezimmertes Kreuz, das trägt ein treuer Kamerad für einen, der den Heldentod gefunden da draußen an der Front. Auch eine Inschrift seh' ich im Abendsonnenglanze leuchten! Wie heißt sie doch? „Vergeltung". Ja, so steht auf diesem weißen Kreuz. „Vergeltung" ist das Wort, das mir der Jubelzug, die Wallfahrt da zur Front auf meine Lippen drängt!

„Vergeltung für all dies junge geopferte Leben, für all dies Heldenblut!" — das ist deutschen Mannes Art. —

Georg Hauger.

Liller Kriegsztg.

1914/15.

Es bebt die Welt an allen Gliedern,
Ein Schauder, fürchterlich und ſchwer
Durchſchüttelt alle Menſchenherzen —
Ein Wehruf tönt von obenher:
Und eine Gottheit hüllt ihr Antlitz,
Denn ach, ein gräßlich Morden tobt;
Indes der Teufel in der Hölle
Die Arbeit ſeiner Boten lobt.
Von einem Ozean zum andern
Starrt rings in Waffenſchmuck die Welt,
Es wird alltäglich, was ſonſt Tugend,
Denn jeder Streiter wird zum Held;
Es ſinkt ein Jeder für die Ehre
Des eignen Vaterlandes hin, —
Was Dir der Tag an Freude bietet,
Iſt ohne Recht und ohne Sinn.
Vorſehung Du! — Dies Weltgeſchehen
Iſt ſchreckenvoll, ein Weltgericht!
Es mag gigantiſch ſein Dein Wüten,
Doch ach, barmherzig iſt es nicht.
Halt ein, die Not reißt an den Himmeln,
So, wie der Mutter Wehruf zerrt,
Wenn ſie in bangen Todesſchmerzen
Mit letzter Kraft ihr Kind gebärt.
Da leuchtet durch die Nacht des Jammers
Ein Hoffnungsſtrahl, ein Fingerzeig, —
Und eine göttlich hehre Stimme
Ruft innerlich: „Du Menſchlein, ſchweig! —
Was hier ſich unter blutigen Schauern
Dem Schoße des Geſchehn's entringt,
Iſt: was der Menſchheit neuen Frieden
Und neue Lebenswerte bringt“.

Hanna Vogt-Vilseck, Gauting.

Robert Ritter von Fischer

Generalleutnant.

UNIV. OF WICH.

Digitized by Google

In den Schützengräben bei Montauban.

Im November bezogen wir nach einigen Ruhetagen in Peronne und Allaines die Schützengräben nordwestlich von Peronne bei Montauban. Abgesehen von dem täglichen, dreimal einsetzenden, heftigen Artilleriefeuer der Franzosen, war es anfangs ziemlich ruhig, bis auch bei uns der Morgen mit dem großen französischen Angriff anbrach. In der Frühe (ungefähr um halb 4 Uhr) hörten wir — wir lagen damals als Reglmentsreserve — ein ungemein heftiges Artilleriefeuer von beiden Seiten, untermischt mit Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, das immer heftiger wurde. Um halb sieben Uhr kam der Befehl zur Marschbereitschaft, zwei Minuten später stand die Kompagnie auf der Straße, was uns ein besonderes Lob des Bataillonskommandeurs eintrug.

Unser Vormarsch gegen unsere neue Stellung geschah auf ganz freiem Gelände, doch wußte uns unser Kompagnieführer so geschickt zu führen, daß uns die französische Artillerie, die die Gegend mit Granaten und Schrapnells absuchte, nicht fand. Am Deckungsgraben hinter unserem Schützengraben hielten wir uns nur einige Minuten auf und gingen dann in ein kleines Laubwäldchen, um sofort hilfsbereit zu sein, wenn es den Franzosen nochmals gelingen sollte, unsere Stellung zu durchbrechen. Die 6. und 7. Kompagnie hatten zwar den Feind aus den deutschen Gräben wieder verdrängt, aber man mußte mit einem zweiten noch stärkeren Angriff rechnen, der jedoch gegen die Gewohnheit der Franzosen unterblieb.

Der 3. Kompagnie, deren beiden ersten Züge als Reserve im Wäldchen lagen, während der dritte Zug vereint mit der 4. Kompagnie einen vielfach überlegenen Feind bei der Zuckerfabrik zwischen Guillemont und Montauban warf, galt nun vor allen das beispiellose Granatfeuer der französischen Artillerie. Zahlreiche französische und englische Flieger suchten uns, jedoch ohne Erfolg, und so hatten wir das Glück, daß keine der ungefähr 1000 Granaten, mit denen wir während des ganzen Tages bedacht wurden, direkt bei uns einschlug und wir also in den beiden ersten Zügen keinen Mann verloren. Der dritte Zug verlor zwei Tote und hatte vier oder fünf Verwundete.

Am Abend wurden noch zahlreiche Gefangene, die meist betrunken waren, eingebracht. Diese Leute erzählten uns, daß sie eben aus der Garnison kämen, zwei

Digitized by Google

Tage in Lihons waren und in der Nacht mit Automobilen nach Hardécourt gebracht worden wären. Ihre Angriffsluſt ſei nicht groß geweſen und da habe man ihnen, um ihnen Mut zu machen, viel Wein und Champagner zu trinken gegeben. In der Zuckerfabrik bei Guillemont fanden ſich auch wirklich zahlreiche, zum Teil noch uneröffnete Champagnerflaſchen. Außerdem habe man ihnen geſagt, daß auf einer hinter Montauban ſanft anſteigenden Höhe die Ruſſen wären, ſo daß das Erdrücken der deutſchen Armee eine Kleinigkeit wäre. Ihre Enttäuſchung war ebenſo groß, wie ihre Freude, als ſie erfuhren, daß ſie wohl gefangen ſeien, aber nicht erſchoſſen würden.

Die Nacht, die wir im Orte zubrachten, verlief völlig ruhig. Am Morgen ſetzte wieder ein ungeheures gegenſeitiges Artilleriefeuer ein, das bis in den Nachmittag hinein dauerte und die Luft unausgeſetzt erzittern machte. Um 5 Uhr nachmittags — wir waren eben beim Exerzieren — kam der Befehl, daß die 3. Kompagnie die ſtark erſchöpfte 6. Kompagnie im Schützengraben ablöſen müſſe. Unvergeßlich bleibt mir die Anſprache eines proteſtantiſchen Feldgeiſtlichen, der ergreifend und ermutigend über die Worte „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat ſich geneigt“ und im Anſchluß daran mit uns das Vaterunſer ſprach.

Dieſe Nacht blieb bei den Franzoſen ruhig, während wir ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhielten. Die erſte und zweite Gruppe des zweiten Zuges (ich gehörte zur zweiten Gruppe) hatten die Aufgabe, jenen verlaſſenen Teil unſeres Schützengrabens zu beſetzen, durch den in der vorhergegangenen Nacht die Franzoſen in Stärke von zwei Kompagnien geſchlichen waren und ſich in den Beſitz des Verbindungs- und Laufgrabens zwiſchen dem erſten Schützengraben und dem Deckungsgraben geſetzt hatten. Wie geſagt, war jenes Stück verlaſſen und vergeſſen geweſen und ſo mußten wir dort Schanzarbeiten verrichten, um überhaupt erſt dieſes Stück „ſchußfertig“ zu machen. Schießſcharten uſw. fehlten noch gänzlich. Die Franzoſen, die an dieſer Stelle nur ungefähr 30 Meter entfernt waren, bemerkten unſere Arbeit,

Digitized by Google

besonders bei Tagesanbruch und schossen fleißig zu uns, ohne jedoch glücklicherweise jemand zu treffen.

Um die Mittagsstunde des 19. Dezember 1914 setzte wieder sehr heftiges Granat- und Schrapnellfeuer der Franzosen ein, es galt vor allem dem Laufgraben just um die Zeit des Essenholens. Unter diesem heftigen Artilleriefeuer holte ich für unsere Gruppe von der ungefähr einen Kilometer entfernten Feldküche das Essen und brauchte zu diesem Gange volle zwei Stunden, da der Lehmboden derart aufgeweicht war, daß ich bei jedem Schritte bis tief über die Knöchel einsank. Obwohl mehrere Granaten in nächster Nähe einschlugen, blieb ich unversehrt, da der Laufgraben über zwei Meter tief war. Dieser Gang wird mir auch unvergeßlich bleiben, denn weder vorher noch nachher habe ich unter solchen schwierigen Umständen um das tägliche Brot „laufen" müssen.

Das vorzügliche Essen schmeckte uns allen dann sehr gut, so daß wir wieder guten Humors waren. Am Abend bei Einbruch der Dunkelheit sollten wir Zeugen der glänzenden Fähigkeiten unserer schweren Artillerie sein. Um 5 Uhr waren wir (erste und zweite Gruppe des zweiten Zuges) wieder an jene Morgenstellung befohlen mit der gleichen Aufgabe. Wir wurden wieder von den Franzosen beschossen, doch ohne Verlust. Da hieß es auf einmal, unsere schwere Artillerie schieße von 6 Uhr ab immer im Abstand von einer Viertelstunde. Die Gefahr des Getroffenwerdens war bei dem geringen Abstand vom Feinde sehr groß, wir sollten uns also ducken, damit im Falle eines zu kurzen Schusses nicht allzu viel passieren könne. Diese Vorsicht war aber nicht nötig, denn mit unglaublicher Sicherheit traf unsere Artillerie den französischen Schützengraben.

Nach der Ablösung durch ein Infanterieregiment erfolgte der Heimmarsch. Der Boden war so durchweicht, daß wir anstatt drei zehn Stunden unterwegs waren, wobei wir noch kurz vor einer Ortschaft, wahrscheinlich durch Verrat eines Franzosen, der mit Lichtzeichen arbeitete, von der französischen Artillerie mit einigen Abschiedsgrüßen bedacht wurden. Es waren zwei Blindgänger, die unmittelbar neben der Kompagnie einschlugen und drei explodierende Granaten, die uns aber nicht mehr erreichten, weil wir trotz der großen Übermüdung eine Anhöhe im Laufschritt genommen hatten.

Auf Horchposten war ich unzählige Male, was mir immer mehr Spaß machte, als die ziemlich langweilige Aufgabe des Grabenpostens. Auch auf Patrouille war ich öfters, von denen ich zwei erwähnen will. Die eine ging ich mit Unteroffizier L. und Infanterist H. Wir stiegen bei bereits hellem Tageslicht aus dem Graben und sollten als Horchpatrouille gehen. Sie war ziemlich gefährlich, da die Franzosen uns entdeckt hatten und mit einem Maschinengewehr auf uns schossen; wir kamen aber glücklich wieder in unseren Graben zurück. Die andere Patrouille, meine letzte, ging

Digitized by Google

ich mit meinem Unteroffizier H., der als ausgezeichneter Patrouillengänger bekannt war und dafür schon im Oktober mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. Zwischen der deutschen und französischen Stellung waren einige große Heuhaufen, unter denen man französische Vorposten vermutete; dies sollte aufgeklärt werden. Es war abends 8 Uhr, stockfinstere Nacht, der Regen ging in Strömen nieder, als wir den Graben verließen. Deutsche und französische Leuchtkugeln zeigten uns immer nur für einige Sekunden die Richtung, in der wir zu gehen hatten. Als eine Leuchtkugel aufstieg, wurden wir von einem Wolkenbruch überrascht, der uns bis auf die Haut durchnäßte und in meinem rechten Stiefel einen Wasserstand verursachte. Plötzlich kannten wir uns nicht mehr aus und liefen eine Zeitlang gänzlich verkehrt.

Endlich fanden wir die Heuhaufen, in denen niemand war. In der Dunkelheit verirrten wir uns aufs Neue und ich hörte auf einmal Franzosen miteinander lachen. Sie verrichteten Schanzarbeit. So waren wir also glücklich in nächster Nähe des feindlichen Schützengrabens angelangt. H. kommandierte: Kehrt marsch. Nach langen Irrfahrten stiegen wir endlich nach zweieinhalb Stunden an der gleichen Stelle in unseren Graben, wo wir ihn verlassen hatten. Am anderen Morgen konnte ich erkennen (nach einigen Merkmalen, wie Bäumen usw.), daß wir in der Dunkelheit im Kreise gegangen waren und ohne von den Franzosen gesehen zu werden, ungefähr 100 Meter am französischen Schützengraben entlang!

Heinrich Knappe.

Fahnenträger-Schmerzen.

Dieser Tage ist unserem Fahnenträger eine schöne Sache passiert. Er ist mit seinem Kleinod in vorderster Linie im Schützengraben bei Wytschaete inmitten des Bataillons, als der Gegner, wie alltäglich, seine metallenen Grüße herübersendet. Eine der Granaten schlägt in den Graben dicht neben dem Fahnenträger ein und explodiert, jedoch nur zum Teil. Der Fahnenträger wird momentan betäubt, sein sich zirka zwei Meter von ihm befindlicher Nebenmann teilweise verschüttet und am Oberschenkel durch einen Splitter verletzt.

Als der erstere wieder zu sich kam und herausgefunden, daß er unverletzt, ist sein erster Blick nach dem Platz oben am Graben, wo er die Fahne quer vor dem Erdwall gelegt hatte, doch wer beschreibt seinen Schrecken, als er die Fahne nicht mehr

sah, der Platz war leer. Trotz sofortigen eifrigen Suchens im und hinter dem Graben, war und blieb sie verschwunden.

Nun meldete er die Sache dem Kompagnieführer. Dieser war von der Meldung wenig erbaut und befahl die Fahne zu suchen, koste es, was es wolle. Es war vormittags passiert. Bei Tage vor dem Graben zu suchen, war nun vollständig ausgeschlossen, denn es wäre keiner wieder zurückgekehrt. Nach Einbruch der Dunkelheit krochen dann der Fahnenträger und einige Freiwillige hinaus, um das Terrain, dem Feinde zu, abzusuchen. Unverrichteter Sache kehrten sie wieder zurück, sie hatten nichts gefunden.

In der zweiten Nacht wiederholte sich dasselbe Manöver, jedoch mit dem gleichen negativen Erfolg. In der dritten Nacht brachte aber der Fahnenträger, schweißtriefend, nach stundenlangem Herumkriechen, den metallenen Löwenkopf, der sich am oberen Ende der Fahnenstange befunden, herein. Die Fahne selbst aber blieb verschwunden.

In dieser Nacht wurde das Bataillon abgelöst und kam auf drei Tage in Ruhestellung. Die Ablösung wurde von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt und ihr befohlen, weiter nach der Fahne zu forschen. Der Fahnenträger hatte böse Stunden durchzumachen, denn er wurde bezichtigt, seine Pflicht vernachlässigt und auf die Fahne nicht aufgepaßt zu haben, es hieß: die Fahne wäre ihm gestohlen worden.

Da kam plötzlich gegen Mittag des ersten Ruhetages die telephonische Mitteilung aus der Stellung, daß die Fahne zirka 40 Meter vom Graben entfernt gefunden worden sei. Der Fall einer feindlichen Festung hätte nicht mehr Freude bei uns auslösen können wie diese Meldung. Ein Alp war uns vom Herzen genommen und besonders der Fahnenträger war froh, denn er lief schon wie ein wandelnder Schatten herum. Die Kunde verbreitete sich rasch im Bataillon und bald hörte man auch genaueres darüber.

Ein Tambour der 3. Kompagnie, der bei der Telephonabteilung des Regiments war, hatte etwas Unbestimmtes, längliches, schwarzes draußen entdeckt und war auch kurz entschlossen rausgekrabbelt und auf dem Bauche kriechend zu diesem Etwas gelangt. Seine Annahme hatte ihn nicht getäuscht, er hatte die zusammengerollte, in schwarzes Wachstuch gehüllte Fahne gefunden und brachte sie nun glücklich und unverletzt, trotzdem er scharf beschossen wurde, in den Graben zurück, von den Kameraden freudig begrüßt und beglückwünscht.

Nun war unser braver Fahnenträger wieder frei von der schweren Anklage, denn es war außer allem Zweifel, daß die Fahne durch die Gewalt der explodierenden Granate von ihrem Platz gerissen und hinausgeschleudert worden war. Unser Tambour erhielt für seine tollkühne Tat das Eiserne Kreuz und wurde zum Unteroffizier vorgeschlagen.

Sanitäts-Unteroffizier Keitel.

Digitized by Google

Die teueren Landwehrleute.

Das Leben in der vorderſten Linie ſieht etwas anders aus, wie es Zeitungen beſchreiben. Meine jetzige Wohnung iſt im Keller eines eingeſtürzten Hauſes in S., das einſt eine hübſche Stadt von 5000 Einwohnern geweſen war. Jetzt ſtehen noch 12 bis 15 bewohnbare Häuſer, das übrige ſind nur noch eingeſchoſſene Mauerreſte.

Es regnet ſchon ſeit Wochen. Wie reinlich wir da ausſehen, läßt ſich leicht denken. Geſtern mußten wir noch dazu ausziehen. Unſer Hauswirt hat uns zwar nicht gekündigt, Schuld allein trägt die franzöſiſche Artillerie. 50 Meter rings um unſere Villa krepierten die Granaten, und obgleich ſie keinen Schaden anrichteten, haben wir uns doch ein Quartier geſucht, das ſicherer iſt.

Vorgeſtern wurde ein Landwehrregiment beſchoſſen, es hatte acht Tote und mehrere Verwundete. Ungeheuer war die Zahl der dazu vom Feinde verwendeten Granaten. Infanteriefeuer, auch Schrapnells ſind unter Umſtänden noch zu ertragen, aber die ſchweren Granaten ſind furchtbar.

Heute wurde unſer Stadtviertel beſchoſſen; die Wirkung war gering. Wir hatten Leute zum Zählen der Granaten aufgeſtellt. Es waren „2650 Stück“, die uns der Feind herüberſandte. Die uns dadurch verurſachten Verluſte betrugen: ein Mann tot, elf Mann verwundet.

Alſo kommen 220 Granaten auf einen Mann. Aber das kann ich verſichern: Unheimlich iſt ſo eine Gandi doch! Wie teuer dieſe zwölf bayeriſchen Landwehrleute den Franzoſen kommen, können wir leider nicht berechnen. Aber wir glauben: „Es langt!“

Ziviliſten ſind natürlich eine Seltenheit. Seit der Zeit, wo wir hier hauſen, haben wir erſt fünf geſehen und dieſe waren Deutſche.

Wir fühlen uns ganz wohl. Sehr leiden wir aber unter dem fürchterlichen Staub, den die Granaten aus den Ruinen der Häuſer aufwirbeln. „Das kennſt als Maurer“.

Die Verpflegung wäre ja gut, aber das Bier, das Bier! „Da hat's was!“ Kürzlich konnte ich eine Dreiviertelliterflaſche erwiſchen. 70 Pfennige mußte ich dafür zahlen, und da muß man noch froh darum ſein!

Unſer Regiment iſt das einzige bayeriſche in unſerem Armeekorps. Alle übrigen ſind Preußen. Sie können natürlich gar nicht verſtehen, wie uns das Bier abgeht.

Landwehrmann A. U., München.

Digitized by Google

Quartiere von Courchelette.

Ein ödes Arbeiterdorf mit regelmäßig gebauten Backstein-Häuserreihen, alle einstöckig, alle ziemlich verwahrlost, dazwischen einige ebenso verwahrloste Bauernhöfe mitten in Sumpfgelände, am Ufer eines Industriekanals, mit einem riesigen Werk, einer ungeheuren Petroleumraffinerie gegenüber auf der anderen Seite. Hier hat der Krieg seine Karte abgegeben und die Spuren seines Besuches hinterlassen. Ein paar Granaten, die aus weiter Ferne einem fliehenden Feind nachgeschickt wurden, mögen hier niedergefallen sein. Ihre zerstörende Wirkung ist deutlich zu sehen. Leere Mauerreste künden den Platz der Explosion. Die Bevölkerung ist größtenteils geflohen, ihre Hühner haben jedoch den Sieger mit gebührender Referenz empfangen und erfreuen sich nun entsprechender Beachtung. Sie werden zu unserer Tafel gezogen! Um so erfreulicher, als wir viele Marschtage hinter uns haben und derartiges Wohlleben, wie Hühnersuppe und Brathühner hier keineswegs erwartet hatten. „Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe."

Aber die Wohnlichkeiten! Soviel Zeit hatten die Bewohner vor ihrer Flucht wohl noch gehabt, daß sie alles Mobiliar und ihre gesamte Habe, die kärglich genug gewesen sein mochte, in Sicherheit bringen konnten. Wir, zu sieben, finden in einem Häuschen noch drei Matratzen, sogenannte Sprungfedermatratzen, die anscheinend von den vor uns dagewesenen preußischen Husaren benutzt worden waren. Mit unseren Pferdedecken machten wir uns ein famoses Lager zurecht, geschlafen haben wir sehr gut, denn wir waren alle müde und warm war es auch, das jugendliche Feuer von sieben bayerischen Reitern ist für die Nacht schon etwas wert.

Nicht alle Kameraden fanden in Courchelette ein so feines Nachtlager, gar mancher schlief, nur in seinen Mantel gewickelt und seinen Sattel als Kopfkissen benützend, in einem Mauerwinkel auf bloßem Fußboden. Einige wenige waren auch so glücklich, eine gefüllte Strohscheune zu finden, die im Krieg schon zu den besseren Nachtquartieren zählen. Die meisten blieben bei ihren Pferden, wärmten sich an den treuen Tieren und schliefen dort, den Umständen entsprechend, einen festen Soldatenschlaf.

Am andern Morgen, früh wie es dem Krieger ziemt, war auch dieses Quartier überstanden, der Marsch ging weiter und bald, unter den hundert Eindrücken des neuen Tages, waren die Quartiere von Courchelette vergessen.

Im Laufgraben.

Unſere Kompagnie lag bereits den ſechſten Tag in Stellung; während dieſer Zeit war unſer Graben von der feindlichen Artillerie total zuſammengeſchoſſen worden, trotzdem jede Nacht tüchtig geſchanzt wurde. Aus dieſem Grunde wurde der Schützengraben nur noch am Tag von je einem Zug des betreffenden Truppenteiles beſetzt, die übrigen lagen einige hundert Meter weiter hinten in der Reſerveſtellung, welche mit dem Schützengraben durch Laufgräben und Telephon verbunden iſt.

Am 15. Februar nachts war der zweite Zug, dem ich angehöre, durch den dritten Zug unſerer Kompagnie abgelöſt worden, nachdem wir einen verſuchten Angriff der Franzmänner abgewieſen hatten. Am 16. vormittags 10 Uhr begann die feindliche Artillerie wiederum ihr mörderiſches Feuer, gleichzeitig Schützen- und Laufgräben, ſowie die Reſerveſtellung unter Feuer nehmend. Da anzunehmen war, daß die Franzoſen wieder einen Angriff vorbereiteten, gingen gegen halb 11 Uhr weitere zwei Züge ſowie eine Kompagnie vom rechten Flügel zur Unterſtützung in den Laufgräben vor.

Trotzdem wir vom Gegner geſehen wurden, hieß es „Vorwärts“. Da der Verbindungsgraben ſehr ſeicht war, konnten wir uns nur kriechend vorwärtsbewegen; das feindliche Feuer wurde aber immer ungeheuerlicher. Von 11 Uhr vormittags an konnten wir nicht weiter vorwärts, denn von vorne kam bereits die Meldung, daß der dritte Zug ſtarke Verluſte habe, von hinten dagegen der Befehl: die Stellung muß gehalten werden, alſo ausharren. Auf dieſe Weiſe mußten wir volle acht Stunden im feindlichen Feuer liegen bleiben, ohne daß es möglich war, die Schwerverletzten zurückzutragen.

Inzwiſchen war es nachmittags 5 Uhr geworden. Ich lag mit meiner Gruppe am äußerſten Ende des Laufgrabens; das feindliche Artillerie-Schnellfeuer aus Flachbahngeſchützen und aus ganz ſchweren Kanonen ſetzte wieder ein. Links und rechts, vorn und hinten krepierten die Geſchoſſe.

Da, ein dumpfer Schlag, ich war einige Minuten ohne Beſinnung. Als ich wieder zu mir komme und meine Gruppe überſehe — welch ein Jammer! Der Vordermann verſchüttet, der zweite am Arm durch Granatſplitter verletzt, der dritte, mein Schlafnachbar, ſtöhnt nur noch leiſe; ich bin glücklicherweiſe nur leicht verwundet, der fünfte hinter mir liegt blutüberſtrömt da, der ſechſte hat eine leichtere Kopfwunde, der ſiebente iſt unverſehrt, dem achten hat ein Granatſplitter am Oberſchenkel getroffen.

Es wird langſam dunkel. Die Leichtverwundeten verſuchen die Reſerveſtellung zu erreichen, um ſich den erſten Notverband anlegen zu laſſen; dabei ſehen wir erſt, welches Unheil das feindliche Feuer im Schützengraben angerichtet hat. Mancher unſerer Kameraden, der mit uns vormittags in den Laufgräben vorwärts ſtrebte, iſt nicht mehr!

Unteroffizier R. Wetzig †, München.

Digitized by Google

Der Friedhof im Bayernwald bei Peronne.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Freiwillige vor!

Das war gleich an unſerm zweiten Gefechtstag. Am erſten hatten wir die Engländer ſchon hübſch zurückgedrückt, vielleicht zwei Kilometer weit, aber am Abend konnten wir doch das ganze gewonnene Gelände nicht halten, wenn wir uns die Nacht über einigermaßen ſichern wollten. So gruben wir uns hinter der kleinen Erhebung, die wir, ſamt den beiden Häuſern darauf, ſchon beſetzt gehabt hatten, ein. Spärliches Gewehrfeuer des Feindes, bald näher, bald ferner, aus dem ſich aber keinerlei Schlüſſe auf ſeine Annäherung oder Entfernung ziehen ließen, füllte die leicht regneriſche Nacht aus.

Gegen Morgen wurde es etwas heftiger, wuchs mit der zunehmenden Helle, und als es ganz Tag — ein recht trüber Tag — geworden war, lagen wir unter einem Maſchinengewehr- und Artilleriefeuer, das uns zwar zunächſt kaum Verluſte verurſachte, aber, zumal im Hinblick auf einen kommenden Angriff, ſehr ſtörend war. Vertreiben konnten wir den Gegner nicht; wir wußten ja gar nicht, wo er ſteckte und wie ſtark er war; kaum die Richtung, aus der das Feuer kam, war mit Sicherheit auszumachen. Wir knallten zwar ein bißchen nach verſchiedenen Gegenden der Windroſe; aber das hatte nur den Erfolg, daß die Herren von der Gegenſeite ſich beſſer einſchoſſen. So konnte das nicht weitergehen.

Es mochte gegen neun Uhr ſein, als unſer Oberleutnant dem Graben entlang kam und, mehrfach ſtehen bleibend, etwas fragte. Wir am äußerſten linken Flügel konnten zwar keines ſeiner Worte verſtehen, aber wir wußten doch, worum es ſich handelte. Er kam dann auch bis zu uns herunter und ſagte, er brauche drei oder vier beherzte Leute. Wozu, ſagte er nicht. Natürlich rief ich ſofort: „Hier!“ Der Oberleutnant lächelte, ging dann wieder in die Mitte des Grabens zurück und ſagte laut, wie ſehr es ihn freue, daß eine ſo große Zahl, ja ſo gut wie alle, ſich freiwillig gemeldet hätten; er werde ſich nun die ausſuchen, die ihm am kaltblütigſten ſchienen. Darauf nannte er den Gefreiten S. und noch zwei Mann. Alle warteten geſpannt, wer der vierte Glückliche ſein werde. Da fiel ſein Blick auf mich, und zu meiner großen Freude winkte er mich gleich drauf heran.

Er wies uns vier nun an, zunächst einmal die beiden Häuser vor uns, dann den ganzen kleinen Hügel und schließlich, wenn wir da überall noch nichts gefunden hätten, einen anstoßenden Waldsaum so weit als möglich abzusuchen. „Also, macht eure Sache gut", sagte er noch.

Seitengewehr wurde aufgepflanzt, durchgeladen und dann gab der Gefreite den Befehl zum Vorgehen. Mit einem Satz waren wir aus dem Graben heraus und mit einem Sprung dann auch gleich so dreißig, vierzig Meter vor, in Richtung auf das erste vor uns liegende, hochumzäunte Haus. Und schon tanzten auch die Kugeln um uns herum. Der Gefreite meinte, die müßten aus dem Hause vor uns kommen; auch ein anderer Mann behauptete, es bewege sich etwas hinter dem Zaun. Wir blieben also liegen, lauerten wie die Jagdhunde und schossen auf jedes noch so leise Geräusch, das von drüben zu hören war. Aber es blieb eigentlich alles still.

„Drin is wer", flüsterte der Gefreite, „da laß i mi aufhängen, wenn da neamd drinsteckt; aber so bezwecken wir nix". „Un wegbutzen missen mern", fügte er, nach ein paar Sekunden angestrengten Lauschens noch hinzu.

Dieser Meinung, daß „er weggebutzt werden" müsse, waren wir andern auch und deshalb mit der Weisung unseres Führers, einzeln vorzukriechen, sehr einverstanden. In ziemlichem Abstand voneinander kamen wir alle vier schließlich an den Zaun heran. Richtig, wir hatten uns nicht verhört: es war ein Geräusch dahinter. Wie aber jetzt hell über den Zaun kommen?

Wir sahen uns an. Der Gefreite machte eine Kopfbewegung, die sagen sollte: Ach was, nüber müssen wir. Aber leise, nur leise. Wir hoben den Gefreiten hinauf; der schaute sich um; es geschah nichts. Aber auch das Geräusch im Haus hörte nicht auf. Einer nach dem andern, halb gezogen, halb geschoben, kam hinüber. Drüben angekommen traten wir ganz weit auseinander, um von allen vier Ecken her die vorsichtige Durchforschung von Hof und Haus in Angriff zu nehmen. Hochklopfenden Herzens, jede Sekunde einen Schuß oder sonst einen heimtückischen Überfall erwartend, krochen wir auf das Haus zu, dessen Dachstuhl halbverkohlt auseinanderklaffte.

Eine gute Viertelstunde mag es wohl gedauert haben, ehe wir uns an das Mauerwerk herangepirscht hatten. Wir kamen dann an dem Eingang des Hauses wieder zusammen, berieten uns durch Zeichen — zu flüstern wagten wir nicht — und lauschten. Wieder das verdächtige Geräusch: Scharren, Klopfen, Stuhlrücken. Es mußten mindestens zehn Mann da drin stecken! Wir umkrampften unsere Gewehre; auf ein Zeichen des Gefreiten sprangen wir auf, der Gefreite stieß die Türe auf und rief: „Hände ho—."

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, aus der sich statt dessen ein helles Gelächter entlud. In der niedrigen aber sehr geräumigen Stube standen teils, teils lagen — sieben Kühe. Sieben hübsche, runde, schwarzgefleckte Kühe, die uns dummdreist entgegenglotzten. Wahrscheinlich hatte der Hunger sie aus dem anstoßenden,

Digitized by Google

futterleeren Stall getrieben und sie hatten nun nicht weiter gekonnt. Wir zerrten und stießen sie hinaus in den Hof und kehrten dann das Haus von unten nach oben. Kein Engländer war zu finden.

Leider konnten wir unsere lebendige Beute nicht mitnehmen; unser Auftrag war ja noch nicht zu Ende. Wir überließen die Wiederkäuer also ihrem Schicksal, in irgend eine deutsche Gulaschkanone werden sie schon noch gewandert sein, und verließen das Bauernhaus in der Richtung, in der wir nun den Feind vermuteten, nämlich nach dem anderen Haus zu.

Zunächst galt es einmal, durch einen Sprung eine Bodenwelle zu gewinnen, die etwa hundert Meter entfernt lag und von der aus sich das andere Haus gut beobachten lassen mußte. Wir gelangten auch glücklich hin und nahmen gut gedeckt, Stellung. Ziemlich lang lagen wir und belauerten das fast bis auf die Grundmauern heruntergebrannte und zusammengestürzte Haus, ohne daß etwas Verdächtiges zu sehen gewesen wäre.

Auf einmal lugte hinter einem breiten Mauerrest ein halber Kopf und etwas tiefer ein karierter Zipfel hervor.

„Ein Schottländer", flüsterte der Gefreite. „Net auslassen, den Seiltänzer!" Der Kopf kam mehr und mehr zum Vorschein und äugte schließlich ganz frech herum. Ich hätte ihn gar zu gern weggeputzt; aber wir durften uns ja nicht rühren, geschweige denn schießen.

Und schon schien der Kerl etwas gewittert zu haben: plötzlich war er weg. Jetzt examinierten wir das Haus, oder besser: die Ruine genau, von oben bis unten und von links nach rechts. Jeder Mauerritz und jeder Sparrenstumpf wurde minutenlang mit Blicken abgestrichen. Auf einmal sagte einer: „Paßt's einmal auf die zwei Kellerlöcher da halblinks auf!" Der Gefreite richtete den Feldstecher hin. „Jo mei, der ganz Keller is ja voll von dem Gesindel!", flüsterte er gleich drauf. Und in jeder Luke stand ein Maschinengewehr; wenn man scharf hinsah, konnte man die Läufe mit dem bloßen Auge erkennen.

Jetzt war's Zeit, daß wir uns davonmachten. Gesehen hatten wir genug und ausrichten konnten wir vier gegen mindestens einem Halbzug mit zwei Maschinengewehren auch nichts. Wir krochen also zurück, immer die Haxen hübsch voran, wie die Hummern, und immer das Haus mit den Hochländern und ihren Kellerlöchern im Auge. Eine gute Stunde brauchten wir bis zu unserer Stellung. Dort empfing der Oberleutnant unsere Meldung mit Freude und vielem Lob. Sofort wurden Vorbereitungen getroffen, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, der Sturmangriff auf die von uns erkundete feindliche Stellung befohlen. Leider erhielt ich dabei gleich einen ziemlich schweren Brustschuß, sodaß diese meine erste Patrouille einstweilen auch meine letzte geblieben ist.

Nach mündlichen Mitteilungen des Kriegsfreiwilligen Joseph Groß.

Digitized by Google

Der Schmied.

Herrſchaft, hat der Schmied an Grimm!
Hörſt ſein'n Hammer, Grimm, Grimm, ſchlimm?
Is er aa an alter Mo,
Aber zuhau'n kann er no:
Grimm, Grimm, Grimm!
Grimm, Grimm, Grimm!

Grimm auf d' Ruſſ'n, auf d' Franzoſ'n!
Blasbalg, tua, mach 's Eiſen gloſ'n!
Und dös feine England erſt!
Hammer, England gilt dös, hörſt?
Erzlump, Lump!
Erzlump, Lump!

Seine Buam ſan alle draußen,
Mei, wie wird's dö Luada grauſen,
Wenn ſ' der Sepp in d' Pratzen kriagt,
Wenn er ſ' übers Knie abbiagt.
Hau, Sepp, hau!
Hau, Sepp, hau!

Schlagt er an Nagel auf 'n Kopf,
Sagt er laut: Japanertropf!
Wart, i treib dir d' Flauſen aus!
Kerl, du kimm mir no ins Haus!
Schlechter Kerl!
Lumperskerl!

Ah, der feine Italiener!
Ah, du biſt ja no der Schöner!
Geh' nur her, g'rad kimmſt mir recht,
Gelt, mein Hammerl ſchlagt net ſchlecht?
Judasknecht!
Schinderknecht!

Herrſchaft, hat der Schmied an Zorn!
Wär nur i net Ambos worn,
Denkt ſi' oft der Eiſenſtock,
O, i armer Sündenbock,
I entgelt's!
I entgelt's!

Is er müad, der gnate Schmied,
Geht er gern ins Bräuhaus mit,
's Bier macht Kraft an alt'n Mo,
Die ma ſo guat braucha ko,
Kraft und Grimm,
Kraft und Grimm!

Geht er nacha brav ins Bett,
's Beten, dös vergißt er net.
Bet't für 'n Michl und für 'n Hans,
Bet't für 'n Sepp'n und für 'n Franz.
„Liebe Frau,
Liebe Frau ..."

F. Schrönghamer-Heimdal.

Musik im Schützengraben.

UNIV OF MICH

Digitized by Google

Auszug aus meinem Tagebuch.

Die große Offenſive der Franzoſen iſt im vollen Gange. Wir wiſſen das nicht aus den Zeitungen, da wir ſeit vierzehn Tagen keine Poſt mehr erhalten, auch nicht von den Feldküchen, die ja über alles Schauerliche aufs genaueſte unterrichtet ſind, ſondern wir ſpüren es am eigenen Leibe. Unſer Regiment hat ſchwere Tage hinter ſich, ruhmvolle, aber auch verluſtreiche Tage. Wir waren längere Zeit Heeres-Reſerve, beſtimmt dorthin, wohin es eben am nötigſten war. Drei Tage waren wir in Ruheſtellung, als wir plötzlich alarmiert wurden und teils mit der Bahn, teils zu Fuß, im Auto und wieder zu Fuß nur durch ganz kurze Raſten unterbrochen, weiter nach vorn gelangten. Es war eine ſchauerliche Regennacht. Der ununterbrochene Donner der ſchweren Geſchütze ſagte uns, daß wir wohl vor eine größere Aufgabe geſtellt würden. Aber es ſollte furchtbarer werden, als wir uns je vorgeſtellt hatten.

Nach mehrſtündigem Marſch gelangten wir vollkommen ermüdet auf einen Höhenzug, auf dem wir uns eingraben mußten. Warum wußten wir alle. Es war den Franzoſen gelungen, unſere vordere Stellung zu erſtürmen und jeden Augenblick konnte es ihnen gelingen auch die letzte Linie zu durchbrechen. Bald ging es weiter dem Feinde entgegen. Wir kamen in vorderſte Linie. Als Wegweiſer dienten uns in dunkler Nacht die Leuchtkugeln, die mit ihrem grellen Licht uns ſchon nahe dünkten.

Stunde um Stunde verrann. Der Regen hatte uns bereits bis auf die Haut durchnäßt. Viele konnten nicht mehr weiter und blieben ermattet liegen, während das Bataillon dem faſt unerreichbar ſcheinenden Feinde entgegenmarſchierte. Schon ſchlugen die feindlichen Granaten in bedrohlicher Nähe ein, da die Franzoſen das ganze Anmarſchgelände mit Artillerie ſchwerſten Kalibers unter Feuer hielten. Aber all das konnte uns nicht hindern. Wir mußten vor, noch ehe der Tag anbrach — es konnte ja alles davon abhängen; und es gelang. Endlich nach etwa fünfſtündigem ununterbrochenen Marſch gelangten wir zu dem ſogenannten Kluck-Lager.

Noch hatten wir keine Ahnung von dem, was uns in den nächſten Stunden bevorſtehen ſollte. Plötzlich ein Sauſen, ein Krach, wieder ein Sauſen, ein Krach — zwei Volltreffer in unſere Kompagnie. Alles liegt am Boden, durch den ungeheuren

Luftdruck niedergeworfen. Jeder, der noch laufen kann, ſucht Deckung an dem nahen Hang, denn ſchon folgen neue Granaten. Der Anblick und das Stöhnen der Getroffenen iſt herzzerreißend. Doch jetzt heißt es handeln. All das war das Werk einer Sekunde, die ſoviel junge Leben koſtete. Es ging an das Bergen der Verwundeten und Toten. Manch lieber Kamerad lag in ſeinem Blute. Nichts konnte ihnen helfen, Sekunden noch vorher waren all ihre Gedanken bei den Lieben in der Heimat geweſen und nun lagen ſie für immer den irdiſchen Leiden enthoben. Der Krieg iſt rauh und roh und fordert das Beſte.

So ging es gegen Morgen in Stellung. Von unſerem Zug, der eine Gefechtskraft von etwa 65 bis 70 Mann haben mochte, waren noch 23 Mann vorhanden. Wir ſchoben uns in die vordere Linie ein, die von preußiſchen und ſächſiſchen Truppen gehalten wurde. Schwach und armſelig war der Graben, wie er eben im Feuer ausgehoben wird. Ohne Schutz gegen Wetter und Schuß. An dieſer Linie ſollte dennoch der franzöſiſche Angriff, der mit ſo ungeheurer Übermacht angeſetzt, ſcheitern. Tote vor und hinter dem Graben. Freund und Feind. Oft gräßlich verſtümmelt. Überall rieſige Granattrichter und hie und da auch Blindgänger vom Kaliber 28 Zentimeter.

Die Franzoſen liegen etwa 1000 Meter vor uns. Zwiſchen den Stellungen Berge von roten Franzoſen. Schon der erſte Abend brachte uns den Beſuch des Gegners. Das Feuer der franzöſiſchen Artillerie gegen unſere Stellung ſteigerte ſich mehr und mehr. Alles war in eine rieſige Wolke von Rauch und Staub gehüllt, während die Erde bebte unter den furchtbaren Schlägen der Granaten. Unſere Artillerie verhielt ſich noch ziemlich ruhig. Lange bevor die feindliche Infanterie zum Angriff ging, ſahen wir ihre Kolonnen auf den gegenüberliegenden Höhen. Wir warten und warten. Schon lange vorher ſind die blauen Bohnen zurecht gelegt.

Wer die Franzoſen dann endlich kommen ſah, der konnte bemerken, daß ſie es ſich leichter vorſtellten, den deutſchen Graben, dazu einen bayeriſchen, zu erſtürmen. Ganz gemütlich kamen ſie wie bei einer Übung, in Schützenlinie. Scheinbar wußten ſie unſere Stellung nicht genau, da ſie geſchickt verkleidet war, und am Waldſaum lag. Jetzt konnten wir den Franzmann in ſeiner ganzen Größe aufs Korn nehmen. In vielen Staffeln, auch von rechts kamen ſie. Schon waren die Gewehre ganz heiß, und dennoch ſtürmten immer neue Maſſen an. Direkt ins Maſchinengewehr liefen ſie. Sie kommen nicht näher. Berge von Leichen türmen ſich auf. Mit ruhiger Stimme werden Befehle gegeben, mit ruhiger Hand ſchießen wir auf den zurückgehenden Gegner. Unſere 21 Zentimeter Mörſer, die ſchon in den Vorgehenden gut aufräumten, vollendeten die Vernichtung, indem ſie die feindlichen Gräben unter Feuer hielten. Der Infanteriekampf war beendet. Von neuem bedachte uns die feindliche Artillerie mit ihren Zuckerhüten. Wir waren frohen Mutes trotz Hunger und Schlaf. Noch ſtand alles auf Poſten.

Digitized by Google

Überläufer meldeten, daß der Hauptangriff zwiſchen zwölf und zwei Uhr bevorſtände. Aber ſie kamen nicht. Offenbar hatten ſie vom Abend noch genug. Am anderen Tag wieder Trommelfeuer. Am Abend kamen wir weiter links, wo der Reſt der Kompagnie lag, in Stellung vor. Die ganze Nacht treue Wacht. Schon drei Tage hatten wir nichts gegeſſen. Die Feldküche konnte nicht vor, wegen des Feuers und das Brot war trotz aller Sparſamkeit aufgegeſſen. In dem anhaltenden Regen fror uns jämmerlich trotz Zelt, Mantel und Decke, es war alles naß. Einige hatten ſich Löcher in die vordere Grabenwand gebrochen — hier iſt alles Kreidefels; andere ſaßen gleich Mumien auf den Schützenantritten. Zur Abwechſlung trat uns wieder einmal einer auf die Füße, worauf natürlich das ganze bayeriſche Lexikon ausgepackt wurde.

Der nächſte Tag nichts neues. Starkes Trommelfeuer auf die Stellung. Ewig ſcheint der Tag, die Stunden ſchleichen. Nachmittag höchſte Feuerſteigerung. Im Graben wird es immer ungemütlicher. Das Krepieren der 28 Zentimeter, alles in Staub und Regen, dazu Minenwerfen. Faſt atemlos liegen wir auf dem Boden. Sie glaubten wohl, uns wahnſinnig zu machen, aber ſie täuſchten ſich. Stärker als alles Trommelfeuer iſt unſer Wille, der unerſchütterlich uns alle beſeelt. Von rechts kommt die Meldung: die Hundert gehen zurück, ſie können ſich nicht mehr halten. Teile gehen zurück, werden von vorgehenden Reſerven aufgenommen. Wir Bayern denken nicht an zurück. Volle zweieinhalb Stunden dauert dieſe Hölle. Endlich verlegt die feindliche Artillerie ihr Feuer weiter rückwärts.

Wer noch lebt, ſpringt auf. Sie kommen, ſie mögen glauben, kein Lebeweſen ſei mehr im Graben. Jetzt kommt uns die Wut. Einer ſpringt aus dem Graben und alle machens nach. Stehend und knieend wird geſchoſſen, was die Latten leiſten. Unſer Kompagnieführer fürchtet für unſer Leben, da wir ganz ohne Deckung ſtehen; er ſoll aber ſehen, daß ſeine Bayern nicht die Schwarzen, ja ſelbſt den Teufel nicht fürchten. So muß der übermächtige Feind unter ſchwerſten Verluſten weichen. Vor unſerer Stellung ſind ſie in den fünf Tagen nicht mehr erſchienen. Schwer hat unſere Kompagnie gelitten. Aber alle die Opfer ſind nicht umſonſt gebracht. Wer weiß, wo die Franzoſen wären, hätte nicht jeder ſein Beſtes gegeben. „Haltet aus im Sturmgebraus“. Noch halten die Franzoſen ihre Sache nicht für verloren, das beweiſt ihr andauerndes Feuer. Gebe Gott, daß es ihnen nie gelingen möge und daß ſie bald zur Einſicht gelangen.

Einjähr.-Unteroff. J. Kunad.

Liabs Freulein P.!

Na so viel a Freud hab'ns ma gmacht mit dem Bröckerl, dös inzwischen schon dahingegessen wurde, ich dank Ihnen halt schön, is oan doch a Freud, wenn man siecht, daß ma net ganz vergessn wird.

Dafür führ i Eahna a mal wieder übern Freudenreich aba, wenn ma heuer scho hoam kemma und wenn net, im nächsten Winter gwiß, nacha habns de Arbet mitn Abafahrn net, gelns. Auf Wiedersehn hoaßt bei Ihnen, wolln mas hoffen, daß ma aus dera Abfahrt gut außikemma und mit einem schönen Telemark als Sieger vor der Welt dastehn, teufi de könna uns allesammt net putzn und wenns no a paar aufrufen dazu; je mehra Feind, je mehra Ehr, so san mir und gar mir Boardickschädl, dös habn's do gsehn, mir renna de Festungen a no d'Mauern ein und haun de Russn zu a Fleckerlsuppen zam.

Jessas Essen wenn i schreib, glei wer i alleweil hungrig und gar bei unserm Freiluftsanatorium mit unsern prachtvollen Sommebädern; ah, das is wirklich fein, in der Früh um 6 Uhr vorm Arbeitsdienst wird scho plantscht und abends um 7 Uhr wieder.

Ja gelns und d'Weißwürscht, ja was sagn's denn dazua, ja dös is doch aus der Weis. Aber mir haltens bei unseren Salami scho no a etliche Monat aus, aber der gute Münchner, der wo net woaß, wann er's Arbeitn anfanga soll, wenn er net Weißwürscht riecht, ja macht denn der no mit? Der soll zu uns kemma, da kann er oft de ganze Nacht arbeitn und hat gar nix z'essen, dös is no viel besser und gsünder. Und andern Tags muß er ins Heu, und da wieder schaffen, ah, wie das Wassertrinken geht, so schnell als sonst a halbe Hells drunten is, so schnell geht da a Feldflaschen zu End.

Jetzt muß i aufhörn, muß Krebsln richten und d'Fischln schuppen und braten und nacha d'Hamperln futtern und tränken und nacha vielleicht, weil's grad so schön war, nix'z'tun, Munition abliefern und drum sag i no a mal dank schön, laß alle guten S. V. M. bestens grüßen, ebenso Ihre Eltern und bleib unter vielen Grüßen an Sie

Ihr ergebenster

Huaba Maxl.

3 Tage Schützengrabendienst als Sanitäter.

Im Felde gez. v. L. Adam.

Meſſines.

Stockdunkle Nacht war es, als ich abends den Weg von unſerem Quartier nach dem Abſchnitt im Graben machte, der von unſerem Regiment beſetzt war. Bis etwa 500 Meter vom Orte aus konnte ich die Straße benützen, dann aber ging's auf dem Kolonnenweg durch ein Gehöft, das als Pionierpark benützt wurde und durch Gärten in den Laufgraben, der ſich etwa einen Kilometer bis zum Schützengraben hinzieht. Es mochte gegen halb zehn Uhr ſein und nur langſam kam ich vorwärts, hätte mich aber ſicher in der Dunkelheit verirrt. Es war zum erſtenmal, daß ich in dieſe Stellung ging. Der Laufgraben war ſtellenweiſe unterbrochen und ging durch zerſchoſſene Gehöfte und durch mit Hecken umſäumte Gärten. Mein Glück war, daß ich einen Soldaten vor mir erblickte, der etwas weißes auf dem Rücken trug. Näherkommend erkenne ich, daß es ein Poſtſack war, den er zur Kompagnie in den Graben trug. Ich ſchloß mich ihm an und bald hatten wir den eigentlichen Graben

glücklich erreicht. Da um diese Zeit das feindliche Infanteriefeuer immer besonders lebhaft war, so pfiffen die Geschosse ununterbrochen über uns hin, ohne aber zu schaden. Nach kurzem Fragen fand ich die 1. Kompagnie und den bei ihr befindlichen Sanitätsunterstand. Mein Kamerad, den ich ablöste, war bereits zum Abmarsch gerichtet und nach kurzem Gruße verschwand er auf dem Wege, den ich eben gekommen war. Ich machte es mir nun bequem, sah die vorhandenen Verbandmittel nach und ordnete alles zum sofortigen Gebrauch. Außer mir war noch der Telephonist der Kompagnie und seine Ordonnanz im Unterstand. Wir waren bald bekannt miteinander. Nachdem ich mich noch nach verschiedenem erkundigt und mich über die Stellung orientiert hatte, legte ich mich aufs Stroh und wickelte mich in meine mitgebrachte Decke. Bald schlief ich ein.

Etliche Stunden mochte ich geschlafen haben, als ich plötzlich mit dem Ruf: „Sanitäter zur 5. Kompagnie" geweckt wurde. Im Nu hatte ich meine Verbandsachen unterm Arm und nun ging's im Laufschritt um die Brustwehren herum zur 5. Kompagnie. Mehr als einmal rutschte ich auf den Holzrosten aus, denn es hatte in der Nacht etwas geregnet, wodurch die Roste schlüpfrig geworden waren. Leider konnte ich dem Verwundeten keine Hilfe mehr bringen, denn er lag bereits in den letzten Zügen. Die Kugel war ihm durch den Mund und den Halswirbel gegangen. Nach wenigen Minuten verschied er.

Langsamer kehrte ich zu meinem Unterstand zurück, unterwegs von allen befragt, was passiert sei, denn wenn der Sanitäter durch den Graben eilt, ist immer was geschehen. Es war halb vier Uhr morgens. Ich blieb noch eine Zeitlang vor dem Unterstand und sah den Leuchtkugeln zu, die ab und zu von beiden Seiten abgeschossen wurden. Die Stille der Nacht wurde von Zeit zu Zeit durch einen Schuß gestört, zum Zeichen, daß Freund und Feind wachen und auf dem Posten sind. Ich legte mich nochmals nieder, konnte aber nicht mehr einschlafen, denn das Telephon surrte jetzt öfters.

Gegen halb sechs Uhr wurde ich nochmals gerufen und zwar zur 3. Kompagnie, es war nur eine leichte Verwundung an der Achsel durch den Splitter eines Explosivgeschosses und konnte der Verwundete sich gleich selbst auf den Verbandplatz begeben, der sich etwa anderthalb Kilometer hinter der Front befand. Von dort aus war auch der Tote bereits auf telephonische Beorderung abgeholt worden.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen und zerteilte den leichten Nebel, der sich über der Stellung gelagert hatte. Ein herrlicher Frühlingsmorgen brach an. Hoch über uns kreiste auch schon ein feindlicher Flieger und wurde von unsern weiter rückwärts stehenden Abwehrkanonen beschossen. Das Bedürfnis, mich zu waschen, wurde rege und bald war ich auch an dem mir von den Soldaten bezeichneten Wassergraben, der die Stellungen quer durchschneidet. Es war ein frisches, klares Wasser und neu gestärkt, bummelte ich jetzt gemütlich dem Graben entlang, mich mit den Soldaten

Digitized by Google

unterhaltend, die ebenfalls zum Waschen kamen und gleichzeitig ihre Kochgeschirre mitbrachten, um Wasser für den Morgenkaffee mitzunehmen.

Auch in meinem Unterstand brodelte bald das Wasser und nicht lange währte es, als wir behaglich das warme Getränk schlürften. Obwohl es mit Mokka wohl keine Ähnlichkeit hatte, schmeckte es doch vorzüglich. Wir sind ja im Laufe der langen Kriegsmonate furchtbar anspruchslos geworden. Mittags wurde wieder Kaffee gemacht, zur Vesper ebenfalls und abends nochmals. Das Essen von der Feldküche kam nicht vor halb zehn bis zehn Uhr abends, denn die Feldküche konnte nicht bis an den Graben fahren, sondern mußte ungefähr anderthalb Kilometer weiter rückwärts in gedeckter Stellung die Speisen an die zu diesem Zweck beorderten Mannschaften, die mit großen Eimern kamen, abgeben. Verwundeten hatte ich tagsüber keinen; in der Nacht nur einen Leichtverletzten mit einem Kopfstreifschuß.

In der dritten Nacht hatte ich Ruhe, ich traute meinen Augen kaum, als ich am Morgen aufwachte und der helle Tag bereits durch das kleine Fenster im Unterstand grüßte, es war wirklich nichts passiert in dieser Nacht. Jetzt hatte ich nur noch den Tag vor mir, denn abends wurde ich ja wieder abgelöst. Im Laufe des Vormittags bekam ich aber doch noch Arbeit. Von der 5. Kompagnie kam die telephonische Meldung, „der Sanitäter soll sofort kommen". Nach einigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Kaum hatte ich auf den Verwundeten, der langausgestreckt, von den Kameraden umstanden, im Graben lag, einen Blick geworfen, war ich mir klar, daß ihn menschliche Hilfe nicht mehr retten konnte. Wachsbleich und schweratmend, mußte er bald seine Seele aushauchen. Ein Querschläger war ihm durch den Leib gegangen und hatte ihm die Gedärme zerrissen. Noch ein Verwundeter war da, von dem gleichen Geschoß getroffen. Es waren ihrer drei gewesen, die beim Frühstück im Unterstand saßen, als das tückische Geschoß durch eine schwache Stelle der aufeinander geschichteten Sandsäcke drang, dem vordersten durch den Leib und dem danebensitzenden in den Oberschenkel ging, wo es stecken blieb. Beide wurden von den Krankenträgern geholt.

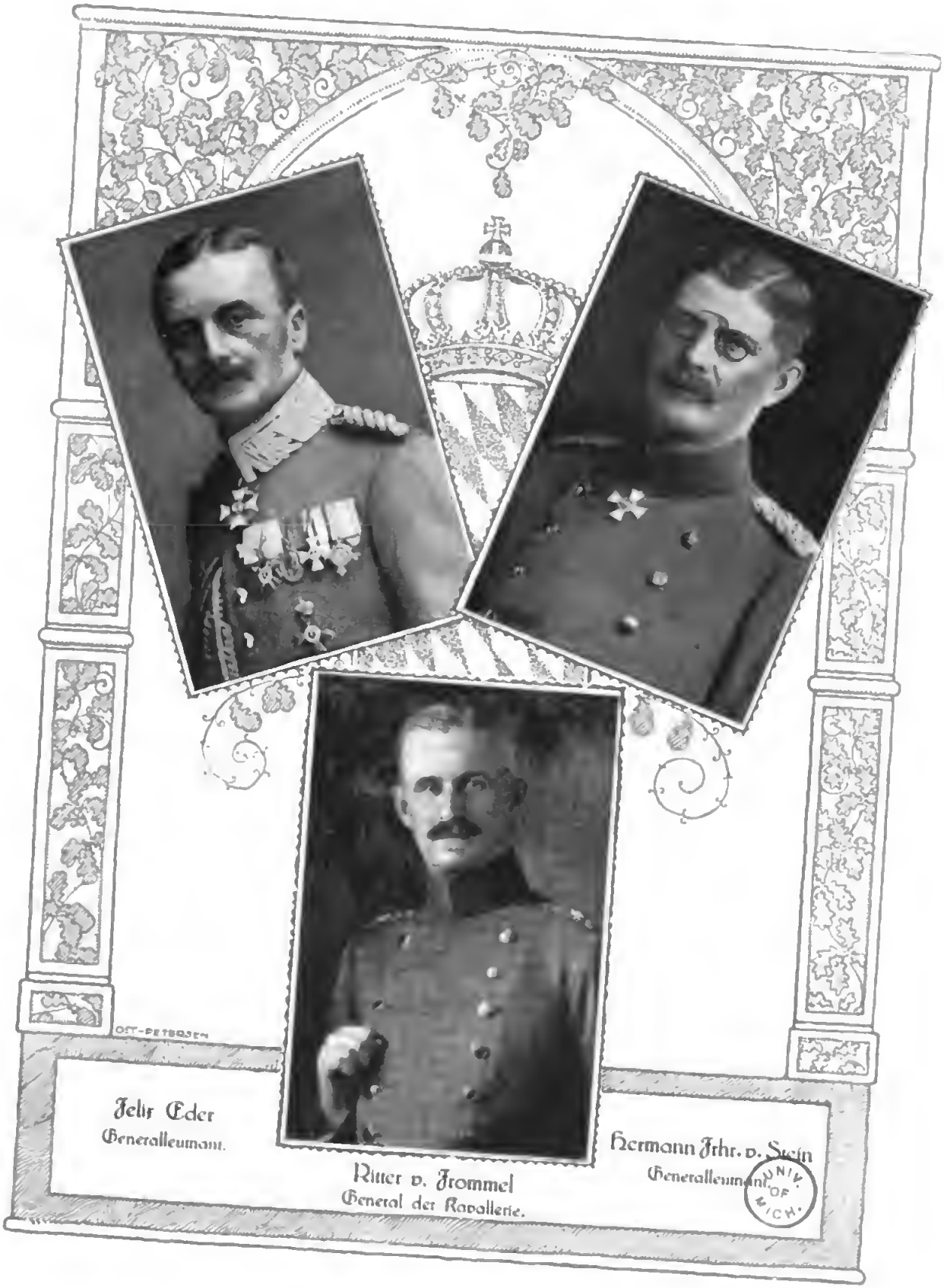
Der Tag verlief für mich ruhig. Abends rückte ich nach Eintreffen meiner Ablösung schleunigst ab und zwar die ersten zwei Kilometer in beschleunigtem Tempo, denn wenn man den Laufgraben hinter sich hat und auf der offenen Straße vorwärts geht, hört man immer das S-st der vorbeisausenden Geschosse. Jeden Augenblick muß man gewärtig sein, von ihnen getroffen zu werden. Als ich die Straßensperre am Eingange von N. hinter mir hatte, mäßigte ich meine Schritte, denn nun konnte mich ein Infanteriegeschoß nicht mehr erreichen. Glücklich langte ich auch gegen halb zwölf Uhr nachts in meinem Quartier an. Sanitäts-Unteroffizier Keitel.

Digitized by Google

Die schönste Spende.

Warum, o Erde! Liegst du starr und kalt,
Ein Leichnam fast in schneeig weißem Linnen?
Zwang dich des Krieges rohe Sturmgewalt?
Nur träge hör' ich deine Pulse rinnen!
Durch deutsche Gaue fliegt die düst're Kunde
Daß deutsches Land bedroht von Feindeswut.
„Bereitet Euch zur bitt'ren Todesstunde!"
So gellt ihr Ruf. „Wir fordern Euer Blut!"
„Ihr deutschen Frau'n! Wollt' Helden nur gebären!
Was zaudert Ihr. Heraus mit Eu'ren Söhnen!
Sie seien gute Mahlzeit unser'n Speeren!"
So die Barbaren gräßlich um uns höhnen.
Warum, o Himmel, bist du trüb und schaurig
Und hüllst dein Angesicht in Wolkenflore?
Deutschland zu sehen wähnst du jetzt zu traurig —
Deutschland wach auf! Dein Schicksal pocht am Tore!
Des Frühlings Winde wehen dumpfe Klage,
Es steh'n die deutschen Wälder still und lauschen,
Nur leise flüstert es das Gras am Hage
Und leiser klingt es in der Quelle Rauschen:
Der große Würger, mit gezücktem Stahle
Hält über uns ein schreckliches Gericht,
Wirft Menschen, Menschen in die Opferschale
Und starrt sie an mit bleiernem Gesicht
Auf dem kein Mitleid lächelt, keine Gnade,
Nur unersättlich grimmiges Behagen,
Als ob er mit sich selber still berate,
Wieviele Tausende er schon erschlagen.
Die ganze Erde ist in Gram versunken,
In wildem Weh krampft sich ihr Herz zusammen,
Am Himmel glühen keine Abendfunken,
Statt dessen lodern Dörfer auf in Flammen.
Ihr Wolken! Weint euch aus in eu'rem Leide
Und du, o Sonne, leuchte nicht dem Grauen!
Schon steht die Nacht in schwarzem Trauerkleide,
Mit welcher Hand die Wunden zu betauen.
Sie breitet gütig ihre linden Schatten
Und wandelt lauten Lärm in Todesfrieden.
Selbst nach dem Kampf, im bänglichsten Ermatten
Wird jedem noch ein holder Traum beschieden.
Doch wehe, wenn die Schleier sich erhoben,
Wenn auf das Feld die ersten Strahlen glänzen,
Dann reißt vom Lager sich mit wildem Toben
Des Krieges Furie zu neuen Tänzen.
Aus dunklen Tiefen, keuchend hergeschritten,
Schleicht auch der Tod, ein häßliches Gerippe,
Von neuem wird lebend'ge Saat geschnitten
Und grinsend schwingt er Stundenglas und Hippe.
Er mischt sich schweigend in den Knäu'l der Ringer,
Kämpft wie verzweifelt in der wirren Kette
Und wo er rührt mit dürrem Todesfinger,
Da dampft vom Blut die grauenvolle Stätte.
Es zittert das Gefild vom Schlachtgewühle
Durch Wald und Schluchten dröhnt das Schrei'n und Tosen,
Die heiße Wunde brennt und lechzt nach Kühle
Und aus den Leibern quellen rote Rosen.
Ein lautes Stöhnen schluchzt durch glüh'nde Lüfte,
Ein Jammerruf durchschneidet Qualm und Rauch.
Das aufgeriss'ne Feld dampft Moderdüfte
Und saugt dafür begierig Lebenshauch!
Da stürzt ein Held! Die Faust, noch wutgeballt,
Gräbt sich, statt in den Feind, in Boden ein
Und hält nun Wurzelwerk in sich gekrallt
Und das Gebiß knirscht wütend an den Stein.
Da, wie ein Zauberruf dröhnt's durch die Reihen
„Der Sieg ist unser!! Hell!! Viktoria!!!" —
Trompetenschall! Ein endlos Jubelschreien!
„Der Gegner ist geschlagen! Hell! Hurra!!" —
Da rast der Krieg mit aufgeblähten Nüstern
Feindwärts, zurück, und irrt mit flieh'nden Hufen
Auf Leichen hin, durch banges Todesflüstern,
Verfolgt von unser'n lauten Siegesrufen
Sein Hauch ist Gift, sein Odem sengt die Blüte,
Verdorrt die Frucht, entzündet Dorf und Wald,
Doch unser Land ist frei, ist heit'rer Friede, —
Und Dankgebete murmeln Jung und Alt.
Ihr dankt Gott, der uns den Sieg gegeben,
Dem Gott der Rache und Gerechtigkeit.
Ihr zittert. — Fühlt Ihr Euer Herz erbeben?
So fühlt nur tief und fühlt Barmherzigkeit!
Wir freuen uns der hochbeglückten Stunden
Der Freiheit und genießen all' das Gute,
Das unser're Heldenschar aus tausend Wunden
Erkauft mit ihres Herzens bestem Blute.
Wohl nahm die Erde sie im Mutterschoße
Mitleidig wieder auf, indes auch derer
Gedenkt, die nun in ungewissem Lose
Daheim vergeblich harren der Ernährer.
O seien wir des Glückes nicht vermessen,
Wenn ob des Sieges Freudentränen schimmern,
Der armen Hütte schmählich zu vergessen,
Wo Weib und Kinder nach dem Vater wimmern.
So hört den Jammerruf und habt Erbarmen!
Sie haben doch ihr Bestes hingegeben.
Empfanget freudig sie mit off'nen Armen,
Sie wollen ja nur atmen, ach! Nur leben!
Und weil für immerdar des Lächelns Blüte
Von mancher frischen Lippe ist entschwunden,
Soll Euer Trost und Eure Herzensgüte
Nicht nur in leeren Worten sich bekunden.
Wenn gar mit flehend tränenvollen Blicken
Euch Kinderhändchen sich entgegenstrecken,
Wird Euch die kleinste Gabe selbst beglücken,
Denn ihre Toten könnt Ihr nicht erwecken!
Ein süßer Balsam seien Eure Hände
Für stumme Qual und namenloses Leid,
Dies sei die letzte und die schönste Spende,
Die Ihr vor Gott dem Vaterlande weiht!

Gefr. Müller, München.



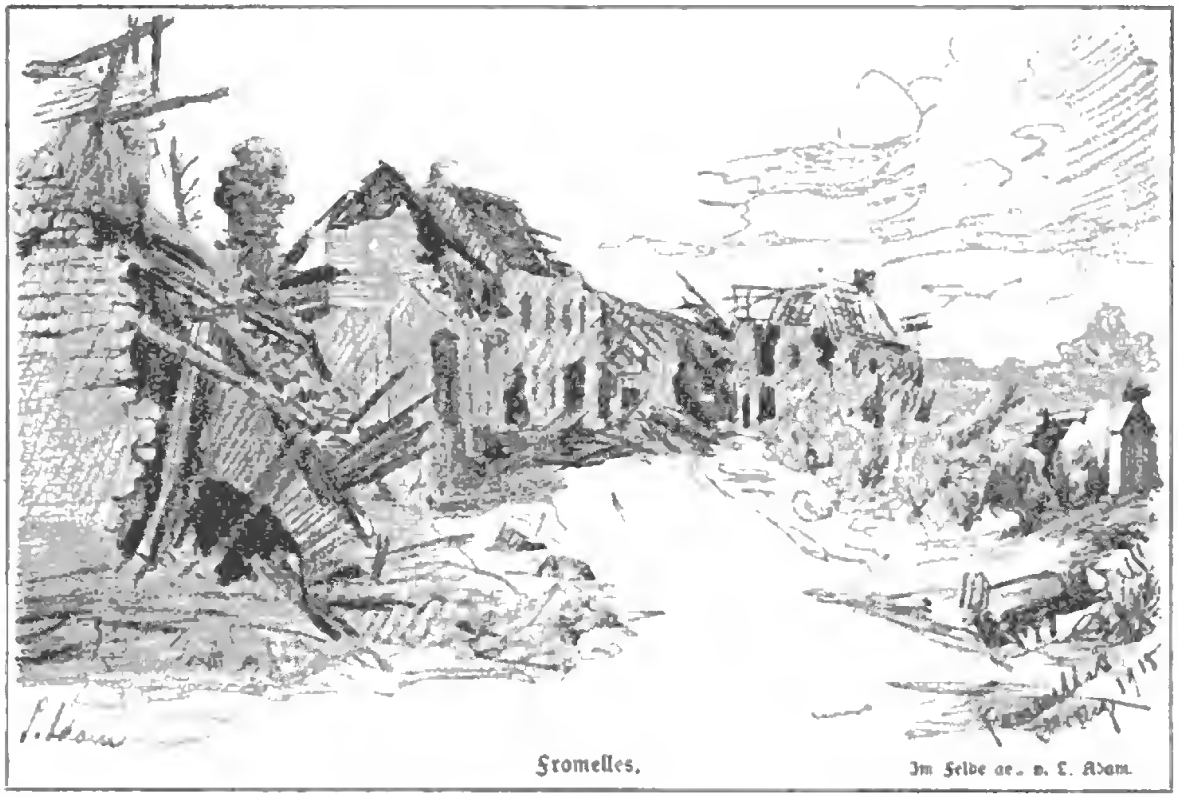
Felix Eder
Generalleutnant.

Ritter v. Frommel
General der Kavallerie.

Hermann Frhr. v. Stein
Generalleutnant.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google



Fromelles. Im Felde ae. n. L. Adam.

Erlebnisse eines Sanitäters.

Über Saarburg waren wir nach Cirey gekommen, um in aller Eile ein Lazarett zu errichten. Es galt eine große Anzahl verwundeter „Leiber“ unterzubringen. Unsere Arbeit war übergroß. Des Nachts und am anderen Tage kamen immer noch große Massen Verwundeter an. Alle aber wurden von uns vortrefflich versorgt. Nun glaubten wir, mit den unserer Obhut anvertrauten Verwundeten ein wenig Ruhe zu haben, sahen uns aber darin sehr enttäuscht. Es kam anders.

Nachts wurde unser Lazarett öfter von den Einwohnern des Ortes beschossen und am anderen Morgen kam Befehl zum Räumen. Was tun? Alle Verwundeten, deren Zustand es erlaubte, transportierten wir zum Bahnhof. In Eisenbahnwagen aller Art wurden sie verladen und weggeführt.

Die Schwerverwundeten und Operierten aber mußten wir mit schwerem Herzen dem Feinde überlassen. Ein Unterarzt und zwei Sanitätsunteroffiziere blieben zu ihrer Pflege zurück. Wir statteten sie auch noch mit einem großen Posten Wäsche sowie Verbandzeug und Proviant aus. Dann verließen wir diesen unwirtlichen Ort. Im Hinblick auf unsere unglücklichen Waffenbrüder wurde uns der Abschied sehr schwer. Es gab aber kein langes Besinnen, denn schon zogen am anderen Ende die Rothosen ein.

Digitized by Google

Wir gingen zurück auf Hilbertsheim, bis das Gefecht bei Saarburg einsetzte, dann rückten wir wieder über Blamont nach Gélacourt vor, wo wir einen Verbandplatz errichteten. Unsere Arbeit, welche sich hier unter dem Höllenlärm der Schlacht vollzog, ist auch nicht annähernd zu schildern. Unter Kugelregen trugen wir die Verwundeten vom Kampfplatz der Verbandstation zu. Unzähligemal legten wir den Weg zurück und trugen viele verwundete Helden vom Felde weg. Schrapnells krepierten dabei rechts und links von uns.

So arbeiteten wir den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis wir alle unsere armen Verwundeten eingebracht hatten. Woher wir zu dieser anstrengenden Arbeit die Kräfte nahmen, ist uns heute noch ein Rätsel. Als am dritten Tage das Gefecht sich zirka fünfzehn Kilometer vorgeschoben hatte, transportierten wir die Verwundeten auf Fuhrwerken ab.

Am zweiten Tage unserer Fahrt überfiel unseren Transport im Walde zwischen D. und M. eine feindliche Abteilung. Es krachte plötzlich aus allen Ecken und Enden des Waldes: wir wußten nicht wohin. Dank der Entschlossenheit unserer Fahrer, die ihre Pferde zur größten Eile antrieben, entgingen wir der Gefangenschaft. Sehr erschöpft konnten wir die Verwundeten in M. abliefern. Nach dreiwöchentlicher Pflege waren die Heilungen soweit fortgeschritten, daß unsere Patienten mittels der Bahn landeinwärts gebracht werden konnten. Wir aber zogen nach mehrtägigem Marsch und einer 52 stündigen Bahnfahrt in P. bei Namur ein.

Im Gegensatz zu den bisherigen Orten unserer Tätigkeit fanden wir hier sehr gutes Quartier. Die Gegend ist herrlich, die Häuser schön gebaut und reinlich; die Einwohner sind freundlicher als dort. Wir blieben vier Tage, dann erhielt unsere Sanitätskolonne Befehl nach A. zu gehen. Hier wurden wir von einem feindlichen Flieger mit Bomben beworfen. Fünf Mann einer neben uns lagernden Bäckerkolonne wurden verwundet, zwei davon starben anderen Tags.

Wir gingen weiter nach P., wo uns eine große Arbeit erwartete. Fünf Tage und Nächte hatten wir mit dem Verbinden und dem Unterbringen von Verwundeten zu tun. Von der großen Anstrengung waren wir sehr erschöpft und verstimmt. Hier wurde der Chef der englischen Fliegerabteilung Oberst Grey gefangen, er mußte eine Notlandung vornehmen. Uns freute die Gefangennahme so, daß wir alle Müdigkeit und alle Strapazen dabei vergaßen. Vier Wochen lang pflegten wir unsere Verwundeten, dann wurden wir nach St. beordert, wo wir gutes Unterkommen in einer großen Zuckerfabrik gefunden haben. Die Betten sind gut, die Wohnräume mit elektrischem Licht und Zentralheizung versehen. Uns geht hier nichts ab als eine Maß Münchener Bier und Zigaretten. Diese beiden Artikel sind sehr rar, besonders Tabak, Bier gibt es allerdings, wenigstens nennen es die Franzosen „de la bière“. Nach unserem Münchener Geschmack ist es aber nicht.

Sanitätsunteroffizier K. L., München.

Digitized by Google

Seelsorge im Schützengraben.

Wer hat wohl noch nicht beobachtet, daß wir alle, sei es im Felde, sei es daheim, unserm Herrgott durch diesen Krieg weit, weit näher gekommen sind. Seht nur einmal unsere Feldgrauen an, in welchen Scharen sie sich beim Feldgottesdienst um den Altar sammeln, mit welch gläubigem Vertrauen der alte bärtige Landwehrmann sowohl wie der blutjunge Kriegsfreiwillige seine Hände und sein Herz zu seinem Schöpfer erhebt, oder wie der Soldat, am Sehschlitz der Panzerplatte, das Soldatengebetbuch liegen hat, in dem er drei Zeilen liest, um dann seine Augen wieder nach den Mälen des kaum 100 Meter entfernt liegenden Feindes zu richten.

Alltäglich konnte man im schönen Maienmond in manchem Mannschaftsunterstande am Abend laut den Rosenkranz beten hören und auch heute hört man ihn noch beten an linden Sommerabenden. Es ist schon viel darüber geschrieben worden, was es alles im Schützengraben gibt, über seine Einrichtung und seine Ausstattung; aber das hat noch keiner gesagt, daß wir auch Schützengraben-Kapellen haben. Wirkliche kleine Kirchlein mitten im Schützengraben, die sogar geweiht sind, und die von Katholiken und Protestanten in erhebender Harmonie recht fleißig besucht werden.

Das Hauptverdienst, daß das alles so ist, fällt auf unsere durchweg hervorragenden Feldgeistlichen beider Konfessionen. Die Herren scheuen sich nicht, bis in die allervordersten Linien vorzugehen, und sie sind die allseitig geliebten Freunde unserer

Soldaten geworden. Unſer Bild zeigt einen ſolchen Beſuch des Diviſionsgeiſtlichen P. Norbert Stumpf und des Hilfsgeiſtlichen Dr. Weſtermayer bei einem Münchener Regiment an der Weſtfront kurz nach der großen mißlungenen Mai-Offenſive unſerer Feinde.

Bei dieſen Beſuchen werden auch die Gräber der nahe an der Front beſtatteten Helden eingeſegnet. Allerdings nimmt der Gegner auf unſer religiöſes Empfinden hiebei wenig Rückſicht und beſchießt ſofort die Stellen, wenn ſeine Beobachter etwas bemerken. So wurden die Herren an dem Tage, an dem die photographiſche Aufnahme im Schützengraben gemacht worden iſt, bei der Einſegnung zweier Gräber, mit 24 Granaten beſchoſſen, die zum Teil in bedenklicher Nähe eingeſchlagen haben. Trotzdem vollendeten die beiden Seelſorger in Begleitung des Bataillonskommandeurs ihren Gang in die Gräben, um denen da vorne, mit dem Gottvertrauen auch die nötige Kraft zum weiteren unentwegten Ausharren zu bringen. Und hier wetteifern die Geiſtlichen beider Konfeſſionen vereint im Aufrichten und Ermutigen wahrhaft muſterhaft. Auch das wird eine Frucht dieſes Krieges ſein, daß die Gegenſätze beider Konfeſſionen nach dem Kriege bedeutend gemildert ſein werden.

Wenn dann die Truppe auf einige Tage aus den Gräben in die Ruheſtellung rückt und ſich einmal beim Feldgottesdienſt um ihren Seelſorger verſammelt, wie ganz anders gehen dann die Worte dieſer Männer Gottes zum Herzen des Soldaten, der da weiß: Der Mann war mit uns im Kampfe, der Mann hat dem Tode ins Angeſicht geſchaut, der Mann hat geſehen, wie es hundert Meter vor dem Feinde ausſieht. Und Worte, wie: „Vertrauet, liebe Kameraden, auf eure Angehörigen in der Heimat, vertrauet auf eure Offiziere, vertrauet auf unſern Herrgott“, die ſind im Munde dieſer Männer Goldes wert und hinterlaſſen einen tiefen nachhaltigen Eindruck.

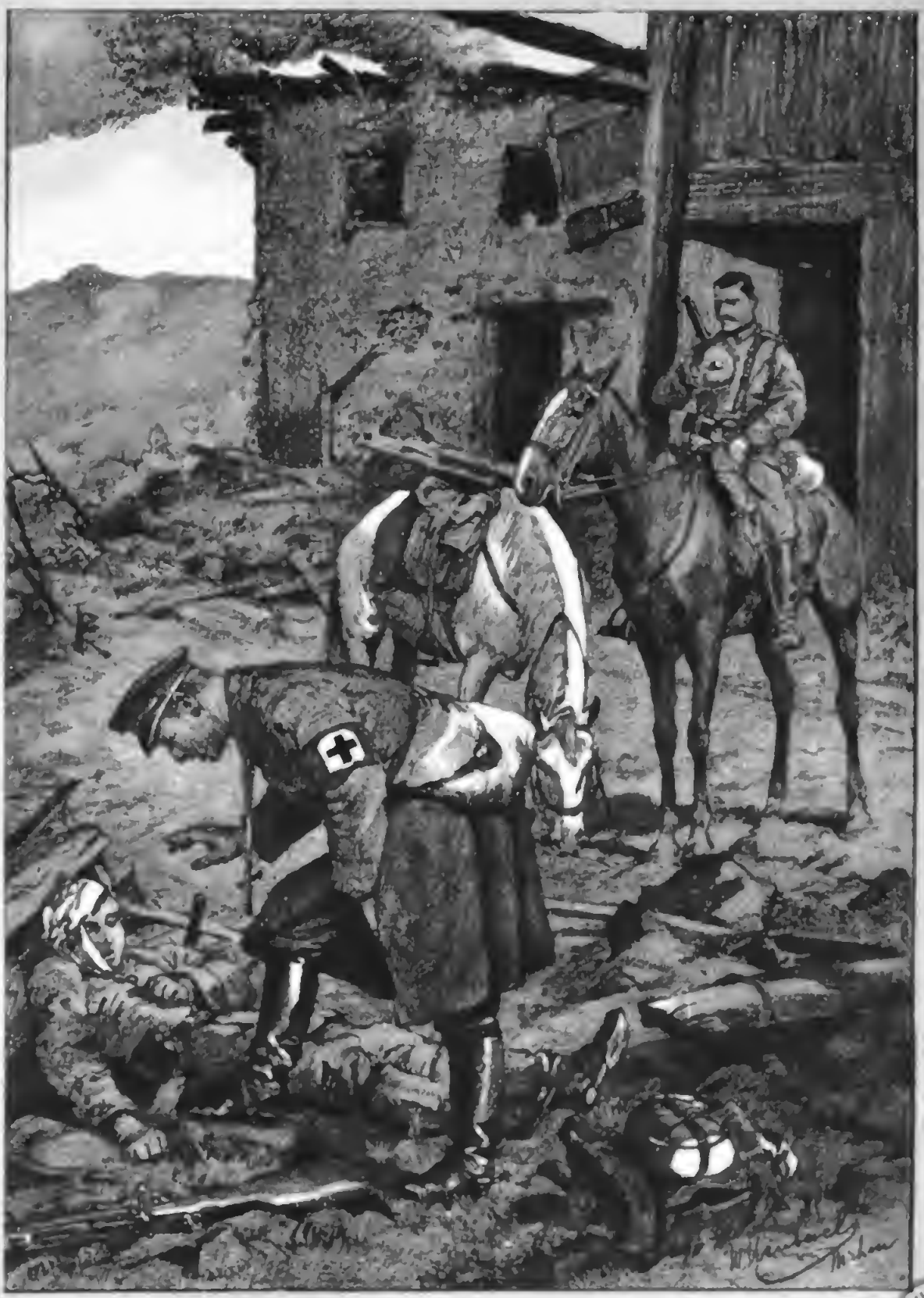
Seid deshalb unbeſorgt, Ihr Lieben daheim! So lange unſere Armee von ſolchem Geiſte beſeelt iſt, wird kein Feind ſeinen Fuß ſetzen in unſer liebes deutſches Vaterland!

Leutnant d. L. Delage.

Im Feldlazarett

Von Männerlippen, die manch tapfer „Hurra“ riefen,
Ringt ſich in dunkler Nacht ein Schmerzensſchrei,
Ein Stöhnen und ein Klagen preßt ſich durch die Lippen
Und manch verhalt'ner Schmerz wird laut in Fiebergluten.
Noch einmal kämpfen ſie die letzte Schlacht,
Es ballen krampfhaft ſich die ſtarken Hände,
Am Lager wälzen ſie den müden, kranken Körper —
Und lauernd ſteht der Tod in einer Ecke!

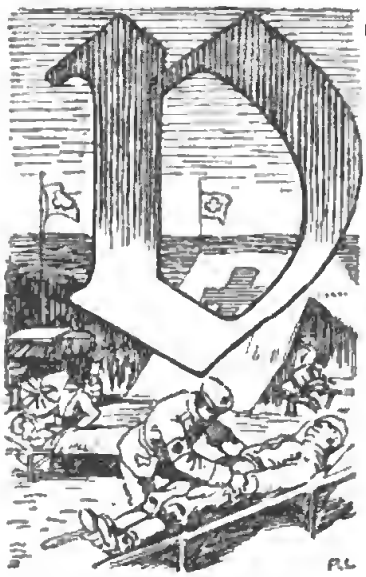
Digitized by Google



Feldgeiſtlicher.

UNIV. OF MICH.

Von den Fahrten des bayerischen Lazarettzuges W bei der Vogesen-Armee.



Vor uns liegt Freiburg, die Stadt, deren Wahrzeichen das bekannte gotische Münster ist, das ja zum schönsten der ganzen Welt gehört, die Stadt, in deren Mauern sonniger Frohsinn und herzliche Freundlichkeit wohnen. Die Türme und Kuppeln und Tore werden mächtig überragt von den unmittelbar dahinter ansteigenden Bergen, dem Schloßberg, dem Schönberg und den anderen vorgeschobenen Posten des Schwarzwaldes, die die Dreisamstadt in anmutigem Bogen umsäumen.

Die Berge und Hänge, die Matten und Fluren, die Gärten und Weinberge sind in herrlich leuchtendes Grün gekleidet, und Blütenschnee ist wie ein Brautschleier darüber ausgebreitet. Über diesen gesegneten Fleck Erde ist jetzt in diesen Frühlingstagen eine wahrhaft paradiesische Schönheit ausgegossen. Wie ist uns dieses Freiburg so lieb und teuer geworden!

In die Betrachtung von Freiburgs Schönheit mischt sich aber das Bewußtsein, daß wir uns hier in der Nähe der Front befinden. Feindliche Flieger, welche es vor allem auf den Güterbahnhof, unseren Hinterstellungsort abgesehen hatten, erschienen ab und zu und konnten, hinter den Wolken sich verbergend, mehr als einmal böses Unheil anrichten. Aber noch öfter hat ihnen die wohlgerüstete Flieger-Abwehrstation das Handwerk verleidet oder gründlich gelegt.

An einem klaren April-Nachmittag z. B. tauchten hinter den Schwarzwaldbergen plötzlich drei feindliche Flieger auf und steuerten geradewegs auf unseren Bahnhof zu. Das war eine Beschießung, die wir verfolgen konnten, gerade über unseren Köpfen! Hei, wie donnerten die Geschütze und zischten die Granaten und ließen beim Explodieren ein weißes Wölkchen nach dem andern um die

Digitized by Google

Flieger entstehen! Und zur rechten Zeit griff helfend auch das Maschinengewehr in diesen Kampf ein. Dazu bekamen die da droben noch die Kanonen der nahen Rheinstellung zu spüren. Aber niedergehen mußten zwei von den feindlichen Flugzeugen.

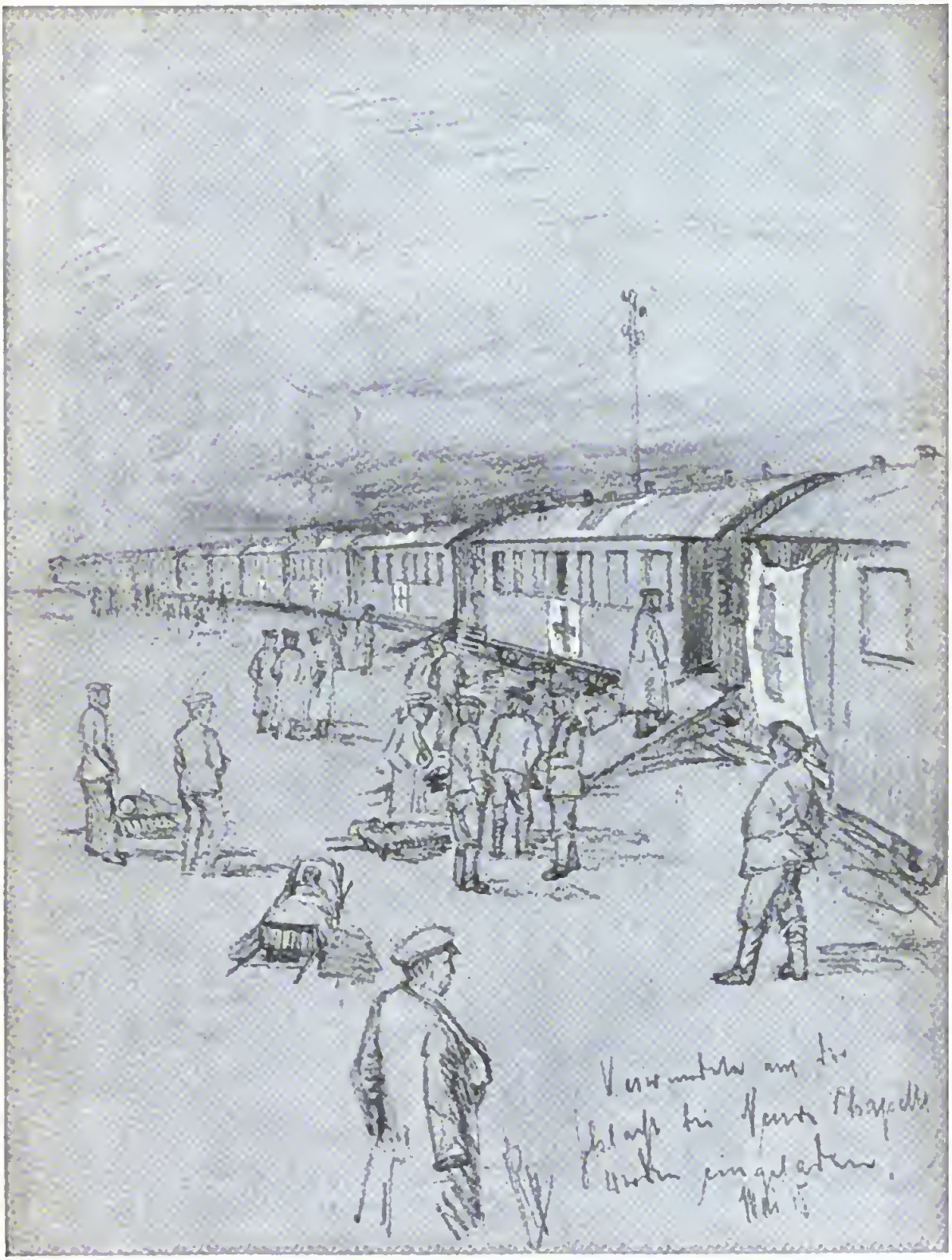
Auf dem Güterbahnhof ist unser Lazarettzug untergebracht; liebevoll wird hier für uns gesorgt. In der Zeit, in der wir still liegen und ein Befehl zur Abfahrt nicht zu erwarten ist, können wir auch etwas über die vier Mauern hinausgucken. Da drüben ist auch der Truppenübungsplatz: Infanterie und Artillerie zieht zu ihm hinaus; Gewehrknattern, Kommandorufe, Trompetensignale, Marschlieder, alles klingt dann durcheinander. „Wenn die Franzosen — Sind all' zerschossen." Und der ferne Kanonendonner, der von den Vogesenkämpfen herüberdringt, gibt dem frohgemuten Treiben und Üben den ernsten Grundton.

In dieses Freiburg also ist unser Lazarettzug von einem Verwundeten-Transport wieder zurückgekehrt. Die Wagen sind nun wieder gesäubert, gewaschen und desinfiziert, die Betten mit blendend weißem Linnen bezogen. Der Zug harrt einer neuen Fahrt, seiner 24. Fahrt entgegen.

Da sitze ich nun in meinem Wagenabteil an meinem Schreibtisch. Der war früher ein Anrichttisch im Packwagen für den Schaffner; aber ein neuer Anstrich und ein Bezug mit Wachsleinwand haben ihn zu seiner jetzigen Bestimmung erhoben. Einen kleinen „Herrgottswinkel" habe ich mir hergerichtet und um das Kruzifix Zweige der in den Vogesen häufig vorkommenden Stechpalme gewunden. Zur Rechten meines Schreibtisches hängt als anderer Wandschmuck das bekannte Bild vom Postillion der Feldpost; auch dies ist geziert mit Buchszweigen, die noch aus Nordfrankreich stammen. Ein Feldbett, ein Waschtisch, ein Wandkästchen und ein kleiner Ofen vervollständigen die Einrichtung meiner Bude. Der „Pfarrhof" wird sie genannt; sie ist halt so recht und schlecht, wie 's eben in einen Lazarettzug, ein „rollendes Hospital", paßt. Und in den fast acht Monaten, seit ich darin hause, ist sie mir ein liebes, trautes Heim geworden.

Die Wollvorhänge, welche mein Abteil vom übrigen Wagenraume abschließen, ziehe ich noch zusammen und überlasse mich ganz meinen Gedanken, Gedanken an die Lieben zu Hause, an meine Freunde draußen im Felde oder schon drunten unter dem kühlen Rasen, gebe mich den Erinnerungen hin an all das, was uns nunmehr mit der Vogesen-Armee verknüpft.

Am Silvesterabend 1914 war es, da schlenderte ich, von meinem Lazarettzug kommend, nachlässig durch die Straßen Alt-Nürnbergs, mitten durch das Gewühl von fremden Menschen, die eben noch die letzten Besorgungen machten, für eine traute Silvesterfeier sich rüsteten. Schon wollte ein drückendes Gefühl der Vereinsamung aufsteigen und eine lähmende Befürchtung, den Neujahrstag hier untätig verbringen



Verwundete aus der Schlacht bei Neuv Chapelle werden eingeladen.

Digitized by Google

zu müſſen, mich überkommen. Da traf der Befehl zur Abfahrt ein! Was von unſeren Kameraden nicht Angehörige oder Freunde in Nürnberg hatte, das fand ſich der getroffenen Verabredung gemäß noch raſch zu einer kurzen und durch die Abberufung friſch beſeelten Neujahrsfeier zuſammen. Die augenblicklich abweſenden Kameraden wurden in Eile verſtändigt. Dann ging's wieder an den Zug. Zur mitternächtlichen Stunde, als die Silveſterglocken von den Türmen der Stadt herabklangen, wurde noch ein Appell abgehalten, ein Hoch auf den König und Kaiſer ausgebracht. Dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung, dem Weſten zu. Der erſte Tag des neuen Jahres ſieht uns, wie wir während der Fahrt zum Gottesdienſt verſammelt ſind. Und bis die erſte Nacht ſich herniederſenkt, ſind wir bei der ſüdweſtlichen Armee angelangt. Seitdem alſo gehören wir endgültig zu der Armee-Abteilung, die in den Vogeſen kämpft, haben Freud und Leid mit ihr geteilt, an ihren Erfolgen uns begeiſtert, bei ihren Verluſten helfend eingegriffen.

Und oftmals haben wir ſeitdem den Weg gemacht, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, um die Verwundeten zu holen. Durch den Bereich der kleinen Feſtung Neubreiſach ging es, durch die Rheinſtellung, durch den Feuerbereich der franzöſiſchen Geſchütze — nachts natürlich nur mit gelöſchten Lichtern —, über das Schlachtfeld von Mülhauſen; drüben auf der Straße zogen unſere Feldgrauen dahin, mit denen wir herzliche Grüße wechſelten.

Aus der Fülle der Erlebniſſe, welche in unſeren achtzehn Fahrten bei der Armee-Abteilung . . . . . beſchieden waren, heben ſich verſchiedene Einzelheiten in lebhaften Farben ab. Colmar!

Gelegentlich einer aushilfsweiſen Vogeſenfahrt, die noch in die Zeit vor Weihnachten fiel, hatten wir das überraſchend ſchöne Colmar, das benachbarte romantiſche Dürkheim (der Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea), und von Dreiähren aus die Vogeſenberge kennen gelernt. Beſonders aber muß ich der Kämpfe um das Münſtertal gedenken; in der zweiten Hälfte des Februar hatten ſie ſtattgefunden, und da die Feinde in den Bergen ſtark verſchanzt waren, viele Opfer gekoſtet. Draußen an einer Militärrampe des Vorbahnhofes, wo noch die Trümmer der (im Auguſt vorigen Jahres) geſprengten Eiſenbahnbrücke wirr durcheinanderlagen — rieſige Schienen ſind wie Strohhalme geknickt — wo zum Ausbau von Feldſtellungen Mengen ſtarkes Wellblech aufgeſchichtet waren, wo die Munitionskolonnen angefahren kamen, um den neuen Bedarf an Geſchoſſen zu holen und hinwieder beſchädigte Kanonen verladen wurden, um in die Werkſtätten verbracht zu werden —, da draußen alſo an der Militärrampe ſtand denn auch des öfteren unſer Lazarettzug. Und Wagen auf Wagen kamen angefahren in bunter Reihenfolge, gut eingerichtete Sanitätsautomobile und einfache Laſtautos und Leiterwagen, wo dann die Verwundeten auf Tragbahren oder in ſchweren Bauern-

Digitized by Google

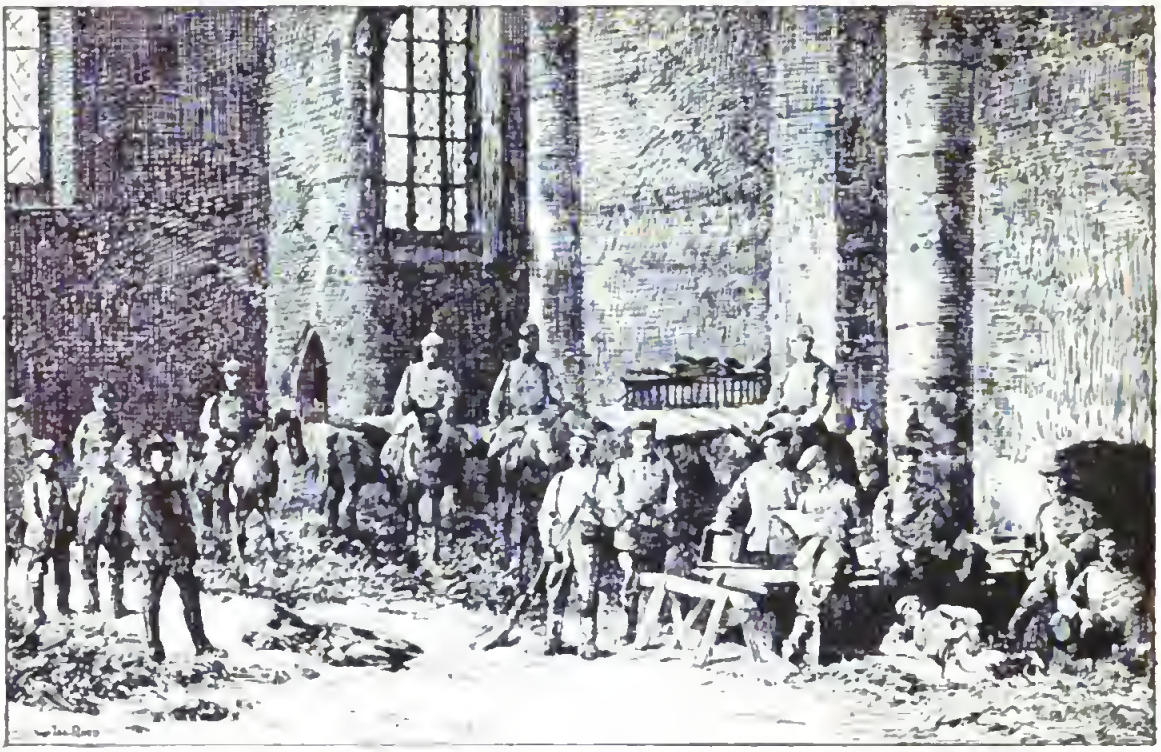
betten oder auf einer Strohschütte gelagert waren. Früh senkte sich in jener Winterszeit die Nacht hernieder; so ging denn mehrmals bei schwählendem Fackellicht und Laternenschein das Einladen der Verwundeten vor sich. Wenn sie nun einmal bei uns waren in wohlig geheizten Wagen, und auf den bequemen, breiten Betten lagen, die in einem Lazarettzug herrschende Reinlichkeit wahrgenommen und den in jedem Wagen mit viel Liebe besorgten Schmuck betrachtet hatten, dann atmeten sie tief auf und ein Zug von Zufriedenheit glitt über ihr Angesicht. Wenn dann gar der Krankenpfleger erschien, um die kräftige und gut duftende Kost zu verteilen oder wenn an jeden die obligaten Zigarren verteilt wurden, da versicherten sie glaubhaft: „Hier ist's ja schöner und geht es uns besser als im Lazarett draußen." Und die Lust des Erzählens kam über sie. Sie sprachen von der Gefechtstätigkeit der letzten Tage: „Unsere Kompagnie machte dies — unserer Kompagnie begegnete jenes — unsere Kompagnie!" Sie sagten von der eindrucksvollen Feier, als droben auf dem Berg die Gefallenen beerdigt wurden; entrüsteten sich über die Verschlagenheit der französischen Alpenjäger, mit der diese kämpfen, über ihre Feigheit, sobald sie dem Deutschen offen gegenüberstehen sollen, über die Unmenschlichkeit, mit der sie ihre eigenen Toten behandeln. Der Kamerad hier hatte sich durch eine mächtige, wohl fünfzehn Meter breite Schneelawine durchgebohrt und war dadurch einer Gefangennahme glücklich entgangen. Jener dort zieht sein Notizblatt vor, auf dem er als Beobachtungsposten mitten im Kugelregen in gerade und schräg gerichteten Strichen den Einschlag der französischen Geschosse verzeichnet hatte. Wieder ein anderer erzählte von der Tätigkeit seines Skier-Bataillons; ein in Amerika lebender Kunstmaler weiß von seiner gefahrvollen, von den Engländern umlauerten Ozeanfahrt zu berichten.

Unter Arbeit und Geplauder ging die Zeit, die wir die Verwundeten bei uns im Zuge hatten, nur allzu rasch vorüber; gerne hätten wir sie länger gepflegt, gerne länger ihnen gelauscht. Aber in jenen Tagen, da so heiß gekämpft wurde, hieß es schnell fahren und baldigst die inzwischen wieder angefallenen Verwundeten wegbefördern.

Gebweiler ist ein reizendes Gebirgsstädtchen, in ein lang gestrecktes, schmales Tal recht malerisch eingebaut. Von der durch die vielen kulissenartig vorspringenden Häuser charakteristisch gestalteten Hauptstraße zweigen Gassen und Gäßchen ab, die sich öfters in kleine Plätze erweitern; da plätschert dann ein Brünnlein oder rauscht eine Linde und schauen die Vogesenberge über die Firste und Giebel herein.

Auf die altehrwürdige gotische Kirche, die ganz versteckt in einem Winkel dahinten liegt, gehe ich zu. Sie ist, wie ich zu meiner Überraschung finde, säkularisiert, diente bisher als Markthalle und nunmehr einigen Pferden zur Unterkunft. Ein Bild von ihrem jetzigen Innern, wie die Pferde abgesattelt an Wänden und Pfeilern stehen und dazwischen Soldaten gruppiert sind, oder Reiter hoch zu Roß zwischen den schlanken,

Digitized by Google



hochgezogenen Säulen hervorkommen, das mutet geradezu an wie ein Modell für ein Rembrandtſches Gemälde.

Ein Abend in Gebweiler war aber beſonders intereſſant. Ein Regiment war droben auf einem Berge abgelöſt worden und kam nun vom Schützengraben ins Quartier zurück. Müde und abgeſpannt und verärgert ob einer droben erlebten Enttäuſchung, aber dennoch ſingend marſchierten ſie einher. In dem Städtchen war nun alles wie elektriſiert. An den Fenſtern, vor den Türen ſtanden ſie, aus allen Gaſſen und Winkeln kamen ſie und umſäumten die Straße, ſahen unſeren Feldgrauen mit großen Augen nach oder geleiteten ſie ein Stück Weges. Und deutlich ſtand auf ihren Geſichtern die Frage zu leſen: Was haben ſie da droben wieder durchgemacht? Wieviele Kameraden mußten ſie tot oder verwundet zurücklaſſen? Wie ſteht die Sache auf dem heißumſtrittenen Gebiet, dem Hartmannsweilerkopf und dem Sudelkopf? Viele Leute von „Guebwiller“, die da herumſtehen, tragen ihr franzöſiſierendes Weſen auffallend zur Schau. Wie iſt nun ihr fragender Blick zu deuten?

Nachdem der einmarſchierende Trupp vorüber war, verlief ſich auch wieder die ſchauluſtige Menge und die Straße zeigte ein anderes Bild. Soldaten, die ſich hier bereits in Ruheſtellung befanden, ergingen ſich in der milden Abendluft, ſchlenderten Arm in Arm durch die Gaſſen, ſtanden an den vielen maleriſchen Winkeln umher. Wieder andere hatten es eilig, mußten offenbar Aufträge erledigen; da und dort ſtanden auch Pferde geſattelt da, es galt noch einen Ritt zu tun. Und von den verſchiedenen Schenken heraus ertönte Muſik, die vaterländiſche Lieder und luſtige

Weiſen aufſpielte. Es waren zwar immer nur ein krächzender Phonograph oder eine quitſchende Ziehharmonika, welche die Muſik machten, verfehlten aber ihre Wirkung auf die Soldaten nicht. Die fühlten ſich bei dieſen Klängen auf einmal der Sorgen ledig und der Mühen enthoben und hatten für kurze Zeit wenigſtens das nimmerſatte Kriegsgeſpenſt aus dem Auge verloren. — Das frohe Treiben währte jedoch nicht lange. Bis ich einmal zum oberen Ende des Städtchens und zurück gehe — es mochte halb acht Uhr ſein — iſt alles ſchon wieder verſtummt, ſind die Lichter in den Schenken gelöſcht, die Fenſterläden geſchloſſen, die Straßen verödet. Da ſteht einſam in der Nacht nur noch ein Wachpoſten, dort zieht eine Patrouille ſtill ihres Weges.

Und Mülhauſen, ein anderer feſter Punkt in der Erſcheinungen Flucht — was iſt hier anziehend, was hat hier tiefere Eindrücke hinterlaſſen? Die Stadt? Sie iſt ſauber, aber reizlos. Das militäriſche Leben darin? Ich finde, daß ſich dieſes hier in den Vogeſenſtädten im Gegenſatz zu dem in den nordfranzöſiſchen Städten in ſehr einfachen Formen abwickelt; in den äußeren Bezirken, welche noch mehr ländlichen Charakter tragen, und in jedem Hof und Gehöft Soldaten und Pferde und Wagen beherbergen, da ſieht es alſo aus wie bei uns daheim bei einer größeren Einquartierung.

Aber große Freude machte es uns, wenn wir in unſerem Lazarettzug Soldaten begegneten, welche zu gleicher Zeit wie wir in Nordfrankreich waren oder eben von dort kamen, und uns von der ſechſten Armee, von den uns wohl bekannten militäriſchen Zentren Douai und Lille oder von den Kämpfen um Ypern viel Neues ſagen konnten. Gar ein Ereignis war es für uns, wenn ſich herausſtellte, daß ein Verwundeter bereits zum zweiten Male unſerem Zug anvertraut ward; der Mann bekommt dann außer ſonſtigen Erweiſen von beſonderer Aufmerkſamkeit eine „Ehrengabe“ von fünfzig Zigaretten; nach den für Felddienſt geltenden Begriffen faſt ein beneidenswertes Los! Und tief haben ſich die Eindrücke in die Seele eingegraben, welche ein Beſuch des Schlachtfeldes um Mülhauſen, der Trümmer von Burzweiler und verſchiedener Maſſengräber geben. Im Schatten der Kirche von Burzweiler, an der Eiſenbahnſtrecke bei Luttenbach, auf der Hochſtraße vor Dornach ſind ſolche Heldengräber. Da ſteht man ſtill und betet. Mitten zwiſchen den Grabhügeln, unter denen nun Freund und Feind friedlich nebeneinander ruhen, iſt ein einzelnes Grabmal, deſſen Kreuz nur die Inſchrift trägt: „Hier ruht ein Soldat“. Warum iſt ſie ſo wortkarg? Warum enthält ſie nicht einmal eine Andeutung über Truppenzugehörigkeit und Nationalität? Welches Drama hat ſich hier abgeſpielt? Vermutungen tauchen auf und werden wieder verworfen. Da tritt aus dem Sinnen etwas hervor und nimmt Geſtalt an, die Geſtalt dieſes einen Soldaten, und bildet ſich weiter zur Idealgeſtalt des deutſchen Soldaten. In dem Einen ſehen wir all die Heldenkraft, all die Heldentugenden verkörpert, die wir von unſeren Feldgrauen wiſſen. Ja, es iſt wahr, daß jeder einzelne in der Menge des Ganzen verſchwindet, daß die modernen

Digitized by Google

Helden namenlos sind, weil sie nur Diener des Volkes sind; aber groß sind die Helden, wie auch unser deutsches Volk unaussprechlich groß ist.

Dann kam des öfteren auf der Heimreise eine wundervolle Fahrt, nach Freiburg und darüber hinaus nach Mannheim und Heidelberg, nach Stuttgart und viele Städte des oberen Württemberg, nach Augsburg und Dillingen, nach Kempten und München und Freising. An eine vor allem werde ich aber mein Leben lang denken. Auf der Tribergbahn fuhren wir des Nachts. In schön geschwungener Silhouette hoben sich die dunklen Schwarzwaldberge von dem sternenbesäten Himmel ab und über dem Rand der Berge war eben in silbernem Glanze der Mond heraufgezogen. Pustend arbeiten drei schwere Maschinen unseren Zug den Triberg empor und schleppen ihn durch die vielen Tunnels. Es eröffnet sich stets eine neue Aussicht. Und immer niedriger wird der Rand der Berge und immer tiefer tun sich die Täler auf und immer weiter wird die Fernsicht, doch so verschwommen, daß man die Tiefe des Tales und die Entfernungen in der Landschaft mehr ahnt, als genau erkennt. Silberner Mondenschein und graue Nebelschwaden weben an geheimnisvollen Bildern. Da senden hier und dort einige Lichtlein aus den Gehöften im Tal ihren matten Schein zu uns herauf. Wacht hier in einsamer Nacht ein geängstigtes, ein tiefbekümmertes, ein schwer getroffenes Herz? Aber uns erscheinen diese Lichtlein so mild, als wären es Sterne, die vom Sternenheer, das über unseren Häuptern treulich wacht, heruntergekommen wären und des Himmels sel'ge Erquickung geben wollten, damit die Menschen nicht versinken in dem Elend, das der Krieg, der männermordende, auch in das sonst so friedensvolle Tal gebracht.

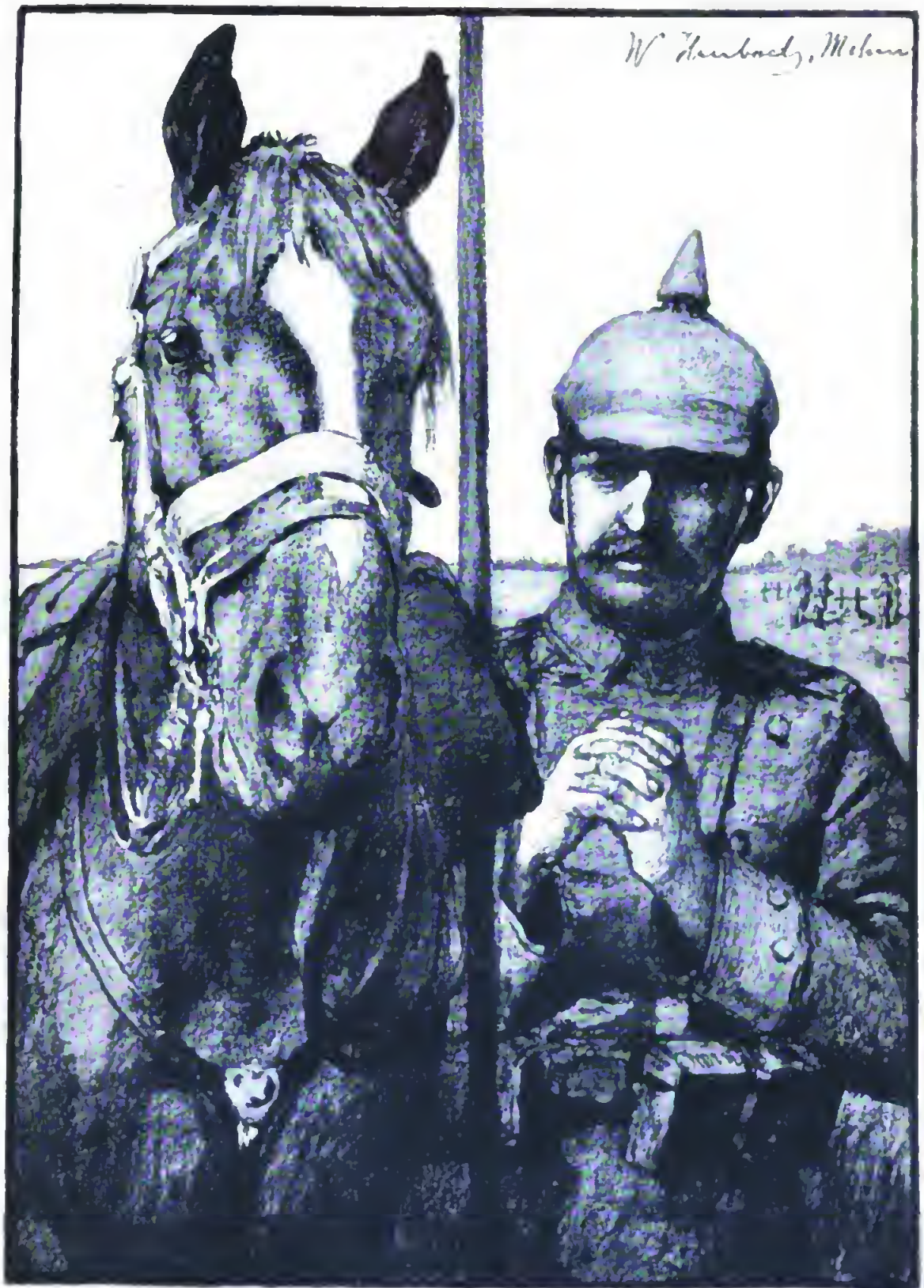
Als endlich die Sonne leuchtend heraufzog, da waren wir schon im oberen Donautal und eilten Sigmaringen entgegen. Unsere Königstochter, die als Fürstin von Hohenzollern hier residiert, schenkte unserem Zug und unseren Verwundeten die Ehre ihres Besuches.

Nach Weingarten und Ravensburg, zwei auch für die bayerische Geschichte bemerkenswerte Städtchen —, denn das eine birgt in seiner großen Stiftskirche die alte Welfengruft und hinter dem anderen erhebt sich das wenigstens in den Grundmauern noch bestehende Stammschloß der Welfen — dahin also kommen unsere Verwundeten.

Wir übernachten natürlich in den Wohnwägen unseres Lazarettzuges. Da werden wir in aller Frühe von den Klängen einer Militärmusik und straffem Marschrhythmus geweckt: neue Truppen ziehen ins Feld und als Abschiedsgruß spielt die Musik die launige Volksweise: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus". Das ist für soviele unserer Feldgrauen der Kreislauf der Dinge: ein erwartungsvoller Ausmarsch in strotzender Lebensfülle, eine martervolle Heimkehr in einem Lazarettzug.

Dr. O. Ursprung.

Digitized by Google



Andacht im Felde.

Digitized by Google

Zwei Nächte verwundet auf dem Schlachtfeld.

Bei L. erstieg unsere Kompagnie einen Bergabhang; von der anderen Bergseite aus belästigte der Feind unsere aufmarschierenden Regimenter mit Artilleriefeuer. Unsere Aufgabe war, so nahe als möglich an die feindliche Artilleriestellung heranzugehen und die Bedienungsmannschaft unschädlich zu machen. An der rechten Seite unterstützten uns Freisinger Jäger.

Wir hatten kaum die Nase über den Bergrücken gesteckt, so bekamen wir feindliches Infanteriefeuer. Wir trieben aber den Gegner bald zurück; er leistete zwar aus einem Hopfengarten noch einigen Widerstand, mußte jedoch unserem heftigen Schnellfeuer weichen und weiter zurückgehen.

Nun wurden wir von der Artilierie unter Feuer genommen und mußten über den Berg zurück. Wären nicht so viele Blindgänger unter den Geschossen gewesen, so hätte kein Mann unserer Kompagnie lebend die Höhe erreicht. Aber das mörderische Feuer genügte, viele meiner Waffenbrüder hinzustrecken; auch ich zählte zu den Verwundeten, ein Granatsplitter hatte mir das Bein zerschmettert.

Wir Verwundeten lagen Freund und Feind durcheinander über die Berglehne verstreut, dem immer noch wütenden Feuer preisgegeben. Der Feind wehrte unseren Truppen den Übergang ohne jede Rücksicht auf unsere und seine Gefallenen.

So schmachteten wir in der Sonnenglut, bis die Nacht einbrach, dann froren wir vor Erschöpfung. Ein Kamerad, der selber einen Brustschuß hatte, reichte mir den Mantel eines gefallenen Franzosen, mit dem ich mich bedeckte. Endlich gegen 1 Uhr nachts erschienen die Krankenträger der Jäger und trugen die Verwundeten ab. Da sie aber fortgesetzt von feindlichen Patrouillen beschossen wurden, konnten sie ihr Rettungswerk nicht vollenden. Diese Patrouillen kamen bis zu uns herauf, ohne uns zu belästigen, aber auch ohne uns zu helfen. Die französischen Verwundeten stießen ein Jammergeschrei aus, als sie ihre Landsleute hörten, aber auch ihnen wurde keine Hilfe.

Die Morgendämmerung brach an und mit ihr begann von neuem die Arbeit der Artillerie. Den ganzen Tag lagen wir wieder in der Sonne dem Feuer ausgesetzt. Viele Verwundete wurden noch zu Tod getroffen.

Die zweite Nacht senkte sich nieder und wieder kamen die Krankenträger. Nur wenige konnten sie retten, da der Feind sie fortgesetzt beschoß. Zum Schmerz der Wunde

Digitized by Google

gesellte sich noch Durst und Hunger. Starker Regen setzte ein, und wir konnten uns mit dem im Mantel aufgefangenen Regenwasser ein wenig laben.

Später kamen die Krankenträger wieder und trugen uns über den Bergrücken auf einen Platz zusammen. So waren wir glücklich aus dem Feuerbereich.

Am dritten Tage wurden wir in ein Feldlazarett gebracht, welches in einem im freien Felde stehenden Schafstall eingerichtet war. Eben waren wir verbunden, als es von feindlichen Granaten belegt wurde.

Die Kirche von A ... war unsere nächste Zufluchtstätte, von da ging es per Lastauto zur Bahnstation Dieuze. Die Autofahrt war furchtbar schmerzhaft für mich. Bald kam ich ins Lazarett Metlach, wo mir der Unterschenkel amputiert wurde ....

Landwehrmann Georg Neumann.

Im Lazarett.

Ich ging durch die Säle voll Not und Schmerz,
Das Herz von heißem Mitleid bewegt;
Und habe mit hellem Auge gesehn,
Wie Jeder sein Elend erträgt.
Ich gab ihnen Rosen und frug voller Lieb',
Nach ihrer Heimat und was sie bedrückt,
Da leuchtete heller manch trübes Aug,
Sie waren so leicht beglückt! —
Dann führte mich die Schwester ganz still
Zu eines Sterbenden Lager hin:
Jungschön, die Gestalt, ein edles Gesicht,
Das die scheidende Sonne beschien. —
Da faßt mich ein unendliches Weh,
Ich drückte dem Sterbenden schmerzlich die Hand,
Er aber war schon entrückt dieser Welt,
Entrückt diesem irdischen Land. —
Und irgendwo weint nun ein Mütterlein,
Zerfließt in Tränen die junge Braut,
Weil sie des Liebsten geliebte Gestalt
Nun und nimmermehr schaut. —

Hanna Vogt-Vilseck, Gauting.

Digitized by Google

Der Waſtl.

Der Waſtl iſt Ordonnanz in einem Lazarett unmittelbar hinter der Front. In der erſten Zeit, als das Lazarett eingerichtet wurde, fehlte es oft am nötigſten. Sehr ſchwer vermißte der Herr Stabsarzt immer abends vorm Schlafengehen einen Kognak und beauftragte ſeinen Burſchen Waſtl dringend, irgendwo eine Flaſche dieſes Labſals zu requirieren.

Waſtl, der dem Chiemgau entſtammt, hat's fauſtdick hinter den Ohren; was ſich auch in dieſem Falle bewährte. In kurzer Zeit hatte er eine Flaſche aufgetrieben. Der Herr Stabsarzt ſtreichelte abends befriedigt ſeinen Magen und ſagte: „Bin ich froh, Waſtl, daß wir jetzt einen Kognak haben!“ Natürlich hielt der Waſtl das für eine freundliche Einladung, den Kognak mit dem hohen Vorgeſetzten zu teilen und da er durchaus kein Antialkoholiker iſt, genehmigte er ſich täglich einen herzhaften Schluck. Dem Herrn Stabsarzt fiel die rapide Verdunſtung der Flüſſigkeit auf und er machte mehrmals einen Tintenſtrich an die Flaſche, um den „Pegelſtand“ feſtzulegen.

Waſtls ſcharfem Blick entging dieſe Maßnahme natürlich nicht; da er aber ein untadeliges Gewiſſen hatte, konnte es ihm natürlich im Traume nicht einfallen, dieſelbe auf ſeine Mitarbeit zu beziehen, die er auch ſeelenruhig fortſetzte. Da hielt es der Stabsarzt für angebracht, den Waſtl zu fragen, wer denn noch von ſeinem Kognak trinke? Treuherzig meldete Waſtl: „Z'B'fell, Herr Stabsarzt, außer mir keiner“. „Ja, wie kommſt Du denn dazu, meinen Kognak zu trinken?“ „Z'B'fell, Herr Stabsarzt, wie ich den Kognak bracht hab, hab'ns doch g'ſagt: wie froh bin i, daß mir an Kognak ha'm und da hob i halt a oan trunken.“

Der Herr Stabsarzt ſuchte dem Waſtl klarzumachen, daß, wenn er „unſer Kognak“ ſage, es eigentlich heißen ſolle „mein Kognak“. —

Der Waſtl hält was auf ſich und läßt in Zukunft das heimliche Kognaktrinken, trotzdem es ihm viel Überwindung koſtet. Andernteils will er aber von den freundlichen Franzöſinnen durchaus nichts wiſſen.

Einmal, als er ein ſolches Dämchen derb hatte abfahren laſſen, wollten ihn die anderen Soldaten wegen ſeiner Tugendhaftigkeit hänſeln. Das ließ ihn aber kalt: „Wißt's, i, i hob an Charakter und i b'halt mein Charakter! Bal i wieda hoam kimm, heirat i mei Dirndl, dös is nacha mei Weib; aba a „ſolchene“ mog i nöt, da bin i mi z'guat dazua.“

H. v. Besnard.

Digitized by Google

Besuch im Lazarett.

„Wo aus denn, Hofbäurin?“

Die Angeſprochene ſchrickt zuſammen, dann ſieht ſie um ſich und erblickt den Herrn Pfarrer in ſeinem Gartenhäuschen beim Brevier.

„Jeſſ', der Herr Hochwürden“, entfährt es der Hofbäurin von Hundsberg. „Wo aus? Ja, wiſſen Sie's leicht no net? Mein'n Buam, an Maxi, hab'n ſ' g'ſchoſſen; zwoa Schuß hat er. Z' Paſſau liegt er drinn im Lazarett. Und heut darf i 'n auffuch'n. O mei, Hochwürden, is dös a Kreuz mit dem Krieg! Vier Woch'n hab'n ma gar nix g'hört vom Max'n, gar nix, koa Sterbenswörti — und heut tuat er uns d' Poſt, daß er z' Paſſau drinn liegt. Jetzt muaß i ſcho geh, aa, daß i 's Auterl no derwiſch; pfüat God, Hochwürden Herr Pfarrer, und beten S' für mein'n Maxl aa an Vaterunſer.“

„O mei, wie wird's eahm ebba geh'n, zwoa Schuß hat er“, jammert ſie im Weitergehen. Aber ſie hat keine Zeit, das Auto ſteht ſchon fahrtbereit vor dem Dommeiwirt.

„Höchſte Zeit!“ meint der „Schafför“. „Wohin?“

„Auf Paſſau, ins Lazarett, zu mei'm Maxl; zwoa Schuß hat er. O mei, is dös a Kreuz mit dem Krieg!“

Das hat der „Schafför“ wohl ſchon öfter gehört und es rührt ihn nimmer recht. In aller Seelenruhe zwickt er der Hofbäurin ein Billettl ab und ſchiebt ſie in den Wagen. Sie iſt noch nie mit einem Poſtauto gefahren und darum paßt es ihr, daß ſie die Schneckenwirtin drinnen antrifft. Zu der ſetzt ſie ſich gleich hin.

„O mei, Schneckenwirtin, woaßt es ſcho von unſer'm Max'n? Zwoa Schuß hat er. Z' Paſſau liegt er drinn im Lazarett.“

„So“, ſagt die Wirtin, „da könn ma glei mitanander toa; mei Mann liegt aa drinn“.

„Du liebe Zeit, was d' net ſagſt! Dei Mo! Hat leicht der aa no furtmüſſ'n?“

„Mit'm Landſturm, ja. Is ſcho lang drauß g'wen, hat G'fechta mitg'macht und all's, is eahm nie nix paſſiert und z' Martirch derwiſcht 'n a Schrapnell.“

„Da waar's ja do aus“, jammert d' Hofbäurin. „Da hab i gar nix g'wißt davo. O mei, auf der Oag'ſchicht draußt geht ma halt nix auf. Aber denkt hab i mir's ſcho, weil's d' gar ſo kleinlaut dag'ſeſſen biſt; und biſt ſonſt ſo rebelliſch.“

„Ja, ja“, ſeufzt die Wirtin.

„Wie wird's denn ausſchau'n in ſo an Lazarett? I bin mei Lebtag no in koans einikemma. Und mir wird allemal glei ſchlecht, wenn i a Bluat ſehg; und drum hab i mir Hofmannſche Tropfen mitg'nomma.“

„I woaß's aa net, wie's da is, i kimm aa heut 's erſtmai ei“, ſagt die Wirtin.

Digitized by Google

Verwundeter Kamerad.

Im Felde gezeichnet von Karl Wurm.

Digitized by Google

Eine halbe Stunde ſpäter ſtehen die zwei Frauen vor dem Reſervelazarett, das in Friedenszeiten ein Schulhaus iſt.

Eine Schweſter kommt den Gang her auf die zwei unſchlüſſigen Frauen zu.

„O mei“, entfährt es der Hofbäurin, „is die ſchön! Wie an Engel!“

„Dös is a Schweſter, die die Verwundeten pflegt“, erklärt die Wirtin.

„Was? A ſo a Feine?“

Da ſteht die Schweſter vor den beiden Frauen und frägt ſie nach ihrem Begehr. Wie freundlich ſie iſt! Da geht der Hofbäurin gleich das Herz auf:

„I waar d' Hofbäurin von Hundsberg. Mei Bua, der Maxl, hat mir d' Poſt to, daß i 'n heut hoamſuacha derf. Zwoa Schuß hat er, der Maxl.“

„So“, ſagt die Schweſter, „der Hofbauer liegt in meinem Saal. Da gehen Sie nur gleich mit.“

Der Hofbäurin kommen jetzt die Tränen, ſie weiß ſelbſt nicht, warum; aber ganz dick kommen ſie ihr.

„Und wen ſuchen Sie?“ wendet ſich die Schweſter an die Wirtin.

„Den Landſturmmann Haindl.“

„Der gehört auch mir“, ſagt die Schweſter. „Aber, Mutterl, net weinen!“ tröſtet ſie die Hofbäurin.

„Mir is ſooviel hart und wieder ſo leicht aa, weil S' gar ſo freundli ſan, Fräul'n“, entſchuldigt ſich die Hofbäurin und trocknet ihre Tränen. Dann zieht ſie ein Fläſchchen aus dem Korb und läßt ein Tröpferl auf ein Stück Zucker.

„Wiſſen S', Fräul'n, i hab mir Hoffmannſche Tropfen mitg'nommen, weil mir gar ſo leicht ſchlecht wird. Und koa Bluat kann i überhaupts net ſehg'n.“

„Da brauchen Sie keine Angſt haben. Aber was haben Sie denn ſonſt noch im Korb? Vielleicht Eßwaren?“

„Ja“, ſagt die Hofbäurin, „a G'ſelchts hab eahm mitbracht, an Maxl, weil er's gar ſo gern ißt. Und Frühbirn hab eahm aa, und a backen's Hendl, hab i mir denkt, kunnt aa net ſchad'n. Derf's ebba net ſein, daß ma ebbs mitbringt?“

„Eigentlich nicht, weil die Leute ohnedies keine Not haben. Aber bei Ihnen will ich ein Auge zudrücken. So, jetzt ſind wir ſchon da auch.“

Die Schweſter öffnet die Türe in einen großen Saal. Da ſtehen zwanzig ſchneeweiße Betten die Wände entlang, vor den Fenſtern ſind Tiſche mit Blumenoaſen, davor ſitzen bärtige Männer in weißen Mänteln und ſpielen Karten. Nur ein paar liegen in den Betten. Und einer ſpielt gar auf der Ziehharmonika: „Dort tief im Böhmerwald.“

Das iſt alſo ein Lazarett.

So hat ſich's die Hofbäurin nicht vorgeſtellt. Aber jetzt ſuchen ihre Augen von Bett zu Bett, wo ihr Maxl wohl liegt. Ängſtliche, mütterliche Augen ſind es, wie Schwalben huſchen ſie von einem zum andern. Aber in den Betten iſt keiner, der ihrem Maxl gleichſieht.

Digitized by Google

Da ſteht ſchon einer vor ihr und reckt ihr die Hand hin: „Grüaß di God, Muatta!“

„Ja, du, du biſt es? O mei, i hätt' di ſei nimmer kennt. So a Bart! O mei, Max, wie geht's dir denn?“

„Guat, Muatta, guat, dös ſiehgſt d'. Grad hab i Karten g'ſpielt mit 'm Schneckenwirt. Zwickt hab'n ma!“

„Zwickt habt's? Ja, is denn dös net verbot'n.“

„Bloß in die Wirtshäuſer, Muatta. In die Lazarett kann ma zwicka, wie ma mag, gelt, Schneckenwirt?“

„Dös glaub i“, ſagt der.

„Aber jetz ſitz di her, da, Mutter, biſt g'wiß recht müed?“

Kameraden vom Maxi rücken Stühle her, die Hofbäurin weiß gar nicht, wie ihr geſchieht.

„Ja, Bua“, ſagt ſie dann, wie ſie ſitzt, „daß d' net liegen muaßt mit deine zwoa Schuß! Wo haſt d' es denn?“

„Da oan durch d' Lung, und oaner is mir durch 'n Arm. Jetz geht's ſcho guat, Muatta. Dös ſiehgſt d' ſelber.“

„O mei, Bua“. Wieder kommen ihr die Tränen. Aber diesmal ſind es Zähren eines leiderlöſten Herzens. Und dann packt ſie aus: Geſelchtes, Frühbirnen und das Backhendl.

„Dös hätt's net braucht, Muatta, wir hab'n wirkli koa Not. Mir könn ma dös net amal eſſen, was ma kriegen. Allweil hoaßt's eſſen und eſſen, da ſchau her, grad hab i Brotzeit g'macht. Dös Trumm Schinken is mir no übri blieb'n.

„Und i hab g'moant, ös müaßt's recht Hunger leid'n im Lazarett. Aber nimm's nur, die Fräul'n, d' Schweſter, hat's ſcho veriaubt. Und was d' net magſt, gibſt halt deine Kameraden. Wird eah ſeltſam ſei.“

„Gelt, Hofbäurin, da ſchauſt d'“, wendet ſich jetzt der Schneckenwirt an ſie. „So luſti geht's im Krieg zua!“

„O mei, du kannſt d' no G'ſpaßi aa macha“, wundert ſich die Hofbäurin.

„Haſt d' eh recht“, pflichtet ihr der Wirt bei. „Oft amal is 's anders aa; geit, Maxi?“

Der nickt nur ſtumm.

Jetzt geht die Türe wieder auf und die Schweſter kommt mit dem Doktor herein. Die Kranken treten an ihre Betten, bloß der Maxl und der Schneckenwirt bleiben auf einen Wink des Arztes bei ihrem Beſuch.

Der Doktor geht von einem zum andern und hat überall ein heiteres Wort. Die Schweſter ſchreibt bei jedem ins Büchel, was ihr der Doktor anſchafft.

Zuletzt kommt er noch an den Tiſch zu den Zweien.

Digitized by Google

„Jeſſ“, entfährt es der Hofbäurin, „dös is ja der Herr Doktor Hingſamer! Jetzt die Freud!“

„Kennſt d' mi no, Muatterl? Wie geht's denn nacha jetzt mit ihrem Mann? Hat er's Reißen noch?“

„Gar nix mehr g'ſpürt er. Seit derſell'n Salb'n, die wo S' eahm auf d' Letzt verſchrieb'n hab'n, is 's wie wegg'wunſch'n. O mei, und jetzt is mei Maxl aa bei Eahna. Jetzt hab i koa Angſt nimmer, daß er net bald g'ſund wird.“

„Na, wie geht's?“ wendet ſich der Doktor an den Maxl.

„Sehr gut, Herr Doktor!“

„Ja, gelt. Der Urlaub! Wiſſen S', Hofbäurin, der Urlaub is der allerg'ſchickter Doktor. Alſo, bleib'n ma no acht Tag da — und nacha gibt's vier Wochen Urlaub. Und wenn der Urlaub um is, is der Krieg aa gar.“

„O mei, dös wenn waar!“ ſagt die Hofbäurin.

„Na“, fährt der Doktor weiter, „beim Schneckenwirt wird's aa no acht Tag dauern. Nacha gibt's aa vier Wochen. Wird ſcho recht. Pfüat God, und an ſchön Gruaß dahoam, Hofbäurin!“

„Dös is amal a deutſcher Mo!“ ſagt die Hofbäurin, wie der Doktor wieder draußen iſt. „Da müſſ'n d' Leut g'ſund wer'n, bei dem.“

„Juhu“, jubelt der Maxl, „haſt es g'hört, in acht Täg'n gibt's vier Wochen Urlaub!“

Auch der Haindl, der Schneckenwirt, ſchnalzt mit den Fingern und der Verwundete ſpielt auf ſeiner Ziehharmonika wieder: „Dort tief im Böhmerwald, da iſt mein Heimatsort.“

Eine Stimme ſummt mit, der Maxl fällt ein, der Schneckenwirt tut mit und auf einmal klingt das Lied ihres Heimwehs durch den Saal:

Dort tief im Böhmerwald,
Da iſt mein Heimatsort,
Es iſt ſchon lange her,
Daß ich von dort bin fort.
Doch die Erinnerung,
Die bleibt mir ſtets gewiß,
Daß ich den Böhmerwald
Ja nie vergiß,

Wo ich am Vaterhaus
Auf grüner Wieſe ſtand
Und weithin ſchaute auf
Mein Heimatland.

Die Schweſter erſcheint in der Tür und legt den Finger an den Mund zum Zeichen, daß es nun genug ſei. Es ſind ein paar dabei, denen das Singen noch ſchaden könnte, wie der Maxl etwa, der auf der Lunge noch nicht ganz feſt iſt.

Die Hofbäurin aber ſitzt in glückſeligen Tränen da und die Schneckenwirtin muß auch weinen. Wie Kinder ſind ſie, dieſe bärtigen Helden, und folgen tun ſie auf Wort und Wink. Und den beiden Frauen, die den Krieg bisher nur nach der Sehnſucht bemaßen, die ſie um ihre Lieben im Felde erlitten, ſteigt eine Ahnung auf von der Eintracht und Ordnung, von der Größe und Erhabenheit des Weſens, das den deutſchen Krieg ausmacht und was unſere Gegner „Organiſation“ nennen.

Gegen Abend, wie die Beſuchszeit um iſt, fahren die zwei Frauen wieder heim zu den Ihren. Die Hofbäurin ſchüttelt ein ums andre Mal den Kopf und kann ſich über das Geſehene nicht genug wundern.

„Schneckenwirtin“, ſagt ſie beim Ausſteigen, „jetz muaß i no in 'n Pfarrhof. Und all's ſag eahm's, an Herrn Pfarrer, daß er am Sunnta a Predi macht über d' Lazarett. Ja, auf der Kanzel muaß er's ſag'n, daß d' Leut koan Kummer nimmer hab'n, wenn oaner verwund't wird. Die ſan ja wie im Himmi im Lazarett, gelt, Schneckenwirtin? O mei, und i dumm's Wei hab mir Hoffmanniſche Tropfen mitg'nomma!“

F. Schrönghamer-Heimdal.

Lazarettgeſchichten.

Einer unſerer Schwerverwundeten, den wir mit ſorgenvollem Herzen gepflegt haben, ein bayeriſcher Offizier, war während der Narkoſe ganz untröſtlich über „das ſchöne Bombardement“, das ihm „verloren gegangen“ ſei. „Dös is was, daß i jetz da als Nixtuer liegen muß“, meinte er auch ſpäter noch in ſeiner gemütlichen Art. Das Eiſerne Kreuz, mit dem geſchmückt wir ihn ſo gerne wie manch anderen hätten im Bett liegen ſehen, lag einſtweilen in ſeiner Heimat für ihn bereit.

Ein bärtiger Reſerviſt, dem ich ſeine Geſichts- und Kopfverletzungen im Spiegel zeigte, betrachtete ſich voll Aufmerkſamkeit; Mitleid über die Zerſtörung ſeiner Schönheit rührte ihn wenig: „Ah, des macht nix!“ meinte er; ſein größerer Kummer galt ſeiner perſönlichen momentanen Kriegsuntauglichkeit. Er räſonierte auf den Franzoſen, der ihn ſo zugerichtet. Zornig ballte er die harte Fauſt. „Den wenn i noch derwiſch!“ Sprach's, ließ ſich verbinden und zur baldmöglichſten Entlaſſung an die Front vormerken.

E. v. R.

Im Schützengraben bei Arras. Im Felde gez. v. L. Adam.

Arras.

Es war bei Arras. Ein furchtbares, nie gesehenes Ringen auf Leben und Tod war entbrannt. Das Artilleriefeuer war minutenlang so stark, daß die Erde bebte, wie unter der Gewalt des vulkanischen Ausbruches. Wir standen Tag und Nacht an unseren schweren Geschützen und feuerten, was aus den Rohren ging. Alle Angriffe wurden abgeschlagen und Berge von Leichen — Franzosen und Schwarze — bedeckten das Schlachtfeld. An manchen Stellen gelang es dem Gegner in unsere vordersten Gräben einzudringen, dann aber begann ein mörderischer Kampf bis aufs Messer, zu grauenvoll, um ihn beschreiben zu können. Immer wurde der Feind hinausgeworfen und nur wenige kamen wieder heil zu ihren Linien zurück.

Freilich auch bei uns sind Verluste zu beklagen.

Digitized by Google

Stehen wir doch stundenlang im schwersten Granatenhagel und das seit mehreren Tagen. Gestern griffen die Engländer dreimal an, mußten aber jedesmal unter schweren Verlusten zurückgehen. Nach dem zweiten Angriff drohte bei uns die Munition auszugehen, allein eine preußische Kolonne kam mitten durchs feindliche Granatfeuer herangesaust, allen voran ihr tapferer Führer. Wir trugen die Geschosse im feindlichen Feuer an unsere Geschütze, eben zur rechten Zeit, um in dem schon beginnenden dritten Angriff mit Erfolg einzugreifen. Die Geschütze waren glühend heiß geworden, ein Beweis für das furchtbare Feuertempo, das wir einhielten. Unsere Batterien funktionieren wie große Maschinen. Jeder ist auf seinem Posten. Es gibt kein Zittern und kein Beben. Fällt ein Mann, so tritt ruhig und selbstverständlich ein anderer an die Stelle des Gefallenen. So lange eine bayerische Batterie donnert, kommt kein Teufel an sie heran. Das haben die Franzosen und Engländer bei Arras mehr als einmal erfahren.

Wie freut es uns, auch die Anerkennung unseres heldenhaften Armeeführers, Kronprinz Rupprecht, gefunden zu haben. Aller Augen glänzten, als gestern das Lob vorgelesen wurde, das uns der Prinz aussprach für unser mutiges Standhalten im feindlichen Granatfeuer und für die gute Unterstützung der Infanterie. Wir haben es geschworen, den Wall der Bayern durchbricht kein Gegner lebend. Die Tage von Arras waren ein neuer Beweis hiefür. Die Franzosen kämpften wie Verzweifelte; auch waren viele Gefangene, die wir machten, betrunken. Während des Artilleriekampfes sah man auf dem rauchenden Schlachtfeld entsetzliche Bilder. Arme, Beine und Köpfe der anstürmenden Feinde flogen oft mehrere Meter hoch in die Luft. Dennoch wurde der Angriff weitergetragen, bis er endlich an der deutschen Felsenwand in Trümmer barst.

Sieben Wochen lebten wir in dieser Hölle. Alles schien dem Tode geweiht. Das Brüllen der Kanonen und das Heulen der Granaten setzte nicht eine Stunde aus. Die Dörfer standen im Umkreis in lodernden Flammen, ganze Wälder wurden von den einschlagenden Granaten, wie Strohhalme geknickt. Staub, Erde und Steine stiegen wie aus Kratern beständig in Garben in die Luft. All dies und der Schmerz über die gefallenen Kameraden, das innige Herzeleid, das einen erfaßt bei dem Stöhnen der Verwundeten, all dies peitscht die Nerven auf, das Blut tobt in den Adern und hämmert im Gehirn — aber dennoch bleibt die deutsche Willenskraft; deutscher Mut und deutsche Treue sind nicht zum Beugen, auch wenn alle Tore der Hölle sich öffnen. Ruhig ertönen die Kommandos der Offiziere, bärtige Mannschaften stehen wie die Mauer im feindlichen Feuer und in glühendem Sonnenbrand.

Und unsere Infanterie! Wer den 9. Maiensonntag mit uns erlebt hat, der wird erzählen bis an sein Lebensende von diesen Braven. Um 8 Uhr morgens gingen die Franzosen auf der ganzen Front zum Angriff vor. Er wurde mit allen zur Verfügung

ſtehenden Kräften mit großer Tapferkeit ausgeführt und traf vor allem das bayeriſche Reſervekorps.

Es gelang dem Gegner, nachdem er ein nichtbayeriſches Bataillon überrannt hatte, in unſere Stellung einzudringen. Das bayeriſche Reſerve-Jägerbataillon kämpfte mit Todesverachtung gegen eine zwanzigfache Überlegenheit. Es hielt aus bis zum letzten Mann. Auch ein weiteres bayeriſches Infanterie-Regiment war von allen Seiten angegriffen und die Gefahr für die Stellung ſtieg aufs Höchſte. Da ſtürmten die bayeriſchen Bataillone vor und warfen ſich wie die Löwen auf den Feind. Es gelang ihnen, den fünften Angriff, der wie ein Orkan heranbrauſte, zum Stehen zu bringen, dank auch der Artillerie, welche rechtzeitig eingegriffen hatte.

Der erſte Tag war zu Ende. Der Feind bezahlte ſeine Durchbruchsverſuche mit fürchterlichen Verluſten. Freund und Feind geben unumwunden zu, daß unſere Bayern im Nahkampfe unwiderſtehlich ſind. Aber einen derartigen Nahkampf zu ſchildern, iſt, wie geſagt, die Feder zu arm.

Joſeph Berghammer.

Mondwiederkehr.

Aus trautem Kreis, aus ſtillem Haus,
Ein Vater zog zum Krieg hinaus,
Und weinend ſteh'n um ihn die Seinen,
Ein teures Weib, drei munt're Kleinen.

Der Vater ſprach in Trennungsweh'n:
„Lebt wohl nun jetzt, ich muß nun geh'n!“
Da rufen all' im bangen Trauern:
„Wie lang' wird wohl der Krieg noch dauern!“

Und tiefe Rührung ihn ergreift,
Das flehend Aug nach oben ſchweift,
Und dann mit Tränen blickt hernieder:
„Seid nur getroſt, ich komm bald wieder!

Eh noch vom hehren Himmelsball
Der Vollmond glänzt zum drittenmal,
Seh ich, ſo 's droben Gott gefällt,
Euch alle froh um mich geſellt!“

Der Vater ſpricht manch mahnend Wort,
Die Lieben doch, die weinten fort,
Und fielen flehend vor ihm nieder:
„O Vater, Vater, komm bald wieder!“

Doch dieſer ſchwieg und ſprach nicht mehr,
Die Kinder machten 's Herz ihm ſchwer —
Griff zum Gewehr mit bangem Zagen,
Eilt dann hinaus zu Kampf und Jagen.

Bald ſtand am Himmel ſchön und rein
Der Mond im vollen Zauberſchein.
Im Haus frohlockt's: „Nun muß er kommen,
Bald hat der Krieg ſein End' genommen!“

In Flandern doch lag ſchon im Blut
Der Vater, ihn verließ der Mut,
Schrie nach dem Weib, nach ſeinen Kindern;
Raſch kam der Tod, den Schmerz zu lindern.

Nun kam der Mond zum viertenmal;
Die Seinen voll der Tränenqual,
Im Mondſchein knieten weinend nieder:
„O Vater, wann kommſt du denn wieder!“

Oft wird der Mond am Himmel ſteh'n,
Doch wird nicht mehr nach Hauſe geh'n
Der Vater; er ſchläft frei von Sorgen,
Kehrt wieder erſt am ew'gen Morgen.

K. Maſſinger.

Otto Ritter v. Gyßling
Generalleutnant.

Philipp v. Hellingrath
Generalleutnant.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Arras.

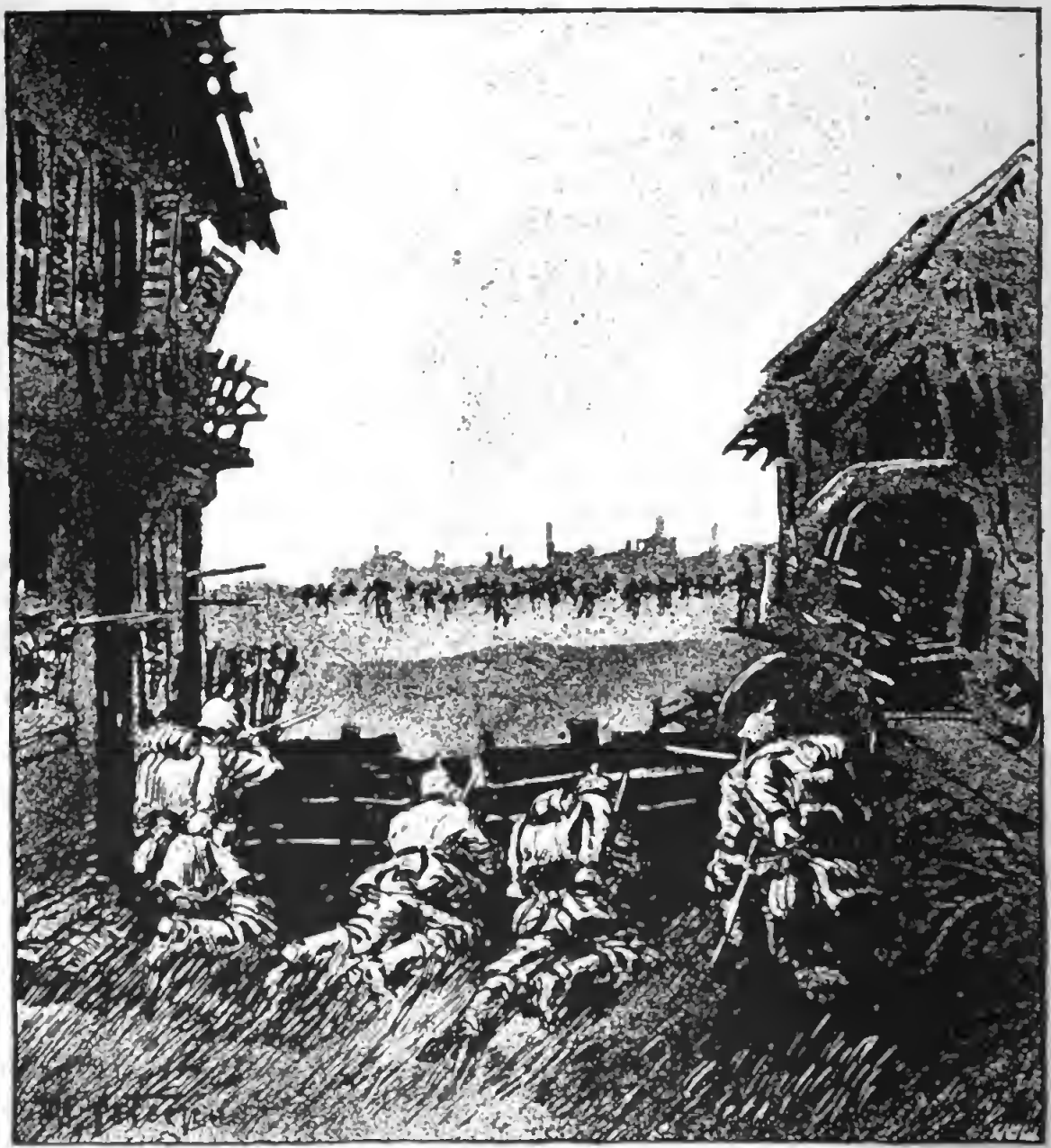
Wie viel Dank das deutsche Volk den Kämpfern bei Arras schuldet, das mag eine kurze Betrachtung der Geschehnisse auf jenem mit Strömen von Blut getränkten Kampffelde dartun.

Eröffnet wurde der gewaltige Waffengang am Samstag, 1. Mai, durch eine planmäßige Beschießung der hinter der Front liegenden Unterkunftsorte durch die französische Artillerie. Dabei wurden auch solche Ortschaften mit Feuergruß bedacht, die bis dahin noch nicht unter französischem Artilleriefeuer gestanden waren und in denen sich somit noch die gesamte französische Einwohnerschaft befand. Aber nicht etwa, daß letztere darüber entsetzt gewesen wäre; vielmehr wurden die Granaten als Botschaft von jenseits des deutschen Eisenrings aufgenommen, daß nunmehr mit dem Aufräumen der deutschen Herrschaft begonnen würde. Nicht nur in den Mienen sprach sich das aus, sondern auch ganz unverhohlen in Worten. „O, bum, bum, nix Malheur; Allemagne retour!“

Mittlerweile haben die Leutchen allerdings Zeit gehabt, anders belehrt zu werden, und auch ihr heiles Dach überm Kopf ist ihnen jetzt lieber wie die unerwünschten Granatengrüße von drüben. Doch das nur nebenbei. Auf deutscher Seite wurde der Fehdehandschuh augenblicklich aufgenommen mit einem kräftigen Bombardement von

Arras, deſſen Zitadelle außerdem noch von unſern alsbald aufgeſtiegenen Fliegern mit einigen Bomben ſchwereren Kalibers belegt wurde. Es vergingen dann noch einige Tage, während deren ſich die Reihen zum blutigen Tanz ordneten und die Artillerie durch Einſchießen ihre Inſtrumente ſtimmte.

Gegen den 6. Mai begann das Waffenſpiel. Von Arras bis nach Lille hinauf begann die franzöſiſche Artillerie ein ſchweres Bombardement auf unſere Linie, das ſich während dreier Tage faſt buchſtäblich ohne Unterbrechung fortſetzte. Dann



eine kurze Pauſe auf der Gegenſeite, wie zu nochmaligem Aufatmen vor einem Gewaltentſchluß, und dann, in der ſchönen Sonntagsfrühe des 9. Mai, brach der Sturm los.

Von Norden her — unterhalb Lille — ſetzte er ein und pflanzte ſich fort bis dicht vor Arras. Ein ungeheures grollendes Getöſe, das Abſchuß und Einſchlag kaum noch voneinander unterſcheiden ließ, erfüllte die Luft; mit einem artilleriſtiſchen Maſſenfeuer-Überfall ohnegleichen leiteten die Franzoſen die Schlacht von Arras ein. Wo der Gewaltſtoß der gegneriſchen Kräfte einſetzen würde, war zunächſt nicht ganz klar.

Die volle Erkenntnis der feindlichen Abſichten bringt immer erſt der letzte Augenblick. Bis dahin muß jeder Truppenkörper guten Mutes auf ſeine eigene Kraft zur Aufnahme des Gegners vertrauen. Und dieſer von den franzöſiſchen Sturmkolonnen im erſten Anlauf mit einem glänzenden Schneid ausgeführte Gewaltſtoß traf — wie ſchon geſagt, militäriſche Geheimniſſe verrät man da dem Feinde nicht mehr — ein bayeriſches Korps. Wohl griffen die Gegner mit ſtarken Kräften auf der ganzen Linie Lille-Arras an und gleichzeitig wurde auch am Yſerkanal gekämpft, aber die volle Wucht des Überfalles war auf dem Abſchnitt ſüdlich Lens bis kurz nördlich Arras gerichtet, den in der Hauptſache dieſes bayeriſche Korps zu verteidigen hatte. Namentlich war es eine zu ihm gehörige Diviſion, die dem unmittelbaren Anprall ausgeſetzt war.

Es gelang den Franzoſen, in unſere Linie einzubrechen und unter Überrennung von Ablain und Carency bis zur Linie Souchez-Neuville einzudringen.

Unter dem Schutze ihres gewaltigen Artilleriefeuers gelang es den Franzoſen, in ſtarken Kolonnen durch unüberſichtliche Hohlwege gerade an der Bruchſtelle zwiſchen dem bayeriſchen Korps und einem nördlich anſchließenden anderen Korps an unſere Linie heranzukommen und die Beſatzung des betreffenden Grabenſtückes zu überrumpeln.

Schnell umſchloſſen die eingedrungenen feindlichen Kolonnen den ſüdlich anſchließenden Graben, ihn gleichzeitig von vorn und hinten angreifend. Auch dieſe Beſatzung fiel dem Feind in die Hand. Ebenſo gelang es ihm, die weiter nach Süden folgende rechte Flügelſtellung eines bayeriſchen Infanterie-Regiments zum Teil aufzurollen und nicht nur in die Breite, ſondern auch in die Tiefe Gelände zu gewinnen.

Trotzdem aber wurden die franzöſiſchen Regimenter durch ihre Erfolge nicht kühn, ſondern ſtutzig gemacht; ſie fürchteten wohl bei weiterem Vordringen in ein Kreuzfeuer oder einen Hinterhalt zu kommen, und zogen es vor, ihre Gewehre zuſammenzuſetzen und der weiteren Dinge zu harren. Da ſtürmten todesmutig ein bayeriſches Jäger-Bataillon und ein Bataillon eines bayeriſchen Infanterie-

Digitized by Google

Regiments vor, um sich — ersteres in Richtung auf Carency, letzteres bei Neuville — in die Bresche zu werfen. Mit beispielloser Tapferkeit warfen sich beide Bataillone dem weit überlegenen Feinde entgegen, um ihn aufzuhalten, ja ihn möglichst wieder zurückzutreiben.

Es entspann sich ein heißer Kampf, in den unterstützend auch die schwere Artillerie einer anderen bayerischen Division eingriff. Aber auch die französische Artillerie schwieg nicht; sie überschüttete die Reihen der Tapferen mit einem wahnsinnigen Feuer. Immer frische feindliche Angriffskolonnen gingen gegen sie vor, um die Bahn wieder frei zu bekommen — zu spät! Die nur schwache Linie bezeugte, beinahe ohne Deckung aushaltend, trotz schwerster Verluste eine so zähe Widerstandskraft, daß der Feind an der Ausnützung seines Erfolges gehindert und so lange aufgehalten, ja teilweise mit Ungestüm wieder zurückgeworfen wurde, bis in den Nachmittagsstunden ausreichende infanteristische und artilleristische Unterstützung herbeigeeilt und jegliche unmittelbare Gefahr beseitigt war. So wurde der für die Franzosen so verheißungsvolle Auftakt der Schlacht bei Arras in kürzester Frist und mit kühner Entschlossenheit niedergeschlagen. Die Überrumpelung war vereitelt, und der Feind sah sich gezwungen, in einen langwierigen und auch heute, nach siebenwöchiger Dauer, noch nicht abgeschlossenen, aber aussichtsloser denn je gewordenen Kampf einzutreten.

Trotz verzweifelter Bemühungen ist es aber den Franzosen nicht gelungen, ihre Durchbruchsabsichten zu erreichen; auch die Linie von Neuville bis Souchez befindet sich nunmehr, wie die ganze übrige Front, fest in unserer Hand.

In Wirklichkeit bieten alle die Kämpfe von Arras bis über La Bassée hinauf eine geschlossene Angriffsbewegung, die in ihrem Gesamtbilde die furchtbarste Schlacht aller Zeiten darstellt. Es ist der Feder unmöglich, den ganzen Graus dieses Wochen andauernden Kampfgetöses umfassend zu schildern. Aus Mitteilungen vom russischen Kriegsschauplatz läßt sich das Entsetzen über die Fürchterlichkeit eines modernen Artilleriekampfes herauslesen, wenn er dort auch stets nur tagelang währte.

In der Schlacht bei Arras ist diese Fürchterlichkeit noch ins vielfache Maß gesteigert, denn in der deutschen und französischen Artillerie stehen sich zwei ebenbürtige Gegner gegenüber, deren keiner dem andern etwas schuldig bleibt und die nun schon wochenlang beinahe buchstäblich Tag und Nacht die gegenseitigen Stellungen unter ihrem verheerenden Feuer halten.

Aber die Franzosen überschätzten den Arbeitserfolg ihrer „überlegenen" Artillerie, wenn sie glaubten, nach dem einleitenden dreitägigen Bombardement zu Beginn der Schlacht seien unsere Linien sturmreif. Jedenfalls war es ein grausiges Erwachen aus dieser Selbsttäuschung, als mit dem Einsetzen der französischen

Wilde Angriffe und Gegenangriffe wiederholten sich in unaufhörlicher Folge. (Seite 1328.)

Infanterie-Angriffe an jenem Maisonntage der eigentliche Ernst des Spieles erst begann und die feindlichen Sturmkolonnen von unserem Artilleriefeuer einfach zugedeckt wurden. So oft auch die Gegner immer zum Sturm ansetzten, ein Hagel deutscher Geschosse aller Kaliber ging im Geschützschnellfeuer auf ihre Massen nieder, von denen es stets nur wenigen gelang, in ihre Gräben zurückzukommen, denn auch dieser Rückweg wurde durch Sperrfeuer unserer Artillerie verschlossen. Von vorne aber fegten das Maschinengewehrfeuer und die Gewehrbatterien der Infanterie in die zu Tode gehetzten Menschenknäuel hinein und ließen niedersinken, was nicht schon durch den Granathagel zerrissen war.

Und auch an den anderen Stellen der Schlachtfront ließ gleich der blutige zweite Maiensonntag, mit dem die französische Frühjahrsoffensive einsetzte, die Joffresche Phrase von einer Überlegenheit der französischen Artillerie in nichts zerstieben. Noch einige Tage lang nach diesem ersten, aber vergeblichen Anprall geberdeten sich die zum „Marsch nach Berlin" angetretenen französischen Offensiv-Gläubigen wie wild, vor allem an der Stelle Neuville-Souchez, dann aber mußte die französische Truppenführung zur ebenso schwierigen wie opferreichen methodischen Bekämpfung des deutschen Gegners zurückkehren. Der Überrumpelungsversuch durch Massenüberfall war fehlgeschlagen, so große Opfer auch daran gesetzt worden waren. Schon damals wurden die französischen Verluste auf etwa 40 000 Mann veranschlagt.

Namentlich die heißen Kämpfe im Raume Neuville-Souchez kosteten viel Blut; in welchem Maße, ist aus den Aufzeichnungen eines gefallenen französischen Offiziers zu ersehen, nach denen von den 13 Offizieren seines Bataillons schon gleich nach dem ersten Tage nur vier übrig geblieben waren, von 219 Mann einer Kompagnie nur 60 und von 249 Mann der anderen im Gefecht gestandenen Kompagnie nur 70 zurückkehrten. Naturgemäß kosteten diese Kämpfe auch uns erhebliche Verluste; aber sie stehen weit zurück hinter denen der französischen Truppen.

Schon nach wenigen Tagen Pause trat die Schlacht bei Arras in ihr zweites Stadium, das nach wochenlanger Dauer am 16. Juni mit einer nochmaligen Gewaltanstrengung seinen Gipfelpunkt erreichte. Was während dieser langen Dauer unsere deutschen Truppen an eiserner Ausdauer und gelassener Todesverachtung, an Zähigkeit des Widerstandes und wildester Entschlossenheit geleistet haben, das zu beschreiben ist nicht möglich.

Nur Einzelbilder vermag man zu geben, die aber ohne Unterlaß und ausnahmslos an allen Stellen der Schlachtfront sich während der langen, heißen Wochen abspielten und sich in ihrer Gesamtheit zu einem schaurigen Gemälde menschlicher Höhen und menschlicher Niederungen, von Not und Tod, von Angst und Pein, von Haß und Feindschaft, von Vernichtung und Verwüstung vereinigen, das dennoch

Digitized by Google

überſtrahlt erſcheint von dem hehren Schein ſchönſter menſchlicher Tugenden, von Mut und Tatkraft, von Liebe und Vertrauen und höchſter Opferbereitſchaft.

Und das alles nicht nur auf unſerer, ſondern auch auf der Seite des Gegners. Denn wenn die Franzoſen glaubten, die Kraft unſerer deutſchen Truppen unter ihrem, mit einem enormen Munitionsaufwand geführten Artilleriefeuer zuſammenbrechen zu ſehen, ſo trugen doch auch die deutſchen Geſchütze ausreichend Sorge, den Gegner die Schreckniſſe zumindeſt vollwertiger Wiedervergeltung fühlen zu laſſen. Hüben wie drüben, das kann ruhig geſagt werden, wird keiner, der dieſe Wochen erbittertſten Ringens durchlebt hat, das Gedenken daran verlieren.

Zu keiner Stunde des Tages, die vielen Wochen lang, ſchwieg die feindliche Artillerie. Jede ihrer zahlreich gehäuften Batterien war unabläſſig, vielfach unter Ausnützung ihrer höchſten Feuergeſchwindigkeit, tätig, um vor allem unſere Verteidigungsanlagen zu zerſtören und ihre Beſatzungen der Deckung zu berauben.

Die Schützengräben oft eingeebnet, in den Unterſtänden wenig Sicherheit, das unaufhörliche Berſten in nächſter Nähe einſchlagender Granaten bis zum ſchwerſten Kaliber, ſchon das heulende Pfeifen bis zum tiefgrollenden Gurgeln der in dichter Fülle heranſauſenden Projektile, die Erſchütterungen der Einſchläge, das haushohe Aufwerfen von Staub und ſtickigen Rauchwolken, das Platzen der Schrapnells über den Köpfen, bald hier und bald da ein zu Tode getroffener Kamerad im Niederſinken, oftmals mehrere miteinander durch aufgewühltes oder zuſammengeſchlagenes Erdreich verſchüttet und nur mit Mühe wieder befreit, und über dem allen eine ſengend heiße Sonne, deren brennende Strahlen die Verweſung der zwiſchen den Gefechtsfronten liegenden ungeheuren Zahl der Gefallenen noch beſchleunigen und die Verweſungsgerüche bis zum Übelwerden ſteigern. Das reißt nicht nur an den Nerven, das peitſcht auch das Blut, wühlt und wirkt in der Bruſt und hämmert im Gehirn. Und dennoch bleibt die Willenskraft Meiſter. Es wird ausgeharrt, Minute um Minute, Stunde um Stunde. Nur wenn die Schatten der Nacht herniederſinken, tritt einige Erleichterung ein, die aber dazu dienen muß, die Schäden der Beſchießung auszubeſſern und die Gräben wieder halbwegs verteidigungsfähig herzurichten. Meiſt läßt der Gegner aber auch dazu nicht Zeit und greift hindernd ein, wo und wie er es kann.

Die Franzoſen glaubten nun nach beinahe einmonatiger Artillerievorbereitung die deutſche Stellung ſoweit erſchüttert zu haben, um mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg vorgehen zu können. In den erſten Tagen des Juni ſetzte zwiſchen Lens und Arras von neuem eine geſteigerte Angriffstätigkeit des Gegners ein. Immer wieder ſteigerte ſich das andauernde feindliche Artillerie-Maſſenfeuer zu äußerſter Heftigkeit und im Anſchluß daran ſetzten die Infanterie-Angriffe ein. Aber die ganze deutſche Linie iſt nur noch Wachſamkeit und Entſchloſſenheit, den Gegner auch keinen Schritt breit

vorkommen zu laſſen. Auch im ſchwerſten Eiſenhagel iſt jedermann an ſeinem Gewehr, jeder Artilleriſt an ſeinem Geſchütz. Vielfach gelang es ſo ſchon unſerer Artillerie, die feindlichen Sturmkolonnen noch in ihren Gräben zu faſſen und ſie einfach nicht herauszulaſſen. Und wo die Angriffe dennoch gewagt wurden, brachen ſie meiſt im deutſchen Artilleriefeuer zuſammen. Aber unſere Heranführung immer friſcher Truppen und ungeachtet ſchwerſter Verluſte wurde die Angriffsbewegung unabläſſig erneuert.

So richteten ſich am 6. Juni gegen die Linie Roulette-Souchez-Carency allein fünf Angriffe, die bis in die Nacht hinein dauerten, aber ausnahmslos zuſammenbrachen; was aus dem deutſchen Artilleriefeuer herauskam und noch in unſere Gräben gelangte, wurde leicht von der Grabenbeſatzung abgewieſen. Auch am 7. Juni wurden morgens ſüdlich Neuville, zu beiden Seiten der Straße Lille-Arras, aus den feindlichen Gräben laute Kommandorufe und Geſchrei gehört. Deutlich konnte beobachtet werden, wie auf unſer ſofort einſetzendes Artillerie-Sperrfeuer die feindlichen Angriffskolonnen in ihre Gräben zurückfluteten; vergebens verſuchten die franzöſiſchen Offiziere ihre Leute wieder vorzutreiben.

Ähnliches wiederholte ſich am gleichen Tage noch mehrmals, und auch weiter nördlich war eine bereitgehaltene, zweite franzöſiſche Angriffslinie nach Zurückweiſung der erſten Linie nicht mehr vorzubringen. Außerordentlich hitzig ging es dagegen am 8. und 9. Juni ſüdlich Neuville zu, wo die Franzoſen ganz verzweifelte Anſtrengungen machten, vorwärts und damit in den Rücken der rechten Flügelſtellung unſerer bayeriſchen Diviſion zu gelangen. Wiederholt drangen an dieſem Tage

die Gegner in Teile unserer Schützengräben, wurden aber immer wieder im heftigsten Nahkampf mittels Bajonett und Handgranaten hinausgeworfen. Zum Teil dauerten diese erbitterten Nahkämpfe die ganze Nacht hindurch an, besonders bei einem bayerischen Infanterie-Regiment, das am schärfsten bedrängt wurde; an seiner überaus tapferen Haltung scheiterte die feindliche Absicht.

Auch bei Souchez hatte der Gegner an diesem Tage Angriffsabsichten, doch wurden seine sich sammelnden Sturmtruppen durch unsere wachsame Artillerie am Vorbrechen verhindert.

Aber immer heftiger und in immer dichteren Massen versuchten die Franzosen ihre Angriffe vorwärts zu tragen. Es wurde immer klarer, daß sie unter Daransetzung großer Opfer gewillt waren, ihr Ziel zu erreichen.

Wilde Angriffe und Gegenangriffe wiederholten sich in unaufhörlicher Folge und jedesmal gerieten die zurückflutenden feindlichen Massen in unser verheerendes Artilleriefeuer.

Doch unter fortwährender Steigerung ihres Artilleriefeuers bis zu äußerster Heftigkeit und nichtachtend der schwersten Verluste, die sie erlitten, setzten die Franzosen ihre Angriffe auch am 14. Juni fort, doch wieder vergebens, wobei es von hohem Kampfinteresse war, zu beobachten, wie fast nach jedesmaligem mißlungenen Angriff die feindliche Artillerie wie wütend über unsere Batterien herfiel und sie stets mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells überschüttete, gewissermaßen um sie das Fehlschlagen aller französischen Hoffnungen entgelten zu lassen. Unsere Artillerie hatte da schon Tage erlebt, wo in der Stunde bis zu 600 Schuß aller feindlichen Kaliber über einzelne Batterien niedergingen, ohne daß aber die Franzosen damit etwas besonderes erreicht hätten.

Es sah der 16. Juni seit Beginn der Schlacht bei Arras wohl die Höchstleistung kriegerischer Arbeit, welche die Franzosen unter den für sie gegebenen Umständen zu vollbringen vermochten. Stand schon die beiden vorhergehenden Tage die ganze eigentliche Kampflinie von Lievin (nahe Lens) bis Arras unter einem unausgesetzten Granatregen, so erfüllte doch am 16. Juni ein solch entsetzliches Tosen und Brüllen und Krachen die Luft im ganzen weiten Raum, daß es schien, als wären alle höllischen Kräfte entfesselt. Bis gegen Mittag auf der ganzen Linie die französische Infanterie — nachdem sie sich Mut getrunken, denn die Gefangenen waren ziemlich stark berauscht — zum Angriff überging. Der Angriff erfolgte in solcher Dichte und auch mit solchem Ungestüm, daß selbst unser schärfstes Artillerie-Schnellfeuer die Massen nicht vollständig niederzulegen vermochte. An einigen Stellen drang der Feind in unsere Linien ein und es kam westlich Lievin, nördlich Neuville und östlich Arras zu heißen, erbitterten Nahkämpfen, die bis in die Nacht hinein und noch während dieser fortdauerten.

So wild es dabei hergeht, so werden doch gerade dieſe Kämpfe, wo es Mann gegen Mann geht, von unſerer Infanterie — beinahe könnte man es ſagen — als eine Art Befreiung begrüßt; denn nun muß die feindliche Artillerie ſchweigen und der perſönliche Kampfesmut tritt in ſeine Rechte. Namentlich unſere bayeriſchen Truppen ſind in dieſen Nahkämpfen beinahe unwiderſtehlich und von den Franzoſen geradezu gefürchtet. Wie es bei ſolchen Nahkämpfen hergeht, das ſpottet jedem Verſuch einer Beſchreibung.

Nur ein ſchwaches Beiſpiel: Am 16. Juni gelang es den Franzoſen, auch in einen Graben eines bayeriſchen Infanterieregimentes öſtlich Arras hineinzukommen. Möglich war es nur dadurch, daß kurz vor dem Angriff zwei Maſchinengewehre durch Granaten verſchüttet worden waren und nicht mehr rechtzeitig ausgegraben werden

konnten. Auch ging der Angriff bei den kurzen Entfernungen so überaus schnell vor sich, daß die Unseren sich teilweise noch in den Unterständen befanden. Was sich nicht vor den eingedrungenen Franzosen in Sicherheit zu bringen vermochte, wurde von diesen niedergemacht.

Der Gegenangriff unserseits setzte sofort ein, um die Eindringlinge wieder hinauszuwerfen. Der Anblick ihrer hingemordeten Kameraden versetzte unsere Leute in eine derartige Raserei, daß das, was nun folgte, nur als Ausfluß höchster Erbitterung zu verstehen ist. Jedem blitzte das griffeste Messer in der Faust. Mit Handgranaten wurde der erste Raum geschaffen. Dann folgte im engen Graben das entsetzlichste Handgemenge. Auf und nieder sauste die mit der blanken Waffe bewehrte Faust. Die Hinteren besorgten mit Handgranaten die gröbste Arbeit. Die Vorderen stachen nieder, was übrigblieb; mitunter besorgten sie auch beides zugleich. Die entsetzten Franzosen verbargen sich in den Unterständen. Mit Gewalt suchte man die versperrten Türen einzudrücken. Sie widerstehen und die eingeschlossenen Feinde beginnen durch die Türe durchzuschießen. Schnell entschlossen wird eine Handgranate vor die eine Türe gesetzt. Sie sprengt sie auf. Und in den Haufen Dahinterstehender fliegt Handgranate auf Handgranate, alles zerfetzend; die letzte Arbeit besorgt auch hier das Messer. Entsetzt versuchen an die 150 Feinde durch eine Sappe zu entweichen; die Maschinengewehre mähen sie nieder. Kaum drei vermögen zu entrinnen und die Kunde von dem grausigen Gemetzel ihren Kameraden drüben zu bringen. Aber auch anderwärts tragen die Nahkämpfe das gleiche Gepräge der Erbitterung. Jeder Schritt Boden wird dem Feinde, wo er Fuß zu fassen vermochte, mit größter Hartnäckigkeit wieder streitig gemacht. Besonders um Neuville breitet sich ein Schauplatz, wo Tage und Nächte hindurch mit Erbitterung von Hand zu Hand gekämpft wurde und Blut in Strömen geflossen ist.

Noch die nächsten Tage, bis etwa zum 26. Juni, war die nachstoßende Kraft dieses wiederholten verzweifelten Durchbruchsversuches zu spüren. So heftig auch sie noch war, man merkte doch: der Gegner baute ab und bedurfte der Erholung. Lange wird die Pause nicht währen. Jedermann an der Arrasfront weiß, daß noch nicht das letzte entscheidende Wort gesprochen ist, daß das furchtbarste Ringen, der letzte, vielleicht tollkühnste Angriffsversuch der Franzosen noch bevorsteht. Aber aus den bisherigen siegreich bestandenen Kämpfen hat er auch die ruhige Zuversicht, daß ebenso alle weiteren Versuche des Gegners, uns niederzuringen, scheitern werden.

Von einem Mitkämpfer.

Bei den Kanonen.

Feindliche Flieger beläſtigten uns fortwährend. Dadurch hatten wir beſonders ſchwere Tage durchzumachen. Wir mußten bei Nacht Batterien bauen, denn bis der Tag anbricht, müſſen wir fertig ſein, damit die Geſchütze hineingeſtellt werden können. Auch Bäume mußten wir umhauen, um ſie dann wieder bei uns in den Boden zu ſtellen, damit die feindlichen Flieger unſere Geſchütze nicht beobachten können. Iſt dieſe Arbeit geſchehen, beginnt das Schießen, bis wir vorwärts können.

Eben kamen wir in eine zweite Stellung. Da entdeckte uns ein feindlicher Flieger, als die Munitionskolonne Geſchoſſe brachte. Drei Stunden ſpäter bekamen wir entſetzliches Feuer. Wir wurden von feindlichen Granaten derart ſchwer überſchüttet, daß wir das Feuer einſtellen und jeder ſich verkriechen mußte, wo Deckung war.

Nach einiger Zeit ließ das Feuer nach, und es hieß wieder: „an die Geſchütze!“ Wir hatten mehrere Verluſte an Verwundeten, auch Tote. Aber wir ſchoſſen trotz alledem mit „Freuden“. Es dauerte nicht allzulange und wir wurden von feindlicher Kavallerie überfallen, wobei es zu heftigen Kämpfen kam. Wir nahmen unſere Geſchütze als Deckung und gaben Schnellfeuer ab. Wir hatten wieder Verluſte, aber der Feind weit mehr. Die Kavallerie mußte ſich zurückziehen und wir verfolgten ſie, ſolange ſie in Sicht war, mit unſeren Granaten. Der Artilleriekampf dauerte noch bis früh 3 Uhr, dann erfolgte Stellungswechſel. Es mußte jedes Geſchütz vom Gebüſch auf die Straße herausgezogen werden und darauf ging's mit Beſpannung im Trabe in ein zuſammengeſchoſſenes Dorf, wo wir einen Tag Raſt hatten.

Der Kanonendonner und der Kugelregen hat wenigſtens für dieſen Tag aufgehört. Man iſt die Stille gar nicht mehr gewöhnt. Später ſollen wir wieder „näher“ an den Feind heran. Dann geht's wieder „feſte druff“. Im übrigen ſind wir Kameraden ſehr gut und gemütlich miteinander, gerade wie Brüder. Wir haben ja keine Not. Wir haben kriegsſtarken Kaffee, ein gutes Kommißbrot und Linſen, Bohnen und Erbſen ſind auch immer noch zu haben. Aber eins: Nur das Bier fehlt! Einige Male haben wir ja auch einen Keller als Quartier genommen und dann Wein bekommen.

Lampert Wollmann.

Digitized by Google

Schwere Tage bei Arras.

Schwere Tage sind über unser Regiment gekommen. Eine gewaltige Offensive mußten wir zum Stillstand bringen, wenigstens für eine Spanne Zeit. Am 7. abends kamen wir in Stellung. Am 8. den ganzen Tag mörderisches Artilleriefeuer, das sich am 9. gegen 10 Uhr früh bei herrlichem Sommerwetter zum furchtbarsten Feuer steigerte, das ich je erlebte. Es übertraf alles, was ich im Anfangskrieg, Saarburg 2c. sah und hörte. Unsere Gräben waren eingeschossen — eben!

Wirklich — ich finde keine passenden Worte, um dieses Mordfeuer, dieses Feuer der grenzenlosesten Verwüstung zu schildern. Unsere Artillerie war anfangs der französischen unterlegen, doch fuhren schon am selben Tag Regimenter im Galopp in Stellung. Das feindliche Feuer erreichte bald seinen Höhepunkt. 150 Geschütze allen Kalibers (darunter schwere Schiffsgeschütze) sandten ihre verderbenbringenden Geschosse gegen uns. Man konnte nichts mehr beobachten und wir erwarteten in den noch vorhandenen Unterständen den Tod.

Plötzlich hatte jeder das Gefühl, daß ein großer Teil der feindlichen Granaten mehr nach rückwärts verlegt war — ich kroch heraus — ein schneller Blick; das Blut stand mir einen Moment still! Da kamen sie: französische Infanterie-Sturmkolonnen mit gefällten Bajonetten und standen teilweise schon vor unseren ehemaligen Drahtverhauen, von denen nur noch Stempen da waren. Ich suchte nach meinem Revolver — den ich bei mir hatte — und drücke auf den ersten ab — ging nicht los, da ich in der Aufregung vergaß zu entsichern. Ich schrie jetzt aus Leibeskräften verzweifelnd Hurra — das wirkte. Wie Insekten stoben meine Leute heraus und alles Hurra schreiend, eröffneten wir ein Schnellfeuer auf die französischen Linien, die sich hinlegen wollten.

Mittlerweile kamen unsere Maschinengewehre, soweit sie nicht zerschossen waren, in Stellung — und jetzt ging's los.

Die vorderste feindliche Linie fühlte den Zusammenbruch des Sturms und ging zurück, uns die Flanke zeigend. In einem Hohlweg legten sie sich hin; gepreßt, einer am anderen, jetzt liegen sie noch so dort — tot! Vor unserer Front liegen zirka 1500 Tote. Wir verloren auch —! Aber der Sieg war unser — ein schöner Sieg —. Das Regiment hat sich geradezu glänzend geschlagen, das sage ich mit Selbstlob, aber es ist wahr. Wir haben gegen vier feindliche Regimenter gekämpft (1 : 4!).

Die Franzosen waren alle gut ausgerüstet, also Elitetruppen. Unmittelbar rechts von mir waren die Franzosen in unsere Gräben eingedrungen. Wir nahmen

Dann folgte im engen Graben das entsetzlichste Handgemenge. (Seite 1330.)

sie gefangen, im ganzen zirka 300 Mann. Sie sind besser dran als ihre Kameraden, die in einiger Zeit vielleicht noch einmal angreifen müssen. Nach dem Zusammenbruch erfolgte ein Wutfeuer der Franzosen. Furchtbar währte es den ganzen Nachmittag. Aber unterdessen war unsere Artillerie fast stärker als die französische geworden und schoß auf die französischen Stellungen, daß man vor Rauch und Feuer keinen französischen Graben mehr sehen konnte.

Alles war in Dampf gehüllt. Die Geschosse unserer 21 Zentimeter-Mörser fuhren in die Ortschaft, die direkt hinter den französischen Schützengräben liegt, daß die Fetzen bis zu uns herüberflogen. Auch die nächsten Tage versuchten die Franzosen immer wieder ihre Sturmkolonnen vorgehen zu lassen, was aber unsere Artillerie kräftig vereitelte. Die Franzosen müssen furchtbare Verluste erlitten haben.

Ich war vom 7. bis 24. im Schützengraben, ohne Waschen, zwei Tage ohne Essen und Wasser. Man hält mehr aus, als man glaubt. Das Eiserne Kreuz hat mich für alles entschädigt.

Dörflinger, Offiziersstellvertreter.

Bayerische Elektrotechniker im Felde.

Seit einiger Zeit liegen wir vor L. und finden viel Arbeit vor. Die Elektrizität wird überall im Felde in Anwendung gebracht, sie ist für unsere Truppen als ein Hilfsmittel ersten Ranges herangezogen worden. Nicht nur Telephon und Telegraph spielt eine Rolle, auch elektrische Kraftanlagen werden errichtet und leisten gute Dienste.

Am interessantesten sind unsere Flüge über die feindliche Gefechtsstellung. Ich fahre dann meistens mit einem Offizier als Begleiter hinaus. Da wir bei diesen Beobachtungen ziemlich tief flogen, waren wir sehr gefährdet. Wie die um uns explodierten Granaten stinken, ist oft nicht zum aushalten.

Wenn die feindlichen Geschosse angeflogen kommen, zieht man unwillkürlich den Kopf ein. Nach Abschluß dieser Erkundungsflüge flogen wir sofort in unsere Artilleriestellungen vor.

Sehr schön sind unsere Flüge bei Nachtgefechten. Da sieht man die Lichtstreifen der Scheinwerfer, auch kommen hie und da Leuchtpatronen zum Vorschein, dann wieder sieht man das Explodieren der Schrapnells. Wenn nichts Besonderes los ist, begnügen wir uns mit der Beobachtung des Feuers der feindlichen Infanterie, denn diese schießt unaufhörlich in größter Dunkelheit, obgleich sie ein Ziel nicht sehen kann.

Nach einem Feldpostbrief eines Münchener Fliegers.

Digitized by Google

Das rote Kreuz unter Fliegerbomben.

Am 6. April 1915 war's. Die ganze Nacht dauerte die am Ostermontag mittags einsetzende fürchterliche Kanonade an. Die feindlichen Artilleriegeschosse und die Feuerschlünde unserer Geschütze blitzen flammend auf und es donnert, wie bei einem auf weitem Raum losbrechenden Gewitter. Dazwischen fliegen die Leuchtkugeln wie mächtige Raketen. Die Gefechtsfront und ihr großartiges Schauspiel übersehen wir, von einer Anhöhe aus, in der Nähe unserer Kranken-Transportstelle.

Schon in aller Frühe erkennen wir, daß der Tag ein arbeitsreicher sein wird für uns Sanitäter. Da mich heute S.-Führer-Tagesdienst trifft, bin ich seit früh morgens auf den Beinen. Schon kommt ein Lazarettzug mit Verwundeten an. Ein leerer Zug steht bereit, von der Front Verwundete zu holen. Den Tag über rollen noch mehrere solcher Züge heran.

Ein Feldlazarett war im nahen Ort. Es ist in der dortigen Dorfkirche eingerichtet und der Besuch desselben hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Hier sieht und fühlt man, was Krieg ist. Ehe die Kirche als Lazarett benützt wurde, waren dort Pferde und Mannschaften einer Artilleriebespannung untergebracht. Vormittags werden uns aus dem Kirchenlazarett vier Mann Typhuskranke im Krankenwagen überbracht.

Um halb zwei Uhr erhalte ich von dem Chefarzt unserer Transportstelle den Befehl, sogleich 17 Verwundete vom Kriegslazarett, das im Ort etwa fünf Minuten von uns wegliegt, zu holen. Sie sollen mit dem nächsten Lazarettzug ins Inland kommen, um Platz zu schaffen für Operationsbedürftige, die von der Front gebracht werden.

Schon um vier Uhr bringt uns der Lazarettzug sechs solche bemitleidenswerte Opfer, die gleich ins Kriegslazarett getragen werden, wo Ärzte, Sanitäter und Schwestern bereitstehen, um die Operationen vorzunehmen.

Unsere Leute sind noch nicht alle zurück vom Kriegslazarett; es ist 4 Uhr 27 Minuten — da erscheint ein feindlicher Flieger über uns. Einige behaupten, es seien derer zwei, was möglich ist. Da einige Wolken am Himmel standen, in deren Schutz die Flieger gut manövrieren können, ist es schwer zu urteilen, ob es nur ein Flieger ist, der immer wieder aus der Wolke kommend sichtbar wird oder ob es zwei sind.

Digitized by Google

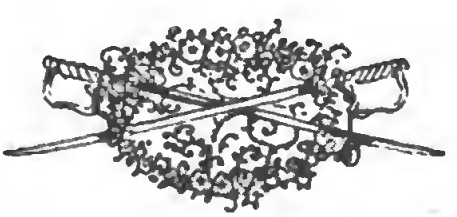
Schon fallen Bomben auf den Bahnhof. Auch in der Nähe der Eisenbahnerkompagnie saust eine Bombe nieder, sie tötet einen Mann und vier Pferde. Außerdem zählt man mehrere schwer und einige leicht Verwundete. Im Lazarett herrscht allgemeine Aufregung. Man eilt zur Tür, zu sehen, was vorgeht. Ich bin noch in der Apotheke beschäftigt. — Da hört man rufen. Ein Flieger ist da! Die Pioniere geben Salven ab. Allein es ist Täuschung — der Flieger wirft seine Bomben nicht für uns ab — sein Ziel ist ein Pionierpark.

Die Pioniere kommen nun aus den Werkstätten ins Freie und werfen sich platt auf den Boden, um von den herumfliegenden Sprengstücken nicht getroffen zu werden.

In diesem Moment stürze ich aus der Mitteltüre des Lazarettes. Ein sonderbarer Luftdruck kommt entgegen und pfeifend fährt eine Bombe einige Meter von uns in einen Acker. Es ist ein Blindgänger. Das Geschoß, 45 Zentimeter lang und 10 Zentimeter im Durchmesser haltend, steckt im Erdreich. Wir blicken uns erstarrt an, doch ehe einer sprechen kann, fällt etwa 40 Meter weiter eine zweite Bombe zu Boden, die mit fürchterlichem Krach krepiert. Kaum fünfzehn Schritt von uns entfernt, fällt ein Gefreiter der Eisenbahnkompagnie blutüberströmt in die Arme eines Kameraden. Ein Sprengstück der Bombe hat ihn erreicht und ihm die Halsschlagader zerrissen. Neben ihm sinkt ein Landsturmmann zu Tod getroffen nieder. Er ist in die Brust getroffen.

Wir eilen vom Lazarett mit einer Tragbahre an die Unglücksstätte. Zu spät, der Mann haucht in wenigen Minuten sein Leben aus. Einige Schritte weiter halten einige Soldaten einen Mann in den Armen. Er ist leichenblaß, ein Sprengstück der platzenden Bombe ist ihm in den Leib gefahren. Wir legen ihn vorsichtig auf die Bahre und gehen langsam dem Lazarett zu. Da ruft ein Offizier: „Stehen bleiben, die Flieger sind wieder da!“

Ich sage zu meinem Mitträger: „Das gilt nicht für uns! In Gottes Namen weiter!“ Im Lazarett angekommen, sehen wir schon drei Verwundete auf den Operationstischen liegen. Ein junger Offizier hat eben den letzten Atemzug getan. Als ich das Lazarett verlasse, sind wieder feindliche Flieger über uns, aber es scheint, sie haben keine Bomben mehr. An diesem Abend haben wir, die mit heiler Haut davongekommen sind, Gott inbrünstig gedankt, ehe wir uns zur Ruhe legten.



Fliegerlied.

... und wir gleiten an den Städten
Hoch vorbei in Windes Armen,
Weil der Himmel uns gerufen,
Um in seinen blauen Tiefen
Uns die Walstatt zu bereiten,
Die in unseren Träumen lebt.

Aus den Tiefen, aus dem Staube
Steigen wir dem Licht entgegen.
Wie die jungen Adler steigen
Aus des Horstes dumpfer Enge,
Steigen wir, der Fesseln ledig,
Stolz empor, der Sonne zu.

Und wir beten, und wir singen,
Weil wir an die Zukunft glauben.
Worte heller Lebensfreude,
Worte, aus der Kraft gemeißelt
Worte, die der Sturm gesungen,
Worte, die die Sonne sang.

Und wir stürzen aus der Höhe
Jäh herab, vom Blitz getroffen.
Und wir leiden, und wir sterben.
Doch wir rangen.

— — — — — — — — —

Aus der Heimat,
Wo am Rhein die Linden blühen
Grüßen uns vertraute Klänge,
Die wie eine lichte Woge
Uns umbrausen, uns umschlingen,
Die die Mutter uns gesungen,
Die uns tausend Herzen singen
Die das Vaterland uns sang.

Werner Peter Larsen-München.

Beobachtung des Feindes aus dem Ballon.

UNIV. OF MICH.

Nachts aus dem Schützengraben.

In finsterer Nacht und unter strömendem Regen gingen wir durch die nassen lehmigen Laufgräben den ziemlich steilen Waldabhang, der hinter unserer Front lag, hinunter. Der Marsch war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da die ganze Strecke viel Löcher aufwies und der Weg oftmals über Stufen führte. Der Vordermann machte zwar immer durch Zurufe auf ein solches Hindernis aufmerksam, allein im Brausen des Regens wurde der Warnungsruf manchmal überhört und mancher flog in das lehmige Wasser. Seine grenzenlose Wut erpreßte ihm dann Flüche, welche für die Franzosen wenig Schmeichelhaftes enthielten.

Endlich war der Waldrand erreicht. Nur wenige konnten sich rühmen ohne Unfall durchgekommen zu sein. Ich war unter diesen Glücklichen, allein das Unglück schreitet schnell. Jetzt ging es über Feld und Stock und Stein weiter. Eben rühmte ich einem Kameraden gegenüber mein Glück im Walde, da lag ich schon, ehe der Satz zu Ende war, in einem tiefen Granatloch; der Helm war weit weggeflogen und die Stiefel füllten sich augenblicklich mit Wasser. Doch man arbeitet sich schnell wieder heraus und wenn man klug ist, macht man nicht viel Aufhebens von der Sache, denn sonst kommt zum Schaden noch der Spott.

Am Sonntag war Verteilung der aus der Heimat angekommenen Pakete und alle Strapazen und Leiden waren vergessen. Der Montag ging noch still vorüber, aber am Dienstag belegte die feindliche Artillerie unser Quartier mit starkem Granatfeuer, sodaß wir in den Kellern Zuflucht suchten. Auch Tags darauf wurde das Bombardement fortgesetzt. Schwere Geschosse der Steilfeuergeschütze fielen auf die Dorfstraße. Wir sehen aus den Kellerfenstern und erblickten plötzlich zu unserem Schrecken in diesem furchtbaren Feuer, ein kleines, ungefähr fünfjähriges Mädchen weinend auf der Straße umherirren! Kinder müssen Schutzengel haben. Wir nahmen das Kind durch ein Kellerloch zu uns in den Keller und gaben ihm Schokolade und Bonbons. Allein das arme Wesen war nur schwer zu beruhigen. Bei jedem Schuß zuckte es zusammen und weinte von neuem.

Am Mittwoch sprengten unsere Pioniere den Kirchturm des Ortes, damit ihn die Franzosen nicht mehr als Ziel benützen konnten. Ein Schlag und der schöne Turm sank in sich gebrochen zusammen. Aber wir machten uns sofort über die Trümmer und trugen das Holz des Gebälkes als willkommene Gabe in unser Quartier. In einer halben Stunde war nichts mehr übrig als Schutt und Stein. Auch der übrige Teil der Ortschaft ist von dem Kriege furchtbar mitgenommen, meist durch die Franzosen selbst, die rücksichtslos und oft ohne sichtlichen Grund ihre eigenen Dörfer zusammenschießen.

Anton Korb.

Digitized by Google

Gute Quartiere.

In einem weiten Park, der kunſtvoll angelegt und ſorgfältig gepflegt iſt, ſteht als Beherrſcherin des Ganzen ein Schloß.

Die Wieſenflächen vor dem Herrenhaus prangen trotz der vorgeſchrittenen Jahreszeit, wir haben ja ſchon November, in ſaftig-grüner Farbe und ganz hinten am Haus, wo ein reizendes Ziergärtchen angelegt iſt, ſtehen noch herrliche Teerоſen in der ganzen Pracht der Blüte. Die Schauer des Krieges, der 40 bis 50 Kilometer von hier wütet, haben dieſen Landſtrich verſchont und werden auch kaum noch bis zum Schloß zurückeilen. Das Ganze, Park und Schloß, liegt wie im tiefſten Frieden.

Der Beſitzer des reizend gelegenen Schloſſes iſt ein reicher Fabrikant von Woll- oder Leinenwaren. Er wohnt um dieſe Zeit niemals hier, ſein Schloß bietet ihm nur im Sommer Aufenthalt in ländlicher Zurückgezogenheit, im Winter lebt er mit ſeiner Familie fern von ſeinen Handelsunternehmungen, die wohl in dem nahen großen Handelszentrum, das vom Schloß aus mit der Straßenbahn zu erreichen iſt, ſich zuſammenziehen. Er lebt, wie alle reichen Provinzfranzoſen, den Winter über in Paris, der „Kapitale der Welt“. Hat der Geſchmack des Schloßherrn beim Bau des Hauſes und bei der Anlage des Gartens gewaltet oder hat ein gutbezahlter Baukünſtler ſeinen Träumen Lauf gelaſſen? Uns iſt's einerlei. Wir freuen uns, daß wir da ſind, daß wir in der abwechſlungsreichen Kriegszeit auch ein ſolches Quartier genießen dürfen.

Eine beſondere Zier des Schloßparkes bildet ein ausgedehnter Teich mit einer natürlichen Inſel, in derem dichten Unterholz zahlloſe Ratten hauſen. Eine gewollt primitive Holzbrücke führt vom Ufer nach der Inſel hinüber, doch haben wir, die derzeitigen Beſitzer des Schloſſes, auch Schiffahrtsgelegenheit in Geſtalt zweier hübſcher Ruderboote. Dieſe erleichtern uns den Sport des Fiſchens, den wir mit Erfolg ausführen, und zwar auf verſchiedene Weiſe, teils mit der Angel, teils mit einem gewöhnlichen Holzprügel, mit dem die in Sicht kommenden Tiere erſchlagen werden (auch mit dem Jagdgewehr haben wir's ſchon verſucht, aber da iſt's ſchon ſchwieriger). Fette Hechte, allerdings noch nicht die größten ihrer Gattung, fallen uns nach einiger Bemühung zum Opfer. Leichter iſt die Jagd in den ausgedehnten Gründen um das Schloß herum, die von zahlloſen Haſen und faſt ebenſovielen Rebhühnern belebt ſind. Die Faſanen haben ſchon andere Glückliche, die vor uns da waren, abgeſchoſſen. Aber wir ſind mit unſerer Beute zufrieden, beſonders als einige begabte Spürnaſen aus der Mannſchaft in einem Rübenfeld vergrabene 1400 Flaſchen edlen Weines entdeckten, darunter an hundert Flaſchen des beſten Champagners. Die Dienerſchaft des Schloſſes hatte mit anerkennenswertem Talent und rühmlicher Treue zu ihrer Herrſchaft die Rüben wieder ſo eingepflanzt, daß jemand, der nicht mit unſerer deutſchen Gründlichkeit begabt iſt, kaum hinter das Verſteck gekommen wäre.

Digitized by Google

Das Schloß selbst ist, wenigstens zum größten Teil, in dem Zustand, in dem es der Besitzer bei Ausbruch des Krieges (er selbst ist zu den Fahnen seines Vaterlandes eingerückt) verlassen haben mag. Im Erdgeschoß ein großer Speisesaal mit molligen Polsterstühlen in den Ecken und einem jener Kamine, die ungemein dekoratio wirken mit ihrem Marmoraufbau und den Riesenspiegeln, an denen sich's in traulicher Dämmerung so behaglich plaudern läßt, die aber für die winterliche Beheizung alles andere als praktisch sind. Stundenlang sitzt die Ordonnanz in der Morgenfrühe vor dem Feuerloch und sucht mit dem Blasebalg, der wie die ganze zugehörige Garnitur die strengen majestätischen Formen des Empire in leuchtend gelber Bronze zeigt, die dürftigen Gluten zu beleben.

Nebenan, wie geschaffen für unser zeitweiliges Herrenleben, das wieder entbehrungsreichen Zeiten Platz machen wird, haben wir ein elegantes Spielzimmer, das im Stile Ludwigs des Sechzehnten eingerichtet ist. Schwellende Polsterstühle in einer Ecke um ein Tischchen, dessen Kanten zierlichen Bronzebeschlag zeigen und in dessen roter Marmorplatte kunstvoll mit schwarzen und weißlichgelben Steinplättchen ein Schachbrett eingelegt ist. Den Hauptteil des Spielzimmers nimmt ein großes Billard

ein, das mit der ganzen übrigen Einrichtung des Zimmers übereinſtimmt und uns reine Genüſſe billard-techniſcher Geheimniſſe vermittelt. Auch ein gutes und trotz mancher Benutzung durch unberufene Hände noch rein abgeſtimmtes Klavier iſt da und es ſind einige unter uns, die es für den Hausgebrauch meiſtern. Dem geräumigen Spielzimmer vorgelagert iſt ein kleiner, aber gemütlicher Wintergarten, von der Außenſeite des Schloſſes als Veranda anzuſehen, in dem ſich's an ſonnigen Tagen gemütlich träumen läßt.

Außer dieſen Geſellſchaftsräumen ſind noch einige Wohnräume, die von uns nicht benutzt werden und die wir verſchloſſen laſſen, im Erdgeſchoß; außerdem die Küche auf einer anderen Seite, dem Nutzgarten zu gelegen. Dieſe Küche wäre das Entzücken jeder deutſchen Hausfrau. Vom Boden bis zur Decke ſpiegelblanke weiße Porzellanplatten, zwei eingemauerte Tiſche an der einen Längswand, ebenfalls mit Porzellanplatten bedeckt; an der anderen Längswand eingemauerte Wandſchränke, wie ſie in allen franzöſiſchen Küchen zu finden ſind, die alle Küchenmaſchinen und Gerätſchaften aufnehmen, ebenſo wie das gewöhnliche Gebrauchsgeſchirr. Ein prächtiger großer Herd iſt da, mit Backröhren und Bratroſt und unſer Koch kann hier alle ſeine Künſte ſpielen laſſen. Hinter der Küche befinden ſich zwei große Speiſekammern, ebenfalls mit Platten gedeckt. Alles iſt ſo blütenſauber, daß man ſeine reine Freude dran hat.

Im oberen Stock ſind unſere Schlafzimmer, gleichfalls mit auserleſenem Geſchmack eingerichtet, doch fehlen in den mit guten Matratzen verſehenen Betten alle Federkiſſen und Federdecken, die man anſcheinend in Frankreich nicht überall kennt. Das Bett iſt flach wie ein Tiſch, nur am Kopfende, da wo der Kopf aufliegen ſoll, iſt ein Wulſt in der Matratze, ſo wie bei uns bei den mehrteiligen Matratzen das Kopfteil, jedoch nur halb ſo breit als dieſes. Zum Zudecken ſind warme dicke Wolldecken da, in weiße Leinentücher eingeſchlagen. Man hat auch bei uns ſolche Decken, doch nicht als Hauptdecke. Neben den fünf Schlafzimmern (mit zuſammen neun Betten) ſind überall Waſch- und Badezimmer eingerichtet, ganz in weiß, mit deckenhohen Spiegeln und viel Kryſtall, ein Luxus, den man wohl auf deutſchen Herrenſitzen ſelten findet, in Frankreich übrigens noch viel weniger, meiſt genügt ein Baderaum fürs ganze Haus. Wie geſagt, entweder hatte der Schloßherr ſeltenen Geſchmack oder war er (oder der Architekt, der das Haus erbaute) ein üppiger Phantaſt. Einerlei, wir genießen die Pracht des ſeltenen Quartieres, das auch eine eigene Beleuchtungs-Kraftanlage hat, deren Benzinmotor gleichzeitig die Waſſerverſorgung des Hauſes regelt.

Vier Wochen waren wir glückliche Beſitzer des Schloſſes, dann rief uns der Befehl hinaus, zu neuen Kriegstaten und zu anderen Quartieren.

Im Felde gez. v. Karl Wurm.

Nach siegreichem Gefecht.

UNIV. OF MICH.

Aus den Kämpfen in den Vogesen.

In den ersten Tagen unseres Anmarsches sahen wir von den Vogesen nichts; sie steckten immer in Regenwolken. Aber eines Tages tauchten sie auf und erinnerten uns an die Voralpen unserer schönen herrlichen Heimat. Das Wetter klärte sich vollkommen auf und nun hörten wir auch in der Ferne deutlich das Rollen des Kanonendonners. Bald sahen wir die Einschläge der Granaten und deren weiße Explosionswölkchen.

Am 4. Februar kamen wir nach anstrengendem Marsche abends um zehn Uhr ins Quartier nach Gebweiler, wo wir, trotzdem das Stroh nur mager aufgeschüttet war, prächtig schliefen. Am folgenden Tag war Rasttag. Wir besuchten die Stadt, kehrten auch in einer Wirtschaft ein. Ein Unternehmen, das uns teuer zu stehen kam, denn ein gefülltes Omlett (auf deutsch Pfannenkuchen) verschlang unseren letzten Pfennig.

Schon am frühen Morgen (halb drei Uhr) wurde der Vormarsch fortgesetzt. Wir sollten in L. den Landsturm ablösen, der dort einen Geländestreifen besetzt hielt. Ich wurde nach der Ablösung der Feldwache „Sägemühle“ zugeteilt, die 17 Mann stark sich in einer kleinen Hütte einrichtete. Letztere war vom Landsturm erbaut worden. Unser Aufenthalt währte hier nicht lange; schon am 7. Februar wurde der Marsch unter Ausnützung jeglicher Deckungsmöglichkeit wieder aufgenommen.

Wir kamen nach L., das wir besetzten und zur Stellung ausbauten. Hier erhielten wir nachmittags drei Uhr das erstemal feindliches Feuer. Wir waren eben mit der Verbarrikadierung der Straße beschäftigt, als die ersten Kugeln uns über die Köpfe flogen. Anfangs kümmerten wir uns wenig darum und arbeiteten ruhig weiter; als aber das Feuer zunahm, mußten wir in Deckung gehen. Wir benützten dann die Nacht, um die Stellung fertigzubauen.

Nach vier Tagen wurden wir weiter vor befohlen. Es folgten anstrengende Bergwanderungen und in einer schönen Nacht trafen wir hoch oben am kleinen Belchen ein. An einem der nächsten Tage nahmen wir R., ein Dorf an einem Berghange, mit stürmender Hand. Hier sahen wir zum erstenmal zu unserer großen Freude, wie die Franzosen vor den Bayern flüchteten. Das muß man sagen, sie können sehr schnell laufen!

Später wurden wir wieder zurückgenommen, da unsere Flanke bedroht war. Das Wetter hatte umgeschlagen und wurde nun scheußlich. Unser nächstes Marschziel war S. Hier wurden wir völlig als Hochtouristen eingekleidet und mit Steigeisen, Wickelgamaschen, Schneebrillen usw. versehen. Richtig ging auch einige Tage später

das Bergsteigen los. Im Gänsemarsch überstiegen wir den kleinen Beichen und gingen dann hinunter ins Münstertal. Nach ermüdendem Marsche kamen wir nachts zwei Uhr nach N.

Schon um fünf Uhr morgens wurden wir wieder alarmiert. Wir marschierten weiter vor und trafen bei anbrechendem Tag auf den Gegner, der am Waldsaum eines steilen Hanges in Stellung war. Da keine Artillerie zur Verfügung stand, mußten wir den Angriff ohne deren Vorbereitung machen. Ein schweres Stück Arbeit, zumal der Feind gut eingegraben war. Wir drangen zwar in den Wald ein, aber der Gegner hielt seine Stellung fest und unser Bataillon hatte ziemliche Verluste. Die Kompagnien hatten nur noch 120 Mann; viele Offiziere waren gefallen.

Nächsten Tag wurden wir abgelöst und nahmen in der Nähe des kleinen Dorfes M. in einem Stadel Quartier. Des anderen Morgens ging es wieder weiter. Wir waren in zweite Gefechtslinie genommen und als Unterstützung zum Angriff auf den Mönchsberg bestimmt. Unsere erste Linie entriß den Franzosen eine starke Stellung, welche sie, wie aus einer Inschrift hervorging, seit Oktober ausgebaut hatten. Es war die reine Festung. An dem darauffolgenden Tag warfen wir den Gegner noch vollends über den Berg hinunter.

Nun folgten täglich kleinere Gefechte. Lebhafter wurde der Kampf anfangs März um die Stellungen am Satteikopf. Einmal überrannten die Franzosen unsere erste und zweite Stellung, wagten aber nicht weiter vorzugehen, nachdem wir uns in einer dritten Stellung festgelegt hatten. Es war sehr kalt und nun fing es auch zu regnen an. Trotzdem gingen wir am 6. März abends acht Uhr vor, um den Franzosen die Stellung wieder zu entreißen. Eine Patrouille hatte die Meldung gebracht, daß der Gegner nur die oberste Linie besetzt halte; dort sei der Berg mit toten Alpenjägern wie übersät. Der Gegner hatte also trotz unseres Rückzuges mehr Verluste erlitten wie wir.

Nachdem unsere Artillerie während des ganzen Nachmittags den Gegner unter Feuer genommen hatte, wurde von uns der Angriff bis auf 50 Meter an den Feind herangetragen. Nun erst erhielten wir rasendes Feuer aus Maschinengewehren. Es war menschenunmöglich ihm standzuhalten.

Aber sie wagten keinen Angriff und am nächsten Morgen erhielten wir Verstärkung. Nun wurde der Sturm wiederholt. Allein man kam nicht recht vorwärts. Der Regen war in Schnee übergegangen; erst gegen Abend konnte man den allgemeinen Angriff nochmals versuchen. Auf allen Vieren kriechend, kamen wir diesesmal bis auf 20 Schritt an die Franzosen heran. Ein Baumverhau, den wir unserer Artillerie zu danken hatten — sie hatte einen 15 Meter breiten Waldstreifen vor der französischen Stellung umgelegt — leistete uns gute Dienste. In guter Deckung schossen wir manchen Alpenjäger ab.

Diese Leute sind tollkühn; ohne Deckung, manchmal auch ohne Gewehr sehen wir sie 20 Meter vor uns hin- und heraufen. Jeder von uns aber weiß, daß, wer diesen Teufeln in die Hände fällt, verloren ist.

Digitized by Google

Das Kreuz bei Saarburg.

Bei Saarburg auf der Straße nach Bühl,
Da ſteht ein Kreuz auf dem Felde,
Und an dem Kreuz hängt in Todesnot
Herr Jeſu Chriſt, der Erwählte.
Er ſtreckt die Arme zum Himmel empor
Und ruft nach göttlicher Milde;
Und wer vor ihm neigt in Demut ſich,
Geht getröſtet vom Liebesbilde.

Bei Saarburg auf der Straße nach Bühl,
Da tobte des Kampfes Wüten,
Da brüllten Kanonen und floß das Blut,
Wie einſt des Heilands Geblüten.
Da riß ein Schuß das Kreuz hinweg,
Der Heiland hing frei im Raume
Und ſtreckte flehend die Hände aus,
Wie in drückendem böſen Traume.

Bei Saarburg auf der Straße nach Bühl
Steht in Entſetzen und Trauer,
Des Heilands Jeſu Chriſti Geſtalt
In klagendem Weheſchauer.
Das Antlitz geſenkt in tiefem Weh,
Der Körper ſcheint aufzuſchweben,
Doch ach! Die Füße von Nägeln durchbohrt
Sind feſt geſchmiedet ins Leben.

Nun ſteht des Erlöſers wunde Geſtalt
Verändert in Blick und Gebärden
Und ſtreckt ſeine Arme zum Himmel auf,
Ob all dem Jammer auf Erden.
Als flehte er in bitterſtem Harm,
Wie einſtens bei ſeinem Sterben:
„O Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun,
Hilf ihnen aus Not und Verderben!“

Hanna Vogt-Bilseck, Sauting.

Freiherr v. Speidel
Generalleutnant.

Ernst Schrott
Generalleutnant.

Das erste Opfer.

In Marschkolonne, aber mit gleichmäßigem, langgezogenen Schritt, ging ein bayerisches Landsturm-Infanteriebataillon an einem Abend im November 1914 gegen M. in Oberelsaß vor. Goldenes Abendrot beleuchtete Berg und Tal in reicher Farbenpracht, nach dem ein herrlicher Tag entschwunden und der Donner deutscher Geschütze rollte aus naher Entfernung über die friedlich liegenden Täler.

Schon seit mehreren Wochen war der Feind über die Grenze nach Westen getrieben. Die abgebrannten und teils zerstörten Häuser an beiden Straßenseiten bekundeten, daß hier bitter gekämpft worden ist; diese Brandruinen stimmten die Gemüter der braven Landstürmler ernst. Lautlos, in Gedanken über das Bevorstehende versunken, zog die Truppe den Straßenwindungen entlang.

In M. wurde bekanntgegeben, das Bataillon steht morgen früh drei Uhr marschbereit; und es war zur Stelle. In großen Kurven bezwingt die Straße die Steigung des Geländes bis zur Paßhöhe, welcher sich das Bataillon gegen den frühen Vormittag näherte und über welche die deutsch-französische Grenze läuft. Nun befanden wir uns schon im engeren Kampfgebiet. Kanonendonner in nächster Umgebung; die Batterien beschossen sich von Kuppe zu Kuppe, Granaten sausten zischend über unsere Köpfe. Das plötzliche Kommando „Kehrt marsch!“ brachte uns nach ungefähr einem Kilometer Rückmarsch in gedeckte Stellung gegen das feindliche Granatfeuer: der erste Treffer fiel kurz vor der 1. Kompagnie auf die Straße und grub sich ein Loch von ansehnlicher Breite und Tiefe.

Der Feind hatte durch seine „Baumaffen“-Beobachtungsposten den Anmarsch der Truppe bemerkt und seine Batterien richteten die feuerspeienden Schlünde fast bis zum Anbruch der Dunkelheit auf unser Bataillon, welches im Hochwald rechts der Straße „Deckung gegen Sicht“ gefunden hatte. Hier wurden Lagerplätze errichtet und für die kommende Nacht die „Betten“ (meist neben dicken Baumstämmen oder in vorhandenen Mulden) hergestellt. Einige Voreilige tauschten gegenseitig kleine Zettelchen aus: „Wenn ich fallen sollte und Du nicht ...“ und mit großer Spannung erwarteten wir das Resultat der kommenden Stunden. —

Der Feldwebel einer Kompagnie hatte am Waldrand neben der Straße provisorisch eine „Kanzlei“ errichtet und befahl die Leute leise zum Löhnungsappell — es war ja Zahltag heute. Kurz nach Beginn desselben sauste eine Granate links von der Kanzlei in den Boden und die Löhnungsliste wurde von aufgerissenen Erdklumpen und kleinen Steinen verschüttet, so daß der sofortige Umzug der Kanzlei veranlaßt werden mußte.

Gegen den Mittag verbreitete sich die Mitteilung: „Der Unterarzt ist gefallen!“ Unmöglich; den liebenswürdigen jungen Arzt sah ich eben an der Straße neben dem

Digitized by Google

Verbandplatz. Der Feldwebel lief eilig dorthin und niemand konnte die Wahrheit der uns sehr beunruhigenden Nachricht bestätigen. Und doch! Soeben eilt eine Ordonnanz zum Hauptmann C., um dort die Todesbotschaft abzugeben. Der ungläubige Feldwebel sucht die ihm bezeichnete Stelle auf: Vor ihm, mitten im Walde, verdeckt mit dem Waffenrock, liegt der gräßlich verstümmelte Leichnam. Das junge Gesicht mit halb offenen Augen und sorglosen Zügen ist gegen die Erde gedrückt, die Brust breit aufgerissen, dem Körper fehlen mehrere Gliedmaßen, die von der Wucht des Volltreffers nach verschiedenen Richtungen geschleudert wurden — ein schauriger, ergreifender Anblick! — Das erste Opfer des Bataillons forderte eine wertvolle Kraft des Sanitätsdienstes, welche vielleicht noch vielen Kampfgenossen Linderung und Heilung der Wunden gebracht hätte.

In einiger Entfernung von dieser Stellung liegt ein weiteres Opfer: ein Splitter derselben Granate tötete einen Gefreiten eines hessischen Landsturmbataillons durch Hirnschlag; er liegt zusammengekauert auf dem Rücken, die glasigen, trüben Augen richten den Blick gen Himmel. Ruht wohl, Kameraden!

Am Abend wurden die Helden in dem durch die Granate gebildeten Grab zur letzten Ruhe gebettet.

Feldwebel-Leutnant Schumann.

Die Minenwerfer.

Es ist früh am Morgen, kaum vier Uhr. Im dämmerigen Zimmer des Schlafsaales im ehemaligen Hotel auf dem nahen Berge weckt der Ruf „An die Geschütze“ die Kanoniere aus dem Schlaf.

Die Franzosen gehen auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Während wir uns in fieberhafter Eile in die Kleider werfen, tönen ununterbrochen die Rufe trompeten durchs Telephon zur Artillerie-Zentrale, zum Abteilungs-Kommando und zur Infanterie — Befehle kommen und gehen. In wenigen Minuten sind wir schußbereit. Von Sulzern her bis zum Reichsackerkopf braust das nervöse Knattern der Infanteriegewehre. Leuchtkugeln zittern durch die Dämmerung und schon hört man die krepierenden Handgranaten krachen.

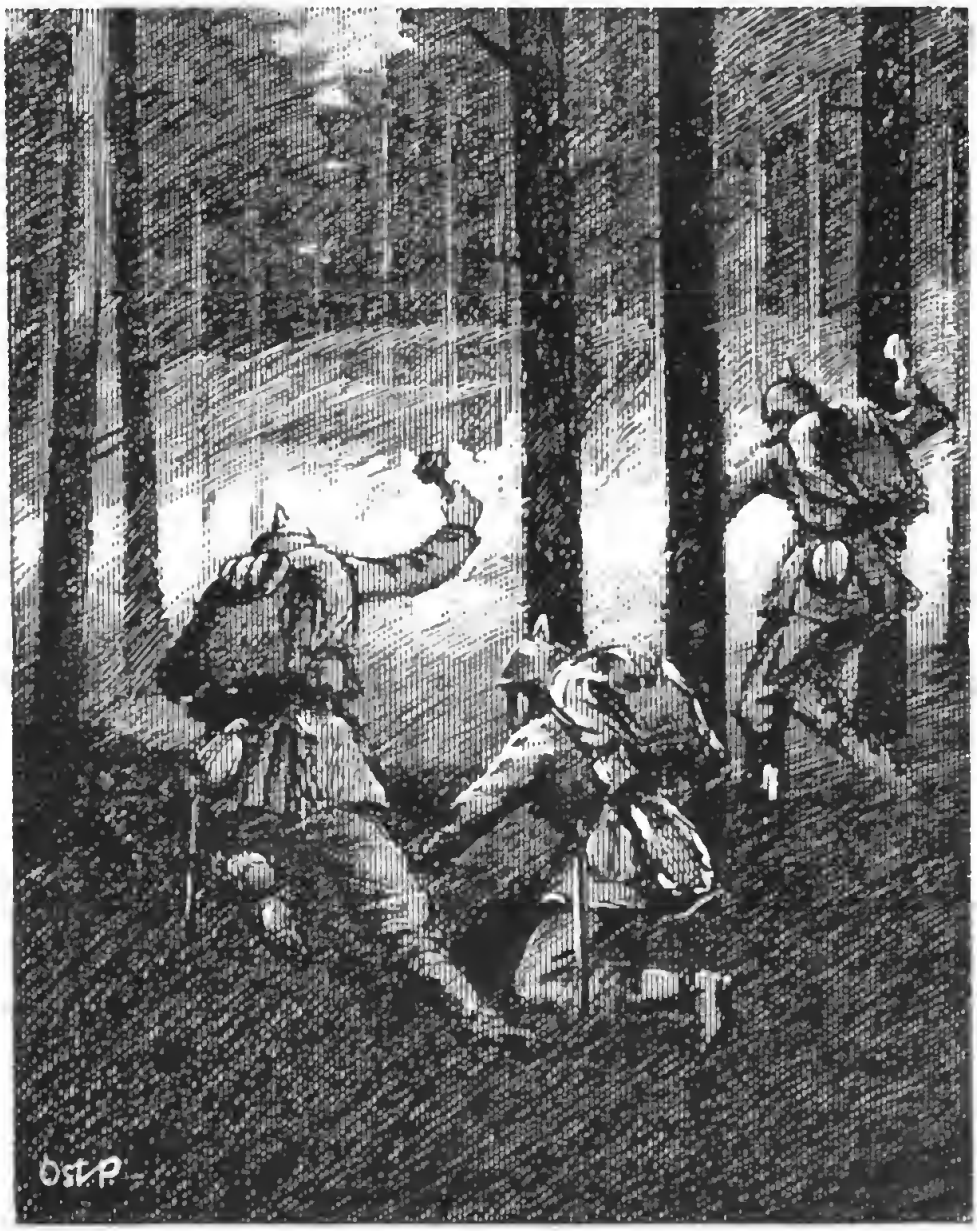
Doch es kam nicht zum Angriff und bald wurde alles wieder ruhig.

Ich hatte mich am selben Tage freiwillig zum Minenwerfen gegen die französischen Schützengräben gemeldet. Wir sollten bald Arbeit bekommen.

Am 13. morgens sechs Uhr marschierten wir (ein Unteroffizier und drei Mann) ab. Wir sollten auf den Sattelkopf gehen und dort unsere Minen werfen. Diese Minen sind zylindrische Geschosse, welche nicht durch Sprengstücke wirken; wenn sie aber krepieren, wird durch den Luftdruck alles in weitem Umkreis getötet.

Langsam stiegen wir zu Berge. Schon knallten die ersten Infanteriegeschosse hart wie Peitschenhiebe ans Gestein. Nach einer halben Stunde nahm uns der Wald auf und die ersten Schützengräben begannen. Die Franzosen hatten uns bemerkt und überschütteten uns mit Schrapnells. Im Nu liegen wir auf dem Bauche.

Nach einer Pause steigen wir wieder weiter. Tote liegen in Menge auf dem Wege zerstreut: Alpenjäger, badischer Landsturm und junge Infanterie. Als es zu dämmern anfängt, langten wir vorne im ersten Schützengraben an. Um vier Uhr morgens sollte das Werfen mit Minen beginnen. So mußten wir oben auf dem Sattelkopf übernachten.



Dieſe Nacht wird mir unvergeßlich bleiben. Unaufhörlich praſſelte das Infanteriefeuer und die von den Bäumen abprallenden Querſchläger ſangen an uns vorüber. Bald klingt dies wie das Ächzen verroſteter Windfahnen, bald wie das Summen einer Hummel. Ohne Unterlaß ſteigen Leuchtraketen in die rabenfinſtere Nacht. Dazwiſchen leuchtete da und dort das Mündungsfeuer der Geſchütze auf.

Wir trugen ruhig unſere Minen in die gewählte Feuerſtellung und legten uns um Mitternacht in einem Unterſtand zur Ruhe. Leider fiel der einſetzende Regen reichlich in denſelben nieder. Am Morgen leiteten wir den Infanterie-Angriff, wie befohlen, durch Minenwerfen ein und ein Schützengraben fiel in unſere Hände.

Bald trat Ruhe ein; gegen Mittag kam Befehl zum Stellungswechſel. Wieder nahmen wir den Minenhund auf den Rücken und ſteigen zu Tal. Ein Baumſchütze ſandte uns einige Schüſſe nach, ohne zu treffen. In T. aßen wir bei einer Feldküche und dann ging es auf der anderen Seite wieder bergan auf den Reichsackerkopf.

Hier lagen wir Tag für Tag auf zwanzig Meter dem Feinde gegenüber und beſchenkten ihn ab und zu mit unſerer ſchwarzen Liebesgabe, wie die Infanteriſten unſere Geſchoſſe nennen.

So kam der 20. März. Ein prachtvoller Morgen ergoß ſich über die Berge. Die Schneefelder leuchteten blutrot im erſten Sonnenlicht und in den von den Granaten zerfetzten Bäumen ſangen die Vögel wie im tiefſten Frieden. Während des ganzen Vormittags hörte man die Telephone arbeiten.

Um zehn Uhr begann die ſchwere Artillerie mit ihrem Geſchützdonner. Nun traten auch wir Minenwerfer in Tätigkeit. Um Mittag ſollte der Sturm auf den Gipfel beginnen und Punkt ein Uhr ſchwieg dann auch die Artillerie. Da kroch's heran in langen Schützenlinien, darunter Pioniere mit Handgranaten und Brandraketen. Immer lebhafter wurde das Gewehrfeuer und dann — es mag gegen dreiviertel zwei Uhr geweſen ſein, brauſte es wie eine brandende Meereswoge durch die Wälder: das dumpfe langanhaltende Hurra der ſtürmenden Bayern.

Der Sturm hatte eingeſetzt; es gibt kein Halten mehr. Ein unheimliches Leuchten geht durch die angreifenden Linien — die Seitengewehre blitzten aus der Scheide und werden aufgepflanzt — ein Sprung und man ſteht auf der Grabenbruſtwehr. Wir Minenwerfer rennen mit, in der rechten Hand den Revolver, in der Linken ein griffeſtes Meſſer — ſonſt haben wir keine Waffe zur Hand. Der Gegner ergab ſich nach tapferem Widerſtand; der Gipfel war von den Bayern erſtürmt.

Die Verluſte des Gegners waren ſchwer; es ſtellte ſich heraus, daß die Wirkung der Minen furchtbar geweſen war.

Anton Hörl aus Landsberg a/Lech.

Vernichtung feindlicher Artillerie.

UNIV. OF MICH.

Auf dem Reichsackerkopf.

Ich lag auf dem heißumstrittenen und jetzt populär gewordenen Reichsackerkopf. Ich glaube, daß der Name „Gottesackerkopf“ dafür jetzt ganz gut angebracht wäre. Diese Stellung spielte schon seit Anfang des Krieges immer eine große Rolle. Die ersten Tage verliefen ziemlich ruhig, hie und da eine gegenseitige Schießerei ohne nennenswerte Bedeutung. Dann kamen wir wieder drei Tage in die vorderste Stellung, wo es schon etwas lebhafter zuging. Sonntag den 18. Juli, früh 6 Uhr, wurden wir abgelöst und kamen zur Reservestellung. Dort wollten wir es uns gleich bequem machen, labten uns an Kaffee und dergleichen; die liebe Post wurde verteilt. Zufällig war ein Liebespaketchen für mich dabei. Unterm Öffnen desselben hieß es: „6. Kompagnie Seitengewehr pflanzt auf! Marsch, marsch!“ Wir stürmten den Berg hinauf. Zu unserm Leid sahen wir, daß die Franzmänner schon unseren Graben besetzt hatten. Die 8. Kompagnie, welche uns ablöste, konnte ihn gegen die feindliche Übermacht nicht halten. Die Hälfte der 8. Kompagnie wurde gefangen genommen; der Rest zog sich mit uns zurück. Wir warteten neuen Befehl ab.

Wir bekamen jetzt aber so ein mörderisches Granatfeuer, daß unser Kompagnieführer sagte: Ich bin schon seit Mitte August vorigen Jahres im Felde und war drei Monate in Rußland, aber solches erlebte ich noch nicht. Das dauerte von halb neun Uhr früh bis ein Uhr mittags. Alles verkroch sich in den Unterständen. Ohne eine Minute Pause wurden wir mit den schwersten Geschossen, Minen, diese furchtbaren Ungetümer, Schrapnells und allen erdenklichen Mordwerkzeugen, die man sich nur denken kann, überschüttet. Die Franzosen waren auf einen großen Durchbruch vorbereitet und wollten uns zuerst mürbe machen.

Unsere Verluste waren groß. Die acht großen, von Pionieren erbauten Unterstände waren größtenteils zerstört, als das Granatfeuer nachließ. Wir mußten jetzt wieder den Berg hinaufstürmen, um mit vereinten Kräften den Graben zurückzuerobern. Aber leider ging es nicht. Kein Führer war mehr da. Wir bekamen solch fürchterliches

Digitized by Google

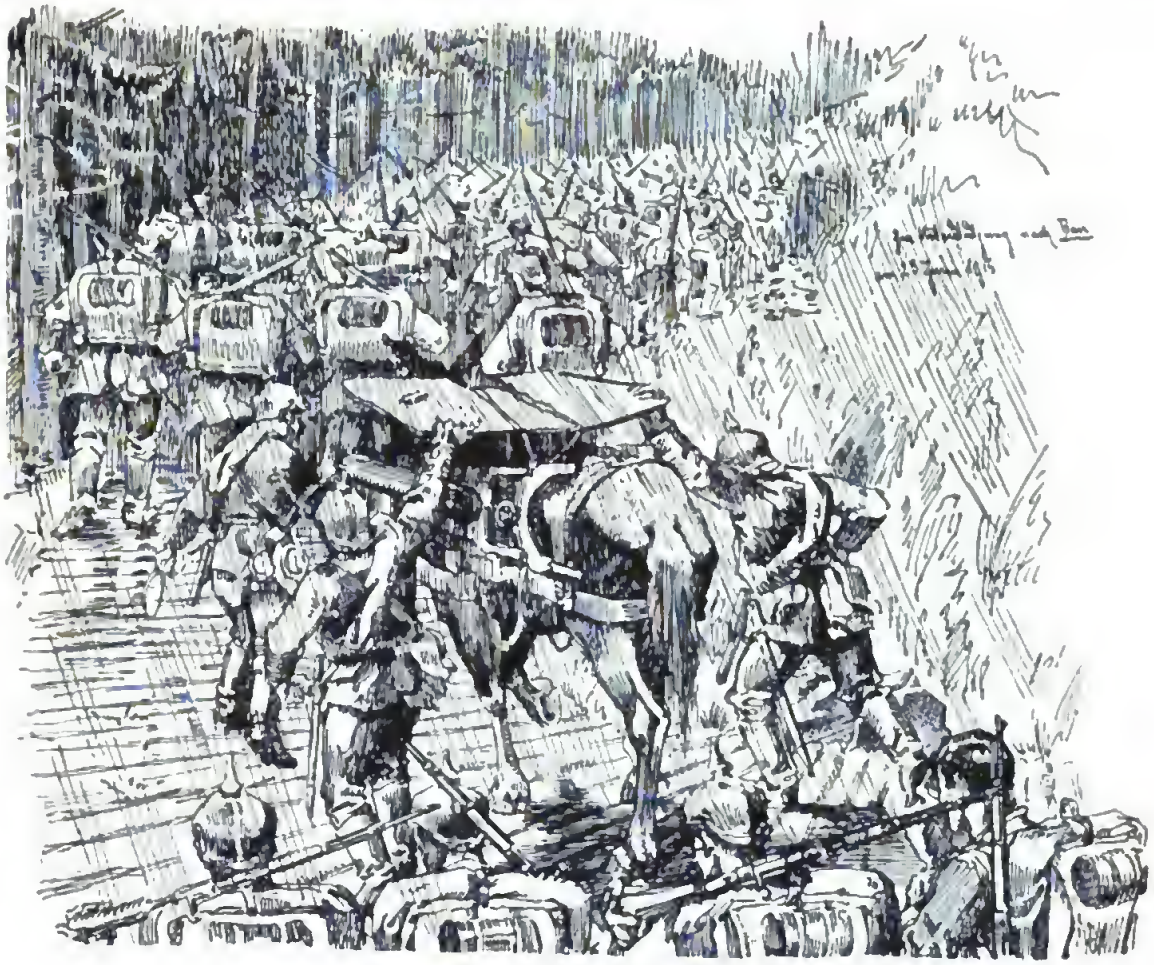
Feuer von den Franzoſen und wurden mit Handgranaten derart beworfen, daß wir unverrichteter Dinge zurückgehen mußten. Wir waren zu ſchwach geworden und mußten auf Unterſtützung warten. Nun bekamen wir wieder zwei Stunden lang das verheerende Granatfeuer.

Es iſt bereits ſieben Uhr abends geworden, da kam endlich die Unterſtützung mit einem tapferen Oberleutnant. Die ſetzen ſich gleich mit uns ein und alsbald hieß der Befehl: „Zum Sturm auf, Marſch, marſch“, „Kartoffelſtampf, Kartoffelſtampf, dö, dö, dö“ — ein Moment und wir waren ſchon in dem Graben der Franzoſen. Wir kamen ins Handgemenge und es ſpielten ſich traurige Szenen ab. Ein Teil ergab ſich im Laufgraben; der andere Teil im Graben ſelbſt leiſtete noch zähen Widerſtand. Man kann ſich denken, daß das ein wahrer Höllen- und Totenkeſſel war. Auf mich ſtürzte ſich ein Alpenjäger mit gehobener Hand. Durch die Geiſtesgegenwart eines Kameraden verfehlte er ſein Ziel und ich machte dann ein Ende mit ihm, das ich hier nicht ſchildern mag. Was ſich nicht ergab, wurde niedergemacht.

Alſo den Graben haben wir wieder erobert. Wir ſuchten noch alles ab und fanden zur größten Freude einen ſchneidigen franzöſiſchen Offizier in einem Unterſtand verſteckt. Mit lächelnder Miene zerrten wir ihn raus und lieferten ihn dem Bataillonskommandeur ab. Die Gefangenen machten einen großen Eindruck auf uns. Einige weinten und meinten, jetzt habe ihre letzte Stunde geſchlagen, die andern wollten uns die Hand reichen, andere wieder ballten die Fauſt und zeigten ſie ihren Kameraden hinüber, nach meiner Anſicht meinten ſie da ihre Vorgeſetzten.

Unſere Freude, unſeren Graben wieder erobert zu haben, war unbeſchreiblich. Gegenſeitig gratulierten wir uns, denn erſtens hatten wir wieder die wichtigſte Stellung in der ganzen Vogeſen-Umgegend und zweitens brachten wir dem Feinde furchtbare Verluſte bei; in der Zeitung ſtand 2600 Tote. Machten wir doch allein 62 Alpenjäger, 1 Offizier zu Gefangenen. Das kann man für ein ganz ſchönes Reſultat betrachten, zumal die Alpenjäger Frankreichs beſte Truppen ſind. Im Graben war es ausgeſchloſſen, daß man einen Tritt machte, ohne auf einen Toten zu treten.

Es herrſchte jetzt wieder eine große Stille. Die Sonne ſtand wie eine feurige Kugel am weſtlichen Horizont und beſchien mit ihren letzten Strahlen das blutige Schlachtfeld. Ich ſtand da und dachte an die Karte, welche ich vor ein paar Tagen aus der Heimat geſchickt bekommen habe. Auf der ſtand nämlich: „Heiß war der Tag, blutig die Schlacht“. Der Durſt und Hunger machten ſich wieder bemerkbar. Ich wußte mir aber zu helfen. Wir ſelbſt hatten nicht das kleinſte Stückchen zum Eſſen, noch weniger etwas zum Trinken. Drei Tage waren wir in vorderſter Stellung, wo es nur ſpärlich zu eſſen gab. Hier iſt der Transport nicht ſo leicht, um Lebensmittel ſo hoch herauf herbeizuſchaffen. Es geſchieht durch Mauleſel. Wenn man in der Reſerveſtellung liegt, iſt die Verpflegung reichlich. Da war es uns aber diesmal nur eine Stunde



Vormarsch zur Unterstützung an der Front.

gegönnt, zu bleiben. Gut, ich ging her, öffnete einen Torniſter von einem Franzmann, welcher reich mit Lebensmitteln geſpickt war. Drei Büchſen Ölſardinen, eine Büchſe Rindfleiſch, Konſerven, zirka ein Pfund Schokolade, Zwieback und wunderbarerweiſe ein ganz friſcher halber Laib Brot, Tabak, Wäſche ꝛc. Ich machte gleich ſo eine Büchſe Ölſardinen auf, weil ich ein großer Freund davon bin und verzehrte den Inhalt mit größtem Appetit. Aber der Durſt. Ha, das war ja fein; unterſuchte einige franzöſiſche Feldflaſchen und die zweite, die ich nachſah, war mit feinſtem Kognak gefüllt. Ich leerte ſie halb aus und wurde dabei, wir ſagen in München, ein bißl damiſch. Einen Mut hatte ich, daß ich zum Feldwebel hernach ſagte: „Herr Feldwebel, jetzt ging's in einem dahin, jetzt holen wir uns Metzeral auch noch, welches ſich die anderen haben nehmen laſſen. Meine Kameraden machten das gleiche wie ich, denn jeder Torniſter war ebenſo voll. Sie waren in großer Zahl vorhanden. Unſere Torniſter waren ganz unten bei der Feldküche im Tal.

Es wurde finſter und es hieß ſtreng wachſam ſein, kein Mann darf ein Auge zumachen, denn die Franzoſen probieren den Durchbruch noch öfters. So wurde es

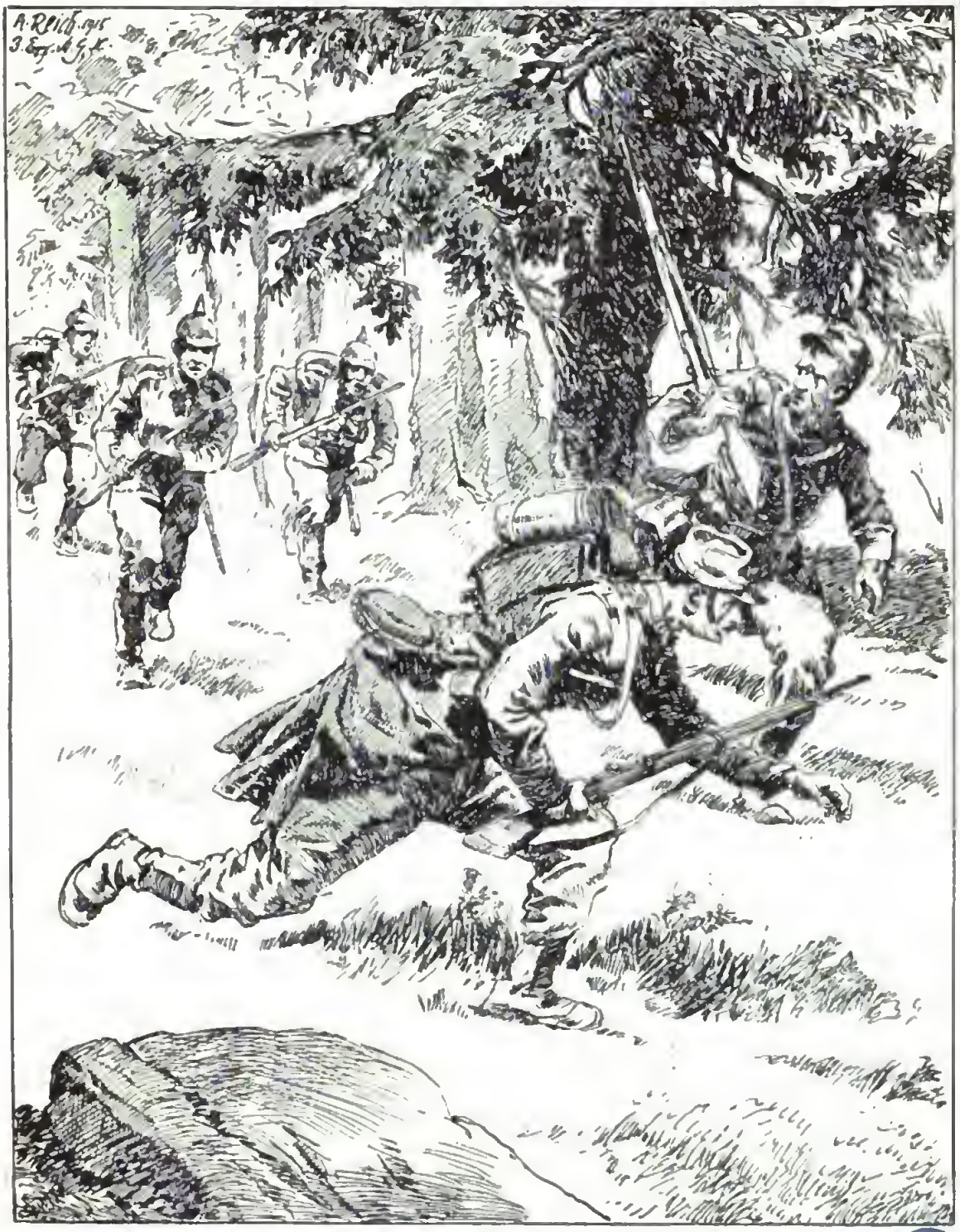
zwölf Uhr, da gab es eine aufregende Schießerei wegen nichts. Die Franzoſen zeigten, daß ſie noch da ſind und wir zeigten, daß wir auch noch exiſtierten. Zwiſchen drei und vier Uhr früh hörten wir auf einmal das franzöſiſche Sturmſignal Urah, Urah, mit dem der Gegner auf uns anſtürmte. Aber der Angriff ſcheiterte völlig. Ich und fünf bis ſechs Kameraden brachten die bereitſtehenden Handgranaten zur Exploſion und das Maſchinengewehr verrichtete ſeine menſchenverheerende Arbeit. Mit entſetzlichen Verluſten ſtanden die Franzoſen von ihrem Vorhaben ab.

Eine kleine Stunde ſpäter war das gleiche Schickſal ihnen wieder beſchieden. Sie wiederholten ihre Angriffe ſechsmal, ſage und ſchreibe bis ſieben Uhr früh, wo ſie wieder im Graben eindrangen und wir wieder ins Handgemenge kamen. Aber wir blieben Sieger. Jetzt war wieder große Stille bis neun Uhr vormittags. Nun fing unſere liebe Artillerie an, ihre wuchtigen verheerenden Liebesgaben zum Feind hinüberzuſenden. Größtenteils Minen. Unterdeſſen beſuchte uns unſer Regimentskommandeur und bedankte ſich aufs herzlichſte für unſer tapferes Aushalten. Er ſagte zum Schluß: „Das ſind halt meine tapferen Bayern; bleibt weiterhin ſo tapfer, denn der Feind rüſtet ſich zu einem neuen großen Durchbruch. Dieſe Stellung muß auf alle Fälle gehalten werden.“

Es wurde zwei Uhr, die franzöſiſche Artillerie fing wieder zu arbeiten an, aber ſchon ſo unverſchämt und ſicher, daß ich ein Vaterunſer betete. Das Schießen dauerte bis ſechs Uhr abends. Wir hatten wieder große Verluſte. Einen Offiziersſtellvertreter, der in Metz mein Korporalſchaftsführer war, traf ich hier. Er ſagte, ich ſolle in ſeinen Unterſtand gehen, der ſei bombenſicher. Er meinte es mit mir gut. Ich antwortete, daß ich doch wieder raus müſſe, wenn der Kompagnieführer kommen ſollte und ging in einen anderen Stand. Es dauerte nicht lange, ſo hieß es, in jenem Unterſtand ſei ein Volltreffer eingeſchlagen, der Offizierſtellvertreter wäre tot. Ich überzeugte mich ſelbſt und ſchaute nach. Aber welch' trauriger Blick bot ſich mir dar, fünf bis ſechs Tote lagen drin, ein paar Schwerverletzte ſtöhnten. Ich ſchüttelte den Offizierſtellvertreter, aber er gab kein Lebenszeichen mehr. Ich ſchaute gen Himmel und dachte mir, gibt es einen Herrgott oder nicht? Wäre ich ihm gefolgt, dann wäre ich ſicher jetzt auch unter den Toten. Ich bekam ein eigenartiges Gefühl. Dachte immer an den braven, tüchtigen und intelligenten jungen Mann mit 23 Jahren. Wir hatten vor zwei Stunden noch über München geplaudert und jetzt!

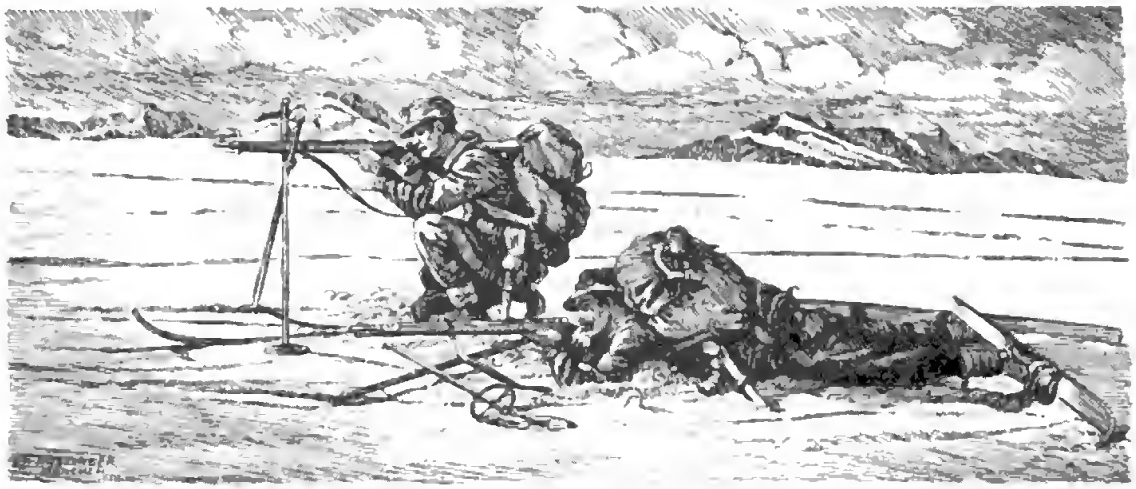
Es wurde immer finſterer und ſtiller und es hieß wieder treue Wache halten. Unterdeſſen kamen noch die aus Mülhauſen alarmierten Mecklenburger zu Verſtärkung, denn die Feinde hatten ſchlechtes im Sinn. Um elf Uhr nachts kamen ſie wieder mit ihrem Sturmgeſchrei Urah und warfen tüchtig Handgranaten in unſeren Graben, wobei ich am linken Arm verwundet wurde. Ich mußte mich zum Verbandplatz begeben.

L. Luber.



Gefangennahme französischer Infanteristen.

UNIV. OF MICH.



Erbeutung eines Maschinengewehres.

Am 21. Auguſt wurde Saarburg vom Feinde hart bedrängt. Mit aller Gewalt wollte er ſich von hier aus einen Weg ins Innere unſeres Vaterlandes bahnen. Dies zu verhindern wurde der Angriff der Bayern angeſetzt. Der Feind war gegen Mittag zurückgeſchlagen; um drei Uhr erhielt Unteroffizier S. Befehl mit acht Mann eine Patrouille zu unternehmen und die Rückwärtsbewegung des Feindes zu verfolgen.

Zu dieſer Patrouille meldete ich mich freiwillig. Unter Beobachtung größter Vorſicht brachen wir auf und waren lautlos durch Wald und Geſtrüpp etwa drei Kilometer vorgedrungen. Nun hatten wir einen ſchönen Hochwald vor uns, der ſtarkes Unterholz aufwies. In dieſem Walde war ich als erſter an der Seite des Patrouillenführers vorgegangen, während die anderen Leute in Abſtänden weiter rückwärts folgten.

Plötzlich vernahm ich von links her Laute und machte meinen Unteroffizier darauf aufmerkſam. Vorſichtig machten wir noch einige Schritte und ſahen zu unſerem Staunen, daß wir uns an der Flanke eines feindlichen Schützengrabens befanden.

In dieſem Augenblicke hörten wir hinter uns Schüſſe. Wir erkannten, daß wir ſchon den erſten feindlichen Schützengraben paſſiert hatten und uns in Höhe der zweiten Linie befanden. Das Feuer aus der erſten Stellung war auf unſere nachfolgenden Kameraden gerichtet.

Von letzteren traf nur W., bereits verwundet, mit uns zuſammen und teilte mit, daß die übrigen ſechs Mann ſich nach rechts vor dem Feinde zurückgezogen hätten.

Unſere Lage war kritiſch, aber noch waren wir drei vom Feinde nicht entdeckt. Unteroffizier S. kroch ein Stück vor, um Stärke und Stellung des Feindes beſſer zu überblicken, dann inſtruierte er uns eingehend über alles und erteilte Befehl zum Rückmarſch. Jeder ſollte trachten in einer anderen Richtung die Kompagnie zu erreichen und Meldung über den Feind erſtatten.

Digitized by Google

Ich trennte mich von den Kameraden, verließ den Wald und schlich mich in einen flachen Graben seitwärts fort. Als ich etwa 300 Meter zurückgelegt hatte, befand ich mich der ersten feindlichen Stellung gegenüber.

Es war wohl die gefahrvollste Lage in meinem Leben. Jetzt hieß es handeln in Erledigung einer so wichtigen Meldung, leben oder sterben. Ich rastete ein wenig, dann kroch ich entschlossen auf einen Landweg zu und fand Deckung in einem Graben.

Nun ging es kriechend den Graben entlang talwärts. Ich war aber noch nicht weit gekommen, so wurde ich vom Feinde entdeckt, der sogleich von allen Seiten her ein heftiges Feuer auf mich eröffnete.

Jedoch keine Kugel traf mich; alle Furcht war von mir gewichen, ich kam mir vor wie hinter einem Stahlpanzer geborgen. Das war Gottes Hand, die mich schützte!

Entschlossen erhob ich mich völlig und eilte, fortwährend beschossen, dem Tale zu. Hier sperrte mir ein breiter Wasserkanal den Weg; die Brücke war vom Feinde zerstört. Ohne lange zu überlegen, sprang ich in die trübe Flut. Bis zum Hals reichte mir das Wasser, aber glücklich entstieg ich ihm am anderen Ufer, wo bald ein Wald mir Schutz bot.

Ich war dem Feinde entkommen. Der Wald war nur wenige hundert Meter breit und eben wollte ich jenseits heraustreten, als ein Schuß auf mich abgegeben wurde. Mehrere Schüsse folgten und ich brachte mich hinter einer Eiche in Deckung, um Umschau zu halten.

Da sehe ich unweit von mir einen Baum, in dessen großer Krone sich ein Maschinengewehr befand. Drei Turkos bedienten es. Ich legte mein Gewehr an und mit drei wohlgezielten Schüssen schoß ich alle drei Turkos ab.

Zur Erde konnten sie aber nicht fallen, denn sie waren mit starken Riemen an die Äste angeschnallt. Während ich zufrieden mein Werk betrachtete, wurden Schritte hinter mir hörbar.

Schnell machte ich mein Gewehr schußbereit, um den neuen Gegner zu empfangen. Da hörte ich deutsche Worte. Auf mich zu trat Herr Hauptmann N. von unserer 12. Kompagnie. Er frug mich, mit wem ich da im Kampfe liege.

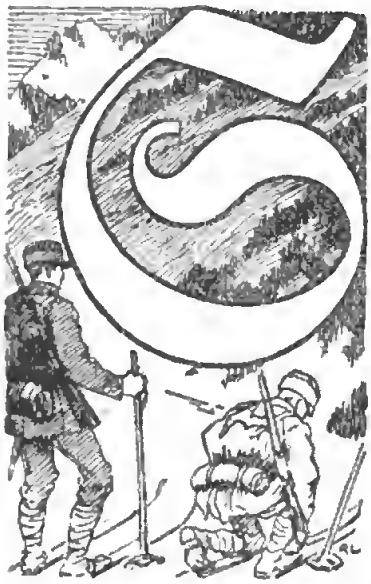
Stolz zeigte ich ihm meine Beute. Er war sehr erfreut und notierte meinen Namen in sein Tagebuch. Dann nahm er Meldung über meinen Patrouillengang entgegen und gab mir den kürzesten Weg zu meiner Kompagnie an, mich zur größten Eile ermahnend. Er selbst verband eigenhändig einen Verwundeten im Gestrüpp.

Als ich meinem Kompagniechef Meldung über meinen Patrouillengang erstattete, war die Nacht schon hereingebrochen. Vergeblich warteten wir auf die anderen Kameraden, aber erst nach zwei Tagen wurde Unteroffizier S. und Kamerad W. verwundet ins Lazarett eingeliefert. Von den anderen sechs Leuten fehlt jede Spur. Sie waren weniger glücklich als ich gewesen.

Infanterist Ludwig Stoll, Lindau.

Digitized by Google

Aus den Kämpfen um den Reichsackerkopf.



Schwere aber große Stunden liegen hinter uns. In unserer Ruhestellung erscholl plötzlich der Ruf: An die Geschütze! und im nächsten Augenblick standen wir mitten im Artilleriekampf. Die Franzosen versuchten mit allen Kräften den Reichsackerkopf, den sie verloren hatten, zurückzugewinnen. Schon war die beiderseitige Infanterie in das Handgemenge gekommen. Für unsere Batterie, die allein stand, bot sich ein reiches Ziel, denn der Weg, den die französischen Reserven nehmen mußten, lag in unserem Schußbereich.

Unser Beobachter war vorne bei der Infanterie und lenkte das Feuer unserer Batterie mitten in die geschlossen aufmarschierenden Kolonnen. Da taten denn unsere Granaten gründliche Arbeit. Allein der badische Landsturm konnte dem Ungestüm der Alpenjäger nicht mehr standhalten. Auch das Häuflein heldenmütiger Jäger, die sich dem feindlichen Anprall entgegenstellten, mußte zurückgehen und gegen sechs Uhr abends war der Reichsackerkopf wieder in französischem Besitz.

Wir standen immer noch an unseren Geschützen, die ganz heiß geworden waren. Die Lage war ernst. Unsere Fahrer in M. wurden alarmiert und alles für den etwaigen Rückzug angeordnet.

Abends setzte ein starker Regen ein und eine dunkle Nacht voll Unruhe brach für uns an. Wir hatten die Wachen vierfach verstärkt. Aber nun kamen unsere Reserven mit unglaublicher Schnelligkeit angerückt, in Automobilen, zu Fuß, zu Pferd und in Panzerzügen. Mehrere Regimenter eilten zu Hilfe, unaufhörlich knatterten die Gewehre der Infanterie vor uns. Manchmal stöhnte eine verirrte Kugel an uns vorüber und Leuchtkugeln kamen mit ihrem magischen Licht.

Der Regen goß in Strömen. Schon um drei Uhr, als der Morgen zu grauen anfing, standen wir wieder an unseren Geschützen feuerbereit. Zu unserer Freude hörten wir auch schon den Morgengruß unserer benachbarten Batterien, die während der Nacht wieder in Stellung gebracht worden waren. Am Vormittag setzte unser Gegenangriff mit aller Wucht ein und um zwei Uhr nachmittags war der Reichsackerkopf wieder in deutschem Besitz. Wir aber sind noch nicht fertig — der Rückzug des Gegners geht an unseren Geschützen vorüber!

Anton Hörl.

Digitized by Google

Beerdigung eines lieben Freundes.

Digitized by Google

Heilig Kreuz.

Stärkere Kräfte der Franzoſen ſtanden bei Heilig Kreuz und wurden von uns mit Feuer überſchüttet. Als ſie zurückgingen, ſchoſſen wir in voller Ruhe ſtehend freihändig. Ihre Verluſte müſſen rieſig geweſen ſein. Später aber erhielten die Franzoſen Verſtärkung und überdies war unſere Artillerie noch nicht zur Stelle. So mußten wir zurückgehen. Zum erſten Male wurde der franzöſiſche Siegesmarſch hörbar.

In Heilig Kreuz war alles im wildeſten Siegestaumel, wie wir deutlich beobachten konnten. Unter anderem ſahen wir, wie ein Eſel durch die Ortſchaft geführt wurde. Er war geſchmückt mit einem bayeriſchen Helm und trug ein großes Schild, auf dem etwas geſchrieben ſtand. Unſere Leute umſpannten grimmig ihre Gewehre. Am nächſten Tage aber kam die Rache. In einem Zug wurden die Franzoſen aus dem Ort geworfen und eine energiſche Verfolgung ſetzte ein. Sie wurde nur erſchwert durch die Haufen toter und verwundeter Franzoſen und durch die Menge franzöſiſcher Geſchütze, welche auf der Straße lagen. Auch mit Miſt beladene Wagen ſtellte der Gegner quer über den Weg. Die Einwohner von Heilig Kreuz hatten ſich mit Senſen bewaffnet und gingen auf uns los. Mir fiel das polniſche Lied ein: „Die Senſe nur ſchwang jeder Ackersmann“. Aber die Senſenmänner fielen alle von unſeren Kugeln durchbohrt.

Nach wenigen Tagen überſchritten wir die Grenze und dort kam es in den Wäldern zu blutigen Gefechten. Die Franzoſen hatten ſich am Waldſaum in großen und breiten Schützengräben verſchanzt, die mit dicken Baumſtämmen eingedeckt waren, ſo daß man darüber marſchieren konnte. Viele Franzoſen ſaßen auch hoch in den Bäumen.

Wir drangen vor bis in die Ortſchaft La Plaget, wo wir aber derart ins Artilleriefeuer kamen, daß wir uns in ein Haus flüchten mußten. Bald darauf kam auch die Maſchinengewehr-Abteilung dazu, die ihre Gewehre nahe am Hauſe niederſetzte und mit Heu bedeckte. Die gegneriſche Artillerie begann immer heftiger und näher auf uns zu ſchießen und es dauerte nicht lange, hatte ſie uns erreicht. Ein Schuß flog in den vorderen Teil des Hauſes, der zweite ganz nahe bei der Einfahrt in die Scheune, der dritte noch etwas näher, durchriß meinen Mantel und Torniſter und warf mich bewußtlos zu Boden. Nach einigen Minuten, als ich wieder zu mir kam, bemerkte ich, daß einige auf mir liegen. Ich ſchlüpfte hervor und lief ungefähr fünfzehn Meter nach links um das Haus und deckte mich hinter einem Eichenbaum.

Das Feuer ließ vor Abend nicht nach und wir konnten ſo erſt ſpät zu den Toten und Verwundeten gelangen. Am nächſten Tage begruben wir zwei unſerer gefallenen Offiziere. Die Salutſchüſſe für die Helden gaben die Franzoſen, die das Feuer auf uns wieder aufgenommen hatten.

Otto Reichhold.

UNIV. OF CALIF.
Digitized by Google

Raſt nach beſchwerlichem Aufſtieg in den Vogeſen.

Digitized by Google

Die Fahne.

Sie ist nur ein Zeichen, ein Sinnbild, aber ein Sinnbild des Höchsten und Heiligsten, zu dem die Blüte der Jugend schwört: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“ Das Liebste, das sie haben, verschwören sie an dieses Zeichen: Leib und Leben, Gut und Blut, in Treue und Gehorsam, in selbstloser Hingabe an das Vaterland.

Die Fahne, die ich meine, ist heute hundert Jahre alt, so alt wie das Regiment, dem sie zugehört. In hundert Jahren haben je tausend neu zu ihr geschworen, hunderttausend Treueide, hunderttausend Schwurhände recken sich an dem schlanken Schaft mit den Silberringen, darauf je ein Heldenname steht,*) auf zu der zerfetzten, verschossenen Seide mit dem blauweißen Wappen und dem thronenden Goldlöwen darüber.

Seht die Fahne! — Ist es nicht, als rauschte ein Jahrhundert aus ihr mit allem, was sie geschaut und erlebt? Heilige Schauer rieseln aus ihr nieder zu den Zehntausenden, die einst zu ihr geschworen und die heute wiedergekommen sind, um sich erneut um sie zu scharen am hundertsten Gedenktage des Regiments.

Auf dem Zaune hinter der Zehntausendschaft reckt sich eine Jungengestalt, um auch das Zeichen zu sehen, zu dem diese alle geschworen, in dessen Schatten sie heute schwurerneuernd feiern.

Jetzt senkt sich die Fahne, die goldstarren Gefechtsbänder klirren, und der Junge liest die seltsamen Namen darauf: Plozk, Ostrolenka, Bar-sur-Aube, Arcis-sur-Aube, Wörth, Sedan, Orleans, Paris. Von den Eisfeldern Polens flattert die Fahne nach den sonnigen Rebenhügeln Frankreichs, und wieder sinken Hunderte unter ihrem Zeichen in den Tod der Treue. Siehe, kaum ein Ort im schönen Bayerlande ist, aus dem nicht einer zu der ehrwürdigen, kugelzerfetzten Fahne geschworen hätte in diesen hundert Jahren.

Und da weiß es der junge Gymnasiast auf dem Zaune, warum ihm von der Fahne her so heilige Schauer zuwehen, daß ihm die Wangen plötzlich erglühen, daß sich ihm die Hand wie von selbst zum Schwur hebt, zu diesem heiligen, todumwitterten Zeichen des Vaterlandes, der Bayerntreue.

*) Wer mit der Fahne in der Hand tödlich verwundet wird, dessen Name wird in einem silbernen Ringe am Fahnenschaft eingegraben.

*

Wenige Wochen später. — Trommelwirbel hallen durch die Straßen, ein Weltgewitter steht am Himmel. Die Leute schreien Hurra, die Jungen jubeln, die Frauen erbleichen und weinen ob dem schrecklichen, unerwarteten Worte: Krieg! Bahnzüge donnern durchs Land mit unzähligen, kostbaren Frachten jungen Heldenblutes: Die gedienten Söhne des Landes ziehen allerorts jauchzend und singend zu ihren Fahnen.

Und ein Ungedienter, ein ganz Junger, eilt auch zu seiner Fahne, der er an einem Julitag auf dem Zaun hinter den Zehntausenden schon heimlich zugeschworen. Als erster von den vielen, die sich in diesen Tagen freiwillig ins Jubelregiment einreihen ließen, stürmt er die Regimentskanzlei und bittet: „Nehmt mich mit! Bitte, nehmt mich mit!“

Der Adjutant mustert ihn eine Weile. „Wie alt?“ — „Siebzehn“. Ja, das sieht man. Schmal und aufgeschossen, eine richtige Schulpflanze ist er schon, der Jörg Baldauf. Aber seine Lippen sind verkniffen und bekunden ein eisernes Wollen und seine Augen leuchten in dem heiligen Feuer.

So wird Jörg Baldauf trotz seines jugendlichen Alters als Kriegsfreiwilliger aufgenommen. Und nach einer Woche schon — während draußen in Lothringen die Fahne von Sieg zu Sieg getragen wird — übt daheim im Standorte eine neue, fahnenlose Truppe, das Regiment der Kriegsfreiwilligen. Aber bereits nach kurzer Zeit kommt auch für sie der große Ehrentag.

In Flandern, hinter der Gefechtsfront des Regiments, wo das Ersatzregiment vollends feldfertig ausgebildet wird, verliest der Gerichtsoffizier vor der durch neue Schlachten getragenen Fahne die Stabung des Fahneneides:

„Ihr sollt schwören zu Gott dem Allmächtigen einen körperlichen Eid, daß ihr dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten König und Herrn Ludwig III., unserem allergnädigsten Kriegsherrn, treu dienen, Allerhöchstdessen Wohl nach Kräften fördern, alsdann allen Vorgesetzten den gebührenden Respekt und Gehorsam leisten, deren Befehle ohne Widerrede und unverdrossen vollziehen, im Kriege wie im Frieden, zu Wasser und zu Land, bei Tag und bei Nacht, auf Märschen und Wachen, bei Belagerungen, in Stürmen und Schlachten, überhaupt bei allen Gelegenheiten euch als tapfere und treue Soldaten erweisen, eure Fahne niemals treulos und meineidig verlassen, vielmehr sie stets mutig verteidigen und nach Vorschrift der Kriegsgesetze euch jederzeit so benehmen wollet, wie es ehrliebenden Soldaten geziemt. Auch schwört ihr, im Kriege den Befehlen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers als Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten.“

Die Freiwilligen nehmen den Helm ab und erheben die Schwurhand:

„Ich schwöre, daß ich alles dasjenige, was mir soeben vorgehalten worden und ich wohl verstanden habe, getreu befolgen will, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.“

*

Digitized by Google

An die Lieben nach Hause.

Im Felde gezeichnet von Karl Wurm.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Ein Aufatmen geht durch ſämtliche Beſatzungen der Schützengräben an der Front, die ſie ſeit Monaten gegen eine Übermacht gehalten: Morgen geht's zum Angriff!

Morgen gibt's einen freien und friſchen Sturm! Morgen, denkt ein jeder, morgen!

Ob's wahr iſt? — Ja, es iſt ſo!

Schon beim Morgengrauen entfalten ſie im Unterſtand des Bataillonsführers die Fahne. Ein brauner Sergeant trägt ſie. Raunend geht die Kunde von der entfalteten Fahne von Graben zu Graben: „Die Fahne iſt da! Die Fahne!“

Und dann gellt ein Hornſignal von Graben zu Graben: Zum Sturm vorwärts!

Jörg Baldauf iſt der erſte auf der Bruſtwehr; wie eine Lawine brandet es jetzt feldgrau aus Graben und Graben, während die Hörner in einem fort das Sturmſignal gellen.

Jörg Baldaufs Auge ſucht die Fahne. Da, da flattern die Seidenfetzen in der Dämmerung, umbrüllt vom Feuer des überraſchten Feindes.

Hurra! Hurra! Hurra! Jörg Baldauf ſtürmt dicht neben der Fahne mit geiſterhaften und weitaufgeriſſenen Augen; Granaten heulen und berſten, die Luft iſt ein einziger Wirbel von Stößen, Splittern, Pfeifen und Menſchenſchreien.

Der Sergeant liegt, die Fahne ſinkt. Jörg Baldauf hat ſie in Händen und ſtürmt weiter: „So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!“

Jörg Baldauf liegt mit der Fahne. Auf, auf! Jörg Baldauf hat keine tragenden Füße mehr. Er liegt hingemäht vom Maſchinengewehr; der Fahnenſchaft iſt entzwei.

Mit letzter Kraft vor dem Verbluten rafft er das Fahnentuch zuſammen und birgt es am Herzen unterm Waffenrock. „So wahr mir Gott helfe! ... Niemals treulos verlaſſen, bei Tag und bei Nacht, in Stürmen und Schlachten ...“ iſt der Lippen letztes Murmeln.

So finden ſie ihn nach dem Sturme, das Fahnentuch am Herzen, lächelnden Angeſichts, blutig und bleich, kalt und ſtill.

Die Stelle, wo der Schaft entzweigeſchoſſen, hält jetzt ein ſilberner Ring zuſammen, und auf dem ſilbernen Ringe ſteht: Jörg Baldauf. 1915.

*

Fahne, heiliges Sinnbild, wann wird wieder ein Silberring deinen Schaft umſchmiegen? Hundertjährige, wen wirſt du in wieder hundert Jahren mit Schauern erfüllen, heilige, wenn wieder hunderttauſende dir neu zugeſchworen haben: „... So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!“

F. Schrönghamer-Heimdal.

Digitized by Google

Stille Zeit.

Der erſte Schnee liegt ſeit acht Tagen und geht auch nicht mehr weg. Es ſcheint, es wird ein richtiger Kriegswinter; denn es ſtürmt und ſchneit in einem Trumm. Kein Büſcherl Gras ſieht man mehr auf den Pointen und der Steinacker ſchaut auch ſchon weiß zum Fenſter herein. Die Mutter aber ſchaut zum Fenſter hinaus.

Neulich iſt der Poſtbote dageweſen und da hat ſie ihn gefragt: „Wozua liegt denn eigentli dös Frankreich?“

Sagt der Poſtbote: „Über 'n Stoanacker und 'n Oarſtoa hin muaß 's lieg'n, dös Frankreich.“

Und ſeitdem ſchaut halt die Mutter alleweil über den Steinacker und den Oarſtein hin. Iſt kein Wunder, wenn eins drei Buben im Feld hat, alle drei in Frankreich. Und der Mann von der Agnes, der Schwiegerſohn, hat auch fortmüſſen nach Straßburg. Der Leni ihren haben ſie bei der letzten Muſterung noch freigelaſſen, aber wie man hört, nehmen ſie jetzt faſt alle. So weit iſt er ja geſund, der Leni ihrer, bloß einen ſteifen Finger hat er an der linken Hand. Wenn ſie den auch noch packen, dann ſind fünf Buben im Feld, die zum Haus gehören. Das iſt keine Kleinigkeit für eine Mutter.

Draußen ſtürmt und wachelt es, aber in der Stube iſt es ſchön warm. Der Kachelofen hält die Wärme gut und wenn ſie nachlaſſen will, legt man einen Buchenſtrunk nach. Denn an Holz hat man keine Not im Wald, das braucht man nicht ſparen. Um den Kachelofen herum ſitzen die Dirndeln mit ihren Spinnrädern, die Mutter ſtrickt am Fenſter Winterſocken für die Buben und weil ſie das Stricken ſchon auswendig kann, ſchaut ſie halt wieder zum Fenſter hinaus, Frankreich zu.

„Wie 's nur ſchon ſo ſchneib'n ko!“ wundert ſich das Nachbardirndl, das auf der Rockenreiſe da iſt.

„Gottlob, daß ma mit der Arbat draußen ſcho firti is. Is eh a Wunder, daß ma all's ſo ſchö hoambracht hat — und ohne Mannerleut!“

„Wahr is 's!“ ſagt das Dirndl. „Hat ma alleweil g'moant, was dös wer'n wird, wenn d' Mannerleut all furt fan, und jetzt is d' Sach do hoamkemma. Recht ſchö aa no.“

„Ja, all's geht in Gott's Nam! Unſer Herrgott und die Liabe Frau machen all's wieder recht. Dös hab i mir ſcho oft denkt. Wer'n do d' Buam aa wieder hoamkemma, mei Liabe Frau! Tag und Nacht bet i, daß koan nix paſſiert. Dös is mei oanziger Troſt jetzt, 's Beten. I moan alleweil, beten wenn ma net könnt, müßt ma eh verzweifeln.“

Sagt die Agnes: „Die kriag'n amal a ſchöne Himmelfahrt, die den Krieg auf 'm G'wiſſen hab'n!“

Sagt die Fanni: „Mei, wenn i nur g'rad aa a Bua war!“

Sagt die Mutter: „Geh du, ſei froh, daß d' da ſein kannſt. Wer taat uns denn ackern, wenn wir di net hätten?“

Digitized by Google

Jetzt läßt ſich das Hüterbübl hören, das hinten in der „Hölle“ Holzſchuhe nagelt: „Ja, für was bin denn i da? Ich hab aa ſcho g'ackert, gelt, Fanni?“

„Ja,“ ſagt die Fanni, „und fein kannſt es. Bloß tragt di der Pflug alleweil aus.“

Die anderen lachen; der Hüterbub, den ſie als Knecht eingeſtellt haben, wirft mit einem Span nach der Fanni: „Gelt, du, di fei ſtad!“ Der Vorwurf, daß er für den Pflug noch zu leicht und gering ſei, kränkt ſeine Jungknechtehre. „Paßt's nur auf, im auswärts, da mach i 's alloa!“ prahlt er.

„Muaßt halt feſt Knödel eſſen im Winter, daß d' d' Pfluagſchwar'n kriagſt. Halt di nur net auf, mir fuattern di ſcho außa!“ tröſtet die Mutter. „Es is ſcho ſo auf der Welt,“ fährt ſie dann fort, „daß ma net zur Ruah kimmt. Z'erſt hat ma 's Kreuz mit 'm Kinderaufzlahg'n, nacha muaß ma ſchau'n, daß ſ' in der Ordnung bleib'n und in nix einikemma. Von der Arbat ſaget ma gar nix und von dem kloan Kreuz, das oans alle Tag hat. Jetzt, wo d' Kinder groß ſan, ſag i zum Vatern — am Sonnwendtag is 's g'wen, — „Vater,“ ſag i, „jetzt derfe ma uns leichtere Tag auftoa, hab'n uns g'ſchund'n und 'plagt g'nua ſei Lebtag.“ Ja, all's waar recht guat g'wen, jetzt muaß der Krieg no daherkemma.“ Wieder iſt's ſtill in der Stube. Nur die Spinnräder ſchnurren und die alte Wanduhr tickt.

„Ja,“ ſagt die Mutter weiter, „und derf ma Gott no danken, daß ſ' alle no ſo glückli durchkemma ſan bis jetzt. Vom G'ſchwendtermüller ſan ſcho zwoa g'fall'n, der Konrad und der Engelbert, und drei hat er no draußen.“

„O mei,“ ſagt das Nachbardirndl, „dös wenn eahna Muatter no derlebt hätt. Die hätt der Kummer unters Grab bracht. Is guat, daß ſ' ſcho g'ſtorb'n is.“

„Der Nötzerſepp und der Kollerbartlbua z' Greanbach ſan ſcho glei am Anfang g'fall'n. Und vom Wirtsmaxl z' Abtſchlag woaß ma no nix, is er g'fall'n oder in der G'fangenſchaft. Dös muaß erſt hart ſei für a Muatter!“

„Wia is 's denn eigentli herganga mit dem Wirtsmaxl?“ fragt ein Dirndl.

„A Kamerad, der mit eahm Patrull g'ritten is, hat's herg'ſchrieb'n. Da ſan ſ' in an Dorf amal überfall'n wor'n; der Unteroffizier und der Maxl ſan g'ſtürzt mit die Roſſ, bloß der oane is no auskemma. Aber der woaß aa nix G'wiſſ's, is er tot oder lebt er no. Aber wenn er in der G'fangenſchaft waar, moanet ma do, es müaßt amal ebbs herkemma. Und drum moan i alleweil ...“

„Ja, der Kriag!“ ſagt ein anderes. „Jetzt ſan 's ſcho fünf in der G'moa und in der Pfarr müaſſen zwanzig nimmer langen. Was wird dös no all's wer'n!“

Jetzt kommt der Ringerl, der Haushund, unterm Ofenloch hervor und ſchnuppert vom einen zum anderen.

„Gelt,“ ſagt die Mutter, „geht dir halt der Michl ab und der Sepp und der Franz. Jetzt geht neamd mehr außi mit dir.“

Wie der Hund die Namen der Buben hört, ſpitzt er die Ohren, winſelt und wedelt und ſchlüpft wieder auf ſeine Liegerſtatt zurück.

Digitized by Google

„Sogar 's G'viechet muaß den Krlag entgelten!“ ſagt die Agnes.

„Wahr is 's!“ meint das Nachbardirndi. „Denkt's enk, unſer Karl hat neulk gar hoamg'ſchrieb'n vom Feld, wie 's ſeine Taub'n geht. Und mir ſollt'n ſ' fei ja net vergeſſen. Jetzt futter i ſ' alle Tag.“

Inzwiſchen kommt der Vater in die Stube und ſchüttelt den Schnee von der Haube.

„So,“ ſagt er, „Dirndln, 's G'ſott is g'ſchnitten, jetzt geht's nur glei in 'n Stall zum Fuattern. Der Scheckl röhrt a ſo ſcho die ganz Zeit.“

„Gelt,“ ſagt d' Mutter, „dös hätt'ſt dir aa net denkt, daß d' auf deine alten Tag no G'ſott ſchneiden müaßt'ſt. Ja, ja, der Krlag!“

„Es wird wieder anders aa,“ ſagt der Vater. „Und jetzt müaſſ' ma aushalten, da hilft nix. Und wenn i no jünger waar, mi haltet nix dahoam, i müaßt aa außi. A ſo waar i g'ſtelit.“

„Geh, du!“ greint die Mutter. „Dös ging dir g'rad no ab. Sei froh, daß d' da biſt!“

„Eh!“ ſagt der Vater. „Is eh g'ſchelter. I moan, i haltet's draußen net aus vor Zeitlang nach dir!“ ſcherzt er und lacht dazu.

„Jetzt biſt d' aber ſtad!“

Aber der Mutter iſt es mit dem Tadel nicht ernſt. Sie iſt es ſchon gewohnt, vom Vater geneckt zu werden. Und je älter er wird, deſto ſchlimmer wird er. Und die Dirndeln helfen dann auch noch dazu. Aber ſie weiß ſchon, wie es gemeint iſt, und es könnte doch ſein, daß es der Vater draußen nicht aushielte vor lauter Zeitlang und Heimweh nach der Mutter.

Es wird dunkel in der Stube, die Dirndeln entfachen die Stallaternen und gehen zum Füttern mit dem Vater und dem Knechti.

Die Mutter wirft noch einen Blick ins nachtdunkle Land, über den Steinacker und den Daxſtein hin, wo Frankreich liegen muß. Dann legt ſie das Strickzeug weg und macht ſich am Ofen zu ſchaffen. Da rafft auch das Nachbardirndl ihren Rocken zuſammen und neſtelt etwas aus der Schürze heraus.

„Da“, ſagt ſie zur Mutter, „hab i für den Michi aa a Paar Söckl g'ſtrickt. Schickt ſie 's eahm und an ſchön Gruaß dazua!“

„Ja, was waar denn nöt dös?“ wundert ſich darüber die Mutter. „Schön Dank! Dös wird 'n aber g'freu'n, an Michel!“

Wie froh iſt doch das Nachbardirndl, daß noch kein Licht angezündet iſt in der Stube. Denn ſonſt hätte es die Mutter ſehen müſſen, wie ihr plötzlich das Feuer über das Geſichtel fuhr. Und es iſt auch gut, daß die Mutter das nicht ſah. Denn ſo kann ſie es nicht erraten, wie ſie es mit dem Michl meint. Wird der Bub eine Freude haben, wenn er die Socken kriegt!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Digitized by Google

Am Grabe des Helden.

So oft ich dort vorüber geh
Und den geſchmückten Hügel ſeh,
Denk ich an ihn, ſein Weib und Kind,
Die ohne den Ernährer ſind. —
Im Herzen wird's ſo weh und bang,
Hör deutlich ſeiner Worte Klang:
Grüß mir mein Weib, grüß mir mein Kind,
Die mir ſo lieb und teuer ſind. —
Ich brech ein grünes Zweiglein ab
Und leg's ihm auf das ſtille Grab:
Nimm dieſes grüne Zweiglein hin
Und mit ihm meines Herzens Sinn. —
Dann geh ich zu des Waldes Rand,
Wend Blick und Herz gen's Vaterland
Und jedes Lüftchen, das ſich ſchwingt,
Mir Grüße aus der Heimat bringt. —
Mein Vaterland, heut ſchwer bedrängt,
An dir mein ganzes Herze hängt;
Gern geb ich Herz und Hand
Wie dort mein Freund fürs Vaterland!

Waffenmeiſter Berkmüller.

Digitized by Google

Vogesen-Abenteuer.

Zwischen Metz und Straßburg, im Wasgenwald, lagen nach der Schlacht einige Kompagnien Infanterie. Der heiße Nachmittag gab der Mannschaft nach der frischen Nacht willkommene Erwärmung.

Feindliche Vorposten auf benachbarten Höhen wurden noch von wenigen guten Schützen in Schach gehalten. Mehr Pulver zu opfern, lohnte vorerst nicht. Einzelne der im Gras liegenden ermüdeten Leute verfolgten den Kampf, ohne die Augen aufzutun vor der brandenden Sonne, lediglich mit dem Ohr. Penk! rief ein feindliches Gewehr. Und mit tieferer Stimme antwortete ein deutsches: Ponk!

Wie Tennisspiel bei geschlossenen Augen! erklärte ein Mann im Halbschlaf seinem Nachbar.

M — hm! Langweilerei!

Sie dachten an die letzten Tage mit ihren Gewaltmärschen durch Täler und Wälder, an plötzlichen Kugelregen, an Fehlgänge, Irrtümer der Artillerie im Nebel, an kommende große Siege. Und dann: — in der Heimat, in der Heimat —.

Neben dem Hauptmann suchte der Oberleutnant die Nachbarschaft nochmals mit dem Fernrohr ab, um beim weiteren Aufstieg nicht durch größere feindliche Kräfte überrascht zu werden. Der stille große Tag behielt noch ein paar Stunden die Herrschaft, bis ein Rauschen die Luft erfüllte, als wühlte sich ein Dampfer durch das Wasser. Erdklumpen waren umhergespritzt, eine Riesenfaust hatte, als jäte sie eine Staude Unkraut aus, in den Wald eine Lichtung gerissen, Splitter und Reste waren über Schläfer gestürzt. Der erste Gruß feindlicher Artillerie! Ihr Stand war nicht zu finden. Wald und Busch, Fels und Erdwelle deckten ihn.

Noch suchten die Augen der Angegriffenen Erde und Himmel ab, als an die blaue Kuppel von Zeit zu Zeit neue lichte Wölkchen geheftet wurden, duftig wie Frühlingsgrüße. Doch sie spien Blitze und entluden krachenden Donner.

Die Maschine der Fabrik pfeift! Neue Schicht! ruft der Elsässer aus der großen Weberei in Logelbach, auf dem vor wenigen Minuten Zweige der zerschmetterten Tanne lagen.

Rechts und links schlägt eine Granate in den Wald zu Häupten der Kompagnie, die im Dickicht das Gewitter abwarten muß. Zweimal zerreißen die gespenstischen

Gewalten Luft und Leben, und das Leben gewinnt vor dem Verlöschen nicht Zeit auch nur zu dem Laut, den die erschreckte Luft ausstößt.

Geschütze sind nicht da, um zu antworten. Den aufgescheuchten Infanteristen bleibt nichts übrig, als größere Macht vorzutäuschen; so fliegt mitunter bei gewaltsamem Lärm eine Salve hinüber. Und kaum wird der Kopf eines Feindes drüben neben einem Baum sichtbar, so verschwindet er schon für immer. Aber es bleibt ein langes Suchen nach neuem Ziel, und inzwischen hat auch aus den eignen Reihen mancher Mann zum letztenmal gezielt. Die Übermacht an Menschen und Waffen und die Gunst der Stellung ist auf der anderen Seite, und wieviel weitere feindliche Abteilungen sich inzwischen oberhalb der tapferen Schar gesammelt haben, ist nicht festzustellen. Der kommende Tag muß Hilfe bringen. Der Donon ist zu besetzen! lautet der Befehl.

Vizefeldwebel Stübner!

Zu —

Das zweite Wort geht unter. Zwischen dem Hauptmann und ihm sausen rauschende, stiebende, krachende Gewalten, ein paar Mann, Stübner mit ihnen, stürzen zu Boden. Ein zerstückelter Körper saust auf ihn.

Zu Befehl, Herr Hauptmann! Schon steht er wieder.

Unser wackerer Werner — hat nicht zu leiden brauchen! — Ausschwärmen! Deckung suchen! — Finden Sie nachts rasch zu gestriger Stellung zurück, zur Brigade —

Zu Befehl!

Sie nehmen noch einen oder zwei Mann mit und überbringen Meldung.

Zu Befehl!

Umgehen aber möglichst das Nest, aus dem hinter uns her geschossen wurde.

Zu Befehl, Herr Hauptmann. Kenne Weg und Steg von der Pennälerzeit her. Werde über das Krähenwäldchen laufen.

Krähenwäldchen — gut!

Tacktacktacktack!

Der Hauptmann horcht.

Ja, bringt uns noch den Abendsegen und ruft uns vor der Nacht rasch Tag! Tag! Tag! zu. Morgen werden wir alles beantworten! ruft der kleine rotwangige Leutnant.

Deckung behalten! Haben nichts mehr zu verlieren da!

Einigen Toten werden vom Feldwebel die paar Habseligkeiten abgenommen, die den letzten Gruß für die Heimat bedeuten. Ein Grab wird geschaufelt im Wald. Und bei Hügel und frischen Kreuzen denken die Lebenden an folgende Kämpfe.

Dem Krähenwäldchen, in dem er mit den Conpennälern Tabak geraucht und zahllose Krähennester ausgenommen hat, nähert sich Stübner. Er und seine Begleitmannschaft muß fleißig aufblicken zu der schmalen, bestirnten Himmelsstraße über

dem Fußweg; eine andere Richtschnur ist im Dickicht nicht zu erkennen. Und was ließ sich aus den Stimmen jetzt folgern? Was lockte ehrlich? Was führte absichtlich in die Irre wie die verstellten Wegweiser? Der Lärm konnte Komödie sein, die atembeklemmende Stille den Sprung des Verderbens begleiten. Und jeder Tritt und Ritt: Freund oder Feind?

Vorsicht! Revolver! Wiederholt ertönt die Mahnung, während der Fuß stockt und die Harrenden das Herz im Leibe fühlen.

Und dann vernehmen sie wieder minutenlang nichts als den leisen eigenen Schritt, das ferne Rattern eines Autos, einen Schuß in der Einsamkeit. Auch Sternenschnuppen fallen reichlich — oder sind Leuchtgeschosse unter den aufblitzenden Grüßen? Wird das Gelände abgesucht von den Herren des Landes oder Eindringlingen? Ist das Gelände hier bereits gesäubert oder bereiten sich schwere Gefechte vor?

Die Patrouille dringt unbehelligt vorwärts.

Eine Viertelstunde noch, und das Krähenwäldchen muß zu ihrer Rechten liegen, ein einziges tausendfaches Krähennest, der angestammte Schlupfwinkel ungezählter schwarzer Vögel, die hier nicht auszutreiben sind, nur mit den merkwürdig gelichteten Baumkronen verschwinden würden — wahrscheinlich nur, um einen Nachbarwald zu zermürben. In langem Zug hat Stübner das beschwingte Wandervolk vor fünfzehn Jahren allabendlich aus dem Osten heranschweben sehen zum Nachtquartier. So fliegen sie noch jetzt täglich ihre gewohnte Straße, morgens zur fernen gedeckten Tafel hinter den Bergen: eine hungernde schwarze Armee; abends ihren laut kommandierenden Führern folgend, gesättigt: eine zufriedene dunkle Wolke, auf der Jagd nach Ruhe. Jahre hindurch hat der Nachtwanderer mit kindlicher Neugier die Reise verfolgt; vergebens hat er dem Geheimnis des Vogelflugs nachgesonnen.

Hinter dem Wäldchen ist Stübners Heimatsnest, jetzt die Herberge des Stabes seines Regiments. —

Nur noch an dem Wäldchen vorüber — und das freie lichtere Feld ist gewonnen; der Fuß kann rascher ausschreiten; kein verborgener Feind ist zu fürchten. Bald wird die Meldung erstattet sein; Fußvolk und Batterien, Munition und Feldküche werden in den jungen Morgen hineinjagen, die bedrängten Mannschaften zu unterstützen, sie herauszureißen aus der Einschließung und mit ihnen den Sieg zu erringen.

Still!

Die nächtlichen Kundschafter, von dichtem Stechpalmengebüsch verborgen, lauschen nach den Ausläufern des Waldes an den Höhen der anderen Straßenseite. Einzelne schwarze Gäste der Wipfel sind aufgescheucht aus ihrem Schlaf; sie heben die Schwingen. Die Bewohner eines Baumes folgen den Nachbarn. Krächzend umschwirrt das Volk sein gestörtes Nachtlager, um endlich davonzustreichen in gespensterhaftem Zug, mit unermüdlichem Geschrei. Ein erbostes Zigeunergeschmeiß! Jetzt

Digitized by Google

Schwere Reiter verfolgen ein französisches Panzerautomobil.

UNIV. OF MICH.

klingen ſogar unterdrückte Stimmen aus dem Wald, Äſte kniſtern, das Gewirr vieler Tritte wird vernehmbar. Und doch atmet jedes Geräuſch die Abſicht, unhörbar zu bleiben. Eine aufdringliche Heimlichkeit! Kein Zweifel: der Feind bereitet ſich hier vor, dem ſich wahrſcheinlich bald nähernden deutſchen Zuzug tödliche Grüße entgegenzuſchleudern. Darum erſt recht: voran! Vorwärts bis zur Atemloſigkeit, vorwärts!

Einige Male ſtoßen fremde Geſtalten weit vor gegen den Pfad der paar beherzten Gegner, lauſchen, laſſen Waffengeklirr hören. Doch der grauſige Gang wird fortgeſetzt, um ſo flinker, je näher das Ziel winkt. Gloria Viktoria: geſiegt! Nicht nur die Meldung unſeres Hauptmanns können wir bringen, ſondern eigene wichtige Beobachtungen kundtun! —

*

Durch Nacht und Morgennebel rückt die Verſtärkung zum Donon vor. Die Vorhut hat keine leichte Aufgabe zu löſen in dem bewaldeten und bergigen Gelände. Hurtig folgen ihr die ausgeruhten Bataillone und die beiden Batterien, frohen Mutes voll. Vogeſenkamm und Grenze, bald ſollen ſie überſchritten ſein.

Bleiben fremde nennenswerte Truppenteile im Rücken? Bisher ſind keine feſtgeſtellt. Iſt die Fernſprechleitung zufällig unterbrochen, durch ein Geſchoß zerſtört, oder hat ſich der Feind herangewagt?

Vorſichtig nähern ſich einige Züge der Verſtärkung dem Krähenwäldchen. Gemeinſam beginnt ihr Vorſtoß. Die Gewehre warten auf Arbeit. Der Major und ſein Stab glauben nicht an feindliche Kräfte in dem durchſichtigen „Niſtkaſten“. Eher lauern ſie in dem benachbarten hohen, von Gebüſch verdeckten Erlenbeſtand.

Man hat recht vermutet. Kaum iſt die Aufklärungsmannſchaft unter dem Laubdach angelangt, ſo hageln nicht nur in ihrer Nähe die

Kugeln, auch die breite Straße wird zu gleicher Zeit überschüttet. Die beiden Parteien haben sich richtig in die Karten geschaut, ohne sich zu sehen. Nur ist der Feind im Versteck diesmal schlechter daran, obwohl er sich weidlich vorbereitet hat. Sogar in die Wipfel sind Angreifer gekrochen. Durch Finsternis und Nebel eingeschränkt, fast blindlings, schießt die Besatzung des Waldes. Die Anstürmenden erkennen wenigstens die Umrisse der Bäume. Und wenn sie die Gipfel mit Kugeln bestreuen, muß der Feind Verluste haben. Gezweig bricht. Schwere Lasten wuchten zu Boden. Einige der giftigen Früchte sind gefallen. Auch sind im Dickicht einige Dutzend überraschte Nothosen zu Gefangenen gemacht. Folgenschwere Überraschungen hat der deutsche Nachzug hier fürs erste nicht zu befürchten; die Munitionskolonne wird nicht gefährdet sein. Die Schützenpfeife ruft die Züge zurück. Am Tag soll der Winkel durch Artillerie, die sich jetzt den entfernteren feindlichen Heeresteilen nicht verraten will, nochmals aufs Korn genommen werden. Jetzt weiter, den bedrängten Brüdern beizustehen!

Ohne andere Opfer als zerlöcherten Tornistern, Feldflaschen und Mänteln und dem Schmiß, den eine Kugel dem Vollmondgesicht des Kanoniers Huber beschert hat, ist der nächtliche Zug an der rechtzeitig entdeckten Falle vorübergekommen. Mehr und mehr steigen die Nebel, der Vorhang hebt sich vom Gebirge; der lichte Hof der Sonne beginnt einen schweren Kampf mit den Wolkenzügen. Schon der Anblick der gütigen Allmutter trägt Wärme in die Glieder der Marschierenden, macht zuversichtlicher, taut alles Leben auf. Noch eine Stunde beschleunigten Marsches: die Sonne gießt Wohlbefinden aus. Dumpfer Donner und helles Schrapnellgeschmetter werden vernehmbar. Rote Hosen winken, eine Kavalleriepatrouille schickt heiße Grüße und entweicht nach deutlicher Antwort.

Die Ordonnanz sprengt daher und grüßt und mahnt in einem Atem noch besonders zur Eile: auch auf dem Gipfel des Grenzberges, nicht nur auf den benachbarten geringeren Höhen, ist der Feind früh aufgestanden und sucht Verderben zu säen, das Fähnlein der zähen deutschen Kämpfer aufzureiben. Hurra! die frischen Bataillone und die Artillerie, die wenigstens einstweilen den Feind jenseits der Talsenke zurückhalten, wenn auch nicht verfolgen kann.

Der Fuß der Höhe, die zu nehmen ist, schiebt sich vor. Marsch, marsch. Ist eine Möglichkeit da, die steile Wand im Geschwindschritt zu nehmen bis zur Nähe des Feindes? Die Möglichkeit? Selbstverständlich hastet jeder Mann empor, und selbstverständlich wird der steilste Pfad schneller als jemals genommen: der Feind winkt am Ziel. Schwer ist die Aufgabe. Aus der Verborgenheit prasselt Schützenfeuer auf die Pfade. Selten streckt sich ein Kopf aus dem Gestrüpp, um zu beobachten, wieviel Opfer fielen. Reichlich fließt Blut in die Bächlein am Wege. Auf dem Geröll manchmal ein schwerer Fall und weiter kein Laut oder eine kurze Verwünschung, nicht mehr mittun zu können.

Über den Schluchten rauſchen und heulen die Grüße der feindlichen Mörſer. Doch der Kugelregen iſt vernichtender.

Um ſo wichtiger, den Berg bald zu nehmen! Mühſelig muß jeder Fußbreit Erde erkämpft werden. Da blitzt das Bajonett eines Zugführers. Hurra! Hurra! Mann neben Mann erklimmt den letzten Hang vor der Hochebene. Im Handgemenge rollen Menſchenkörper in die Tiefe, der Stahl dringt in die Bruſt, Kolben ſauſen vernichtend nieder. Blutende und Tote umſäumen den Abhang.

Der Feind nimmt eine neue, ſorgſam vorbereitete Stellung ein in langer Linie. Erdwälle, Verhaue, zementierte Schanzen ſchützen ihn. Ungezählte Gewehrläufe ſpeien Kugeln aus, ſoviel nur heraus können. Auch feindliche Artillerie nimmt aus der Ferne das Feld unter Feuer. Maſchinengewehre beginnen auf beiden Seiten ihre tödliche Muſik. Eine Patrouille hat in der Flanke franzöſiſche Alpenjäger geſichtet. Mehrere Züge auf zum Schutz! Ein Zugführer fällt, der Stellvertreter des Vizefeldwebels wird zu Boden geriſſen. Mein Arm! Mein Arm! Ein anderer ſpringt vor. Nieder! Salve! Eine Wolke von ſtinkendem Qualm umhüllt alles. Eiſen zerbirſt, Trümmer pfeifen, die Erde bebt. Lärmen und Stöhnen, Hörnerklang. Feuer einſtellen! Sturm! Hurra! Die Trommeln ſchrillen. Mit Bajonett, mit Bajonett, mit Bajonett gibt's Jackenfett! Hurrageſchrei miſcht ſich abermals darein. Mit der toſenden Lawine ſtürmt der Vizefeldwebel Stübner vor. Mann kämpft gegen Mann. Der Kampf Bruſt gegen Bruſt tobt. Man hört rechts und links keuchen: Wir wollen den Sieg! Unſer iſt der

Sieg! Deutſche und Franzoſen liegen aufeinander und nebeneinander — Lebende, Verwundete, Tote, friedlich Schlummernde, Blutende und Zerriſſene in buntem Gemiſch. Franzöſiſche Laute auch aus deutſchen Gruppen, deutſche Worte zwiſchen gegneriſchen Abteilungen. Kaltblütig wie in ihrem Handwerk verrichten auch hier die einen ihr Werk; ſie ſehen ihren Acker für ſich. Wie im Fieber wirbeln den anderen die Verwünſchungen von den Lippen, oder die Arme heben und ſenken ſich unabhängig von allen Gedanken des Mannes.

Die Angreifer gewinnen an Boden. In ihr eigenes Land, in die Ebene, beginnen ſich die feindlichen Kräfte zurückzuziehen, doch nur, um ſich alsbald abermals geordnet feſtzuſetzen. Stundenlang müſſen die Verfolger in den vom Feind verlaſſenen Schützengräben zubringen, um ſich nicht nutzlos Schrapnellen und Granaten zu opfern. Endlich läßt das Feuer nach.

Neuer Vorſtoß!

Viſier 1200—1000—800!

Gegen das Stoppelfeld, das bald nicht nur von der Farbe der Uniformen rot gefärbt wird, fallen Wolkenbrüche von Schnellfeuer. Endlich haben auch die eigenen Batterien Gelegenheit gefunden, entſcheidend einzugreifen. Granaten bohren drüben Höhlen in das Feld, mit dem zerſtäubten Ackerland werden die Reſte derer emporgeſchleudert, die ſich vor wenigen Minuten noch dort als Herren fühlten. Wiederum peitſchen Trommeln und Hörner. Mit Bajonett, mit Bajonett! Flucht und Verfolgung, fort über Gefallene, Gewehre, Torniſter, zertrümmerte Wagen! —

Als ſich die Sonne zu neigen beginnt, iſt Celles sur Pleine genommen.

Draußen auf der Walſtatt ſind die Apoſtel des Samaritertums noch bemüht, Wunden zu heilen, Kampfunfähige aufzubahren, die Opfer von der Höhe zu ſchaffen, in Wagen und nach der Station zu bringen, von wo die Bahn Freund und Feind fortträgt zu ſtillen Heimen.

Zwiſchen zerſchoſſenen, die Zähne zuſammenbeißenden Kämpfern und Bewußtloſen lehnt gegen die Wand des Wagens ein junger Krieger, in deſſen Hirn die Gedanken durcheinander wirbeln wie im Sturm. Wie kam das nur, daß er ſich plötzlich mitten im feindlichen Getümmel fand und für einen Augenblick Kampf und Sieg vergaß und wie gebannt geweſen war vom Geſicht eines der ſtandhaft aushaltenden Gegner und dem Blick, dieſem maßlos verwunderten Auge —? Im Getöſe des Nahkampfs und dem Gebrüll der Haubitzen waren ihm die Sinne geſchwunden, bis man ihn fortgeſchleppt und auf den Wagen gelegt hatte. Nun fährt er über den Rhein, der Stadt entgegen mit ihren vielen Lazaretten, und bald wird er in der Pflege des Roten Kreuzes ſein.

Max Bittrich.

Mit dem Skizzenbuch in Feindesland.

Im Felde gezeichnet von Karl Wurm.

UNIV. OF

Digitized by Google

Am Reichsackerkopf.

Wir ſtapften hinter der Infanterie in den regentrüben Nachmittag hinein. Nicht weit. Dann hub ſchon die Kraxelei an. Im Gänſemarſch hintereinander ſchleppte jeder von uns Maſchinengewehrlern ein pfundiges Stück unſerer Geräte. Das Maſchinengewehr-Ofenrohr auf der Schulter der Nichtſchützen. Andere das Schlittengeſtell auf dem Buckel. Die übrigen je einen vollen Patronenkaſten als Rucksack aufgeſchnallt. Im Zickzack kletterten wir bergſtockbewaffnet die Vorhügel entlang. Über uns in den Waldhängen patſchte Gewehrfeuer. Hin und wieder zirpten Ausreißer über unſere Köpfe weg wie wilde Hummeln. Ein Regenguß durchnäßte unſere Wintermäntel, dieweil wir oben in Lauerbereitſchaft lagen. Oben im dichten Fichtenforſt ſpukte immer noch hitziges Geſchieße. Leichtverwundete kamen die aufgeweichten Waldpfade heruntergehumpelt. „Wie ſteht's oben?“ forſchte unſere Neugier. „Zruckgſchmiſſen hamma's, die Alpenjägerbande!“ Freudig rief's uns ein ſchmutzüberſudelter Mucklbruder und Landsmann zu. „Iſt noch weit hinauf in die Stellung?“ „A gute Stund ſchon.“ Mit ſeiner blutigen, ſacktuchumwickelten Hand wies er hinauf.

Dämmerung kroch aus dem Tal bergan. Da traf der Befehl zur Feuerunterſtützung ein. Mann hinter Mann trotteten wir einen bodenloſen Holzweg hinan. Voran

die Führer mit schußbereiter Pistole. Verflixt nahe schnalzte das Infanteriefeuer im nachtdunklen Gehölz. Das klatschende Querschlägergeschmeiß wollte uns wohl das Gruseln lehren.

Dicht hinter der Gefechtsfront hockten wir die halbe Nacht im feuchten Moos und wachten. Was half's, daß sich jeder, so gut es im Finstern ging, unter das dichte Jungholz duckte. Langsam sickerte der Regen durch Mantel und Waffenrock bis hinunter in die genagelten Bergschuhe. Dem Schneewasser ist kein Leder gewachsen. Im grauen Morgenzwielicht kletterten wir über Felsbrocken und Baumstämme hinweg in die Linie vor. In ein kunterbuntes Gewirr von Baumstämmen stolperten wir hinein. Dem rohen Verhau merkte man die Hast an, womit er zusammengezerrt. Auf bloße Daxen gebettet, kauerten da unsere braven Kerle drinnen. Und schossen.

„Stellung!" schrillte ein Kommando auf. Auf Hautsdrein schmissen wir uns mitsamt dem hinderlichen Gerät in das Holzblocklabyrinth. Hui — flitzten die Alpenjägerkugeln über unsere Schädel weg. Mitten durch den eisernen Patronenkasten sauste einem Kameraden ein Spitzgeschoß.

Die da drüben mußten es gerochen haben, daß wir einschoben. Stellung! Geduckt krabbelten wir Maschinengewehrler aus dem Baumhindernis zurück, setzten die Gewehre zusammen und — lauerten. Den lichten Bergwald hinauf. Ein paar hundert Meter mochten die Tellernützler vor uns in ihren Schanzlöchern liegen. Zu sehen war kein Zipfelchen.

Spät erst merkte ich, daß dicht neben uns ein toter Alpenjäger lag. Kopfüber mußte er von einem Baum gepurzelt sein. — Ein arges Flankenfeuer kriegten wir. Aber anständig hoch. Bis zum Wipfel waren die Nachbarfichten mit Schußlöchern getüpfelt. Ganze Äste setzte es weg. Die Blauhosen zielten wohl auf Baumschützen, die es bei uns gar nicht gab. Aber den ihrigen legten wir das Handwerk. Gründlich streuten wir mit dem Maschinengewehr die buschigen Baumkronen ab. Herunterpurzeln habe ich keinen sehen. Aber merkwürdig stille wurde es. Die verteixelten Steilschüsse pfiffen nicht mehr haarscharf über unsere Scheitel weg.

Klirrend dröhnten die deutschen Granaten. Donnernd platzten sie oben auf der Kuppe, daß der Bergwald mit grantigem Widerhall nachbrummte. Wie zahm sich das Gewehrgepimper ausnimmt neben dem schmetternden Furioso der Geschütze. Tschin — wumm! Dutzendweise rumpelten die stählernen Welschnüsse auf unsere Hangstellung nieder. Die Erde spritzte. Rauchschwaden quollen auf. Auch unter meinen Kameraden setzte es blutige Köpfe.

Lange Stunden lauerten wir mitten im tosenden Gefechtstrubel. Den Daumen am Druckstück des Maschinengewehrs. Die Ohren gellten von dem ewigen Geschieße. Stier waren die Augen von dem ergebnislosen Ausspähen. „Wenn sie nur angreifen täten, die Alpenjäger", hämmerte die fiebernde Ungeduld im dumpfen Schädel.

Digitized by Google

Mittag war längſt vorüber. Der knurrende Magen mahnte einen daran. Mit feinem Schneegerinnſel ſenkte ſich die Dämmerung über den Winterwald. Auf dem Bauch kamen Ablöſungsmannſchaften in die Stellung gekrochen mit vollen Feldkeſſeln. Zu zweit ſchleckten wir einen aus wie hungrige Wölfe.

Die Nacht brach herein — eine Schneenacht. In der ſelbſtausgekratzten Erdgrube kauerten wir neben unſerer „Ziege“. Gegen die näſſelnde Kälte hatten wir ein paar Zeltbahnen aufgegabelt. Die zogen wir uns bis über die Ohren. Mächtig fror es dabei immer noch die — Zehen. Wie einſt als Wickelkind ſtrampelte ich Viertelſtunden lang, um die Füße warm zu kriegen. Verlorene Liebesmüh! Zuguterletzt ſchliefen mir beide Füße ein. Wie Bleiklumpen hingen ſie am Kniegelenk. Herrgott, und ſich nicht rühren dürfen!

Scharfſchütze im Schützengraben.

Der reinſte Hexenſabbat ſtob die ganze Nacht über unſere Ruheſtatt weg. Frevelhaft vergeuden die Franzmänner ihre Munition. Mit Maß und Ziel pumperten die Unſrigen Antwort. Immer wieder ſpitzte ich unter meinem Zeltblachen-Himmelbett hervor.

Geiſterhaft glänzte der mächtige Wald auf im Schein der Leuchtraketen. Ein ſchaurig-prächtiges Feuerwerk.

Langſam verrannen die Stunden; aber — unbehelligt. Schüchtern graute der junge Tag. Da durfte ich meine Bleiklumpenhaxen ein biſſerl ausrenken. Vorſichtig rutſchte ich die Schnee-

halde zurück hinter dichtes Fichtengebüsch. Schanzzeug, Feldkessel, Torniſter flackten umeinander. Ich klaubte mir ein paar trockene Socken auf als willkommenen Erſatz für meine Fuß-Waſchlappen. Mählich kam wieder Leben in meine Eisbeine. Vergnügt ſchloff ich in der Waldſenke herum. Ergatterte einen Schluck warmen Kaffee in einer Unterſtandshöhle. Spürte einen Alpenjägermantel auf. Habgierig lupfte ich das ſteifgefrorene Tuch. Ein Toter lag darunter. Ich ließ ihm ſein Leichentuch. Einen vollen Patronenkaſten brachte ich als Franzoſenfrühſtück mit in die Stellung geſchleift. Und für unſere hungrigen Mägen eine feiſte Hartwurſt.

Wieder ſchnalzten tückiſche Salven über unſere Schanzen weg. Ein paar naſeweiſen Baumſtrünken ſetzte es ganze Splitter ab. Wieder lauerten wir auf unſern Poſten bis Mittag und darüber hinaus. Stillvergnügt ſchmauchte ich mein Pfeiferl und ſchmunzelte über mein Maulwurfsdaſein. Da kam wieder ſo eine feldgraue Schermaus auf allen Vieren herangekrochen. „Was gibt's?“ Haſtig ſchubſte er mir einen Feldkeſſel zu. „Nudelſuppe und Fleiſch für die Gewehrbedienung!“ Das ließ ſich hören. Noch mehr die frohe Botſchaft: „Eine Kompagnie hat die Alpenjäger geworfen, ein gut Stück Boden gewonnen und etliche Gefangene gemacht, eben führten ſie einen zum Hauptmann.“

Bei dem Verhör war ich als Dolmetſcher dabei. Wie ein Balkan-Wildſchütze ſah der Kerl aus mit ſeinem ärmelloſen Schaffellwams über der dunkelblauen Uniform. Die Tellermütze hatten ſie ihm ſchon abgenommen. Angſtbeklommen kamen ſeine ſpärlichen Antworten heraus.

Wieder dunkelte der Dämmertag in die Nacht hinein. Wieder ſchwoll das Geknall zu einem Heidenradau an. Wieder funkelten die Blinkraketen. Nur ſchneien tat es nicht mehr. In ſchneidender Kälte war es erſtarrt. Ungemütlich war die Regennacht geweſen. Unwirſch die Schneenacht. Barſch war jetzt die Eisnacht. Wir hatten ihr vorbeugen wollen. Decken hatten wir zuſammengeſucht und leere Torniſter als Fußſäcke. Wie Rollmöpſe hatten wir uns eingewickelt. Und — froren doch gottesjämmerlich. Alles an uns war brettſteif gefroren. Nur unſer Humor fror nicht ein. Nun machte der Krieg aus uns Erdwölfen gar noch — Eisbären! Überfluß an Abwechſlung.

Die Nacht verlief ruhig. Aber der grauende Morgen brachte uns eine angenehme Überraſchung: Ablöſung war da!

Wenn auch nicht ſo flink, ſo doch luſtig wie Gemſen — humpelten wir zu Tal.

Ein Münchener.

Auf Skiern zu Tal.

Ein fröhlicher Sport:
Auf Skiern zu Tal! — —
Wie so anders klingt es
Mit einemmal!

Das blendende Weiß
Färbt sich blutig rot;
Hinter Büschen und Baum
Lauert der Tod.

Ein Grab im Schnee
Ohne Kreuz und Mal
Und nie mehr klingt es:
Auf Skiern zu Tal! — —

Joh. Schneider.

Digitized by Google

Im Wasgenwald.

Winterstürme wüten im Wasgenwald! Das wäre so jetzt das Leitmotiv, zu dem die Natur augenblicklich ein großes Konzert aufführt. Draußen liegt schon seit Tagen dichter Schnee, wie Weihnachten sieht es aus, dazu saust und braust heute Wind und Sturm, vermischt mit Schnee und Regen, es ist ein recht miserables Wetter!

Ich sitze in unserem neugebauten Offiziersunterstand, einer richtigen kleinen Blockhütte mit prachtvollem Strohlager für uns drei und Platz für zwei Mann. Die Wände sind phantastisch geschmückt mit Gewehren, Revolvern, Säbeln, Helmen und Mänteln; auf drei Regalen liegt unser gesamter Komfort: Spiritusbrenner, Senfbüchse, Kommißbrot, Teesieb, Streichhölzer, Zigarren und Zigaretten und auch zwei Flaschen Rotwein.

Das schmale Holzbrett, das als Tischchen dient, ist säuberlich mit Zeitungspapier belegt, da sitze ich jetzt und schreibe, dreiviertel sechs Uhr abends; zur Beleuchtung dient eine Wachskerze, kunstvoll in den Hals einer leeren Flasche gesteckt. Einen Ofen haben wir leider noch nicht, trotzdem hält unser Haus schön warm, na und wenn die Haxen eben kalt werden, muß man sie ins schützende Stroh vergraben.

Der Anmarsch gestern abend hier herauf war schrecklich. Wie das im Winter werden soll, wenn die Häuser am Abhang der Berge tagelang eingeschneit werden, ist mir schleierhaft. Gottlob ist es heute in der Gegend ziemlich ruhig gewesen.

Vor einigen Tagen jedoch, plötzlich gegen halb sechs Uhr abends, knallte es in unserer unmittelbaren Nähe. Kamerad Leutnant B. geht mit fünf Mann hinaus, um festzustellen, woher die Schießerei kommt. Nun ist unser Gelände sehr unübersichtlich; er erhält plötzlich aus einer Waldecke ein rasendes Feuer, alles wirft sich sofort hin, aber sobald einer nur den Kopf hebt, sausen ihm die Geschosse nur so um die Ohren; auch uns, die wir dahinter in Bereitschaft lagen, pfiffen die Dinger um die Köpfe. Es sind das Augenblicke der höchsten Nervenanstrengung und ich kann sagen, es ist wirklich ein scheußliches Gefühl!

Inzwischen wurde es dunkel und die Schießerei hörte auf. Unsere Leute kamen einzeln zurück, B. gelang es noch aus dem Feuerbereich zu kommen, indem er sich auf dem felsigen Boden zurückwälzte. Wir waren heilfroh, daß keinem etwas passiert war. Es war eine starke französische Patrouille, die von uns eine Schußabgabe provozieren wollte, um die Stellung unserer Postenlinie zu erkennen. Wenn man bedenkt, wie reichlich die Kerle gefeuert haben, so ist es ein Wunder, daß sie keinen von uns trafen. Unsere Leute haben nur ein paar Schüsse abgegeben, sie sahen nichts.

Die Franzosen wüsten überhaupt sehr mit ihrer Munition. Vorige Woche haben sie mehrere Nächte hintereinander eine rechts von uns besetzte Höhe wie wild beschossen, Infanterie, Maschinengewehre, Artillerie. Erreicht haben sie nichts, nur unsere Nachtruhe war empfindlich gestört, was wohl auch der Zweck der Übung war.

Digitized by Google

In unserer Nähe liegen die Immerlingsköpfe und dahinter der nach dem dazwischenliegenden Weißen See steil abfallende Reisberg. Kurz und gut, aus einer versteckliegenden Stellung beschoß mehrere Nachmittage hintereinander eine französische Artillerie fortdauernd unsere Feldwache, die am linken Flügel auf einem Höhenkamm lag. Wenn auch glücklicherweise kein Verlust an Menschenleben zu beklagen war, mehrere große Sprengstücke sind doch über die Köpfe geflogen und die Situation war für die Leute doch einigermaßen ungemütlich.

Sämtliche Artillerie im Umkreise hegte natürlich das dringende Bedürfnis, der feindlichen eins aufzubrennen, aber wo steckt die Batterie? Drei Tage lang hat man vergebens die Gegend mit den Gläsern abgesucht.

Da entdeckt der Kamerad von der schweren Artillerie, der oben bei uns seinen Beobachtungsstand hatte, ein kleines weißes Wölkchen im Wald, und nebenan sieht er auf der kahlen Fläche des Berges vier Mann, je 20 Meter voneinander aufgestellt, offenbar Beobachtungsposten.

In dem Walde drin bewegt es sich, also, da steht die feindliche Batterie. Und kurz darauf erfolgen die telephonischen Weisungen an die Stelle, wo die Mörser stehen, und schon fährt zischend und heulend das erste Geschoß über unsere Köpfe hinüber. Ein gewaltiges Bumm! Zwei von den Kerlen wehte der Luftdruck um, die anderen rissen aus. Der Schuß saß zu weit rechts. Der nächste aber: Hui! Dieser saß mitten im Walde und dann ging's los.

Zehn Stück 15 Zentimeter-Granaten wurden hinübergeschickt. Wir glauben, diesmal haben wir sie erwischt. Denn seit der Zeit hat unsere Feldwache Ruhe.

Ein Münchener Musikstudierender.

Bei Vermandovillers. ❖

Am 25. September ſammelte die Kompagnie nahe dem Sternwald bei Vermandovillers auf einem Feldwege rechts vom Wald, als ein Hagel von feindlichen Granaten und Schrapnells einſchlug. Ich ſtieg auf einen hohen Baum, der am Feldwege ſtand und es gelang mir von dort eine feindliche Batterie und mehrere vorrückende, feindliche Kolonnen zu entdecken. Ich teilte meinem Kameraden O. meine Beobachtungen mit und O. rannte etwa 300 Meter im Artilleriefeuer des Feindes nach rechts und verſtändigte den Batteriechef. Dieſer ſchickte ſofort einen Sergeanten mit, welcher ſich zu mir auf den Baum begab und von dort aus durch Signale das Feuer der deutſchen Artillerie leitete. Die Erfolge waren ſehr gute, die Kolonne wurde völlig zerſprengt, während die Batterie nach einiger Zeit zum Schweigen gebracht wurde.

Als O. tags darauf gegen zehn Uhr abends im vorderſten Schützengraben im Sternwald lag, es war ſtockfinſter, bemerkte er auf 50 Meter eine vorrückende, feindliche Kolonne. Sogleich fiel von einer der nebenanliegenden Gruppen ein Schuß. O. eröffnete nun mit ſeiner Gruppe ein lebhaftes Feuer, worauf der Feind in geſchloſſener Kolonne ſtürmte. O. ſchrie aus Leibeskräften das Kommando und forderte die nebenanliegenden Gruppen zum Mitfeuern auf. Der Sturm war auf die Gruppe des O. angeſetzt und es gelang dem Feind bis an den Schützengraben heranzukommen und verſchiedene ſtachen bereits auf die Mannſchaften mit dem Bajonett in den Schützengraben ein. O. ſchoß aus ſeinem Armee-Revolver, ſo raſch er konnte, mit jedem Schuß einen Feind niederſtreckend. Als der Morgen graute und ſie die Stellung vor ſich überſehen konnten, kam ihnen erſt zum Bewußtſein, was ſie eigentlich geleiſtet hatten. Das Feld vor der Gruppe O. war allein mit 30 Toten bedeckt. Da die Nebengruppen bei dieſem Angriff mit 30 Meter Zwiſchenraum Entfernung lagen, wäre für den Feind ein Durchbruch leicht erreichbar geweſen, hätte das Schnellfeuer den Angriff nicht zum Scheitern gebracht.

Das Verhalten der Mannſchaften der Gruppe O. war aber auch muſterhaft.

Am nächſten Tag hatte ich eine Patrouille von drei Mann im Sternwald. Es war gegen Mittag, die erſten 300 Meter mußten übers Feld, möglichſt flach kriechend, zurückgelegt werden. An einem kleinen Hohlweg angelangt, ſtieg ich wieder einmal auf einen ziemlich hohen Baum, auf dem ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen einen bereits angelegten, tadelloſen Sitz hergerichtet fand! Nach einer halben Stunde

Otto Ritter v. Schmidt
Generalleutnant.

Rudolf Rösch
Generalleutnant.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

entdeckte ich eine feindliche Batterie und kehrte darauf zu meiner Kompagnie zurück. Da alle telephonischen Leitungen gestört waren, mußte ich mit eintretender Dunkelheit mit zwei Mann zur Stellung der schweren Artillerie zurück, um dort von meiner Beobachtung Mitteilung zu machen. Nachts halb drei Uhr war ich wieder glücklich bei meiner Kompagnie zurück.

Nachdem wir seit mehreren Tagen vom Feind Artilleriefeuer erhielten, ohne daß deren Stellung festgestellt werden konnte, wurde ich am folgenden Tag auf eine Beobachtung in den Sternwald geschickt. Wieder stieg ich auf einen der höchsten Bäume, wo ich den ganzen Tag blieb. Schließlich gelang es mir, beide feindlichen Batteriestellungen zu entdecken. Als ich die Meldung zurückbrachte, daß die beiden Batterien nur etwa 800 Meter von der 8. Kompagnie entfernt liegen, wollte es mir niemand glauben, um so mehr da das Gelände vor uns gut zu übersehen war. Die Batterien standen aber in einem Haberacker, und waren durch Habermandl ganz vorzüglich maskiert. Nur dem Umstand, daß ich sah, wie Munition vorgetragen wurde, verdanke ich meine Feststellung. Nachdem sich einer der das deutsche Artilleriefeuer leitenden Offiziere selbst von dem betreffenden Baumposten aus überzeugt hatte, leitete er das Feuer, welches den Feind nach kurzer Zeit mit Salven überschüttete und die feindliche Artillerie zum Schweigen brachte. Tags zuvor waren zwei deutsche Baumposten durch Artillerie von dem Baum abgeschossen worden.

Am nächsten Tag war ich wieder auf gleichem Baumposten und sah 100 Meter entfernt in einem Krautacker einen Franzosen, der jedoch wieder spurlos verschwand. Durch genaue Beobachtungen mit dem Feldstecher, den ich bei Saarburg von einem französischen Offizier erbeutete, entdeckte ich acht bis zehn feindliche Gruppen im Krautacker liegend. Ich eilte, ohne gesehen zu werden, zurück und machte der Batterie telephonisch Meldung, worauf nach zehn Minuten der Zug durch das Feuer vollständig versprengt wurde.

Nach Bericht des Feldwbl. Hans Wanninger.

Der junge Krieger.

Ich sah einen jungen Krieger steh'n,
Die Brust geschmückt mit Rosen,
Der Helm, der war mit Veilchen geziert,
Und der Gürtel mit Mimosen.

Sein Blick hatte einen eig'nen Glanz,
So flimmernd, wie am Himmel die Sterne,
Und wie von heimlicher Freude voll,
Sah er in die dunkelnde Ferne.

So stand er und schaute ins Abendrot!
Ich schaute auf ihn mit Wehmut;
Dann wendete ich den zögernden Fuß
Und schritt von dannen voll Demut.

Und immer seh ich den Krieger steh'n,
In seiner Jugend voll Rosen!
Am Helm die Veilchen, die Brust geschmückt
Und am Gurt die gelben Mimosen.

Hanna Vogt-Vilseck.

Digitized by Google

Mit stürmender Hand.

Es war am frühen Morgen, als wir bei dichtem Nebel gegen den Feind marschierten, der nur etwa zwei Kilometer von uns entfernt stehen sollte. Uns fror gewaltig, denn wir hatten die Nacht über schlechtes Quartier in einem zugigen Schuppen gehabt und waren schon sehr früh alarmiert worden. So marschierten wir denn, übermüdet von den Strapazen der vorhergehenden Tage, zwischen Munitionskolonnen der Artillerie und Fuhrparkkolonnen auf der staubigen Straße dahin. Plötzlich krachte ein Schuß! Auf die Spitze des Bataillons war aus einem am Wege stehenden einzelnen Hause geschossen worden. Es dauerte nicht lange, da brachten zwei Infanteristen einen halbwüchsigen Burschen daher, der den Schuß aus dem Hinterhalt abgegeben und den Unteroffizier des Bataillonsstabes leicht am Halse verletzt hatte. Er wurde einstweilen mitgeführt und bekam nicht gerade das Schönste zu hören.

Nach dieser unangenehmen Unterbrechung ging es weiter, auf ein ziemlich großes Dorf zu, das durch Artilleriefeuer mehr als zur Hälfte zerstört war und das auch jetzt noch von feindlicher Artillerie beschossen wurde. Im Dorfe angelangt, fanden wir in einem Lagerraum notdürftig Deckung gegen das Feuer des Feindes. Draußen tobte ein schrecklicher Artilleriekampf. Unsere Haubitzen, die ringsum in den Obstgärten aufgestellt waren, feuerten unablässig. Aber auch der Feind beschoß uns sehr heftig mit Granaten und Schrapnells. Die 6. Kompagnie lag ungefähr 600 Meter vor uns zur Erkundung in einem Straßengraben. Weitere 800 Meter vorwärts lag ein von den Franzosen scheinbar stark besetztes Dorf. Es mochte halb elf Uhr mittags sein, als sich unser damaliger Kompagnieführer, Herr Oberleutnant von G., freiwillig erbot, mit der 11. Kompagnie das besagte Dorf im Sturm zu nehmen, um etwas Luft zu schaffen.

Inzwischen hatte das feindliche Artilleriefeuer etwas nachgelassen und wir marschierten nun auf der Straße zurück bis zum Dorfausgang, wo gehalten wurde. Halbrechts vor uns lagen Wiesen und Äcker, direkt vor uns ein kleines Waldstück und gleich rechts neben den Bäumen konnte man den Kirchturm des vom Feind besetzten Dorfes erkennen.

Endlich kam der Befehl zum Angriff. Wir legten die Strecke von der Straße bis zum Waldstück im Laufschritt zurück und gingen dann hinter den Bäumen in Deckung.

Ein paar Schrapnells, die uns der Feind herüberschickte, taten uns keinen Schaden. Bald verstummte das Artilleriefeuer der Franzosen gänzlich und nun gingen wir in Kompagniekolonne rechts von dem Wäldchen gegen das Dorf vor. Bald hatten wir den Straßengraben, in dem die 6. Kompagnie lag, erreicht, ohne vom Feind belästigt zu werden. Von da mochten es noch 800 Meter bis zur Ortschaft sein. Nun ging's die Grabenböschung hinauf ins freie Feld und kaum waren wir da droben, als auch schon die ersten Kugeln in unsere Reihen pfiffen.

Sofort entwickelte die Kompagnie und ging in dem Rübenacker, in dem wir uns gerade befanden, in Stellung. Trotzdem wir unter den großen Blättern der Rüben gut gedeckt waren, schossen die Franzosen doch auf jeden Kopf, der sich blicken ließ und meistens mit Erfolg. Manch braver Kamerad blieb beim nächsten Sprung liegen.

Ein Teil der 9. Kompagnie hatte unterdessen unsere Schützenlinie nach rechts verlängert, auch war eine Batterie vom 1. Feldartillerieregiment in unserem Rücken aufgefahren und beschoß den Dorfrand und dann das Dorf selbst, da sich in den Häusern Feinde eingenistet hatten.

In kurzer Zeit stand alles in Flammen. Wir waren sprungweise vorgegangen und hatten ziemliche Verluste erlitten. Nun ging's zum Sturm! Mit lautem Gebrüll warfen wir uns auf die Feinde, die sich noch am Dorfrand befanden. Diese ließen uns jedoch auf zehn, ja fünf Schritte herankommen, ehe sie Reißaus nahmen. Aber wir nun hinterdrein durch die brennenden Häuser und die verwüsteten Gärten bis zum jenseitigen Dorfrand. Hier mußten die Franzosen auf dem Rückzuge durch eine flache Mulde und wir hatten nun ein schönes Ziel und konnten in den geordnet zurückgehenden Feind hineinschießen, daß es eine Freude war. Mancher Welsche mußte noch daran glauben. Bald verschwand der Feind hinter dem jenseitigen flachen Höhenrand.

Während ein Teil der Kompagnie die Einwohner zusammentrieb, und in einen Hof sperrte, sanken wir erschöpft zusammen. Wir hatten viele Leute verloren, 64 Mann, darunter 24 Tote. Auch unser Kompagnieführer war schwer verwundet. Der erste Zug, bei dem ich mich befand und der auf 19 Mann zusammengeschmolzen war, besetzte das links unterhalb des Dorfes gelegene Buschwerk, während der zweite Zug ziemlich weit rechts von uns in Stellung ging. Wir lagen noch keine Stunde auf unseren Plätzen, als die französische Artillerie ein schreckliches Feuer auf uns eröffnete und zwar von der linken Flanke. Wir waren anscheinend zu weit vorgekommen, die feindliche Batterie konnte keine 500 Meter weit von uns stehen, das hörten wir am Knall der Geschütze und am Einschlag der Granaten. Die Geschosse krepierten oft sehr nahe bei uns, die meisten jedoch flogen ins Dorf selbst, da uns der Feind jedenfalls im Dorf vermutete.

Digitized by Google

In diesem schrecklichen Feuer lagen wir über vier Stunden, erst gegen 7 Uhr abends wurde es schwächer und wir konnten etwas aufschnaufen. Plötzlich kam Unteroffizier G., unser damaliger Zugführer, zu uns und sagte, alles sollte Seitengewehr aufpflanzen, der Feind werde wahrscheinlich einen Gegenangriff machen. Wir hatten fast keine Patronen mehr und da wir ziemlich weit vorne lagen, war keine Aussicht vorhanden, Munition nachzubekommen, zumal das Dorf noch immer unter Feuer gehalten wurde.

Wirklich ließen die Franzosen nicht lange auf sich warten. Es mochte gegen 8 Uhr sein, als auf den uns gegenüberliegenden Hügeln die ersten französischen Schützenlinien auftauchten, die jedoch alsbald in Stellung gingen und scheinbar Verstärkung abwarteten. Weithin leuchtete der Schein des hinter uns brennenden Dorfes.

In das klägliche Gebrüll umherirrender Rinder mischte sich das Krachen der krepierenden Granaten und das Knattern des brennenden und einstürzenden Dachgebälkes. Die Sonne versank dann als glutroter Ball im Westen, als drüben Signale ertönten und eine große schwarze Masse, die scharf vom roten Abendhimmel abhob, sich auf uns zuwälzte. Es war mindestens ein Bataillon, das uns 19 Mann angreifen sollte. Wir konnten nur sehr wenig feuern, wegen des Patronenmangels, die Franzosen dagegen überschütteten uns mit einem wahren Bleihagel. Sie schossen jedoch viel zu hoch. So war der Feind auf 300 Meter hergekommen und wir auf das Schlimmste gefaßt, — als wir plötzlich hinter uns Lärm vernahmen. Es nahte Verstärkung in der höchsten Not. Jeder atmete auf. Eine Kompagnie vom 2. Infanterieregiment kam eben den Abhang herunter, verlängerte unsere Linie rechts und links und brachte uns auch die ersehnte Munition. Als nun der Feind wieder vorging, erhielt er ein vernichtendes Schnellfeuer von unserer Seite und mußte sich unter schweren Verlusten zurückziehen. Unsere Stellung war gehalten. Nachts 10 Uhr wurden wir abgelöst und marschierten mehrere Kilometer rückwärts, wo wir uns verschanzten. Bis morgens 2 Uhr schaufelten und gruben wir, um dann wie Holzklötze umzufallen und zu schlafen.

Am Abend des nächsten Tages unternahm der Feind nochmals einen sehr heftigen Angriff auf unsere Stellungen. Sie wurden jedoch wiederum siegreich behauptet.

Max Hold.

Engliſche Kavallerie im Kampfe mit bayeriſcher Infanterie.

Die letzte Patrouille.

Der Rest der Nacht verging ruhig, dank des aufgestellten Scheinwerfers. Allmählich hatten wir am linken Flügel auch Pioniere mit Handgranaten und ein Maschinengewehr als Unterstützung erhalten. In der Frühe zeigten sich noch einmal schwache Kräfte, die aber schon nach den ersten Schüssen wieder zurückgingen. Das Artilleriefeuer dauerte auf beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit fort. Der übrige Tag, die folgende Nacht und der Vormittag vergingen ohne jede weitere Störung.

Gegen Mittag aber nahm das Artilleriefeuer zu und kurz darauf kam unser Horchposten mit dem Alarmruf gerannt: „Raus, die Franzosen pflanzen schon auf!“ Sofort stürzen die paar Mann aus dem Unterstand heraus und trafen etwa 40 Franzosen schon beim Drahtverhau. Jedoch dieser letzte Stoß wurde ebenfalls blutig abgewiesen und die Kompagnie konnte abends zehn Uhr ohne weiteren Zwischenfall von der 3. Kompagnie abgelöst werden, nachdem auch das Artilleriefeuer aufgehört hatte. Nach diesem Angriff konnte ich die Rohheit der Franzosen kennen lernen, die nicht einen einzigen Toten, die zum großen Teil unmittelbar vor ihrer Stellung lagen, begruben, ja sogar noch Tote aus ihrem vordersten Graben über den Erdauswurf warfen. Bis Mitte Februar, wo ich zum letztenmal diese Stellung sah, lagen diese Toten völlig unberührt da.

In den folgenden Monaten hatten wir sehr unter der großen Nässe zu leiden, welche die Unterstände, auch die besten davon, völlig zerstörte und die Gräben in ein Lehmbad verwandelte. Stellenweise mußten die Leute bis zu den Hüften sechs Tage und sechs Nächte in der Nässe stehen, ohne Abhilfe schaffen zu können, denn viele von den Pumpen waren gebrauchsunfähig und mit den anderen Mitteln konnte man gar nichts anfangen. Doch alle diese Mühsale hielten unsere Truppen mit vorzüglichem Humor aus.

Endlich hörte auch der Regen auf und man konnte daran gehen, die Gräben auszubessern, die Wände mit Faschinen auszulegen und den Boden mit Bretterrosten oder Ziegelsteinen zu pflastern. Überall wurden auch sehr große bombensichere Unterstände angelegt, so daß jetzt wohl weder Regen noch Granatfeuer allzugroßes Unheil anrichten können. Im Laufe der Zeit hatten wir noch Gelegenheit, das vorzügliche Zusammenwirken der französischen Flieger mit der Artillerie zu beobachten. Kaum hatte ein feindlicher Flieger seine Beobachtungen über unsere Stellungen gemacht, so kamen auch schon die Granaten, und zwar mit ziemlicher Genauigkeit, an.

In den ersten Tagen des Monats März kamen wir plötzlich in eine neue Stellung. Wir erhielten das „neutrale“ Wäldchen zur Besetzung angewiesen und zugleich die Weisung, zwölf Tage in Stellung zu bleiben und dann sechs Tage auszuruhen,

Digitized by Google

während wir bisher immer die gleiche Anzahl Tage in Stellung wie in Ruhe waren. Dazu kamen noch manche andere unangenehme Umstände.

Erstens fanden wir nur sehr mäßige Unterstände vor im Verhältnis zu den schönen Räumen, die sich das Regiment mit großer Mühe gebaut hatte. Auch die Gräben ließen manches zu wünschen übrig. Zweitens konnte auch die Verpflegung nur bei Nacht in die Stellung gebracht werden. Diese Verpflegung war nun im Vergleich zu anderen Kompagnien sehr mäßig. Mit den vorhandenen Mitteln hätte sich in vielen Fällen viel Besseres herstellen lassen, besonders fehlte es beim Kaffee.

Wenn man schon den Geschmack der Kaffeebohnen vermissen mußte, so hätte man doch wenigstens auf eine süße Flüssigkeit rechnen dürfen, aber auch der Zucker fehlte meistens ganz. Ebenso erhielt die Kompagnie auch verschiedene Zuspeisen, wie Käse, Speck und Wurst und Liebesgaben, als Zigarren und Zigaretten erst recht spät und nicht gerade im Übermaß. Der Käse z. B. war oftmals schon ganz zerbröselt, da er drei bis vier Tage mitgeführt wurde, ehe die Mannschaft ihn erhielt. Um so mehr muß man die gute Stimmung bewundern, mit welcher die Leute über alle Schwierigkeiten hinweg kamen und sich größtenteils freiwillig Gefahren unterzogen. So meldeten sich einmal sofort 20 Mann, als ich ihnen den Zweck einer vorzunehmenden Erkundung mitteilte.

Wir hatten den Auftrag, einen Franzosen tot oder lebendig zu bringen, um von dem uns gegenüberliegenden Gegner die Regimentsnummern, die Art der Ausrüstung und die Beschaffenheit seiner Mannschaften zu erfahren.

Mit sieben Leuten und einem Handgranatenwerfer zog ich ab. Zunächst lag ich etwa zwei Stunden ruhig in einem Halbkreis mit meinen Leuten vor dem Feind und wartete immer auf die Patrouille der Franzosen, die von rechts gemeldet war. Wahrscheinlich jedoch war unserem Gegner die Nacht zu hell, denn man konnte unsere Bewegungen, wie mir ein Kamerad später versicherte, von unserer Stellung aus mit dem Fernglas sehr genau beobachten. Als sich nun nichts rührte und auch unsere Zeit zu Ende ging, gingen wir noch um einige Meter vor und versuchten einen Handgranatenangriff auf einen Posten, den man ganz deutlich rauchen sah.

Erst ließ ich meinem Handgranatenwerfer eine Granate werfen, die jedoch glücklicherweise nicht krepierte; denn sie war viel zu kurz geworfen und hätte viel mehr Schaden unter unseren Leuten anrichten müssen. Nun nahm ich selbst eine Diskusgranate und schlich mich noch einige Meter vor, so daß ich mit Sicherheit mein Ziel treffen mußte. Leider gelang es mir nun nicht sofort, den Sicherungskopf abzuschrauben, der Posten muß mich entdeckt haben, er verwundete mich schwer schon mit dem ersten Schuß. Da ich nun kampfunfähig und ein anderer Patrouillenführer nicht vorhanden war, gab ich Befehl zurückzugehen. Beim Zurückkriechen unterstützte mich sehr hilfreich mein Kamerad Hans L., ein Kriegsfreiwilliger. Im Graben wurde ich sofort verbunden.

Es war meine letzte Patrouille.

Robert Ochsner.

Digitized by Google

Im Felde gez. v. Karl Wurm.

A Fahrt in d' Stellung.

Gehts raus alizam und spannts giei o,
Da Befehl für heut, der is scho do;
In d' Stellung müaß ma außi fahr'n
Mit dö vafluacht'n Bauernkarrn.
Leicht san dö Wägn, dös muaß ma sog'n,
Dreiß'g Zentner, dös is net dalog'n;
Zwoa Gaui zum Karrn, ja dös is g'wiß,
Jetzt wenn a erst na aufg'legt is,
Do braucht ma vier, dö san net z'viel
Wenn ma draus am Berg net hängableib'n will.
Wäg'n ham ma heut ja nur bloß drei,
Oft hama mehr, dös is net neu.
Finster is a scho — jetzt fahrts naus,
Beim Dorfausgang steht a Post'n draus,
Halt „wer da?", dös möcht er wissen,
„Parole", sunst wirst zruckgewiesen,
„Pionier", ruaft da Hans giei aus,
„Parole dö hoaßt heut Hofdräuhaus,
Bloß daß ma jetzt koa Bier net ham,
Dös trink ma, wann ma hoamkemma tan."
Jetzt fahrn ma weiter, aber heut is still —
D' Sandsackfappn is unser Ziei;
Is guat, daß heut hübsch finster is,
Sunst sehat uns da Franzmann g'wiß.

„Geh mach amoi hint dö Brems ganz auf,
Übern Berg, do gehts jetz schwierig nauf;
Hans, nimm die Peitschn fest in d' Hand,
Sunst bleib'n ma stecka, dös war a Schand."
Dö Gäui ziag'n o, daß alles kracht,
Jetz kemma nauf, dös war ja g'lacht;
Da Braun ko nimma, der fallt scho um,
Da Wogn' bleibt stecka, dös is bumm.
„Geh ziag amal dein Gaul in d' Höh,
Sunst spann i aus und laß dös Glump da steh."
Pionier dö kemma a scho nach,
„Schiabts o, sunst steh ma morgn no do;
Jetz gehts amal an d' Radl hin
Wiao, ziagts! o 's geht scho dahin —
Hau no zua, es geht scho auf — —
In Galopp gehts jetz übern Berg hinauf,
„Fahr mehr links, weich dem Granatloch aus,
Wenn ma neifalln kemma nimma raus!"
Vordei gehts von da famos ganz schnell
Und nauf auf d' Höh, dös is a g'fährliche Stell;
Von da Wegkreuzung rechts is nimma weit,
Da Franzmann schiaßt ja gar net heut —
„Achthundert Meter ham ma no
Na halt ma, und iats an Wog'n giei o;

Digitized by Google

Hans, tua amoi deine Säui vorn weg
Na kehr i um do in den Dreck."
Da Franzos ſchiaßt a Leuchtpatron —
„Paß auf!, jetz kemma mir a giei dro!"
Es fangt ſcho überall o zu kracha,
Jetz därf ma uns aus'n Staub a macha.
A Leuchtkugi kimmt ſcho wieda daher,
Fünf Minut'n brennts, dös i a Malhör
D' Franzoſen ham uns ſcho dabeit,
Drum ſchiaßns her als wia net gſcheit.
„Hau nei auf d' Säui und fahr nur zua,
Sunſt findſt do herodn dei ewige Ruah."
Dö Leuchtkugi is jetz doch ausgloſchn,
Mein Brauna den hams aufigſchoßn,
Sunſt is uns oiizamm nix paſſiert,
Unſer Glück, dös hot uns net ausgſchmiert.
Übern Berg do fahr ma jetz ſcho no —
Daweil fangas drüdn ſcho wieda o
Und kracha tuats als wia net gſcheit,
I giaub, dö macha an Angriff heut.
Do ſogſt von Glück, dös war a Gfrett,
Warſt jetz no drodn, na wäraſt tót't!
Granat'n, dö ſchiog'n ein ganz laut
Daß d' Fetz'n übern Berg rübahaut;
Unſere Säui ſpann ma aus, doch ogſchirrt bleibt,
Denn heut Nacht ſan ma marſchbereit —
Wenn uns d' Franzoſen durchdrecha tan,
Daß ma na giei fertig ſan.
Jetz ſchau ma wos da Koch hot gmacht
Und ob da Moari Poſt hot bracht.
An Tee gidts heut, den koana will
Und mit da Poſt is a net viel.
A Kartn und a Brief is do,
Mir genga a — a paar Packi o.
Do hod i wieda an guatn Troſt,
Dö hams vergeßn auf da Poſt.
Jetz ſaufts euch o do an den Gwaſch
Und an Hias dazua, dös is a Gfraß,
Dö haldat Nacht is ſcho vordei,
Na hauts euch gſchwind in d'Klappn nei.
Es dauert net lang, a Stündai bloß,
Do is ſcho drauß da Teufei los:
A Granatn hot in Gartn eingſchiog'n
Und mir ſan aus der Klappn gflog'n.
Da Franzmann, der verdammte Schuft
Schickt ſcho a zwoate durch die Luft.
Da Maxi ſagt, „ja dös is guat —
Dös koſt zum Schluß a unſer Biuat
Mit dera vafluachtn Schiaßarei
Is morgn mit unſerm Leb'n vordei."
Do ſchleich ma uns ja dengaſt ſcho
Zur Sicherheit in Keller no.
In da Früah um fünfe mit an Karrn
Müaß ma, i und da Flintz — — ſcho wieda fahrn
Mit Balkn, Bretta, allerhand
Für d' Artilierie an Unterſtand.
Ja, hinaus ziangs ganz guat dö Roß,
Ada draus do is da Teufei los;
No runta mit dem Zeug vom Wogn,
Wennſt recht lang drauchſt, fliagt da a Kugi in Mogn.
Jetz fahrn ma zruck, dös is net ſchlecht,
Ada gradaus gehts nöt recht —
Wenn mir do übern Berg naufmüaßn
Tuat uns da Franz übern Haufa ſchiaßn.
„Geh kehrn ma um und fahrn daoo,
Denn wenn's amoi ſcho ganz hell is,
Dann ſan ma gliefat, dös is gwiß."
Jetz fahrn ma an dem Fluß hinauf,
Da Bremſer ſitzt am Wogn hint drauf.
Im Trab gehts furt auf Umweg weit,
Hoamkemma team ma do no heut;
In d' Berg do is d' Artilierie neidaut
Dö ſchiaßn an Franz heut nauf aufs Kraut.
Kracha tuats, heut is a Ledn
A Erddedn is a Dreck dagegn.
Kanona biitzn, Granatn kracha,
Do konnſt jetz weita gar nix macha.
In Bodn neiſchliafn, dös geht halt net —
Verlaßt die 's Glück, na biſt halt tódt't ....
Jetz kemma in a Muldn nei,
Do ſieht da Franzmann nimma rei
Und da drodn üda d' Höh ſodann,
Do müaß ma in Galopp glei fahrn,
Sieht uns der Franz, dös ſagt a jeder,
Dann ſchiaßt a uns holt nauf aufs Leder.
Jetz no nauf, wos tuaſt heruntn,
Es ſan ja dioß a paar Minutn;
Hau an Brauna d' Sporn in d' Seit',
Da Wogn, der raſſeit wia net gſcheit.
Auf da andern Seitn gehts jetz no,
No grüaß di Gott, jetz ſan ma doi
Dö Säui dö ſchwitzn, ſan ganz naß,
Da Fuchs ſchaugt aus, der is ganz biaß;
No gſchwind in Stall, ja dös is guat,
Daß ſie koana vokältn tuat.
Da Hötzi und da Flintz mitanand,
Dö ham dö Fahrt gmacht mit Verſchtand,
Im Dezember neunzehnhundertvierzehn
Von ſiedzehn auf den achtzehnten —
Dö Nacht dö is net zum vogeß'n
Im Krieg geg'n Frankreich is es gweſn —
Und kemmas hoam, dös is net dumm,
Dö Nacht bleibt in Erinnerung.

Zur Erinnerung gedichtet vom Fahrer Hans Hötzi in Nordfrankreich.

Im Felde gez. v. Karl Wurm.

Kaltblütige Scharfschützen auf dem Schlachtfelde.

Digitized by Google

Unſere Leiber.

Was das Infanterie-Leib-Regiment, beſonders die 3. Kompagnie, in den letzten vier Tagen durchgemacht und geleiſtet hat, das faßt kein noch ſo langer Brief. Es waren Ruhmestage für die Kompagnie, die das Äußerſte an Leiſtungsfähigkeit und todesmutigem Aushalten von Führer und Mannſchaften verlangten. Um es kurz zu ſagen, als wir uns in der Nacht, einem Lehmbatzen gleichend und auf die Haut durchnäßt, aus dem Schützengraben herausarbeiteten, der vom franzöſiſchen Graben meiſt nur 70 Meter entfernt iſt, da lagen die Leichen der Franzoſen in hohen Haufen bis zwei Meter an unſeren Schützengraben heran, und noch am dritten Tage nach dem von uns glänzend abgeſchlagenen franzöſiſchen Angriff drang das Stöhnen und Hilferufen der ſchwerverwundeten Franzoſen herein zu uns. Wir konnten nur die bergen, die nahe am Graben lagen. Die Franzoſen kümmerten ſich nicht um die Ihren. Nach Ausſagen unſerer zahlreichen Gefangenen wurden in der Nacht zum 17. neu ausgerüſtete Truppen von der Feſtung G. mit Auto an die uns gegenüberliegende Stellung gebracht und ihnen vorgeſagt, daß hinter den Deutſchen bereits die Ruſſen ſtünden und ſie uns nur den Ruſſen in die Hände zu jagen brauchen. Meine Kompagnie lag eine kleine Stunde hinter der Linie in Reſerve, als früh halb 7 Uhr am 17. ein ſehr ſchönes Trompetenſignal den gewaltig angelegten franzöſiſchen Angriff einleitete. Im Nu waren die von ihren zurückbleibenden Offizieren mit Revolvern vorgetriebenen Franzoſen an einer Stelle in unſerer Linie, wo ein unbeſetzter Raum zwiſchen unſerer 7. und 8. Kompagnie war. Sie brachen durch, etwa 300 Mann ſtark. Inzwiſchen waren die Leiber auf die Durchbruchsſtelle geworfen worden und hielten nun alle nachſtrömenden franzöſiſchen Maſſen auf. Unſere Maſchinengewehre mähten die Gegner einfach nieder.

Die 3. Kompagnie wurde an einer Waldecke eingeſchoben. Als wir ankamen, ging ſofort eine Patrouille von uns, darunter ich, in den Laufgraben, wo ſich die paar Dutzend Franzoſen ſofort gefangen gaben. Nach unſerer Rückkehr ging ein Teil unſerer Kompagnie unter furchtbarem Artilleriefeuer auf die Zuckerfabrik los. Dabei hatten wir nur geringe Verluſte, kamen aber mit über 200 Gefangenen zurück. Welcher Jubel! Dann nahmen wir wieder an der Waldecke Stellung und lagen dort auf einem Fleck unbeweglich zehn Stunden, wobei die Schrapnells auf uns herabregneten und die Granaten ringsum alles zerfetzten. Faſt kein Zweiglein blieb ganz, aber die Kompagnie blieb feſt auf ihrem Poſten. Nachts durchſuchten wir noch die ganze Gegend, brachten unſere Verwundeten zurück und rückten in den erſten Morgenſtunden ein, um gegen 5 Uhr nachmittags wieder vorzugehen. Diesmal in die vorderſte Stellung, wo am Morgen der Durchbruch war. Mit dem Gewehr im Anſchlag ſtanden wir von 7 Uhr abends bis früh 8 Uhr bei ſtrömendem Regen dem nahen Feind gegenüber, und die

Digitized by Google

ganze Nacht drang Stöhnen und Jammern zu uns herein. „Camarade Allemand!“ (Deutſcher Kamerad.) Die ſtändig aufſteigenden Leuchtkugeln und die Scheinwerfer, ſowie das andauernde Gewehrfeuer hinderte eine Bergung der Ungiückiichen. Ich habe in einer Nacht ſtundenlang mit einem franzöſiſchen Gewehr geſchoſſen, denn ſolche und franzöſiſche Munition hatten wir haufenweiſe erbeutet.

Was es heißt, die zweite Nacht ohne Schiaf, 70 Meter am Gegner, der in dieſen Tagen ſein Beſtes und ſeine ietzte Anſtrengung machte, in ſtändig angeſtrengter Wachſamkeit zu verbringen, naß bis auf die Knochen und zitternd vor Käite, das läßt ſich nur erieben, nicht beſchreiben und erzählen.

Doch es kam noch mehr! Am Tage durfte mit zweiſtündiger Abiöſung die haibe Mannſchaft ſchiafen, aber keiner konnte es in dieſem Zuſtand und bei der großen Aufregung; außerdem ſchoſſen die Franzoſen in ihrer Wut den ganzen Tag mit ſchwerer Artiiierie auf unſere Gräben. Schiag auf Schlag erfoigte und keine zehn Meter im Graben biieben unbeſchädigt. Welches Regiment hätte unter dieſen Umſtänden die Steiiung gehaiten? Wir taten es, wenn es auch manches Opfer koſtete. Mittag 1 Uhr ſteilten die Franzoſen das Artiiieriefeuer ein und dann wurde es gemütlich. Die verwundeten Franzoſen, die oft nur zwei Meter vor uns iagen, hoiten wir jetzt herein, indem wir ſie anriefen, in den Graben zu kriechen, ſonſt würden wir ſchießen. So kamen einige herein, manchen war es freiiich nicht mehr mögiich. Etwa 20 Meter draußen iag ein Korporal, der in ſeiner Todesangſt bald näher zu uns, bald zu den Franzoſen rutſchte und die Hände bittend zu uns erhob und auf franzöſiſch ſagte: „Deutſcher Kamerad“ und „meine fünf Kinder!“ Da heißt es Nerven haben, feſt wie Eiſen.

Nachts 8 Uhr hieß es „Torniſter auf, Ablöſung durchs Regiment!“ Der Dreck im Graben war einen halben Meter hoch, wir kamen beinahe nicht hinaus; erſt um 10 Uhr waren wir durch den Graben und den Waid und ſammeiten dort. Dann marſchierten wir auf grundloſen Straßen dicht hinter der Front, um auch am Heimweg noch überaii helfend einzugreifen. Die Foige war, daß wir auf dieſem furchtbarſten aller Märſche noch früh haib 4 Uhr Artilieriefeuer hatten. Wir dachten ſchon an nichts ſchlimmes mehr und wankten todmüde vorwärts, ais piötzlich vor uns ein Lichtzeichen aufbiitzte von irgend einem verſteckten Franzoſen und wenige Stunden ſpäter ſchlug die erſte Granate 20 Meter neben der Kompagnie ein. Wir wurden noch mit etwa 20 Schüſſen bedacht, dann waren wir aus dem Bereich dieſes Morgengrußes.

Um 5 Uhr früh war der neun Stunden iange Weg beendet. Wir hatten nur einmal geraſtet, etwa 20 Minuten, dazu der Torniſter, die naſſen Kieider, der Lehm vom Kopf bis zu den Füßen und die dritte ſchlafloſe Nacht. Ohne auch nur einen Knopf zu öffnen, ließen wir uns aufs Stroh fallen. Und der Regiments-Kommandeur ſagte beim Wegtreten: „Das iſt eine wahre Freude, mit dieſen Prachtkerls zu arbeiten“. Dieſe paar Worte waren reicher Lohn für uns.

Joſeph Keller.

Digitized by Google

Der Schrein.

Ein ſchlichter Schrein aus einer großen Zeit.
Seltſame Dinge liegen drin bereit:
Ein Tagebuch, lehmgelb vom Schützengraben,
Was mag es Hohes in den Spalten haben?
Ein Lederbeutel, blut- und ſchweißgetränkt,
Ein Feind'sgeſchoß, die Spitze umgerenkt.
Ein Medaillon. Und beim Granatenſplitter
Ein Eiſenkreuz. Wer iſt der Held und Ritter?
Und drüber ſteht: Ans Deutſchlands Heldenzeit
Erinnernd kommendem Geſchlecht geweiht.
Still ruh'n die Stücke in dem kleinen Schrein.
Was ſchließt er für ein weh Gedenken ein?
Fernabgerückt, unwirklich ſind Gefahren,
Die einſt ſo wild und herzerſchütternd waren.
Man ſieht's den Dingen in dem Schrein nicht an,
Doch weiß ſie der, der ſie hingetan,
Und der zu Zeiten ſinnend davor ſteht
Und ſich in Demut neigt wie zum Gebet,
Durchs Fenſter ſtiehlt ſich wohl der Sonnenſchein
Und fällt verſöhnend auf den Heldenſchrein.
Zuweilen kommt ins Zimmer eine Frau
Und hält davor mit ihrem Bübchen Schau.
Sie ſinnt der ſchweren, opfervollen Zeit
Und Gegenwart wird ihr Vergangenheit.
Dem Knaben tut's das ſchwarze Kreuzlein an,
Er ſchwört ſich's zu: Bin ich nur erſt ein Mann,
Und hab ich ſelber einmal ſolchen Schrein,
Muß auch ein ſolches Kreuzlein drinnen ſein.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Digitized by Google

Hugo Spieß, der Kalbschwizer.
Im Felde gezeichnet von Karl Wurm.

Kunst im Schützengraben.

Kopf eines Leibers.
Im Felde gezeichnet von Ed. Breideneichen.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Mit dem Leibregiment in Lothringen und Nordfrankreich.

In Tanconville bezogen wir Ortsbiwak. In die Häuser konnten wir nur mit Gewalt, denn die feindlichen Einwohner hatten alles verschloſſen und verrammelt.

Tags drauf in der Frühe Abmarſch, auf Bréménil zu; und hier erhielten wir die Feuertaufe: abgeſeſſene franzöſiſche Kavallerie, unterſtützt von der Zivilbevölkerung, ſchoß wie wahnwitzig auf uns. Neben mir ſah ich Kameraden fallen, deutſches Blut in franzöſiſche Erde rinnen. Die feindliche Kavallerie nahm bald Reißaus, und die verräteriſche Einwohnerſchaft mußte ihre Hinterhältigkeit mit der Vernichtung des ganzen Ortes büßen. Das Dorf brannte noch, als wir auf der nahen Höhe Biwak bezogen, über das, ſchaurig genug, der Feuerſchein hinſpielte.

Der Feind war nah; den nächſten Abend näherten wir uns ihm, der ebenfalls vorrückte, ſo weit, daß zwei Kompagnien, darunter auch die unſere, den Befehl erhielten, ſich in einem Waldſtück bei Badonviller auf Vorpoſten einzugraben.

Am nächſten Morgen nun wurde die Sache ernſt. Kaum hatten wir in aufgelöſter Schützenlinie den Bahnhof von B. erreicht, und deſſen Erſtürmung war unſer Auftrag, als wir auch ſchon von einem mörderiſchen Maſchinengewehr- und Etagenfeuer empfangen wurden, das uns manchen lieben Kameraden und auch zwei allverehrte Offiziere, unſern unvergeßlichen Oberleutnant Freiherrn von B. und Leutnant d. R. A., koſtete. Jedermann war ſich ſofort bewußt, daß wir uns einer ſtarken Übermacht gegenüber befanden; aber das beſtärkte uns nur in unſerer Entſchloſſenheit, den Feind zurückzuwerfen. Unſer Hauptmann R. ſelbſt hatte das Gewehr eines Gefallenen an der Backe und ſchoß, kaltblütig wie auf dem Schießſtand zielend, einen Franzoſen nach dem andern herunter. Ich preßte das Feldglas an die Augen, um jeden feindlichen Kopf, der auftauchte, unſeren Scharfſchützen zu melden.

Nach Säuberung der Bahnhofſtraße ging's unter einem aus allen Fenſtern und Luken fallenden Kugelregen durch das Städtchen. Unſerm Oberſt von P. wurde das Pferd unterm Leibe erſchoſſen; aber kaltblütig ſchnallte der Oberſt erſt noch ſeinen Säbel vom Sattelzeug des toten Tieres, ehe er ſich auf ein anderes ſchwang.

Auf der jenſeitigen Höhe endlich geſammelt, erhielten wir plötzlich erneutes heftiges Maſchinengewehrfeuer und zwar diesmal von der Kuppel des Kirchturms her. Das dauerte allerdings nur ſo lange, bis unſere Artillerie aufgefahren und eingeſchoſſen

war. Schon der dritte Schuß saß und setzte den Kirchturm in lichterlohen Brand. Auch die Stadt selbst wurde zur Strafe für ihr feindseliges und heimtückisches Verhalten nach unserm Durchzug zum größten Teil zusammengeschossen.

Der Kampf von Badonviller wird sicher eine der ehrenvollsten und schönsten Erinnerungen jeden „Leibers" bleiben; war er doch in diesem Feldzug der erste Beweis der unvergleichlichen Tapferkeit, des tollkühnen Mutes, die von jeher diesem Eliteregiment nachgerühmt wurden. Generalleutnant Ritter von Sch. beglückwünschte persönlich Oberst von P. nach Beendigung des Gefechts und überbrachte ihm den Dank des kommandierenden Generals an das Regiment.

Flammen wiederum beleuchteten das Biwak auf den Stoppeläckern um B., das wir in der Nacht bezogen. Denn noch immer brannte die Stadt. Am kommenden Morgen marschierten wir dann auf den Wald westlich Bréménil zu und gruben uns am darauffolgenden Tag auf einer Höhe etwas südwestlich von diesem Ort ein. Am Abend jedoch traf eine anderweitige Verfügung ein, laut der wir tagsdrauf wieder über Tanconville gegen Lörchingen zogen und schließlich im allgemeinen Rückmarsch auf Saarburg waren.

Früh 5 Uhr Abmarsch hinter einer Höhe nach Saar-Altdorf. Regiment wirft Schützengräben aus, die von anderen Truppen besetzt werden. Abends Ortsbiwak in Nauweiler. Andern Tags einen Kilometer südwestlich von Nauweiler in einem Wald, zur Verfügung des kommandierenden Generals. Abends spielte unsere Regimentsmusik, welche mancher Kamerad zum letzten Male hörte. Auch biwakierten wir an derselben Stelle.

Am 20. August Schlacht in und bei Saarburg.

Abmarsch 8 Uhr 30 früh über Nieding, 10 Uhr Ankunft hinter Höhe vor Saarburg. 11 Uhr vormittags Angriff über Kleineich gegen Saarburg.

Unser Regiment hatte die schwierigste Gefechtsaufgabe dieser Schlacht, nämlich Straßen- und Häuserkampf durch ganz Saarburg. Es war ein furchtbares Schlachten und Morden, die Erde dröhnte auf von krepierenden Granaten und Schrapnells; man wußte nicht aus und nicht ein vor Pulverdampf, Stöhnen und Schreien der Verwundeten; es war ein schreckliches Chaos. Ich war während der ganzen Schlacht an der Seite meines Hauptmanns, von wo aus ich Meldungen zum Regiments- und Bataillonsstab hin- und zurückbrachte.

Viele Gefangene wurden gemacht. Es war ein wahrer Wetteifer unter den Kompagnien, wer die meisten einlieferte. Einmal gelang es Vizefeldwebel H. und mir mit nur 16 Mann 81 Franzosen aus einem Hause herauszuholen.

Um halb sechs nachmittags war Saarburg genommen. Als unser Bataillon außerhalb der Stadt sammelte, erhielt es noch einmal Maschinengewehrfeuer; bis tief in die Nacht dauerte die wahnsinnige Schießerei. Wir nächtigten auf der Stelle, wo wir uns befanden, Gewehre zusammengesetzt, um sofort nach Anbruch des Tages

wieder ins Gefecht eintreten zu können. Keiner von uns hätte wohl bis dahin geglaubt, in ſolcher Lage und Umgebung ein Auge zutun zu können; aber die ungeheuren Anſtrengungen des Tages ließen uns auf dem blutgetränkten Boden ſchlafen wie die Murmeltiere.

Am anderen Morgen wurde dann die Verfolgung des Feindes aufgenommen, dem wir auch am darauffolgenden Tage auf den Ferſen blieben.

Einmal auf dieſem Vormarſch glückte es mir, eine feindliche Batterie, die uns bereits zwei Stunden raſend beſchoſſen hatte, zu entdecken, ſo daß ſie, nach kurzer telephoniſcher Anweiſung vonſeiten des Beobachtungsoffiziers — dem ich meine Entdeckung gemeldet hatte — in ein paar Minuten von unſerer Artillerie unſchädlich gemacht werden konnte.

Da wir nämlich an dieſem Tage Spitzenkompagnie waren, ſo bedachte uns die Artillerie des weichenden Feindes mit ihrem erſten und heißeſten Segen. So hatten wir im Laufe des Tages noch einmal einen ſchweren Artillerieüberfall auf ganz kurze Entfernung auszuhalten. Platt auf dem Bauche ausgeſtreckt ließen wir die Granaten, manchmal nur handhoch über uns hinwegſauſen, die Schrapnellkugeln auf uns niederregnen, jeden Augenblick des Endes gewärtig. Aber außer ein paar Volltreffer, die übrigens auch nur verhältnismäßig geringe Verluſte hervorriefen, kamen wir noch glücklich davon.

Sehr zum Zuſammenhalt der Kompagnie in dieſer grauſigen Situation trug einer unſer Zugführer, der junge Leutnant Frhr. von B. bei, der lächelnd und mit ſeiner Reitgerte ſpielend,

im schrecklichsten Feuer kniend verharrte; ein leuchtendes Beispiel kaltblütigster Todesverachtung. Ich selbst mußte meinen ganzen Mut und meine ganze Unerschrockenheit zusammennehmen, als ich den Auftrag erhielt, einen abgerissenen Halbzug zu suchen. Denn wie sich jeder denken kann, ist es doch noch eine andere Sache, ganz allein auf freiem Felde, ohne eine Menschenseele neben sich, dem Hagel von Sprengstücken, Kugeln, losgerissenen Ästen, aufwirbelnden Steinen ausgesetzt zu sein, als inmitten der Truppe.

Gerade in den nächsten Tagen hatte ich noch mehrfach Gelegenheit, dies zu erproben. Zum Regimentsstab kommandiert, wurde ich vom Regimentskommandeur mehrfach mit ebenso schwierigen wie ehrenvollen Einzelaufträgen betraut.

So hatte ich einmal den Befehl, als der Feind beinahe sturmreif war, sämtliche hinten befindlichen Truppen heranzuholen. Ein andermal mußte ich mitten in der Nacht — und was für eine pechschwarze Nacht war es! — die auf den schlechten Zufuhrwegen nicht zum Regiment herangekommenen Feldküchen suchen, was mir übrigens erfreulicherweise mit allen zwölf Gulaschkanonen gelang. Wieder ein andermal, als wir mangels Verstärkung durch die — selbst schwer bedrängten — Anschlußtruppen, eine mit vielen Opfern eroberte Stellung aufgeben mußten, erhielt ich den Auftrag, so schnell wie möglich irgendeine Fahrgelegenheit für unsere Schwerverwundeten aufzutreiben. „Kein Mann geht mir vom Fleck", rief unser Major, „bevor nicht unsere Kameraden in Sicherheit sind". Schon nach kurzer Zeit hatte ich die nötigen Wagen nebst Bespannung beisammen und brachte auch gleich ein paar in der Nähe befindliche Ärzte eines andern Regiments mit; so brauchten unsere armen Kameraden nicht auf ärztliche Pflege zu warten, bis unsere eigenen anderweitig beschäftigten Ärzte da waren.

Am selben Tage hatte ich dann noch den Schanzwagen heranzuschaffen. Um nämlich die gute Stellung bei Ch. d. V. behaupten zu können, war es nötig, daß das Regiment sich eingrub. Weit und breit aber war kein Schanzwagen zu sehen.

Auf die Worte unseres Majors: „Weiß denn kein Mensch unsern Schanzwagen?", trat ich kurz entschlossen vor und erbot mich, ihn zu suchen und heranzubringen. Das war aber leichter gesagt als ausgeführt. Schon gleich die Straße nach B., die ich — ich war zu Rad — hinunterfahren mußte, lag unter einem wahren Höllenfeuer. In einer geradezu halsbrecherischen Geschwindigkeit sauste ich die Serpentinen hinunter, während die Kugeln und der Steinschlag nur so um mich und an meinem „Renner" herunterklapperten.

Glücklich unten angelangt, konnte mir niemand Auskunft über den gesuchten Schanzwagen geben. Schließlich fand ich ihn aber doch, und nun ergab sich erst die viel wichtigere und schwierigere Frage: wie bringe ich ihn zum Regiment? Denn auf dem Weg, den ich mit knapper Not heruntergekommen war, wäre der Wagen samt

Vorgehende Infanterie im Walde.

Digitized by Google

Beſpannung und Begleitung kurz und klein geſchoſſen worden. Ohne Weg und Steg führte ich ihn darum, eigenmächtig und nur meinem guten Stern vertrauend, auf allerhand gedeckten Seitenpfaden und querfeldein, in der ungefähren Richtung auf die Stellung des Regiments zu. Nach Stunden voll Mühe und Schweiß brachte ich den Wagen denn auch auf eine gedeckte Stelle im Schloßpark von V. und konnte dem Regimentsführer melden: „Schanzwagen Infanterie-Leib-Regiments geſchützt vor dem Feind zur Stelle“. So konnte ſich denn das Regiment bei Einbruch der Dunkelheit eingraben und die Stellung gehalten werden.

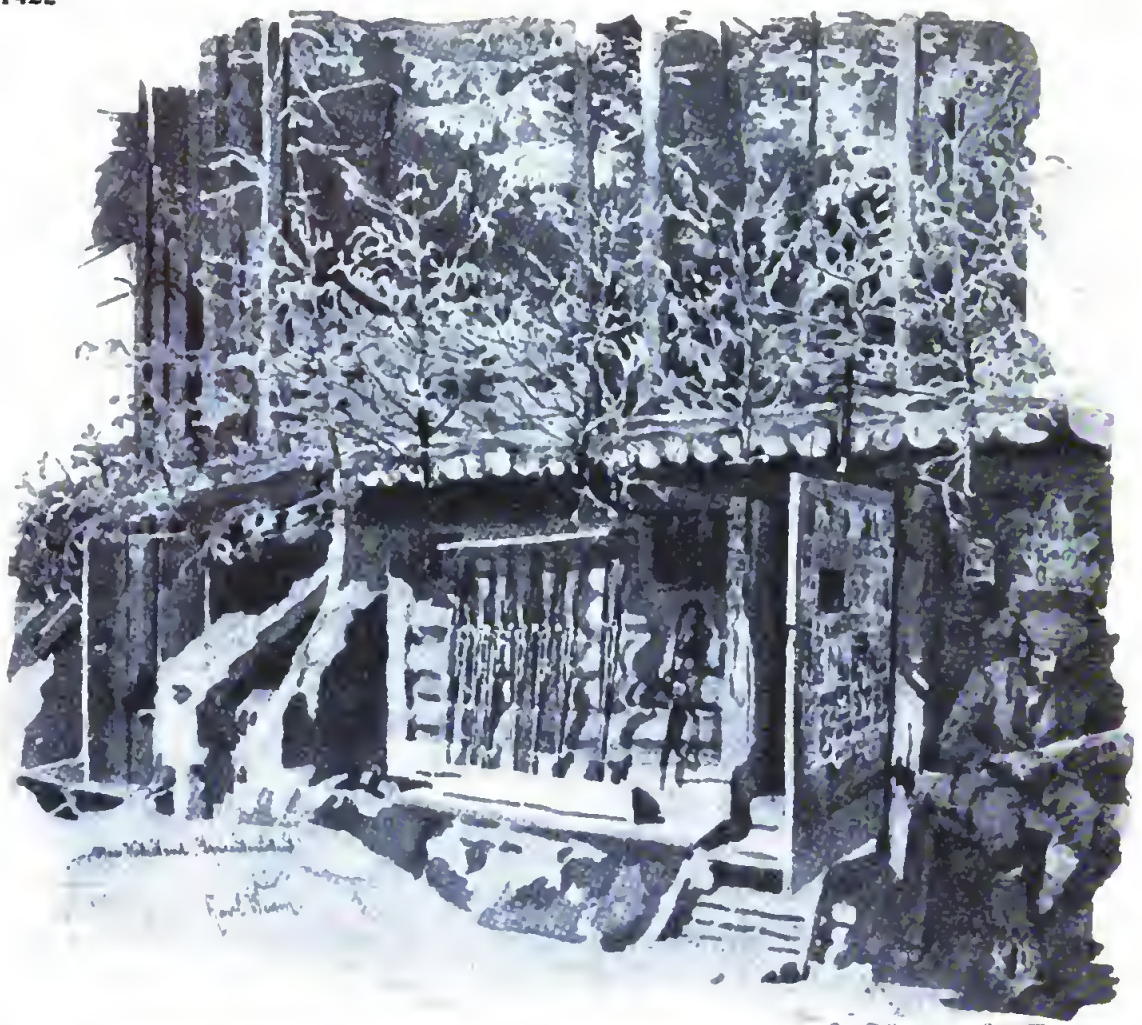
Eine ähnliche Epiſode brachte mich ein paar Tage darauf in kaum geringere Gefahr. Auf Befehl des Bataillonsadjutanten ſollte ich einen Gefreiten der 11. Kompagnie, der ſich hinter der Front befand, zum erſten Graben vorbringen. Ohne Gewehr mußte ich über das weite freie Schußfeld weg. Ich kam auch glücklich hinüber, aber das ſchlimmſte war der Rückweg. Denn nun dachten die Franzoſen wahrſcheinlich, ich hätte wichtige Meldungen zurückzubringen und ſchoſſen wie raſend auf mich. Flintenkugeln und Schrapnells tanzten nur ſo um mich herum. Schließlich wurde mir die Sache denn doch zu dumm; ich ließ mich platt zu Boden fallen und blieb einige Zeit ruhig liegen, damit die Franzoſen meinen ſollten, ſie hätten mich richtig erwiſcht und ihr Feuer einſtellten. Das geſchah denn auch ſofort. Da plötzlich, ſprang ich mit aller Kraft wieder auf und jagte in gewaltigen Sätzen dem etwa 500 Meter entfernten Wald zu. Ich war in Sicherheit.

Bald darauf gaben wir dieſe Stellung auf und wurden nach Nordfrankreich verſchoben. Nach mehrtägigen Eiſenbahnfahrten und ſcharfen Märſchen kamen wir zum erſten Male am 25. September wieder bei N. ins Gefecht, in dem unſer Major gleich, wenn auch erfreulicherweiſe nur leicht, durch einen Schrapnellſchuß verwundet wurde. Zwei Tage darauf wurde ich ſelbſt verwundet, leider ſo ſchwer, daß ich für lange Zeit aus den Reihen der Kämpfer ausſcheiden mußte.

Die Franzoſen hatten einen Überfall geplant; frühzeitig weckte uns darum an jenem 25. September das Alarmſignal. Ich ſtellte raſch meinen Zug gefechtsbereit auf, um gegebenenfalls die beiden anderen Züge und die Bagage vor Überraſchungen ſchützen zu können.

Wir marſchierten dann gegen S. und traten bald darauf in der Nähe von V. ins Gefecht ein. Eine der erſten Kugeln, die an dieſem Tage überhaupt fielen, traf mich in die rechte Bruſt. Nachdem ich ein wenig Deckung genommen hatte, blieb ich einige Zeit liegen. Schließlich ſammelte ich meine letzten Kräfte und ſchleppte mich, auf zwei Sanitätsgefreite geſtützt, zum nahen Verbandplatz.

Nach den Aufzeichnungen des Unteroff. Simon Saffer.



Im Felde gez. v. Karl Wurm.

Im Feuer der französischen 28-Zentimeter-Geschütze.

Kameraden hatten uns erzählt, daß die Unterstände, die unsere Kompagnie immer abwechslungsweise mit anderen beziehen muß, Feuer aus 28-Zentimeter-Geschützen erhalten hatten; ein sogenannter Blindgänger war dabei gewesen, der das 28-Zentimeter-Kaliber genau bestätigte. Wir bezogen die Unterstände und der erste Tag verlief ohne Beschießung, d. h. ohne Beschießung mit Granaten von der Größe der 28er.

Es war am zweiten Tag um acht Uhr morgens, ich hatte meine Zeitung erhalten und mich aus dem Unterstand heraus einige Schritt in das Gebüsch begeben, um ungestörter lesen zu können. Zehn Schritte von mir entfernt stand, ebenfalls lesend, ein anderer Kamerad, weiter seitwärts ein dritter.

Ein feindlicher Flieger kreuzte in den Lüften in unserer Nähe. Plötzlich sauste mir eine Granate ganz dicht über den Kopf und krepierte acht bis zehn Meter hinter

mir, also in unmittelbarer Nähe der vollbelegten Unterstände. Ich drückte mich, wie man das bei Artilleriefeuer tut, ganz mechanisch auf den Boden und hielt die Arme über den Kopf, um ihn vor Splittern zu schützen. An dem anhaltenden Erdregen und den vielen herabfallenden kleinen und großen Steinen erriet ich, daß es eine 28-Zentimeter-Granate war, die in meiner unmittelbaren Nähe krepiert war.

Der Erdregen um mich herum hatte tatsächlich für kurze Zeit die Sonne verfinstert und meine beiden Rocktaschen bis obenan mit Erde gefüllt. Ich lief, ohne mich nach der Einschlagstelle des Geschosses umzusehen, da ich weitere Schüsse erwartete, in den Unterstand, obwohl dieser keineswegs in der Verfassung war, einen Schutz zu bieten vor den Wirkungen und Verheerungen einer 28-Zentimeter-Granate.

Sofort kam der Befehl: „In den Deckungsgraben". Als wir mit größter Eile umgeschnallt, Gewehr genommen und dem Ausgange zugedrängt hatten, hörten wir schon eine zweite Granate sausen und auf dem vor uns befindlichen Wege krepieren. Ungeheure Mengen von dichtem schwarzen Rauch sehe ich aufsteigen; große Eisenstücke fliegen surrend nach allen Richtungen; ein gewaltiges Loch von etwa vier bis fünf Meter Durchmesser und etwa drei Meter Tiefe, befindet sich in der Mitte der Straße. Der Luftdruck, den die Explosion verursachte, hatte die Rinde einer Anzahl großer Bäume von unten bis oben abgeschält. Mehrere starke Bäume waren durch Eisensplitter wie Streichhölzer umgeknickt. Das junge Grün der umstehenden

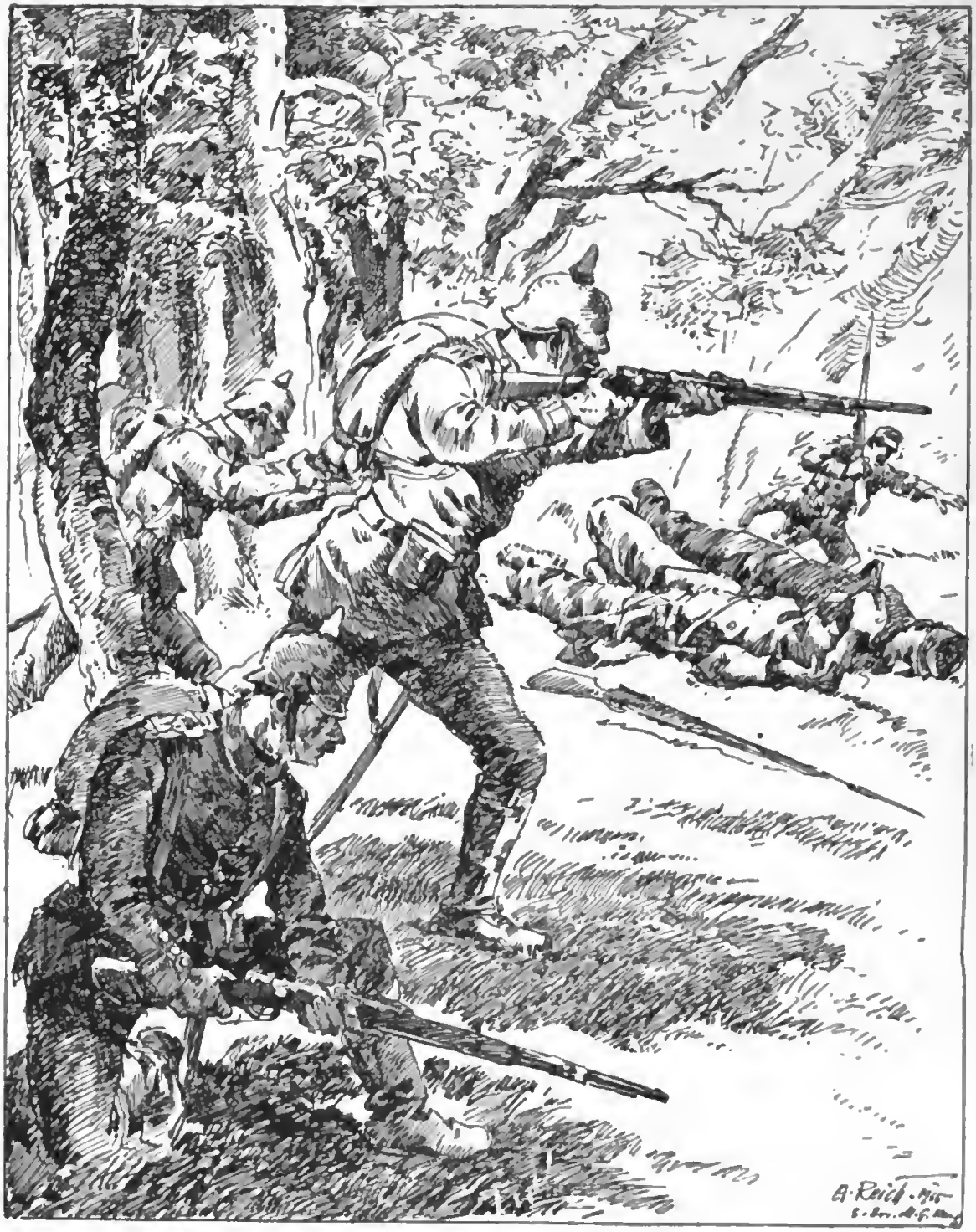
Bäume hatten die Gase geschwärzt. Einem in dem Moment der Explosion 50 Meter von der Einschlagstelle über die Straße springenden Kameraden wurde ein Bein weggerissen.

Alles das waren die Vorgänge eines Augenblickes. Im Laufschritt werden nun die Unterstände verlassen und wir eilen in den Deckungsgraben, wo wir vor weiteren Schüssen uns sicherer fühlen. Mehrere hundert bis tausend Meter weit fliegen die Eisensplitter. Einem Kameraden, der sich 800 Meter von der Explosionsstelle befand, wurde ein ziemlich großer Splitter vor die Stiefelspitzen geschleudert, er hatte immer noch soviel Kraft, sich ziemlich tief ins Holz einzubohren.

Nach einigen Stunden Aufenthalt in dem Deckungsgraben kehrten wir wieder in die Unterstände zurück, und mit Freuden konstatierten wir, daß ein Volltreffer nicht zu verzeichnen war, auch der neben den Unterständen errichtete Friedhof war verschont geblieben. Mehr als 20 solcher fürchterlichen Löcher befanden sich neben, vor und zwischen unseren Erdhöhlen.

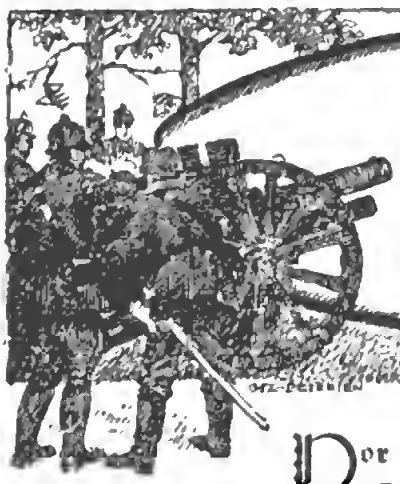
Am folgenden Tage, wo wir eine abermalige Beschießung befürchteten, räumten wir am frühen Morgen die Unterstände und lagerten bis zum Abend im Walde. Eine Beschießung mit 28-Zentimeter-Granaten erfolgte an diesem Tage aber nicht, nur Geschosse leichteren Kalibers begrüßten uns, und diese gehören ja zur Tagesordnung. — Die Länge einer 28-Zentimeter-Granate beträgt, wie uns der Blindgänger belehrte, mehr als 80 Zentimeter. Der Blindgänger wurde von Feuerwerkern unschädlich gemacht, indem er tief eingegraben wurde.

Unteroffizier Kämpfe.



Vorposten-Gefecht.

Digitized by Google



Vogesenkämpfe.

Vor uns erhob sich Kanonendonner; erst nur vereinzelte Schüsse, dann ganze Salven rollten ins Tal herunter. Dazwischen, weit entfernt, Gewehrfeuer. Was mochte da vor sich gehen? Wie mochte es stehen? Trupp auf Trupp der Unseren zog an uns vorbei, vorwärts. Gefangene wurden zu zweien, zu dreien, schließlich in Gruppen zurückgeführt. Jetzt kamen die ersten Verwundeten. Mit scheuer Neugier traten wir an sie heran: „Wie geht's, Kamerad?“ Mit einem Lächeln auf den Lippen dankten sie. Auch Franzosen waren darunter. Aber welch ein Unterschied: die Deutschen still und ernst; bei den Franzosen ein wehleidiges, oft fast kokettes Jammern; mit bittend erhobenen Händen stand ein französischer Korporal vor einem deutschen Arzt und bettelte um Pardon. Wahrscheinlich hatte man ihm und den Seinen erzählt, die deutschen Barbaren erschössen sämtliche Gefangenen.

Meldereiter jagten auf schaumbedeckten Pferden zurück. „Wie steht's vorne?“ „Gut“, und davon waren sie.

Es mochte ungefähr Mittag sein, als auch für uns der Befehl zum Vormarsch kam. Niedergetretene Felder, breite Furchen, die marschierende Kolonnen durch die Weinberge gezogen hatten, zur Verteidigung hergerichtete und teilweise zerschossene Häuser zeugten von hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Wir bezogen unsere Stellung, um den etwa durchbrechenden Gegner aufzuhalten. Doch der hatte vorgezogen, sich zurückzuziehen, um, wie wir in den nächsten Tagen erfahren mußten, seinerseits in Stellung, und keine schlechte, bei St. Kreuz zu gehen.

In einem nahen Weinberg wurde nun Rast gemacht und in den nächsten Häusern abgekocht. Mit einmal nahmen wir auf der düster in den Abendhimmel ragenden Burg Zeichen wahr: fortgesetzt wurde auf der von uns aus linken Seite des Turmes eine Fahne aus- und eingezogen. Was bedeutete, wem galt das? Aber wir blieben darüber ebenso ungewiß, wie über die Zugehörigkeit der Flieger, die ständig über uns kreuzten.

Langsam senkten sich die Schatten der Nacht. Während unser erster Zug am Bahndamm südlich vom Ort Stellung bezog, machten wir es uns in einem Neubau

bequem; nach einem recht gefahrvollen Einstieg — Treppen gab es nicht, auch Dielen mußten wir uns erst legen — glaubten wir Ruhe bis zum Morgen zu haben. Aber — kaum hatten die nahen Kirchturmuhren die zehnte Stunde richtig ausgeschlagen, als auch schon der Befehl zum Aufbruch kam.

Schnell Kaffee gefaßt — und dann vorwärts. Die Nacht war stockfinster und dazu noch rechts und links der Straße die unzähligen Wagen, Geschütze. Schnell ging es nicht und angenehm war es auch nicht; alle Augenblicke stieß man mit der Nase auf den Tornister des Vordermanns oder rannte mit dem Schienbein an das Rad eines Wagens. Barrikaden wurden überklettert; dann wieder im Geschwindschritt gegangen. Bald genug rann uns der Schweiß über Stirn und Gesicht.

Vor uns war auf einmal Feuerschein. Zu beiden Seiten des Wegs in dem engen Tal loderte es prächtig empor; hin und her huschten, in verzerrten Bildern, dunkle Gestalten. Und alles das auf einem Hintergrund tiefschwarzer Tannen, in deren Zweigen und Wipfeln der Widerschein der Feuer zuckte. Als wir näherkamen, unterschieden wir deutsche Truppen der verschiedensten Waffen.

Nach etwa einstündigem Marsch Rast. Wie's kam, legten wir uns in den Straßengraben oder auf die Straße selbst und starrten in den klaren Sternenhimmel. Versuchte nicht jeder sein Schicksal darin zu lesen? Ob's dich trifft? Nein, nein — dich nicht — deinen Nebenmann vielleicht — Du hast ja noch so vieles im Leben vor, hast so viel nachzuholen, mancherlei wieder gut zu machen. — Wer weiß?! — Langsam, langsam senkten sich, den Sternenschein noch im Auge, die überwachten Lider. —

Ein scharfes „Halt" riß uns aus dem Halbschlaf empor. Ein Bauer versuchte mit einem bespannten Karren durchzufahren. „Was haben Sie hier mitten in der Nacht zu suchen?" hörte ich die scharfe Stimme unseres Zugführers; aber die Antwort konnte ich nicht verstehen. Dann ward der Wagen durchsucht, aber da nichts Verdächtiges gefunden wurde, durfte er weiterfahren.

Bald nach diesem Intermezzo wurde zum Weitermarsch angetreten. Ein Eilmarsch mitten in der Nacht ist nichts gerade angenehmes, aber ein Marsch im Schneckentempo, wie er notgedrungen nun folgte — denn jeden Augenblick konnte man den Gegner auf dem Hals haben — ist das Abscheulichste, was es gibt. Jedes Sprechen, selbst Flüstern, ist streng verboten; die Vorwärtsbewegung ist bald ein kurzes Rennen, dann wieder ein Stutzen, schließlich geht sie ganz in eine Art Leichenparade über. Stumpf und gleichgültig, für jeden äußeren Eindruck unempfindlich, trottet man dahin. Und die Müdigkeit. Jetzt hinlegen und schlafen. Ach, es braucht gar kein Federbett zu sein, nicht einmal eine Strohschütte, o nein; wie und wo wir gehn und stehn — im Straßengraben, auf einem Steinhaufen — ganz gleich, nur schlafen, schlafen.

Wump! saß ich wieder einmal meinem Vordermann auf dem Tornister. „Herrgott, paß doch auf!" stößt der heraus. „Ruhe dahinten", kommt's zischend von vorne.

Digitized by Google

Langsam döst der Oberkörper in ein dünnes Nickerchen hinüber, während die Beine gehorsam unter ihm weglaufen.

Ein Rippenstoß meines Nachbars machte mich munter. „Was suchen denn die da vorne?“ sagte er und wies auf das Hin- und Herblitzen von Taschenlampen an unserer Spitze. Neugierig holte ich auch schnell die meinige hervor und beteiligte mich an der Suche. Am Straßengraben hingestreckt: der erste Tote! Ein französischer Husar. Auf einem Erkundungsritt mochte er den Tod gefunden haben. Scheu traten wir heran. Dann weiter.

Zur Linken hatten wir jetzt ein ausgedehntes Fabrikgebäude. Gespenstisch ragten die hohen Schornsteine in den schwarzen Nachthimmel und Totenstille herrschte in der weiten Anlage. Argwöhnisch beäugelten wir die stummen Mauern. Wenn die Fabrik besetzt wäre, dann —. Aber nichts regte sich; nur die Bäume rauschten leise im Nachtwinde. Wir waren wieder vollkommen wach; jeder Nerv war gespannt.

Nun ging's an einem steilen, dichtbewaldeten Hang hin; rechts floß in breitem Tal ein Fluß bergab; zwischen ihr und der Straße, auf der wir marschierten, lag die Bahnlinie. Weit drüben auf einmal wütendes Hundegekläff. Und horch: war das nicht ein Ruf? Wieder ist aber nun alles still. Halluzinationen! Aber nein: da bewegt sich ja, hier und dort zwischen den Stämmen aufblitzend, Licht im Walde.

„Halt! Gewehr ab!“ Dann: „Auf der Straße schwärmen und hinlegen!“ Stumm liegen wir da, die weitaufgerissenen Augen ins undurchdringliche Dunkel starrend. Es regt sich nichts. Es verrinnt eine Viertelstunde so. Nichts — nur das wütende Hundegebell hört nicht auf.

„Auf!“ Taumelnd stehe ich auf. „Ohne Tritt, marsch!“

Mit einmal, gerade an der Sägemühle, knallen kurz hintereinander vorne zwei Schüsse. Und dann bricht ein rasendes Schnellfeuer los. Pfeifend klatschen die Geschosse in die Wand des Gebäudes hinter uns. Aus dem Wald über uns kam es. Wir sprangen rasch, einer nach dem andern in den Straßengraben, um gedeckt das Feuer aufnehmen zu können. Kaum aber hatten wir die ersten Schüsse getan, so schrillten die Pfeifen der Zugführer: „Stopfen!“ Im Walde war es plötzlich still geworden. Eine geradezu unheimliche Ruhe breitete sich nun aus nach dem ohrenbetäubenden Geknatter.

Links von uns vorgehende Abteilungen hatten uns Luft gemacht, bevor noch richtig der Kampf begonnen hatte. Immerhin verließen wir mit einem Schnaufer der Erleichterung den Graben. Wir hatten nur einen einzigen Toten und zwei Leichtverwundete. Im Walde dagegen fanden wir bei einer kurzen Streife zwei Tote und zwei Schwerverwundete.

Im grauenden Morgen sammelte sich das Bataillon hinter der Sägemühle. Wir wurden als Spitze vorgezogen und sollten zur Sicherung eine quer durch das Tal schneidende Straße besetzen. Im Laufschritt ging es über den Bahnkörper, wobei ich,

Nach einem Gemälde von H. R. Reder, München

Sein letzter Gang.

Digitized by Google

im Eifer nicht der Letzte zu sein, über den neben den Gleisen hinlaufenden Signaldraht stolperte und mir das Schienbein wundschlug. Vor Schmerz und Wut nahm ich den Damm in zwei gewaltigen Sätzen, um mit dem dritten in — einen Schlammgraben zu sausen. Da hatte ich zu dem zerschundenen Bein gleich die feuchte Kompresse!

Trotzdem übernahm ich bald darauf freiwillig die linke Seitenpatrouille und stapfte tapfer durch das taufrische kniehohe Gras in den herrlichen Morgen hinein. Ich mußte zwar ein bißchen hüpfen und stolpern, aber schließlich kam ich doch über den sumpfigen Wiesengrund bis zur Landstraße.

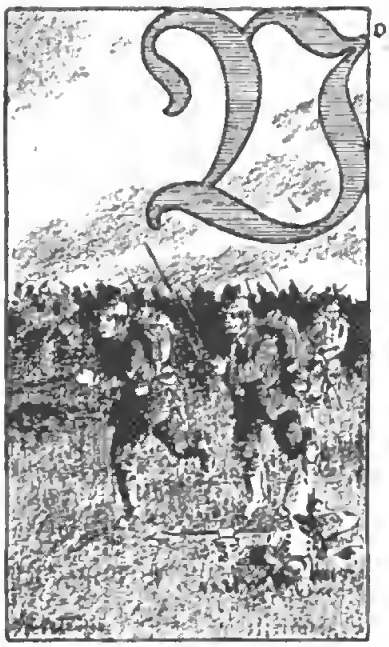
In breiter Schützenlinie zogen wir uns dann durch das noch in violetter Dämmerung liegende Tal, über dem die Spitzen der von der eben aufgegangenen Sonne beleuchteten Berge aufblinkten. Vergessen war Gefahr, Tod, Krieg. Ich war mit einmal ein harmloser Wanderer, das Gewehr wurde zum Wanderstab; leicht und froh schritt ich dahin, die Schönheit dieser Morgenwelt mit durstigen Zügen in mich saugend.

Da riß mich die Stimme des Zugführers in die rauhe Wirklichkeit zurück. Von unten an der Bahnlinie drang sie schrill herauf. Er zankte sich mit einem Weib herum, das ihm auf seine — vielleicht auch etwas barsche — Frage, ob sich in dem Ort vor uns noch Franzosen befänden, keine rechte Antwort geben wollte. Überhaupt ließen gerade die Bewohner dieses schönen Tales des alten deutschen Wasgenwaldes nicht gerade viel Liebe für ihre Stammesgenossen merken; und — so merkwürdig es klingt — erst als wir der Grenze näher kamen, und je mehr wir ihr näher kamen, desto freundlicher wurden die Einwohner, desto ungeheuchelter ihre deutsche Gesinnung. Ja, in dem dicht an der Grenze gelegenen Dörfchen versicherten uns die Leute ernsthaft, froh zu sein, daß die „Fremdherrschaft“ ein Ende habe. Wahrscheinlich hatten sie auch ihre „Befreier“ sattsam kennengelernt.

Übrigens fanden wir auf unserm ganzen Marsch keinen lebenden Franzosen, obschon wir fast jedes Dorf, das wir berührten, sorgfältig absuchten. Desto mehr Spuren ihrer früheren Anwesenheit fanden wir vor. Fast vor jedem Haus war ein fein säuberlich mit Stroh ausgebetteter Schützengraben gezogen; Verkehrshindernisse aus Baumstämmen, Reisig, Tonnen, quergestellten Wagen usw. hatten sie genug aufgerichtet. Aber meistens hatten die Dorfbewohner schon den größten Teil davon weggeräumt; weniger wahrscheinlich uns zu Gefallen, als um für ihre eigenen Fuhrwerke freie Fahrt zu haben.

So kamen wir ohne Zwischenfall gegen 1 Uhr mittags nach einem ganz französisch anmutenden Städtchen, das in trostloser Leere, mit geschlossenen Läden und verhängten Fenstern, unter der prallen Sonne dalag. Gefr. d. L. Stein.

Verwundet!



Von morgens ſechs bis neun Uhr haben wir Schützengräben ausgehoben und ſind die Nächte tüchtig marſchiert, um noch rechtzeitig in dieſe Stellung zu gelangen, wurden aber noch während der Arbeiten von franzöſiſcher Artillerie überraſcht. Nach dreiſtündigem wehrloſen Daliegen platzten auf allen Seiten Granaten, man hörte ſchon aus den Reihen Jammerrufe der getroffenen Kameraden, als wir den Befehl bekamen: „Leibregiment greift an!“

Wir mußten alſo, wie ſchon des öfteren, unter mörderiſchem Artilleriefeuer auf den Gegner losgehen. Im Vorgehen als Seitenpatrouille (drei Mann) ſchälte ich mir gelbe Rüben, denn wir hatten bereits zwei Tage nichts zu eſſen. Unſere Feldküche hatte nämlich in einem der Gefechte der vorhergehenden Tage die Kompagnie verloren. Als auf uns drei Mann ziemlich ſtarkes Infanteriefeuer eröffnet wurde, kroch ich zu meiner Kompagnie hinüber, die einige 100 Meter links von uns vorging und überbrachte die Meldung. Unſere Kompagnie bekam nun den Auftrag, das Bataillon in der Flanke zu ſichern. Etwa 60 Mann mußten im Marſch-Marſch hinaus, von ordentlichem Infanteriefeuer empfangen.

Sie mußten ſich bald überzeugen, daß der Gegner ſtärker war, um ſo mehr, als auch die feindliche Artillerie in unſere Reihen ſchoß. Auf der ganzen Front brachte man ſchon Verwundete zurück. So dauerte es bis abends — eine lange Zeit, wenn man dem Tod ins Auge ſchauen muß. Einzelne Kompagnien gingen ſchon zurück. Ich lag noch immer unbeweglich an meinem Platz, ſeit einer Stunde bereits allein. Ich hatte Verbindung mit dem Bataillon aufzunehmen. In der ſchwefligen Luft, welche die Felder dicht mit dem Pulverdampf bedeckte, konnte man kaum einige Meter ſehen.

Endlich, endlich, ein Signal: „Bataillon geht zurück“. Aus Leibeskräften rief ich meiner Kompagnie dieſen Befehl zu und eiligſt ging es nun über den Berg hinab. Doch nach kaum 50 Schritten durchſchlug mir ein Infanteriegeſchoß das rechte Knie, und geſtützt auf einen Vizefeldwebel der Reſerve, ſchleppte ich mich über Felder und Äcker; meinem Helfer habe ich zu danken, daß ich nicht in franzöſiſche Gefangenſchaft geriet. Da erhielt auch er denſelben Schuß wie ich ins Knie, und nach manchen Hinderniſſen ſchleppten wir uns, einer auf den anderen ſich ſtützend, über Verwundete

und Tote hinwegſchreitend, unter furchtbarem Kugelregen in das halb zuſammengeſchoſſene und niedergebrannte Dorf F.

Wir und die anderen hier zuſammengekommenen Verwundeten mußten aber dem ſtarken Artilleriefeuer wieder weichen; wir mußten weiter zum Verbandplatz ins nächſte Dorf. Unterwegs verlor ich meinen Freund. Das 1. Infanterieregiment ſchlug die Franzoſen zurück und unſere Artillerie fuhr auf. Teilweiſe getragen, kamen wir endlich nach einer Stunde am Verbandplatz an.

Der dritte Tag war bereits zu Ende, als uns unſere Kompagnie von der glücklich wiedergefundenen Feldküche Tee und Konſerven brachte.

Am anderen Morgen wurden wir durch eine Sanitätskompagnie auf Heuwagen einige Stunden weiter transportiert. Wagen an Wagen kamen mit Verwundeten. Eine große Anzahl war auf Tragbahren gebettet, andere lagen auf Stroh. Plötzlich erhielten wir Artilleriefeuer! Die Unruhe unter den verwundeten Kriegern kann man ſich vorſtellen. Endlich nach dreiſtündiger Fahrt kommen wir ins Feldlazarett. Gefangene Franzmänner ſtieren uns ſtumpf an. Die Frauen gaben uns am anderen Morgen Kartoffeln, Kaffee und Schnaps. Ich war damit vollauf zufrieden. Auf unſerer weiteren Fahrt ſtießen wir auf einige Fahrkolonnen, die uns

Nach langer Zeit wieder einmal Bier.

Brot, Zwieback und auch etwas Fleiſch gaben. Eine Trainkolonne reichte unſerem Wagen einige Becher Bier; nach langer Zeit wieder einmal Bier! Auf meinem Wagen befanden ſich auch drei Offiziere, es gab keinen Unterſchied.

Kurz vor Blamont mußten wir halten, ein langer Zug von Laſtautomobilen und Autobuſſen ſperrte uns den Weg. Trainkolonnen, Erſatztruppen, ein großer Auflauf. Um zwei Uhr nachmittags kamen wir in Blamont an, jedes Haus zeigt das rote Kreuz. Gegen drei Uhr kamen wir in die Güterwagen, die mit Stroh und Kiſſen ausgeſtattet waren. Es ging fort über Deutſch-Avricourt—Karlsruhe—Pforzheim, niemand wußte wohin. Auf ſämtlichen Stationen wurden wir reichlich bewirtet und überall herzlich empfangen. So fuhren wir die Nacht hindurch ....

Nach den Aufzeichnungen von Anton Zaunmayer.

Der rettende Gesang.

Am Morgen hatte jeder von uns einen Schluck Schnaps bekommen, dann haben wir in der Kompagnie zuſammen gebetet. Nach dem Mittageſſen ſchickten uns die Franzoſen zum Nachtiſch 200 bis 300 Granaten; ſie ſchlugen vor und hinter uns in den Boden, daß es Dreck und Erde regnete. Dennoch verloren wir nur fünf Mann. Freilich manche Uniform hing in Fetzen, welche die Granatſplitter geriſſen, aber es war die Haut unverletzt geblieben und das iſt die Hauptſache.

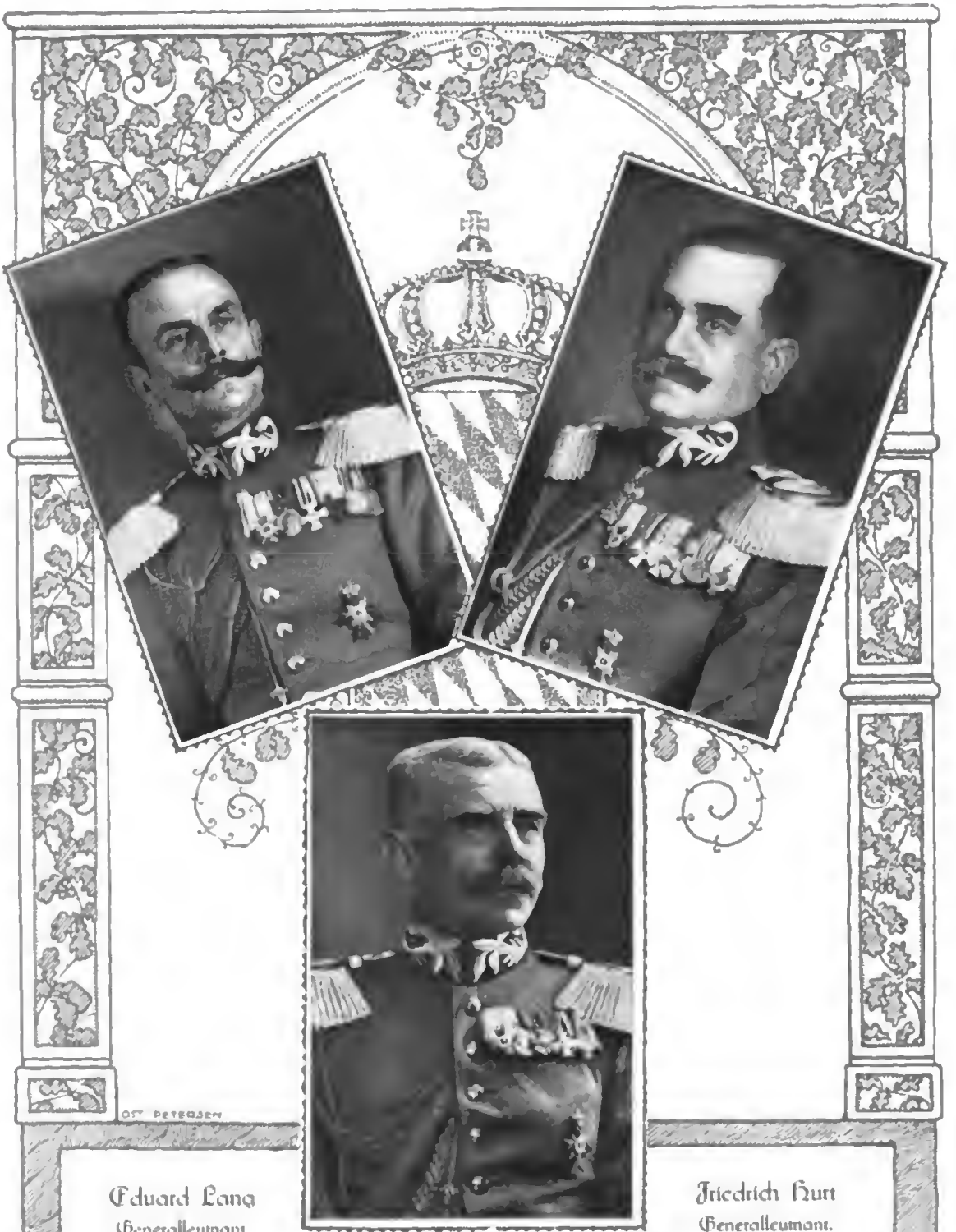
Um fünf Uhr ging es endlich mit Muſik und Geſang nach Saarburg hinein. Indes, wir kamen nicht weit. Bald ſurrten die Kugeln wie die Bienen über unſere Köpfe.

Unmittelbar hinter Saarburg ſchritten wir zum Angriff. Unſer Ziel war zunächſt ein Park. Aus ihm gingen die Franzoſen gegen uns vor, da ſie aber eine Mauer überſteigen mußten, hatten wir gutes Ziel auf 400 Meter. Jeder Schuß ſaß.

Nun begann allmählich Munitionsmangel und der Gegner kam immer dichter. Wir galten für verloren. — In der Not fingen wir zu ſingen an. Als der Feind unſeren kräftigen Geſang hörte, ging er zurück. Er glaubte uns offenbar in der Übermacht — und doch waren wir nur mehr 45 Mann gegen ein Regiment.

Später nahmen wir unſere zwei Toten und zwanzig Verwundeten auf und trugen ſie zurück nach Saarburg. Die Nacht war hereingebrochen und die Schlacht war verſtummt.

V. Jung.



Eduard Lang
Generalleutnant.

Friedrich Hurt
Generalleutnant.

August Ipfelkofer
Generalleutnant.

Auf Feldwache bei Luneville.

An der Ecke eines Laubholzes, nordöſtlich bei L., habe ich heute als Feldwachhabender mit zwanzig Mann die Wache übernommen. Obwohl auf dieſem, weit gegen den Feind vorgeſchobenen Punkte, uns ſtändig Gefahr umlauert, ſind wir doch alle luſtig und munter. Meine Mannſchaft beſteht aus lauter ausgewählten, braven Leuten. Die Härte unſeres Dienſtes, ſowie die ſchwere Zeit, ſind ihnen auch wenig anzumerken. Es iſt das ganz gut ſo. Wenn ſich die Mannſchaft friſch erhält, iſt auch etwas mit ihr anzufangen. Bei uns Bayern iſt Parole: „Was uns der Feind einbrockt, wird ausgekocht!“ Wir laſſen nicht aus, ſolange noch ein Tropfen bayeriſches Blut in unſeren Adern fließt. Ihr daheim, im lieben Vaterlande, habt ja ſchon viel an uns getan und uns immer wieder mit Liebesgaben beſchenkt; dies macht den Kriegern Mut und gibt ihnen Ausdauer.

Um Euch klarzulegen, wieviel Mühe und harte Arbeit, wieviel Mittel nötig ſind, um den Feind niederzuringen, will ich Euch unſere Stellung ein wenig beſchreiben. Unſere Feldwache ſtellt eine Feſtung im kleinen dar. Was da über und unter der Erde angelegt iſt, iſt alles bombenſicher gebaut. Der Unterſtand befindet ſich vier Meter unter der Erde und iſt ſo groß, daß er eine ganze Kompagnie aufnehmen kann. Unterirdiſche Laufgräben führen zu ihm hin. Alles iſt kanaliſiert, damit kein Waſſer ſtehen bleiben kann. Wie auf jeder Feldwache iſt auch ein Brunnen angelegt, der friſches Trinkwaſſer liefert. Von dieſem Unterſtand aus führen unterirdiſche Laufgräben zu den Unteroffizierpoſten gegen die feindliche Stellung vor. Dieſe ſind natürlich auch ſtark gebaut und ſchwer eingedeckt. Die meiſten dieſer Arbeiten werden von uns des Nachts hergeſtellt.

In dieſen Erdwerken hauſen wir nun und über uns ſauſen die feindlichen Granaten. So lange die feindliche Artillerie ihr Feuer auf uns richtet, bleiben wir fein in unſeren Unterſtänden. Die feindliche Infanterie laſſen wir ruhig ſoweit an uns heran kommen, bis ihre Artillerie das Feuer einſtellen muß. Dann aber geht es heraus aus dieſen Unterſtänden, und nun beginnen wir unſere Arbeit.

Was da von den Bayern geliefert wird, erfüllt den Feind mit Schrecken. Gewöhnlich hält er uns nicht Stand, dann treten, wenn er zurückgeht und wir ihm ſeiner Artillerie wegen nicht folgen können, erſt unſere Maſchinengewehre in Aktion; das koſtet ihm die meiſten Leute. So ſieht der Kampf im heutigen Kriege aus. Natürlich dauert eine ſolche Kriegführung lange.

Digitized by Google

Nachmittags bekamen wir noch zum Überfluß den Beſuch eines franzöſiſchen Fliegers, dieſer ſuchte uns mit Bomben beizukommen. Eins unſerer Luftfahrzeuge fuhr ihm entgegen und ſo entwickelte ſich über unſerer Stellung ein regelrechter Luftkampf. Es war ſpannend anzuſehen, wie dieſe Flieger auf einander losfuhren. Plötzlich drehte unſer Flieger bei und kehrte heim. Wir wußten uns das nicht recht zu erklären. Da ſetzte aber unſere Artillerie ein und der Franzoſe mußte ſchnellſtens Reißaus nehmen. Wir aber verſchwanden zu unſerer Sicherheit im Unterſtande.

Unteroffizier F. A., Eberspoint.

Im ſicheren Unterſtand. Im Felde gez. v. Karl Wurm.

Das Andenken.

Die Pioniere Anton Schwarz und Fritz Bachmeier hießen in der Kompagnie „die Frauentürme“, weil man nie einen von ihnen ohne den andern sah. Und so war's immer gewesen. Im Schatten der Frauentürme waren sie im gleichen Hause groß geworden; der eine als Sohn des Hausmeisters, der andere das Kind eines Mehlhändlers. Wenn gerauft wurde, standen die beiden Spezeln zusammen und meistens blieben sie Sieger, selbst gegenüber größerer Übermacht. Sie saßen als ABC-Schützen auf der gleichen Schulbank, sie liefen zusammen durch die Realschule, dienten ihre Zeit als Pioniere miteinander ab, traten beide in eine Bank ein und arbeiteten sich zu Buchhaltern hinauf.

Mit der Liebe war es ihnen nicht so glatt gegangen. Schwarz mußte seiner Braut ins Grab sehen und konnte diesen Schicksalsschlag schwer verwinden. Bachmeier liebte ein Mädchen aus der Nachbarschaft, Tochter eines Malermeisters und Hausbesitzers, dessen Vermögensverhältnisse leider sehr verbesserungsbedürftig waren. In Zahlungsschwierigkeiten geraten, hatte er eine zweite Hypothek auf sein Haus genommen, deren Zinsen seine Sorgenlast sehr vergrößerten. Da war es ihm als großes Glück erschienen, daß seine Älteste dem Inhaber jener Hypothek, einem wohlhabenden Bäckermeister, gefiel und der ihm das Anerbieten machte, er solle ihm die Tochter zur Frau geben, dann könne das Geld zehn Jahre zinsenfrei stehenbleiben. Aber die Marie wollte das Glück zuerst nicht ergreifen, obwohl der Bäcker ein braver und stattlicher Mann war. Der Fritz besaß halt schon ihr Herz! Aber die zornige Enttäuschung des Vaters, der Jammer der Geschwister, die ihre Heimat nicht verlieren wollten, brachen ihren Widerstand. Sie wurde die Braut des Bäckermeisters.

Da kam der Krieg. Wie zwei junge Bäume, die sich in der angestammten Erde nicht voll entwickeln konnten, wurden unsere zwei Helden aus der Heimat gerissen. Befreiung, Erlösung war's ihnen, hinaus zu dürfen, dem Vaterland zu dienen. Alles Leid war weggewischt, ihre Kameradschaft inniger als je. Alle Strapazen, alle Gefahren trugen sie leicht miteinander, Freud und Leid teilten sie redlich. Ihre, vor nichts zurückschreckende Tapferkeit, hatte beiden schon die silberne Medaille errungen. Wo's eine gefahrvolle Erkundung gab, waren Schwarz und Bachmeier dabei; wurde gestürmt, waren sie die ersten.

An einem milden Frühlingstag sollte wieder eine besonders gefährliche Aufgabe gelöst werden. Die Stärke und Ausdehnung der gegenüberliegenden französischen Gräben sollte erkundet werden. In den Raum zwischen den beiden Stellungen fielen aber öfter verirrte Granaten und die Kompagnie hatte dadurch schon einige Verluste gehabt. Für die „Frauentürme“ war dies nur ein Grund mehr, sich zu melden. Keck schoben sie sich vor, jede Unebenheit des Bodens als Deckung benützend. Ein tiefer

Digitized by Google

Granattrichter bot ihnen die Möglichkeit, ſich in verhältnismäßiger Sicherheit einen Ausblick zu verſchaffen. Beide ſpähten eifrig in das Gelände. Plötzlich ein Sauſen, ein Krach und beide lagen am Boden. Bachmeier ſprang bald wieder auf, um im gleichen Augenblick, mit einem gebrochenen Wehſchrei in die Knie zu ſinken: da lag ſein Kamerad — eine blutige Leiche. Die Granate hatte ihm den Kopf zerſchmettert. In ſtummer Verzweiflung ſtarrte er auf den Toten. Plötzlich gewahrte er am Boden ein Stück der zertrümmerten Schädeldecke des Freundes. Faſt gierig griff er darnach und, als ſollte es ihm entriſſen werden, verwahrte er es eilig unter dem Rock, an ſeiner Bruſt. Da löſte ſich der ſtarre Schmerz in ſeiner Seele. Er warf ſich nieder; den Kopf in den Sand eingewühlt, lag er da und ſchütterndes Schluchzen wollte ihm faſt das Herz abſtoßen. — Die Berührung einer Hand ließ ihn erſchreckt auffahren. Zwei Leute der Kompagnie waren ihnen nachgeſchickt worden, da man ſie durch Granaten verletzt oder verſchüttet glaubte. Zu dritt ſetzten ſie nun die Erkundung fort und gelangten glücklich bis zu dem feindlichen Graben, deſſen ſorgloſe Beſatzung ſie ſchwatzen und lachen hörten. Da ſie Handgranaten mithatten, warfen ſie dieſelben mit ſo viel Erfolg, daß die zwanzig überlebenden Inſaſſen ſich ergaben. Da es ſchon dunkelte, ſchafften ſie die Gefangenen zurück und Bachmeier ließ es ſich nicht nehmen, den toten Freund heimzutragen und ihm ſelber die Ruheſtätte zu bereiten.

Beim Morgengrauen ſollte nun ein weiterer Graben erkundet werden. Diesmal waren die Franzoſen aber wachſam und ſchoſſen eifrig heraus. Bachmeier fühlte plötzlich einen Schlag auf der Bruſt und gleich nachher einen ans Bein. Bewußtlos ſank er um. Als er wieder zu ſich kam, lag er im eigenen Schützengraben und zwei Sanitäter waren beſchäftigt, ſein Bein zu verbinden. Das Wadenbein war durchſchoſſen. Plötzlich entſann er ſich des Schlages gegen die Bruſt und fragte, ob dieſe Wunde ſchon verbunden ſei. Erſtaunt ſahen die Sanitätsleute nach, da äußerlich nichts zu bemerken war und fanden das Schädelſtück, an dem ein Geſchoß ſich glattgedrückt hatte. Die Tränen kamen Bachmeier in die Augen, als er es in die Hand nahm. „Toni! mein Toni! Dir danke ich mein Leben!“ Die andern glaubten, er rede irre. Er merkte es nicht; in tiefer Rührung hielt er das Knochenſtück feſt in den Händen und ließ es ſich nicht nehmen, bis er im Münchener Lazarett ankam. Da legte er es ſorgſam unter ſein Kiſſen. Anderntags beſuchte ihn ſeine Mutter, von der er erfuhr, daß der Bräutigam ſeiner Marie ſchon vor Wochen gefallen ſei. Auf ſeine Bitte kam ſie ſelbſt ins Lazarett und die Herzen fanden ſich aufs neue in alter Liebe. Wenn Bachmeier wieder feldtauglich wird, wollen ſie ſich vor ſeinem Ausmarſch kriegstrauen laſſen.

Das Stück vom Schädel ſeines Freundes iſt ſein teuerſtes Beſitztum und wird es bleiben, ſolange ſein Herz ſchlägt. H. v. Besnard.

Im Feld.

Von ferne dringt Gewehrfeuer und Geschützdonner zu uns. Fortwährend kommen Wagen mit Schwerverwundeten. Eine Truppe gefangener Franzosen von Feldgendarmen geführt, zieht an uns vorüber. Sie schauen schmutzig und zerlumpt aus. Da kommt plötzlich der Befehl: „Gewehr in die Hand!“ Ein Chevauleger führt uns. Es geht durch die Stadt auf die Hauptstraße. Zu beiden Seiten mächtige Bäume, einige sind von Granaten zersplittert. Dazwischen tote Pferde, umgestürzte Wagen und freilaufendes Vieh. Es führt die Straße den Berg hinauf. Hier stehen einige schwere Batterien. Es reißt einem richtig zusammen, wenn immer ein Schuß fällt. Wir kommen dann durch eine kleine Ortschaft auf die Höhe. Hier soll gegessen werden. Es wird die Rüstung abgelegt und wir treten an. Die Feldküche fährt vor und jeder Mann bekommt seinen Kessel voll guten Essens.

Plötzlich ein Sausen und Pfeifen in der Luft. Rechts und links von uns platzen Schrapnells. Bald auch über uns. Die Kugeln pfeifen durch unsere Reihen, noch kein

Verwundeter von uns. Die Feldküchen reißen aus. Ein paar Meldereiter kommen angesaust. Einer davon ist schwer getroffen. Er hält sich nur mit Mühe auf seinem ebenfalls blutenden Pferd. Es geht weiter, die Nacht bricht herein. Wir gehen den Berg hinunter und kommen in die Nähe einer brennenden Ortschaft „Wytschaete". An einer Hecke entlang schleichen wir vor. Ganz kurz vor uns Infanteriefeuer. Mit Schaufeln und Pickeln heben wir einen Graben aus. Vor uns ist das Gefecht in vollem Gange. Dazwischen pfeift eine Kugel durch unsere Reihen Ein Alter, zwei Kameraden und ich werden zum Wasserholen fortgeschickt. Der Alte sagt: „Wir gehen in die Ortschaft, aber bleibt hinter mir, damit ihr nicht erschreckt!" Wir nehmen unsere geladenen Gewehre und schieben los. Es ist stockfinster. Vor uns knattert das Gewehrfeuer. Plötzlich schreit ein Kamerad auf. Er ist über einen Stiefel gestolpert, in dem noch ein Fuß steckt, daneben liegt ein Kopf, eine Hand, ein Soldat, der von einer Granate getroffen wurde. Das Gefühl! „Wenn du so daliegst!" war mein erster Gedanke. Armer Kamerad! Weiter geht's. Wir kommen ins Dorf. Einige Häuser brennen, ein paar andere sind eingestürzt. In eines der letzteren gehen wir. Mit der Taschenlampe suchen wir nach einem Brunnen. Dort in der Ecke ist einer! Feldkessel her! Schon pumpt einer. Ich gehe auch hin, ich trete auf etwas Weiches. „Da leuchte einmal her!" sag ich zu dem Alten. Der sagt: „Ach, laß geh'n!" Ich bin auch eigensinnig und brenne ein Streichholz an. O Grausen! Ich stehe auf einem toten Franzosen. Schnell sind die Kessel voll und zurück geht es zum Deckungsgraben, der inzwischen fertig geworden ist. Die Zeltbahnen werden rasch aufgespannt um den strömenden Regen aufzuhalten. Das Wasser wird ausgeteilt und jeder kriecht erschöpft in sein Loch und schläft bald. Es ist drei Uhr morgens. Ich wache auf und versuche mich zu bewegen. Gut bis an die Oberschenkel liege ich im Wasser, kein Gefühl mehr in den Füßen, der ganze Kerl patschnaß!

Es beginnt Tag zu werden. Wir bekommen ein richtiges Artilleriefeuer. Vor und hinter uns schlagen Granaten und Schrapnells ein, so daß Steine, Erde und Eisen auf unsere Unterstände prasseln. Dazwischen kreist hoch über uns ein Flieger. So liegen wir drei Tage. Am vierten, abends fünf Uhr heißt es plötzlich: „Fertigmachen!" Die Kompagnie sammelt und vorwärts geht's gegen den Feind. Kaum sind wir durch Wytschaete, da platzen schon in der Wiese, die wir betreten, die Schrapnells. Alles sucht in einem verlassenen Graben Deckung so schnell wie möglich. Der eine springt hinein, fällt mit dem Gesicht auf einen halbverwesten Zuaven und stößt einen gräßlichen Schrei aus. Oben hören wir einen Verwundeten jammern. Alles hält für einen Augenblick den Atem an, dann geht's wieder vorwärts. Wir kommen in einen Wald, in dem wir uns notdürftig verschanzen. Bei Tagesanbruch geht es zum Sturm vor. Eine Wiese, ungefähr 300 Meter breit, liegt zwischen uns. Der gegenüberliegende Wald ist besetzt. Plötzlich geht's los: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp!" Seitengewehr pflanzt auf! Sprung auf! Marsch, marsch! Hurra, hurra! Aber jetzt ein Pfeifen,

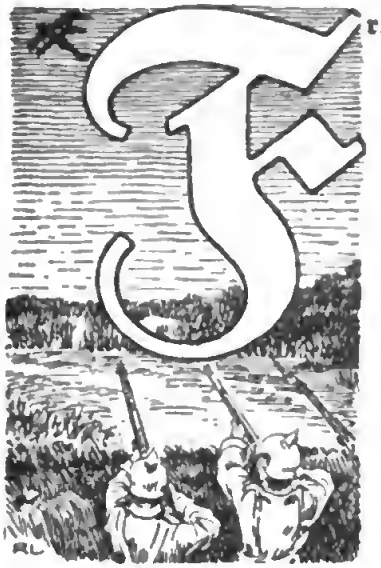
Nach einem Gemälde von H. Bertle

Labung des Verwundeten.

ein Heulen, ein Sauſen, ein Knattern und Schmettern, als ob die Hölle los wäre Unter Jammern und Schreien brechen links und rechts Dutzende von Kameraden zuſammen. Aber keiner hört und ſieht mehr etwas, nur in blinder Wut ſtürzt alles vorwärts. Noch dreißig Meter und wir ſind dort. Da fliegen ſchon die erſten Gewehre hoch, die erſten roten Hoſen werden ſichtbar, immer mehr ziehen aus. Die wenigen, die ſtandhalten, erreicht das Bajonett, die meiſten laſſen ſich gefangennehmen und nun wir hinein in den Graben, die Seitengewehre heruntergeriſſen und hinaus, was geht! Es iſt eine wahre Freude, wie die Kerle dahinfliegen. Torniſter, Lederzeug, Feldflaſchen, Feldſtecher, Revolver fliegen bei ihnen während des Laufens auf den Boden. Da geht's wieder los bei uns! Nach, durch den Wald! Dazwiſchen finden wir noch manchen hinter Bäumen, im Geſtrüpp und in Granatlöchern. Am jenſeitigen Waldrand wird Halt gemacht und notdürftige Schanzgräben werden ausgehoben.

Am nächſten Tage machten wir einen kleinen Sprung zu einem Gehöfte, das uns immer mit heftigem Feuer überſchüttete. Da wir aber nur ſehr wenige waren, mußten wir wieder zurück. Dabei erhielt ein Kamerad einen Hüftſchuß. Wir packten ihn zu viert, und ſo ſchnell wir konnten, ging's zurück. Wie nun die Franzoſen das ſahen, ging's richtig los. Ein hölliſches Infanteriefeuer und die nötigen Schrapnells folgten. Die feindliche Artillerie ſchießt nämlich auch auf einzelne Soldaten. Wir mit gepacktem Torniſter und dem ſchweren Verwundeten blieben immer mehr zurück. Das merkten die andern und nach ging's wie die wilde Jagd. Das einzige, was zu machen, war — ſo ſchnell wie möglich zu den nächſten Schützenlinien zu kommen. Wir liefen noch ein Stück, dann kamen wir hinter einen Miſthaufen. Schnell ſchnallte einer ſeine Zeltbahn ab, die Gewehre wurden zuſammengeſteckt und fort ging's, durch Hecken, über Waſſergräben wurde der arme Kerl mehr geſchleift als getragen. Er ſchrie und jammerte, wir ſollten ihn liegen laſſen. Aber es fing ſchon zu dunkeln an, und wenn wir nicht in einer Viertelſtunde an Ort und Stelle waren, hatten uns die andern ſo gut wie gefangen. Schon ſahen wir die Bäume lichter werden, wir mußten bald an Ort und Stelle ſein, als ein neuer Regen Schrapnells kam. Ziſchend fuhren ſie durch die Äſte und die Holzſtücke praſſelten auf uns nieder. Jetzt kamen wir an den erſten Graben, den wir am Morgen genommen hatten. Da lag ein Franzoſe, dem der Schädel zerſchmettert war, daneben ein Deutſcher, dem das Bajonett noch in der Bruſt ſtak. Darüber hinweg ging's auf die alte Kloſterruine zu, wo die erſte Verbandſtelle war. Dort lieferten wir den armen Kerl ab und gingen dann zur Kompagnie zurück.

Morgenrot.



Früh vier Uhr war es, als wir durch Alarm in unſerer Nachtruhe, die wir nach dem langen Marſche ſo notwendig brauchten, geſtört wurden. Das Scheunentor fliegt auf und herein brüllt die ſonore Stimme unſeres Wachthabenden: „Aufſtehen, Alarm.“

Keiner ließ ſich dies Wörtchen zweimal ſagen und im Nu war es in der Scheune, die erſt noch friedlich dalag, wie in einem Ameiſenhaufen. Ohne Lärm und ohne Geſchrei machte ſich jeder Mann fertig und im Zeitraum von fünf Minuten war der ganze Zug, der ziemlich ſtark iſt, verſammelt im Hofe angetreten. An die Mannſchaft wurde noch Brot verteilt.

Mittlerweile ging die Sonne auf, noch nie haben wir einen ſolchen Sonnenaufgang geſehen, ſo rot, ſo blutrot. Schon kam der Befehl marſchbereit.

Der Weg führt durch eine Ortſchaft. In derſelben angekommen, bekamen wir auf einmal Feuer, einzelne feindliche Kugeln pfiffen über unſere Köpfe hinweg. Wir hielten und ſchlugen uns durch die Straßenhecken Löcher, um hindurchzukommen.

Der Befehl kam: 8. Kompagnie den Gegner in der rechten Flanke umfaſſen und zurückwerfen.

Nun ging es vor: Erſter Zug am linken Flügel, zweiter Zug in der Mitte, dritter Zug, in welchem ich mich befand, am weiteſten rechts. Nichts kann uns mehr halten.

Wir erhalten ſtarkes Gegenfeuer, das unſere Reihen etwas lichtet. Der Gegner ſteckt im Wald. Der dritte Zug hat den Auftrag, den Wald zu ſäubern. Vorwärts,

an den Feind, koſte es, was es wolle. Im Nu hatten wir den Waldrand erreicht, der Gegner war verſchwunden. Es war eine ſchwere Arbeit, kaum zum Durchkommen, hundertmal blieben wir in dem Geſtrüpp hängen, das uns Geſicht und Hände blutig riß.

Es gelingt uns faſt bis zum jenſeitigen Waldrand vorzudringen, als wir auf einmal ein mörderiſches Feuer erhielten. Iſt es Glück oder Gottes Fügung, wären wir noch fünf Meter weiter vor, wäre kein Mann von uns mit dem Leben davongekommen. Wir lagen auf dem Bauche und krochen bis zum Rande vor, wo wir hinter einem Buſche Deckung nahmen.

Wie ich mich hier umblicke, ſind uns nur vier Mann geblieben. Was nun tun? Vier Leute einer Übermacht von vielleicht 30 Mann auf fünf Meter Entfernung gegenüber.

Zum Glück habe ich einen ausgezeichneten Schützen bei mir, der nimmt einen nach dem andern aufs Korn und meint nach jedem Schuß lächelnd zu mir „Wieda oan“, und tatſächlich war jeder in den Kopf getroffen.

Das ging aber auf die Dauer nicht, und wer weiß, wie es uns noch ergangen wäre, wenn nicht gerade jetzt zur Linken unſere Unterſtützung ſich vorgeſchoben hätte. Ein donnerndes „Hurra“ machte den Gegner wanken. Wie eine blaue Welle löſte es ſich vom Waldrande ab. Jetzt war wieder unſere Zeit gekommen. Mit mächtigen Sätzen ſind wir aus dem Walde und in der franzöſiſchen Stellung. Genau ſo, wie es uns zu Hauſe gelehrt worden war, auf Scheiben zu ſchießen, hatten wir jetzt ein lebendes Ziel, und noch dazu auf ſolche Nähe.

Es war ſchaurig mit anzuſehen, wie gut unſere Schützen zielten. Ich glaube kaum, daß von den annähernd 150 Franzoſen drei davongekommen ſind. Das ganze Feld war von Toten und Verwundeten überſät.

Aus dem Feldpoſtbrief eines Unteroffiziers.

Gefangene Indier.

Starke Zeit.

Wenn die Linden auf dem Friedhof ſingen:
Jede Biene nimmt ſich ſchwere Tracht;
Sohn des Lichtes, Ernte will dir bringen
Auch die Totenſtadt aus tiefſtem Schacht.
Jagen dir in Stürmen die Gedanken,
Wie die Wolken ballt und teilt der Wind:
Deine Helden grüßen — Nebel ſanken
Und du weilſt, wo Gottes Sterne ſind.
Wenn Orkane durch die Kronen wuchten
Und das Weltall flammenſchwanger grollt:
Segen, deinen Acker zu befruchten,
Wird dem neuen Sonnen-Tag gezollt;
In den Bergen hörſt du wieder wettern
Orgelſchwer des Urſtroms Melodie,
Der dein Zukunftslied in Felſenlettern
Meißelt, — licht zum Himmel weiſen ſie.
Selig ging ich jüngſt durch Silbernächte,
Breiten Strömen hat mein Ohr gelauſcht;
Daß ſich ihr mein Weſen ganz verflechte,
Hat mir laut der Heimat Korn gerauſcht.
Fromm, zu hören ihrer Pulſe Pochen,
Lag ich ſtill in tiefſter Einſamkeit;
Dort auch ſtählte ſie des Sohnes Knochen,
Wo nur e i n e Stimme ſprach —: die Zeit!
„Fern im Feld in finſtern Erdenfalten
Darf dein Bruder tags nur Schatten ſein,
Flüſtern will er — ſeinen Gliedern krallten
Sich ſchon Nachbars Höllengrüße ein.
Leben hockt an Leben. Grabesſtille.
Klopft in dünner Wand der Totenwurm?
Schläft der Krieg? Nein, deines Bruders Wille
Stürmt alltäglich tauſendfachen Sturm.
Aus des Schweigens Hölle in die Flammen
Giftgefüllter Zonen drängt er vor:
Deutſche Heimat, deine Söhne rammen
Aller Neider letztes Felſentor!
Himmel mögen berſten, Sterne ſchüttern,
Alle Luft mag erzgefüttert ſein, —
Nie kommt andre Botſchaft deutſchen Müttern:
Sieg gilt oder Heldentod allein!
Lieber fackelgleich im Flug verlodern,
Deutſche Heimat, will dein letztes Blut,
Denn im Sklaventümpel lebend modern.
Was heut glimmt, verſtiebt. Der Sieg heißt Glut.
Darum: jagen Stürme die Gedanken,
Wie die Wolke peitſcht und ballt der Wind:
Deiner Helden denke — Nebel ſanken
Und du fühlſt, wo Gottes Sterne ſind.“

Max Bittrich.

Im Felde gez. v. P. Adam.

Beim Ausheben eines Unterstandes.

Digitized by Google

Munitionsersatz im feindlichen Feuer.

Nachmittags um drei Uhr begann das französische Artilleriefeuer, welches bis zum Abend ununterbrochen auf einer Breite von 200 Meter währte. Von weitem sah es aus, als ob lauter Fabriken auf der Höhe seien. Ich war als Führer der Gefechtsbagage abkommandiert und lag in der nächsten Ortschaft. An diesem Tage hatte ich dienstlich in einem anderen Orte zu tun gehabt, als das Feuer anfing. Sofort begab ich mich im Laufschritt quer über die Felder zurück, wo die Gefechtsbagage stand. Als ich dort atemlos ankam, standen die Patronenwagen schon bereit. Sofort gab ich das Kommando aufsitzen und im Trab ging's dem Feuer entgegen.

Ich ritt voraus, um einen sicheren Platz zu suchen, aber gibt es einen in solch' furchtbarem Feuer? Überall war der Boden aufgerissen. Die Straßen waren bedeckt mit Steingeröll und zeigten viele Löcher von den einschlagenden Granaten. Tote und Verwundete lagen herum. Ununterbrochen ein Tosen und Krachen in den Lüften, daß man meinen konnte, die Hölle hätte sich aufgetan. Als die Wagen beisammen waren, wartete ich auf weiteren Befehl. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, als auch Befehl kam, sofort auf die Höhe in Stellung zu fahren. Mit den Worten in „Gottes Namen" ließ ich aufsitzen und in schneller Fahrt ging's die Dorfstraße hinauf, ich voraus. Die Wagen fuhren mit ungefähr 50 Meter Abstand. Reihenfolge: 6., 8. und 7. Kompagnie. Am Waschhaus stutzte der Wagen der 6. Kompagnie, weil dorthin die französische Artillerie eben ein furchtbares Feuer entwickelte. Der zweite Wagen der 8. Kompagnie, Führer Meyer, benutzte nun die Gelegenheit und fuhr dem andern vor. Meyer hatte sich schon einigemal so ausgezeichnet. Er war am 24. August vorigen Jahres mit dem Patronenwagen bis auf 100 Meter hinter der Schützenlinie herangefahren. Unter Granat- und Schrapnellhagel gingen jetzt alle Wagen im Galopp die Höhe hinauf. Rechts und links, hinter und vor uns schlugen die Granaten ein und über uns platzten die Schrapnells. Doch glücklich kamen wir an die Ausladestelle. An den Unterständen angekommen, machte ich dem Regimentskommandeur Meldung, daß die Patronenwagen II 8. hier seien. Ich war kaum vom Regiments-Unterstand weg, da fuhr eine Granate durch die Dachrinne, zum Glück ohne Schaden anzurichten.

Die Wagen wurden nacheinander ausgeleert. Eben war der erste ausgeladen, als der Regiments-Adjutant mit einer schriftlichen Meldung an die Brigade kam, die einem Meldereiter zu überbringen sei. Er übergab sie mir mit den Worten: „Reiten Sie den Berg hinunter, was geht." Sofort setzte ich mich auf meinen Schimmel und in Galopp ging's wiederum durch das Artilleriefeuer. Glücklich kam ich zu dem ersten Meldereiter und übergab ihm die Meldung. Hier erwartete ich die Patronenwagen, welche bald alle wohlbehalten zurückkamen. Wir fuhren sofort nach dem nächsten Patronenlager und füllten dieselben aufs neue.

Vizefeldwebel Georg Maurer.

Digitized by Google

Pionierarbeit.

Unſer Dienſt iſt beſchwerlich und gefährlich, aber auch intereſſant.

Meine Gruppe hat gegenwärtig den Auftrag, nachts Drahtwalzen und ſpaniſche Reiter an einer Stelle vorzubringen, wo die Nähe des feindlichen Grabens, etwa 30 bis 40 Meter, die Anbringung von Drahtverhauen unmöglich macht.

Abends um acht Uhr hat ſich unſere Gruppe beim Leutnant zu melden. Die Nacht iſt rabenſchwarz und der Regen peitſcht heftig von Weſten her; nicht die Hand iſt vor den Augen zu ſehen. Schweigend ſtapfen die ſieben Pioniere nach F. hinaus und bald in ein Granatloch ſtolpernd, bald von einer Wagenkolonne von der Straße in den Moraſt gedrängt, erreichen ſie nach halbſtündigem Marſch das Quartier des Leutnants.

Infanterie hat die ſpaniſchen Reiter mittlerweile bis zum Graben geſchafft und unſer harrt die Arbeit, die Walzen über den Graben hinaus vorzubringen und miteinander zu verankern.

Kaum waren wir aus dem dort ungefähr drei Meter tiefen Graben geklettert, ſo ſetzt der Regenſchauer wieder mit aller Macht ein und die Nacht iſt wieder finſterer als je zuvor. Vorſichtig tappend ſuche ich mit Kamerad K. die einzelnen Walzen zuſammen, leiſe durch Pfeifen uns verſtändigend.

Da ſchießt plötzlich eine franzöſiſche Leuchtkugel empor und wirft Taghelle über das Gelände. Mit Blitzesſchnelle haben wir uns niedergeworfen und drücken uns zu Boden, dabei die Helle ausnutzend, die Walzen zu ſuchen, welche die Infanteriſten kunterbunt über die Berme geworfen haben.

Vorſichtig jeden Schritt Bodens prüfend, trage ich mit K. die erſte Walze vor; doch keine drei Schritte habe ich gemacht, ſo liege ich in dem tiefen Schützengraben und die Walze auf mir. Vorſichtig fühle ich, ob noch alle Knochen ganz ſind und turne dann wieder an der ſchmierigen Wand empor, um unſern Weg mit mehr Glück forzuſetzen; dann geht es mit der Walze hinaus über den Graben und das ſtachlige Ding vor uns herrollend bis ungefähr zwanzig Meter an die feindliche Stellung. Geſchwind werden die Walzen mit Draht verbunden, da ſchießt wieder eine feindliche Leuchtkugel in die Höhe, uns taghell beleuchtend. Doch beim erſten Lichtſchimmer liegen wir beide am Boden und rühren uns nicht mehr. Ein paar Schüſſe, deren Mündungsfeuer uns faſt ins Geſicht fliegt, dann iſt wieder alles ruhig.

Vom Kopf bis zum Fuß voll Dreck und Lehm kehren wir, froh, dem Tode wieder einmal glücklich entronnen zu ſein, heim ins traute Quartier und legen uns ins Stroh, mit dem behaglichen Gedanken, bis morgen abends wieder Raſt zu haben.

Pionier A. S.

Gustav Ritter von Schoch
Generalleutnant.

OST-PETERSEN MÜNCHEN

Fünf Tage im Schützengraben.

Wieder ſind fünf Schützengrabentage vorbei, die ſchlimmſten, die ich in meinen elf Kriegswochen mitgemacht habe. Vor der Weihnachtsablöſung hat uns der Franzoſe viel zu ſchaffen gemacht. Diesmal vor Neujahr war es das Wetter, das die fünf Tage zu einer furchtbaren Qual machte. Andauernder Regen hatte den ganzen Graben aufgeweicht, der Schlamm war kniehoch und wechſelte mit Waſſerlachen ab, die oft bis 20 Meter lang ſich hinzogen; kein Mann, der nicht mit den Stiefeln oben Waſſer und Schmutz gefaßt hätte. In den Unterſtänden floß Dreck und Waſſer von den Wänden in Strömen, ſo daß wir direkt im naſſen Schmutz ſchliefen, wobei oben das Waſſer munter herabtropfte.

In dieſem ungemütlichen Zuſtande fünf Tage und fünf Nächte ohne die Möglichkeit, Feuer zu machen, ohne warmes Eſſen, von der Sohle bis zur Helmſpitze tropfnaß und ſchlammbedeckt von halb 6 Uhr abends bis halb 9 Uhr früh auf Poſten unter freiem Himmel, ſo haben wir uns tapfer gehalten und den Humor nicht verloren bis zur erſehnten Stunde der Ablöſung am 30. nachts 11 Uhr. Der Kompagnieführer hat uns denn auch beim Heimmarſch gedankt für dieſes ſtille Heldentum und zwei Rieſenfäſſer Münchener Bier zum Neujahr in Ausſicht geſtellt. Unſeren Herren Gegner 300 Meter gegenüber ging es wohl noch ſchlechter; den ganzen Tag ſchöpften ſie Waſſer aus ihrem Graben und ließen nichts von ſich hören. Vom letzten Angriff hinter unſerer Stellung lag ein Dutzend franzöſiſcher Leichen; nachts beim Eſſenholen mußte man aufpaſſen, daß man nicht darüber ſtolperte.

An einem regenloſen Tag hab ich einen Rieſenrundgang in dem Graben gemacht und meinen lieben Freund von der 11. Kompagnie beſucht, der mich vor Freude umarmte und die Leckerbiſſen ſeines Torniſters auspackte. Rechts davon lag die 9. Kompagnie. Ich habe mich auch dahin durchgearbeitet und dort Leutnant H., meinen alten Fußballfreund, der wochenlang bei mir in Schleißheim zu Hauſe war, aufgeſtöbert. Auf weißgedecktem Tiſch aus Porzellantaſſen tranken wir Tee mit feinſten Delikateſſen. Dann rief mich die Pflicht wieder an meinen Poſten zurück. Am Tage der Ablöſung durch ein Infanterie-Regiment kreiſten viele feindliche Flieger über uns, das bedeutet ſoviel wie baldiges Artilleriefeuer, und tatſächlich hatten wir dann einige Stunden darunter zu leiden.

Auch in der traurigſten Lage geht im Schützengraben der Humor nicht aus. Ein Spaziergang führt zu allerhand luſtigen Erſcheinungen. Wo der Graben vom Laufgraben links und rechts abzweigt, ſteht ein Wegweiſer; „links übers Bayernhölzl, Freimann nach dem Argonnenwald und Belfort“, „rechts über die Maſſenmörderklauſe

Digitized by Google

(Maſchinengewehrſtellung) nach Ypern und London". Jeder windige Unterſtand hat ſeinen Namen, z. B. „Das verwunſchene Schloß", „Ständige Annahmeſtelle für Hartwürſte und Kognak", „Villa Waldfriede, Betteln und Hauſieren verboten!" Neulich ſtellten die Franzoſen eine weiße Tafel auf. Wir ſchoſſen ſofort darauf und die Gegner zeigten die Schüſſe auf oder winkten mit der Mütze, wenn der Schuß darüber ging; dafür ſtellten wir einen Helm auf eine Stange, wie närriſch ſchoſſen ſie darauf. Solche Scherze ereignen ſich noch mehr und geben immer eine Rieſengaudi.

Am 30. nachts 11 Uhr löſte uns ein Regiment ab, wir marſchierten durchnäßt und ſchmutzbedeckt hierher, wo wir früh 5 Uhr ankamen.

Hier ſind wir in der Remiſe eines Herrſchaftshauſes einquartiert und heizen mit Fenſterläden und allem möglichen ein, daß ſich der Ofen biegt, den wir hergeſchleppt haben. Allabendlich ſtreite ich lange Viertelſtunden mit der Dame des Hauſes über die Urſache des Krieges und es iſt ganz merkwürdig, was für eine Überzeugung bei dieſen Leuten eingewurzelt iſt. Sie meinen felſenfeſt in dieſer Gegend, der deutſche Kaiſer ſei aus reinen Gelüſten nach größerer Macht ohne Kriegserklärung, ohne Flintenſchuß mit ſeinen Heeren bis Peronne vorgedrungen und habe die armen Franzoſen überfallen. Ich ſuche es ihr mit meinen beſcheidenen franzöſiſchen Sprachkenntniſſen, die übrigens durch den elfwöchigen Umgang bedeutend gewachſen ſind, auszulegen und die deutſche Sache zu rechtfertigen, und der Wortſtreit endet aber meiſt friedlich mit einer Einladung zu Kaffee und Kartoffeln.

Der Humor geht nicht aus.

Die viele Arbeit, die wir jetzt mit Reinigen haben, hat bewirkt, daß ich mit dieſem Brief ſehr lange Zeit gebraucht habe. Aber man muß froh ſein, wenn man einen Brief überhaupt beenden kann; denn in den ſogenannten Ruhetagen ſind wir Korpsreſerve und bei einem franzöſiſchen Angriff heißt's ſofort: „Torniſter auf!" Kriegsfreiw. Joſeph Kellner.

Mein erster Horchposten.

Wir erhielten Befehl, unsere Waffenbrüder im ersten Schützengraben abzulösen. Diese Ablösung vollzog sich der Nähe des Feindes wegen nach Eintritt der Dunkelheit. Die abgelöste Mannschaft verließ gruppenweise, lautlos, wie wir gekommen waren, den Schützengraben. Nur das Wachkommando blieb zurück. Die vorgeschobene Feldwache war von uns noch abzulösen. Ich wurde zu dieser ersten Wache kommandiert und hatte sofort anzutreten.

Weit hinaus ging's durch Wiesen, dann einen Bach entlang, der von Erlen und Weiden eingefaßt war. Das Gelände wurde hügelig, der Pfad schmal und führte in einen alten Steinbruch. Wir waren am Ziel. Froh begrüßten uns die müden Kameraden, die sich nach Ruhe sehnten. Uns jedoch schlug das Herz etwas schneller, als wir die Wachinstruktion empfingen und über den Ernst unseres Dienstes näher informiert wurden. Nach einer Rast von etwa zehn Minuten wurden die Vorposten und Horchposten bestimmt. Ich mußte als Horchposten antreten und da unser Weg der weiteste war, sofort abmarschieren. In der Dunkelheit vollzog sich der Marsch etwas langsam, 900 Meter sollte der Weg betragen und fast eine halbe Stunde hatten wir zu seiner Zurücklegung benötigt. Meine Kameraden blieben dort zur Ablösung zurück, während ich noch 150 Meter weiter vorgeführt wurde. Ein unscheinbarer Strauch am Feldrain war das Ziel unseres nächtlichen Marsches, dort fanden wir den abzulösenden Horchposten vor. Die Erklärung des Geländes und die mutmaßliche Stellung des Feindes beanspruchte nur wenige Minuten, dann stand ich allein in finsterer Nacht.

Die Tritte der abziehenden Wache waren nicht mehr hörbar, mich überfiel ein Frostgefühl. Wie kaltes Wasser lief es mir über Rücken und Arme, mein Gewehr hielt ich fester. Je fester ich es hielt, je schneller kam mein Mut zurück, der unleugbar gesunken war. Auge und Ohr strengte ich zur äußersten Tätigkeit an und in einer Viertelstunde war meine alte Ruhe zurückgekehrt. Ja, es erwachte in mir eine gewisse Unternehmungslust, sodaß ich das Terrain um meinen Standort nach rechts und links, dann nach vorwärts zu untersuchen anfing.

So hatte ich mich eine gute Strecke nach vorwärts gewagt und entdeckte dort von ferne einen Erdhaufen. Bis dahin beschloß ich zu gehen, da aber die Nacht etwas heller wurde, zog ich vor, dahin zu kriechen. Lautlos kam ich dort an und erholte mich ein wenig von meiner Anstrengung. Da höre ich einen Menschen vor mir atmen. Mein Schrecken war nicht gering, aber es hieß hier handeln. Schnell schob ich mich auf den Erdaufwurf herauf und brachte mein Gewehr in Anschlag. Mein Gegner hatte mich bemerkt.

Digitized by Google

Nur drei Schritte lagen wir voneinander entfernt. Da erhielt ich den Zuruf: „Deutſcher Soldat nicht ſchießen, ich auch nicht ſchießen“. Ich gab zur Antwort: „Werfe dein Gewehr zur Seite und komm heran.“ Der Franzmann folgte meiner Anordnung, warf ſein Gewehr fort und kam zu mir heran. Zum Glück konnte er ſoviel deutſch ſprechen, daß ich mit ihm verhandeln konnte. Zuerſt frug er mich, ob es wahr ſei, daß alle Franzoſen, die von uns gefangen werden, umgebracht werden. Die franzöſiſchen Offiziere hätten ihren Leuten anempfohlen, ſich lieber ſelber zu erſchießen, anſtatt gefangen nehmen zu laſſen. Ich klärte den armen Franzmann, der doch ſchon in meiner Gewalt war, auf, was ihn ſehr befriedigte. Er war ſofort bereit, ſich in deutſche Gefangenſchaft zu begeben. Der Zweck, weswegen ich mich ſoweit vorgewagt hatte, war der, zu erkunden, wo und in welcher Stärke ſich der Feind eingegraben hatte. So forſchte ich nun den Franzmann nach dieſer Richtung hin gründlich aus und erhielt für uns ſehr wiſſenswerte Mitteilungen. Dann unterhielten wir uns über Dinge familiärer Natur. Unter anderem teilte mir mein Gefangener mit, daß er Vater von vier Kindern ſei, um deren Willen er ſich in Gefangenſchaft begeben wolle, mögen die Engländer, der Fluch Frankreichs, führte er aus, ihr Leben ſelber in die Schanzen ſchlagen.

In beſter Unterhaltung begriffen, hörten wir plötzlich Tritte. Ich ſah, wie mein Landwehrmann zuſammenſchrak. „Rette Dich!“ rief er mir zu. „Das iſt meine Ablöſung, in zwei Stunden komme wieder her und hole mich ab, ich bitte Dich darum um meiner Frau und Kinder Willen“. Mir ſchien das Klügſte, mich ſpurlos aus dem Staube zu machen, während der Franzmann nach ſeinem Gewehr ſuchte. Mit gedrückter Stimmung kam ich glücklich wieder an meinem Strauch am Feldrain an und machte mir die größten Vorwürfe über meine Unbeſonnenheit. Warum hatte ich den gefangenen franzöſiſchen Horchpoſten nicht ſofort abgeführt?

Nach einer Stunde kam auch meine Ablöſung und ich erſtattete Meldung über meinen Zuſammenſtoß mit dem feindlichen Poſten. Wir beſchloſſen den gefährlichen Weg noch ein zweites Mal zu wagen und zur beſtimmten Zeit wurde das Vorhaben ausgeführt. Meine Kameraden begleiteten mich dreiviertel des Weges und blieben dann zurück. Ich ſelber ſchlich mich mit größter Vorſicht an. Am Erdaufwurf fand ich richtig meinen Franzmann wieder. Er hatte ſich klugerweiſe einen großen Teil ſeiner Habſeligkeiten mitgebracht und folgte mir nun bereitwilligſt zur Feldwache.

Dort hatte man, um mein langes Ausbleiben ſchon einige Beſorgnis gehegt und war daher doppelt erfreut über meinen Erfolg. Ohne Säumnis wurde der Gefangene nun zurück in unſere Stellung transportiert und ich erſtattete meinem Hauptmann ausführliche Meldung.

Anderen Tages wurde der Feind angegriffen und aus ſeiner Stellung geworfen. Dort ſetzten nun wir uns feſt.

Infanteriſt O. R., München.

Ertappt.

Digitized by Google

Eine Reise nach der Champagne.

Ein schöner sonniger Märztag war es, an welchem ich von Kempten aus zum zweitenmal ins Feld zog.

In der ersten französischen Station hatten wir langen Aufenthalt, denn es wurde für die weitere Fahrt im Feindesland die Nacht abgewartet, auch wurde da das Zugspersonal gewechselt. Wir passierten daher verschiedene Orte bei Nacht und kamen etwa um 12 Uhr an, wo wir in riesigen Hallen verpflegt wurden; es kamen gleichzeitig mit uns noch verschiedene Transporte mit gleicher Bestimmung an, so daß es dort von Soldaten förmlich wimmelte.

Es wurden während der Nacht noch einige Stationen passiert und als der Tag graute, waren wir an der Aisne. Von da ab hatten wir nun Gelegenheit, die Spuren der stattgehabten Kämpfe zu beobachten, denn es gab kaum einen Ort, ob groß oder klein, der nicht von Artilleriefeuer ganz oder doch zum größten Teil zerstört gewesen wäre. In den Ruinen dieser menschlichen Behausungen kampierten fast ausschließlich die Landstürmer der Bahnschutzwachen.

Von hier aus westlich nach unserem Bestimmungsort fahrend, konnten wir auch bereits die charakteristische Bodengestaltung der Champagne beobachten. In weitem Bogen um einen mächtigen Höhenzug herumfahrend, hörten wir schon den Donner der schweren Geschütze. Unaufhörlich grollte es in allen Tonarten, und als wir in das Tal der Somme einbogen, sahen wir auch schon die ersten Rauchwölklein am blauen Firmament, die Schrapnells, diese galten zwei französischen Fliegern, welche auf einem Erkundungsflug unseren Transport bereits entdeckt hatten und sich anschickten, diese wichtige Meldung in ihr Lager zu bringen.

Die Schrapnellwolken verdichteten sich immer mehr und mehr und schließlich trugen die deutschen Abwehrgeschütze den Sieg davon, denn die Flieger wurden zur Landung gezwungen.

Von dem einst blühenden Ort, den wir jetzt zum Aufenthalt angewiesen erhielten, standen nur noch der Bahnhof und ein einziges Haus, welches als Offizierskasino eingerichtet war, alles andere war Schutt und Asche und zwar nicht nur etwa das Dach oder eine Front in Trümmern, sondern alles radikal bis auf die Grundmauern niedergelegt. Im vollsten Sinne des Wortes lag kaum mehr ein Stein auf dem andern, das Bild grauenvollster Verwüstung.

Wo die Kellergewölbe nicht von den Granaten durchgeschlagen waren, wurden sie von unseren Soldaten als Quartier benützt. In einem derselben habe ich eine ganz

komfortabel eingerichtete Schusterwerkstätte entdeckt. Da wir noch einige Zeit zur Verfügung hatten, so machte ich mit meinem Freund eine Wanderung durch den Ort, um Lokalkenntnisse zu sammeln. Plötzlich tönt Musik an unser Ohr. Wahrhaftig, es sind die bekannten Klänge des Carmen-Marsches. Während die schweren Geschütze donnern und Abschuß und Einschlag in ununterbrochener Reihe einander folgen, spielt die Kapelle der Gardeschützen zu Ehren unserer Offiziere ein Ständchen. Besonders „Wagner“ wirkte mit Artilleriebegleitung sehr imposant. Das Interessanteste aber war die Zuhörerschaft: Preußen, Bayern, Sachsen, allen möglichen Waffengattungen angehörend, gaben sich dem unerwarteten Kunstgenuß hin. Dort traf ich auch zufällig die ersten Bekannten aus meiner aktiven Dienstzeit. Nachdem aus unserem noch immer sehr ansehnlichen Rauch- und Eßvorrat ein Teil in den Besitz unserer neuen Freunde übergegangen war, boten letztere sich an, uns ihre „Burg“ zu zeigen. Selbstredend konnte in den Kellern des Ortes nur ein kleiner Bruchteil der großen Truppenmassen untergebracht werden, der weitaus größte Teil lag in Unterständen, die in die gegenüberliegende Anhöhe eingegraben waren. Auf dem Wege dorthin kamen wir am Ortsausgang an dem von den Soldaten gebauten Feldaltar vorbei, welcher, stets von Andächtigen belagert, in seiner schlichten Einfachheit sehr ergreifend wirkte.

Die Unterstände waren die reinsten Musterwerke von Tiefbaukunst, kleine Kasernen unter der Erde, alles en miniature, aber nett und sauber. Die Kameraden erzählten uns von den schweren Tagen der Frühjahrsoffensive, die sie mitgemacht hatten. Sie freuten sich über unsere Geschenke wie die Kinder und es fehlte, um vollständig glücklich zu sein nur noch eins: das Bier! Das war rar. Inzwischen war es Zeit geworden, auf den Appellplatz zurückzukehren, denn gegen Abend sollte die Einteilung des Transportes durch den Herrn Brigadekommandeur stattfinden. Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß wir viel mehr Unteroffiziere waren, als gebraucht wurden. Es war ein Teil überzählig und unter diesen war auch ich mit meinem Freund Anderl. Es wurden uns Ausweis und Fahrschein ausgehändigt, am andern Tag sollten wir die Rückreise antreten. Erst wollten wir aber die Stellung besichtigen, wenigstens von hinten aus, da wir nicht in die vorderste Linie durften.

Es macht sich nach und nach auch bei uns ein ziemlich starker Durst bemerkbar. Instinktiv steuerten wir wieder dem Offizierskasino zu in der Annahme, dort irgend etwas Trinkbares aufzutreiben. Das war aber eitle Hoffnung. Im Eingang des Hauses stand noch immer unser alter Kriegsfreiwilliger und hütete das Offiziersgepäck. Diesem Mann klagten wir unsere Not und mit väterlichem Wohlwollen versprach er uns, Rat zu schaffen. Wir übernahmen die Aufsicht beim Gepäck und er verschwand im Haus. Das Unglaubliche wurde Wahrheit, was wir ohne jede Aussicht auf Erfolg wiederholt probierten, war von dem Mann spielend erreicht worden: dem alten Herrn konnte man den Göttertrank nicht vorenthalten. Mit solcher Wonne ist von mir noch keine Flasche geleert worden. Mit der leeren Flasche vor dem Hause sitzend, überlegten wir gerade,

Im Felde geg. v. A. Mayer.

Fromelles.

ob vielleicht unter Anwendung von Liſt noch ein zweites Quantum zu erreichen wäre, als ſich uns ein Unteroffizier von den Gardeſchützen näherte. Ich kannte dieſes Regiment von meinem langjährigen Berliner Aufenthalt her und ſprach den Kameraden an. Im Laufe des Geſpräches erfuhren wir, daß es auch ein Unteroffizierskaſino gäbe und daß dort aller Wahrſcheinlichkeit nach heute friſches Bier einträfe. Wir glaubten ein Märchen zu hören, dieſe Nachricht klang wie Muſik in unſeren Ohren. Um nichts zu verſäumen, machten wir uns gleich auf den Weg dorthin. Der Ausdruck „Kaſino“ war ja allerdings etwas übertrieben für die windſchiefe Bretterbude, aber was die Hauptſache war, es beſtätigte ſich, daß heute noch Bier kam. Das mußten ſie nun bis in die fernſten Winkel gerochen haben, denn in einer Viertelſtunde war die Bude zum platzen voll.

Ich habe gehört, daß ein Kamel große Quantitäten Waſſer auf einmal zu ſich nehmen kann und dann ohne zu trinken tagelang aushält. Ein ganz ähnliches Syſtem ſchienen meine Kameraden mit dem Bier vorzuhaben. Es wurde Unglaubliches geleiſtet. Wir wurden mit einigen bayeriſchen Kameraden bekannt, die uns ſehr beneideten, daß wir wieder in die Heimat fahren durften. Sofort machten wir den Vorſchlag, mit ihnen zu tauſchen. Anfänglich gingen ſie auch darauf ein, als wir aber dann Ernſt machten und mit ihnen zur Kompagnie gehen wollten, da wollten ſie doch wieder lieber bei ihrem alten Truppenteil bleiben, mit dem ſie ſchon ſo viele Gefahren beſtanden hatten.

Friſch angeſtecht.

Ein Sanitäts-Unteroffizier verſprach uns, uns am nächſten Morgen an eine Stelle zu führen, von wo aus wir die Stellung ſchön überſehen könnten. Wir nächtigten im Quartier des betr. Kameraden und machten uns beim erſten Morgengrauen trotz

des schweren Artilleriefeuers auf den Weg. Wir mochten wohl eineinhalb Stunden gegangen sein, ehe wir den Scheitelpunkt des langgestreckten Höhenzuges erreicht hatten, von wo aus man einen wunderbaren Ausblick auf den mächtigen Talkessel hatte. Mit dem Glas konnte man die beiderseitigen Stellungen, die sich je nach der Geländebeschaffenheit manchmal ganz nahe aneinander schoben, manchmal wieder weiter voneinander lagen, sehr deutlich sehen. Dazwischen die Drahtverhaue, in welchen noch Hunderte von Leichen hingen, weil deren Beerdigung von den Franzosen nicht zugelassen wurde. Der Leichengeruch machte ein Aushalten in den vordersten Stellungen beinahe zur Unmöglichkeit. Der Wind wehte vom Gegner her, so daß dieser davon weniger belästigt wurde und das war auch der Grund seiner Weigerung.

Auf der Anhöhe liegend und beobachtend, drängte sich mir unwillkürlich der Vergleich zwischen diesem Schlachtfeld und den Vogesen auf. Hier im freien Gelände kam das Auge mehr auf seine Rechnung, denn man konnte, je nach der Stellung, weite Strecken beobachten, die Artillerie wirkte, selbst bei ziemlich starkem Feuer, nicht so wuchtig auf das Gehör. Dort dagegen ist durch Berg und Wald der Ausblick behindert, durch das fortwährende Echo jedoch hört man das Gefecht mehr, als man es sieht. Der Eindruck ist also ein ganz anderer. Nun gingen wir wieder zurück, denn wir mußten die nächste Fahrgelegenheit benutzen und wußten noch nicht, wann der Zug geht. Die Verbindung ist nämlich keine regelmäßige, sondern richtet sich im allgemeinen nach den jeweiligen Bedürfnissen. Endlich kam der Zug, wir fuhren aber diesmal eine andere Strecke. Was einem auf solcher Fahrt alles begegnet, besonders an den Eisenbahnknotenpunkten, das läßt sich gar nicht alles schildern. Fortwährend Transporte von Verwundeten, Gefangenen, Kriegsmaterial usw. Am Nachmittag angekommen, hatte unsere Fahrt vorderhand wieder ihr Ende erreicht.

Der nächste Zug geht am Vormittag des andern Tages, hieß der Befehl. Wir hatten also Zeit und Gelegenheit, uns die Stadt anzusehen. Was doch der Krieg aus so einer Stadt machen kann. War das Bild auch nicht ein ganz trostloses, so hatte die Beschießung doch genügt, um jedes geschäftliche und private Leben zu töten. Es befanden sich, soviel wir hörten, nur noch ganz wenige ältere Leute in der Stadt. Es waren von der Beschießung nur gewisse Stadtviertel betroffen, mitunter standen aber ganze Straßenzüge fast unversehrt. Die Stadt war, was sich von selbst versteht, sehr stark mit Militär belegt, hauptsächlich Artillerie, Munitions- und Trainkolonnen waren nebst Automobilzügen in unübersehbaren Reihen vorhanden. Es war dies wohl die erste Etappe für die Verwundeten aus den Champagne-Schlachten, denn wir sahen auch verschiedene Lazarette.

Die auf einer Anhöhe liegende Kirche ist scheinbar absichtlich geschont worden, denn während ringsherum alles in Schutt lag, war die Kirche selbst, abgesehen von ein paar Zufallstreffern, vollkommen unversehrt. Wir betrachteten uns den schönen Bau von außen und innen sehr genau; vom beweglichen Inventar war natürlich alles

weggeſchleppt. Auch noch andere Bilder ſah man in der Stadt, die einer gewiſſen Eigenart nicht entbehrten, beſonders da, wo die Granaten nicht gezündet hatten. Meiſtens waren die zerſchoſſenen Häuſer auch völlig ausgebrannt. In einem Hauſe an der Straße zum Beiſpiel war die ganze Vorderfront weggeriſſen, der Boden des Erdgeſchoſſes durchgebrannt und durchgefallen, ſo daß man von der Straße den ganzen Keller überſehen konnte. Dies mußte ein großer Weinkeller geweſen ſein; das Holz der Fäſſer war herausgebrannt, während die Reifen, von dem durchgefallenen Schutt gehalten, in Reih und Glied aufrecht daſtanden.

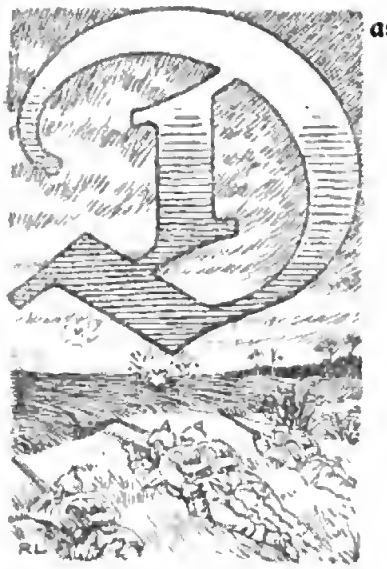
Für die Bedürfniſſe der Soldaten war durch den Ortskommandanten in der Weiſe geſorgt, daß Kantinen und Verkaufſtellen errichtet und meiſt von Privaten bewirtſchaftet wurden. Auch da gab es eine Unteroffiziers-Speiſeanſtalt, die ihren Namen eher verdiente, wie ihre Schweſter in dem vorhergehenden Orte.

Endlich ſuchten wir unſer Quartier auf, das uns in den Lagerräumen einer Spinnerei angewieſen wurde. In Ermanglung eines anderen Raumes mußten wir in einem Saal ſchlafen, in welchem Gerſte fußhoch aufgeſchüttet war. Wo dieſe edle Frucht herkam, konnte ich nicht erfahren, jedenfalls beſchlagnahmt. Wir breiteten unſere Zelte und Mäntel darauf und hofften nach den Strapazen des Tages angenehmen Schlummer zu finden. Es kam aber leider anders. Gerſte ſcheint auch ein von vierbeinigen Lebeweſen geſuchter Artikel zu ſein; Ratten und Mäuſe hatten in großer Anzahl ſich dieſen Saal als nächtlichen Tummelplatz auserſehen, wir kämpften die ganze Nacht gegen dieſes Gelichter. Mit Sehnſucht erwarteten wir den Morgen und den Abgang des Zuges.

Unteroffizier Joachim Preiß.

Blick auf Peronne von der Somme aus.

Patrouille.



Das Departement „Somme“ im Norden Frankreichs war schon anfangs September 1914 Zeuge des Durchmarsches deutscher Truppen. Die Armee des Kronprinzen von Preußen war im raschen Vormarsch von Norden her, von Belgien gegen Paris gerückt, mußte sich aber infolge starken Druckes der französischen Heeresmassen auf einer anderen Stelle des Kriegsschauplatzes entschließen, wieder nordwärts zu marschieren, um sich hier mit der Armee des Kronprinzen von Bayern, die von Lothringen über Belgien nach Nordfrankreich geworfen wurde, zu vereinigen. Das Hügelland, das die Somme auf ihrem rechten Ufer begleitet, wurde nun, nach der Vereinigung der beiden deutschen Armeen, Ende September und anfangs Oktober zum Schauplatz blutiger Kämpfe, in denen die deutschen Heere wieder siegreich nach Süden vorrückten. Um die Stadt Peronne, die schon 1870, damals noch als starke Festung, eine wichtige Rolle gespielt hatte, tobten hartnäckige Kämpfe und die zerschossenen Dörfer an den großen Heerstraßen, die von Cambrai nach Peronne führen, legten beredtes Zeugnis dafür ab, daß sie von den französischen Truppen noch im Zurückgehen bis aufs Äußerste verteidigt worden waren.

Sorel, ein kleines Dorf im Hügelland, war kampflos besetzt worden, der Feind mußte sich hier in der Richtung Roisel—St. Quentin eilig zurückgezogen haben.

Den bayerischen Chevaulegers, dieser schönen deutschen Truppe mit dem historischen französischen Namen, die die Vorhut bildeten, lag es ob, die Umgegend von Roisel zu erkunden. Leicht war die Aufgabe nicht, wenn auch ein Teil der Gegend in deren Hügel Sorel eingebettet lag, vom Dorf aus zu übersehen war. Der andere Teil war eben Hügelland und die Dörfer, wie es in Frankreich üblich ist, waren durch dichte lebende Hecken und Gehölze gut maskiert. Es ist etwas Sonderbares für ein deutsches Auge, daß die sauberen Dorfdächer größerer Flecken schon auf Kilometer zu erkennen gewohnt ist, hier nirgends und nirgends einen Anhaltspunkt über menschliche Wohnplätze zu finden. Alleinstehende Gehöfte oder Fabriken sind, wenigstens in diesem Teile Nordfrankreichs, etwas ganz Seltenes. Man sieht die Hügel nur von Gehölz und dichtem Gebüsch flankiert, besetzt oder unterbrochen, und wenn man vor den grünen Wällen steht, bemerkt man plötzlich in und hinter ihnen saubere und wohlhabende Ortschaften.

Der Leutnant F., dessen Schwadron in Sorel eingerückt war und im Begriff stand, dort Quartier zu beziehen, erhielt mit einem Unteroffizier und vier Mann den

Franktireurs.

Auftrag, das nächſte Dorf Heudicourt zu erkunden. Er war nicht beſonders wichtig dieſer Auftrag, denn man ſah die grünen Hecken von Heudicourt, hinter denen ſich nichts regte, in einer Entfernung von ungefähr drei Kilometern daliegen. Der Weg war frei, das ſah man mit bloßem Auge, obwohl er auf ungefähr 150 Meter vor Heudicourt mit ſeiner Einmündung in dieſes Dorf in einer Senkung verſchwand. Wären franzöſiſche Vorpoſten im Gehölz geweſen, man hätte ſie mit dem Glaſe ſehen müſſen. Trotz alledem ritt Leutnant F. mit gewohnter Vorſicht über den Weg. Da wo es in den Hohlweg hineinging, wurde abgeſeſſen und die Pferde geführt. Es war aber nichts vom Feinde zu ſehen. Dann kamen die erſten Häuſer, ohne irgendwelche Lebeweſen, wie gewöhnlich. Falls die Bewohner noch da ſein mochten, waren ſie ſicher in die allerhinterſten Strohſcheunen gekrochen, aus Angſt vor den deutſchen „Barbaren".

So ging denn die Patrouille ſehr langſam und ſehr vorſichtig weiter bis zu dem Dorfplatz, der ebenfalls eine Eigentümlichkeit dieſer Gegend iſt, in ſeiner zu dem Flächenraum des bebauten Dorfraumes unverhältnismäßigen Größe und mit dem dichten Baumbeſtand alter ſchöner Linden. Dort ſahen ſich die bayeriſchen Chevaulegers im Kreiſe um, denn hier mündeten vier Hauptſtraßen ein, offenbar nach den weitergelegenen Orten. Und hier ſahen denn die Reiter endlich auch einen Bauern, der unter ſeinem Hoftor ſtand, ſeine Tonpfeife anzündete und dabei nach den Deutſchen ſchielte. Der Offizier befahl nun ſeinen Leuten, die Pferde zuſammenzuhängen und mit dem, wie bisher entſicherten Karabiner in der Hand, den Platz und die Straßen ſcharf im Auge zu behalten.

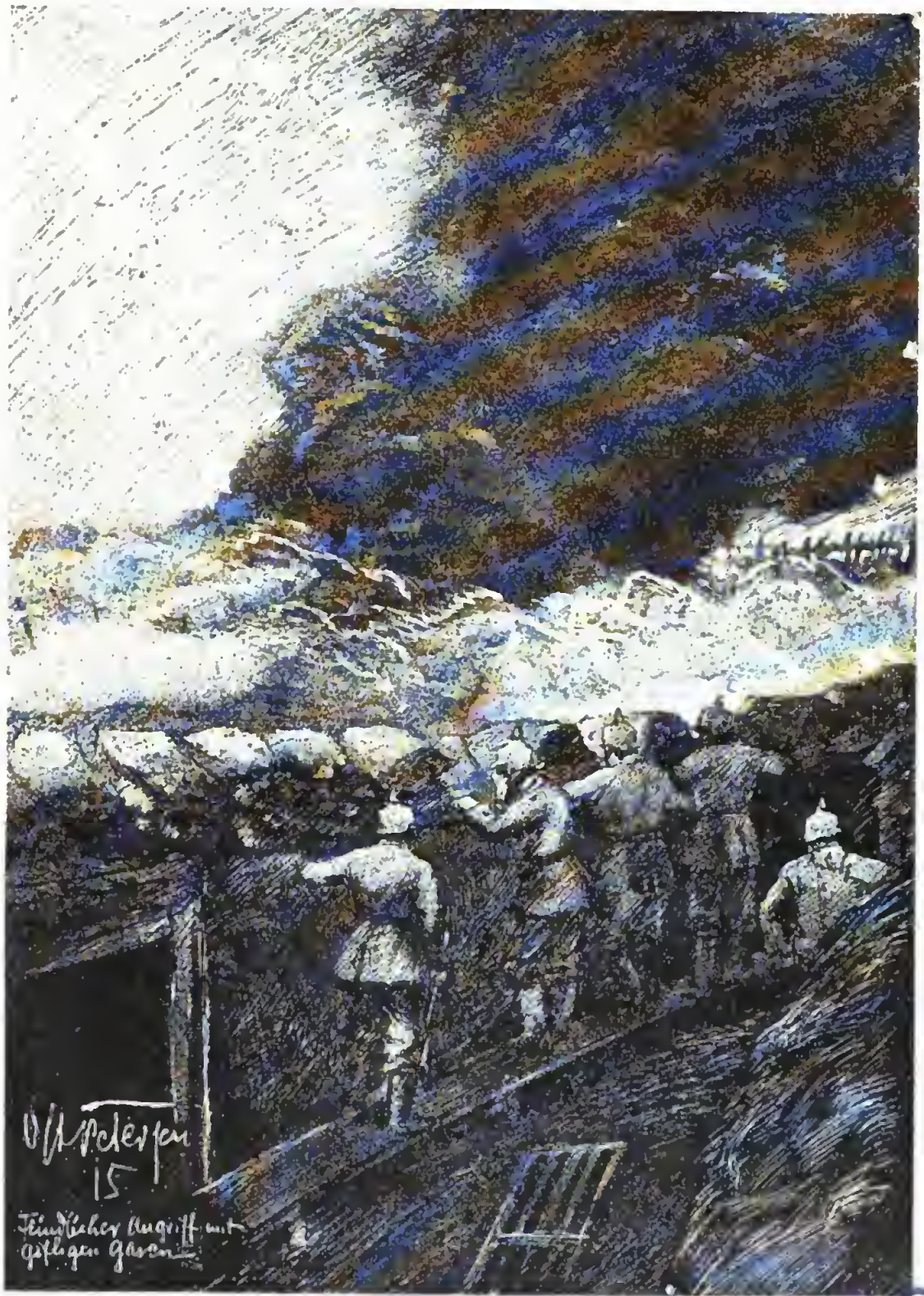
Franzöſiſcher Dragoner verfolgt von deutſchem Patrouillenfahrer.

Er ſelber wollte mit dem Bauern ein kleines Geſpräch anfangen. In dem Augenblick aber, als er den erſten Schritt auf den Bauern zu lenkte, krachte von allen Seiten des Platzes, aus den Häuſern heraus, hinter den Hoftoren hervor, eine Unmenge wohlgezielter Schüſſe, die das kleine Häuflein auf der Stelle niederlegten. Die Reiterpatrouille war nicht mehr. Ein Bataillon franzöſiſcher „Chaſſeurs d'Afrique", das den Rückzug ſeines Armeekorps zu decken hatte, war marſchbereit in Heudicourt geſtanden. Die Schlußpoſten der Nachhut hatten die deutſchen Reiter herankommen ſehen, hatten ſie gemeldet und das Bataillon war raſch in die ſchützenden Häuſer eingetreten, um aus dem Hinterhalt die Patrouille abzuſchießen. Es wäre nach der Überzahl der „Chaſſeurs" nicht nötig geweſen, man hätte die ſechs Mann umzingeln und ſie gefangen nehmen können. Aber man befürchtete wohl, daß ſich die Deutſchen auch vor dem großen Haufen zur Wehr ſetzen würden und man einige Opfer haben könnte. Man entſchloß ſich alſo zum Meuchelmord, für den man ja hier das Wort „Kriegsliſt" anwendet. Nun hatte das Bataillon ſeine Schuldigkeit getan, die ſechs Pferde wurden raſch eingeteilt, die Chaſſeurs rückten ſchleunigſt ab, denn man konnte nicht wiſſen, welche Truppenmacht hinter der Patrouille herkam und ob dieſe die Schießerei nicht gehört hatte und ihren Marſch nun beſchleunigte. Die ſechs Leichen ließ man, wie ſie gefallen waren, auf dem Dorfplatz in H. liegen.

Ich habe ihre Gräber auf dem Friedhof von Heudicourt geſehen, habe davor geſtanden, acht Tage, nachdem man die Gräber geſchaufelt hatte, und habe an ſechs deutſche Mütter gedacht, die zu jener Stunde noch nichts von dem Tode ihrer ſechs Söhne gewußt haben können, habe an ſechs deutſche Mädchen gedacht, die ſich zu Hauſe um ſechs Cheoaulegers bangen, denn jeder friſche deutſche Reitersmann hat eine Liebſte daheim.

Und die ſechs Mütter und die ſechs Mädchen werden ihre Reitersmänner nie wiederſehen, vielleicht nicht einmal erfahren, wo man ihnen in der fremden Erde die letzte Ruheſtätte gegraben hat.

Den „Chaſſeurs d'Afrique" hat jener „Sieg" kein Glück gebracht. Sie ſollten vier Tage ſpäter Peronne mitverteidigen und ritten geſchloſſen von der Stadt nach dem Hügel hinauf, auf dem Aizecourt-le-Haut liegt und der bisher als frei vom Feinde gemeldet war. Als ſie auf 200 Meter an das Dorf herangekommen waren und als es für ſie zu ſpät zur Umkehr war, ertönte vor ihnen das entſetzliche Geknatter deutſcher Maſchinengewehre. Eine Abteilung war da oben unbemerkt in Stellung gegangen und mähte in wenigen Minuten das Bataillon Chaſſeurs d'Afrique völlig nieder. Und als es die franzöſiſche Artillerie in den vor die Stadt ſelbſt geſchobenen Stellungen bemerkte, war es zu ſpät. Die Granaten, die abgefeuert wurden, gingen zu hoch und legten, ohne den Maſchinengewehren Schaden zu tun, das franzöſiſche Dorf Aizecourt in Trümmer. Die ſechs Cheoaulegers waren gerächt.



Feindlicher Angriff mit giftigen Gasen.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Die Gegner des Regiments „List“.

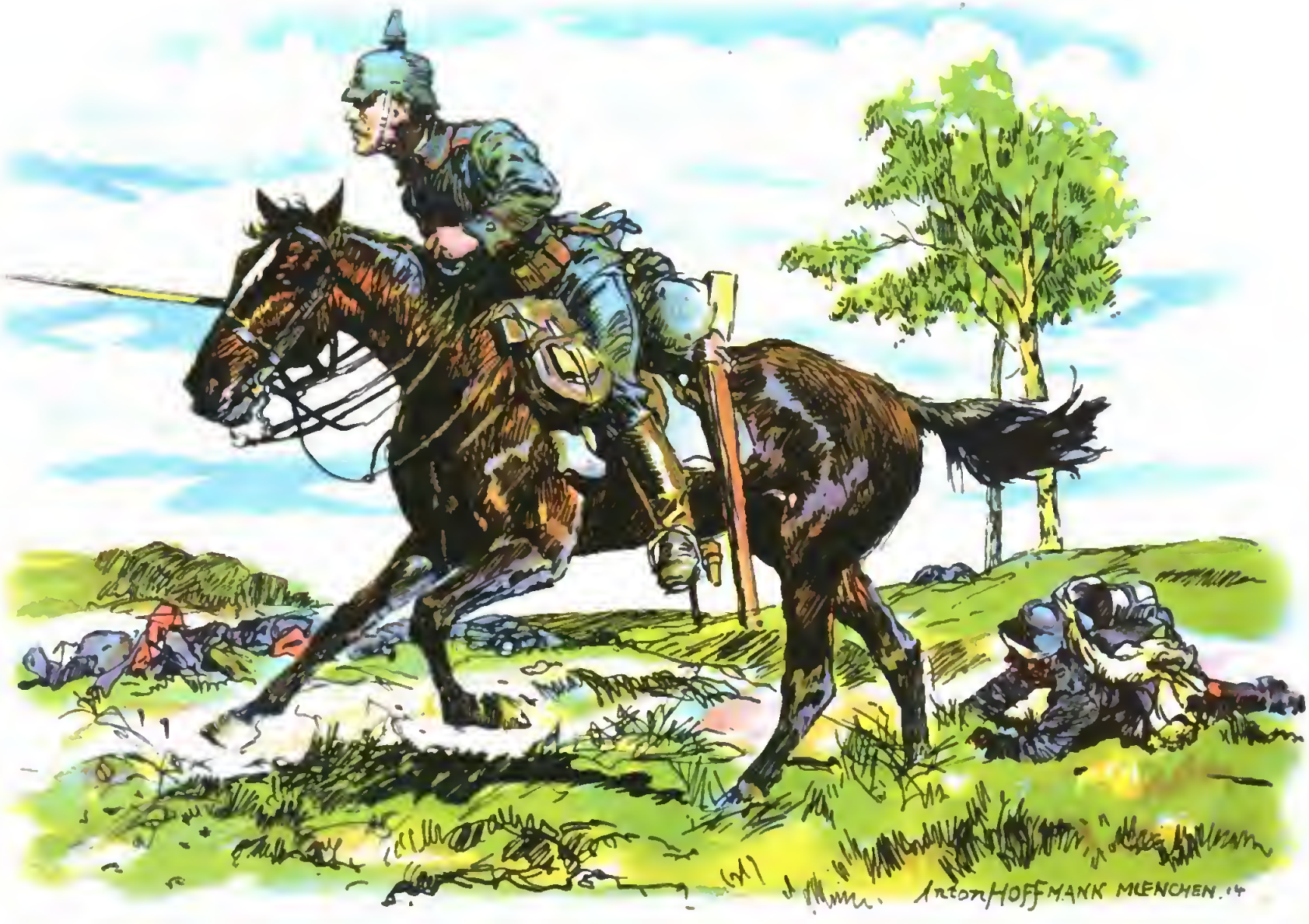
In den Kämpfen des Münchener Freiwilligen-Regiments „List“ bei Gheluvelt standen die „Lister“ einem Gegner gegenüber, der nicht so kriegserfahren und voller Tücke war wie jene Engländer, gegen welche sie später bei Wytschaete kämpften. Immerhin war aber dieser Gegner von Gheluvelt doch kriegsgeübter als das Münchener Regiment, das dort erst seine Feuertaufe erhielt.

Schon der Kommandeur dieses Korps, das aus der 7. englischen Infanteriedivision und der 6. und 7. Kavallerie-Brigade bestand, war ein einst vielgenannter Kriegsmann: Sir Rawlinson, der „Held von Ladysmith“. Dieses gemischte Korps war — und das ist damals gar nicht bekanntgeworden — als zweites englisches Hilfskorps für Antwerpen bestimmt. Aber es kam zu spät! Ein Ding, das im Krieg oft von den peinlichsten Folgen ist. Und zu spät kamen die Engländer, weil ein Gruseln sie gepackt hatte: das Gruseln vor den deutschen Unterseebooten. Die Transportflotte war fast schon an ihrem Ziel Ostende, als den Schiffen ein Unterseeboot begegnete. Vielleicht war es nur eine Mastspitze, die in der See trieb. Aber die Engländer machten Kehrt und „Volldampf voraus“ ging's wieder an die englische Küste zurück. Dort wurde ihnen die Geschichte von dem Unterseeboot ausgeredet; sie kehrten abermals um und kamen dann auch unangefochten nach Ostende und Zeebrügge.

Bei Brügge sammelte sich das Korps am 9. Oktober, es kam aber in der geplanten Richtung auf Antwerpen nicht über Brügge hinaus, denn Antwerpen war gerade im Begriff zu fallen und das erste englische Hilfskorps war bereits auf dem Wege zur Küste. Deutsche Vorhuten folgten ihnen und so wich das zweite Korps bereits bei Brügge nach Südwesten aus und erreichte am 14. Oktober die Stadt Ypern, die damals von sehr schwachen Kavalleriekräften gehalten wurde. Westlich von Ypern, auf den Kemmelbergen wurde die Vereinigung mit den von Dünkirchen her operierenden anderen englischen und französischen Kavalleriekorps hergestellt.

Nach der Herstellung der Verbindung mit dem Dünkirchener Kavalleriekorps rückte die 3. englische Kavalleriedivision wieder nach Osten und führte in Verbindung mit französischen Truppen die Verteidigung des Geländes durch, das später den Namen „Ypernbogen“ erhielt.

Am 29. Oktober, als die bayerische Reservedivision ihre Feuertaufe erhielt, stand ihr in der Gegend Gheluvelt—Benelaire die 7. englische Infanteriedivision gegenüber. Bei diesem Kampf gingen die „Lister“ außerordentlich schneidig vor. Dieses rücksichtslose Draufgängertum der Münchener hat auch die laute Bewunderung erfahrener deutscher Offiziere gefunden, die schon Monate lang im Felde standen und aus eigener Erfahrung den zähen Widerstand der Engländer kannten. „Die



Melderitt quer übers Schlachtfeld.

Engländer weichen auffällig ſchnell vor dem Ungeſtüm der 16 er", ſchreibt ein Offizier, der von Kruyſeik her den Anſturm beobachtete.

Noch größere Anerkennung fand die Schneid der „Liſter" am 31. Oktober bei dem Sturm auf Gheluvelt ſelbſt. Ein Stabsoffizier der 7. engliſchen Infanteriedivision nennt den Sturm auf Gheluvelt „höchſt entſchloſſen", ein Lob aus Feindesmund, das ſchwer wiegt und ſogar General French, der engliſche Oberkommandierende, ſagte ſpäter in einer Anſprache an die „Worceſterſhires", die ſich bei der Wiedereinnahme des Schloſſes Gheluvelt ausgezeichnet hatten: „Am 31. Oktober waren wir in einer höchſt kritiſchen Situation; wir erhielten die Meldung, daß Gheluvelt, ein ſtrategiſch äußerſt wichtiger Punkt, vom Feind genommen worden war".

Dieſe „höchſt kritiſche Situation", in welche die Engländer geraten waren, war — für ſie — nicht allein die Folge deutſcher Tapferkeit; es mußte, wie immer bei den Engländern, wenn ſie derbe Schläge bekamen, ein Spion her! Den fanden ſie denn auch in zwei Exemplaren: in einem deutſchen Offizier, der engliſch ohne jeden Akzent ſprach und in dem belgiſchen Dolmetſcher eines ſchottiſchen Regiments, das gewiſſermaßen der Prügelknabe der deutſchen Artillerie war und immer, wo es auch ſtand, urplötzlich von deutſchem Granatfeuer überfallen wurde. „Man beobachtete", ſo ſchrelbt ein Generalſtabsoffizier, „nun den belgiſchen Dolmetſcher. Um vier Uhr morgens tellte ein Sergeant mit, daß der Dolmetſcher aus einem Gehöfte den Deutſchen Lichtſignale gäbe. Als der Oberſt ihn mit einigen Leuten überraſchte, tötete er den Oberſt".

Daß die Engländer am 31. Oktober ſo ſchnell zurückgingen, ſchoben ſie der Kriegsliſt eines deutſchen Offiziers zu, der glänzend engliſch geſprochen habe. „Auf der Straße Gheluvelt—Menin", ſo erzählt der Stabsoffizier darüber, „ſah ich das ‚Yorkſhireregiment' ſich zurückziehen. Ich fragte, auf welchen Befehl ſie hörten, ‚auf den des Generals', ſagten ſie. Bald darauf gingen auch die ‚Gordons' zurück und erklärten, ſie hätten Befehl erhalten, ‚ſich während des Rückzuges möglichſt zu verteidigen'. Bis heute ſind die Gründe des Rückzuges noch nicht aufgeklärt; es wird ſich wohl um die Kriegsliſt eines feindlichen Offiziers handeln. Die Regimenter marſchierten auf der Straße Gheluvelt—Zaandvoorde unter einem förmlichen Bleihagel, ſo daß die Menſchen wie die Fliegen fielen. Die Deutſchen waren über unſeren Rückzug gut unterrichtet. Ein Gegenangriff, das verlorene Gelände wieder zu erobern, koſtete noch mehr Menſchen. Von dem ganzen ſchottiſchen Regiment blieben von 1000 Mann nur noch ein Offizier und 70 Mann übrig".

Die Verluſte der 7. engliſchen Infanteriedivision waren in dieſen Kämpfen außerordentlich hoch und als ſie aus der Linie genommen wurde, waren nach halbamtlichem Zugeſtändnis von 400 Offizieren nur noch 44 und von 12 000 Mann nur noch 2336 übrig. Herold.

Digitized by Google

Heer und Führer.

Es strömten in Zügen, in Gruppen und Reih'n,
Gewaltig in feindliche Länder hinein
Alldeutschlands gerüstete Heere;
Vieltausende schieden von Heimat und Haus;
Es rief sie der Kaiser, da zogen sie aus
Zu wahren des Vaterlands Ehre.

Wer möchte sie kennen wohl allezumal;
Wer möchte nach Herkunft und Namen und Zahl
Die Menge der Kämpfer erfassen!
Sie kamen vom Norden, vom Süden daher,
Vom Hochland, vom Flachland, vom Wald und vom Meer
In unübersehbaren Massen.

Und dennoch, — es scheidet sich deutlich und klar
In Gruppen und Glieder die riesige Schar,
Fast wie im alltäglichen Leben;
Familien von Männern, dem Lande geweiht,
Zusammengebunden durch heiligen Eid,
Den Führern wie Väter ergeben.

Soldaten und Führer im Heere, das muß
Ein Ganzes bedeuten aus ehernem Guß,
Geformt aus begeistertem Willen;
Der Führer das Haupt, seine Truppe die Hand,
So ziehen wir machtvoll durchs feindliche Land,
Die Hoffnung des Volks zu erfüllen.

Unteroff. Konrad Weberpals.

Zwischen La Bassée und Loos.

Zwischen La Bassée und Loos
Ist es just geschehen,
Daß gen hundert Bayern bloß
Tausend Briten stehen.

Zwischen La Bassée und Loos
Wiesen sie 's den Briten,
Als mit Schuß und Stich und Stoß
Treu und deutsch sie stritten.

Zwischen La Bassée und Loos
Raucht vom Blut der Boden
Und im grünen Erdenschoß
Keiner zählt die Toten.

Zwischen La Bassée und Loos
Wir ein Grabkreuz fällten,
Wo gedeckt von Laub und Moos
Schlafen deutsche Helden.

August Gräf.

Freiherr v. Hirschberg
Generalleutnant.

Ferdinand Müller
Generalleutnant.

Ritter v. Hepel
Generalleutnant.

UNIV. OF MICH.

Vor Longwy Longwy.

Wir lagen hinter den Pionieren und hielten, nichts böses ahnend, kurze Rast, als ganz plötzlich starkes Infanteriefeuer ertönte und die Kugeln nur so um uns her pfiffen. Unsere Munitionswagen wurden sofort in Sicherheit gebracht, während die Pioniere sogleich den Kampf mit der Übermacht aufnahmen. Gefreiter Burkhardt aus Nürnberg, der eben erst von einer Meldefahrt zur Abteilung zurückgekehrt war (er ist Radfahrer), legte sofort seinen Karabiner ab und nahm das Gewehr eines gefallenen Pioniers an sich, worauf er sich mit noch zweien unserer Kanoniere in vorderster Linie am Kampf gegen die drückende Übermacht beteiligte. Das Vorrücken der Franzosen war bereits zum Stillstand gebracht und es versuchten schon viele von ihnen zu graben. Da sprang plötzlich B. etwa 50 Meter vor, wütend beschossen von den Franzosen, um sich hinter eine kleine Erdwelle zu werfen, wo er gute Deckung fand. Man hätte meinen sollen, die ihm zugesandten Kugeln hätten seinen Körper in ein Sieb verwandelt, doch Gott Lob, er hatte sehr viel Glück und die Franzosen schossen furchtbar schlecht. Als er sich etwas verschnauft hatte, kroch er gewandt bis zum Rand der Hügelwelle und schoß nun, am Bauche liegend, ungeachtet der hageldicht um ihn einschlagenden Geschosse, einen Franzmann nach dem andern ab.

Doch nun hatte er wieder seine Munition verfeuert. Zuerst kroch er ein Stück zurück, während die Rothosen wieder ein rasendes Feuer auf ihn richteten. Wir glaubten ihn alle verloren, doch es war, als ob ihn eine höhere Macht schützte. Plötzlich sprang er auf und stürzte vor wie ein gereizter Löwe gegen die feindliche Linie. Mit umgedrehtem Gewehr und laut „Hurra“ rufend, langte er drüben bei den entsetzt auseinanderstiebenden Rothosen an, nach links und rechts furchtbare Kolbenhiebe austeilend. Ich werde diesen Anblick nie vergessen. Ein Korporal, der bis zum letzten Augenblick auf B. geschossen hatte, ohne ihn jedoch zu treffen, hielt es nun doch für geraten, gleich den anderen zu entfliehen, aber mit einigen Sätzen hatte ihn B. erreicht. Ein Schlag mit dem Gewehrkolben auf des Franzosen Rücken, und schon kollerte derselbe auf den Boden, worauf ihm B. auf die Brust kniete und ihm sein Gewehr entriß.

Den Burschen am Rockkragen festhaltend und hinter sich herziehend, langte er unversehrt wieder bei uns mit seinem Gefangenen, dem ersten aus diesem Gefecht, an. Der Gefangene sagte aus, daß die Stärke des Feindes ein Bataillon und zwei Reservekompagnien betrug. Da inzwischen Verstärkung durch zwei Eskadronen abgesessener Dragoner angelangt war, wurden die bereits so mürbe gemachten Franzosen nach kurzem Kampfe zum größten Teil, mitsamt ihrem Kommandeur, einem alten, weißhaarigen Major, gefangengenommen. Bericht von einem Regimentskameraden.

Ein kühner bayerischer Krieger.

Die 3. Kompagnie eines bayerischen Reserve-Infanterieregiments war in der Nacht vom 31. Oktober auf 1. November im erbitterten Häuserkampf um den Ort W. auseinandergekommen. Am Ortsrand trafen mit dem Kompagniechef nur wenige Leute ein, die sämtliche hier im Feuerkampf fielen.

Nur der Infanterist Johann Zott, dem der Torniſter von Geschossen durchlöchert war, blieb am Leben. Zott bekleidete sich mit Mantel und Mütze eines neben ihm liegenden gefallenen Engländers, lief hinter die Front der englischen Schützen und begab sich dort zu den Munitionswagen und Feldküchen. Dort blieb er mehrere Stunden, faßte mit den englischen Soldaten Kaffee und machte sich an einem Munitionswagen zu schaffen, indem er dessen Pferde fütterte. Als Zott das Herannahen der Dämmerung und damit ein Erkanntwerden befürchtete, setzte er sich auf das Sattelpferd des Wagens, brachte ihn zur englischen Schützenlinie vor und entleerte die Munition.

Zustatten kam Zott, der vorher zur See gefahren war, die Kenntnis einiger englischer Ausdrücke und Flüche. Während die englischen Schützen mit Entnahme der Patronen beschäftigt waren, saß Zott rasch auf und fuhr im Galopp über den Schützengraben in Richtung auf die deutsche Stellung davon, von Freund und Feind lebhaft beschossen. Zum Glück fand er in einer kleiner Mulde Deckung. Die englischen Bekleidungsstücke wechselte er hier wieder mit deutschen um, da verwundete und gefallene Deutsche in der Mulde lagen.

Nachdem er auf seinem Wagen einen verwundeten Offizier und drei verwundete Soldaten aufgeladen hatte, fuhr er zu den deutschen Linien weiter. Am Abend des 1. November kam er mit Wagen und drei Verwundeten — der Offizier war unterwegs gestorben — zum Generalkommando. Der Mann, ein Kriegsfreiwilliger aus Augsburg, erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Glückliche Flucht auf feindlichem Roß.

Eine böse Nacht.

Es war am 10. November abends, als es zu dämmern begann. Da bekam ich den Auftrag, eine Meldung zur Beobachtungsstelle vorzubringen, die etwa zwanzig Minuten von der Batterie entfernt mitten in einem großen Walde war. Ich machte mich auf den Weg, gab dort meine Meldung ab und wollte wieder zur Batterie zurückkehren. Aber unterdessen war die Nacht hereingebrochen und statt in südlicher Richtung weiter zu gehen, schlug ich, ohne daß ich es merkte, einen Feldweg ein, der in östlicher Richtung verlief. Da kam mir nach und nach zum Bewußtsein, daß ich mich auf einem falschen Pfade befand.

Es war stockfinstere Nacht. Der Mond hatte sich hinter tiefschwarzen Wolken verkrochen, kein Stern leuchtete mehr vom Himmel. Ich blieb einige Minuten stehen — da brach plötzlich hinter mir ein heftiges Infanteriefeuer los; gleich darauf donnerte auch die Artillerie dazwischen, sodaß die Strohhaufen auf den Feldern in hellen Flammen aufloderten. Häuser standen in Brand und der Feuerschein färbte die dunklen Wolken am Firmament blutig rot. Eine düstere Nacht.

Ich stolperte meinen Weg weiter; das Gefecht ließ allmählich nach. Die Franzosen hatten wieder einen Angriff gemacht, sie wurden aber wie gewöhnlich mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Ich war eine gute Stunde in dieser Wildnis umhergeirrt, ohne auch nur einen Menschen zu treffen, der mir den Weg gezeigt hätte. In Sümpfen und durch Bäche war ich gewatet, über Geschoßlöcher gestolpert; meine Uniform war ganz zerfetzt von den Stachelzäunen, über die ich gefallen war. In die Stiefelschäfte drang Erde und Schlamm und zwischen den Zehen quatschte das Wasser.

Da kam ich auf meiner nächtlichen Wanderung endlich an ein Bauerngehöft, das dicht vor einem Waldsaum in hellen Flammen stand. Das Haus schien erst vor kurzem in Brand geschossen worden zu sein. Hier dachte ich, halten sich sicherlich Truppen auf. Aber keine Seele war da. Es kam mir sonderbar vor, daß hier sich die Soldaten nicht am Feuer wärmten, denn es war ziemlich kalt. Ich freilich fror nicht, ich schwitzte vielmehr, so warm war mir geworden durch meine Wanderung.

Ich ging den Waldrand entlang, der durch ein Bächlein von einem Rübenacker getrennt war. An einer etwas gangbaren Stelle überschritt ich das Wasser und ich befand mich vor dem Walde, der größtenteils nur aus dichtem Gebüsch bestand.

Horch! ein Rauschen in den Zweigen. Es müssen Menschen da sein, dachte ich und rief: „Ist jemand da? Ist jemand da?“

Plötzlich alles ruhig, nichts rührte sich mehr. Jetzt gab einer rechts von mir ein Pfeifensignal, einer links von mir tat denselben Pfiff und gleich darauf riefen sie sich gegenseitig einige kurze Worte zu. Ich war starr; das muß französisch gewesen sein, ich konnte es nicht verstehen.

Digitized by Google

Ich blieb ruhig ſtehen, beſann mich einige Momente und da dachte ich ſo bei mir, vielleicht haſt du dich doch getäuſcht. Darauf rief ich noch einmal: „Iſt jemand da?“

„Qui vive“ (wer iſt da?) war die Antwort.

Jetzt wußte ich es beſtimmt: ich war bei Franzoſen. Ich machte ſchleunigſt kehrt und wollte zurück. Der Bach? Ein Sprung und ich war drüben, ich ging noch einige Schritte zurück und drückte mich in ein Geſchoßloch im Rübenacker.

Hier wollte ich abwarten, was weiter geſchehen ſollte. Es dauerte nicht lange, da kamen zwei Franzoſen aus dem Walde heraus, kerzengerade auf den Strohhaufen zu, der neben dem brennenden Gehöft ſtand, aber glücklicherweiſe vom Feuer verſchont blieb. Ein jeder nahm einen Bund Stroh und verſchwand wieder im Walde.

Nun war kein Zweifel mehr: ich war in der Linie der Franzoſen.

Ich wollte anfangs in dem Geſchoßloch liegen bleiben bis zum nächſten Morgen, um dann auszukundſchaften, wo ſich die Deutſchen befänden. Denn ich hatte ja keine Ahnung, wo ich war, ob ich mich ſchon mitten unter dem Feind befände oder ob ich erſt auf die Vorpoſten geſtoßen ſei. Aber ich hatte keine Ruhe, ich konnte nicht liegen bleiben und nachdem ich ein kurzes Gebet zum Himmel emporgeſandt hatte, ſchlich ich mich auf gut Glück wieder zurück in der Richtung, aus der ich gekommen. Und ſiehe da! Schon nach ungefähr 100 Meter ſtand ich vor einem deutſchen Infanteriſten. Er hatte mich glücklicherweiſe nicht geſehen, als ich von vorne auf ihn zukam, ſonſt hätte er ſicher auf mich geſchoſſen.

„Na, wo kommſt denn Du her?“ fragte er mich gleich. Ich konnte ihm zuerſt vor Freude gar keine Antwort geben. Ich war glücklich und zufrieden, daß ich der Gefangenſchaft entronnen war und mich wieder bei Deutſchen befand.

Der Infanteriſt führte mich ſodann zurück zum Schützengraben, der erſt, wie er mir unterwegs erzählte, vor ein paar Stunden von den Deutſchen geſtürmt worden war. An dieſem Schützengraben war ich links vorbeigekommen, unbemerkt durch die Vorpoſten hindurchgeraten und im Wald ſtieß ich auf die Franzoſen. Das brennende Gehöfte lag gerade zwiſchen uns und den Franzoſen.

Allmählich kam mir auch zum Bewußtſein, wo ich war; ich befand mich am rechten Flügel unſeres Armeekorps. Das Infanteriegefecht hatte mich verführt. Das Feuer hatte am linken Flügel ſtattgefunden und dadurch, daß ich von dieſem Feuer aus zurücklief, in der Meinung, dabei zur Artillerie zu kommen, lief ich die Gefechtslinie entlang und ſtieß an unſerem rechten Flügel auf die Franzoſen.

Die Gefechtslinie erſtreckte ſich wie ein Halbkreis, die beiden Flügel waren weiter zurück und die Mitte war ziemlich vorne. Ein Leutnant im Schützengraben, der zufällig die Stellung unſerer Artillerie wußte, zeigte mir den Weg und ſo kam ich in derſelben Nacht wieder zu meiner Batterie zurück.

Gefr. Georg Beimler.

Es dauerte nicht lange, da kamen zwei Franzosen aus dem Walde heraus.

Bei Neuve Chapelle.

rei entsetzliche Tage sind vorüber, wie ein schwerer, böser Traum liegen sie hinter uns und doch war es Wirklichkeit; es war ein Kampf, so mörderisch, so grauenhaft, wie ihn die glühendste Phantasie sich wohl kaum vorstellen kann. Doch nicht umsonst liegen so viele bleich auf dem Rasen: die Sturmwellen des Feindes sind an der felsenfesten Mauer unserer braven Kameraden zerschellt, ihr Plan, die Unseren hier über den Haufen zu rennen und durchzubrechen und sich das schöne Lille wieder zu eigen zu machen, wurde ihnen so gründlich vereitelt, daß sie sich es wohl lange überlegen werden, einen neuen Durchbruch zu wagen.

Wir wurden aus unserer seit November vor. Jrs. innegehabten Stellung abgelöst und sollten auf einige Wochen zur Ruhe nach N. kommen. Nach siebenstündigem Marsch wurde unser bereits vorbereitetes Quartier in einer großen Fabrik bezogen und jeder richtete sich so häuslich als möglich ein in dem angenehmen Bewußtsein, nun einige Zeit vor der nervenzerrütternden Schießerei sicher zu sein. Doch der Mensch denkt und — das Armee-Oberkommando lenkt. Kaum einen Tag und eine Nacht in Ruhe, wurden wir, die Armee-Reserve, gebraucht. Das Mittagessen war eben vorbei, da hieß es: „Wir haben erhöhte Marschbereitschaft“, nun wußten wir gleich, wie wir dran waren.

Unsere Sachen waren schnell gepackt und als bald darauf der Befehl kam: „Das Regiment steht um fünf Uhr zum Abmarsch bereit“, waren wir uns klar, daß wir irgendwo benötigt wurden, vom Feinde bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen. Aber wo? Das war uns noch ein Rätsel, es war ja auch im Grunde genommen gleich, an welcher Stelle Schnitter Tod wieder seine Ernte hielt.

Nach kurzem Marsch wurde in einem Dorfe Halt gemacht und Quartier bezogen. Die 3. Kompagnie kam in ein Bauernhaus. Ich hatte mir's, dank meiner elektrischen Taschenlampe, bald auf dem Getreideboden auf leeren Säcken bequem gemacht. Kaum eingenickt, ging's aber schon wieder los. Um halb vier Uhr hieß es: „Raus“ und nun wurde wieder bis halb acht Uhr marschiert. Um acht Uhr bezogen wir Quartier in J. Daß wir von der Kampfzone nicht mehr weit entfernt waren, sahen wir an den schon ziemlich von Granaten zerschossenen Häusern. Es war hauptsächlich die Kirche, welche, auf erhöhtem Ort stehend, erschreckend die Wirkung der feindlichen Geschosse zeigte.

Zudem krachte es im Gelände vor uns an allen Ecken und Enden, teils aus unseren, teils aus feindlichen Geschützen. „Das kann ja gut werden", dachte ich und wohl noch mancher von uns, „wer da wieder heil herauskommt, kann von Glück sagen". Doch mit dem Denken war's bald vorbei, denn der Magen mahnte auch an sein Recht.

Wir blieben noch den ganzen Tag dort als Reserve. Erst nachts halb ein Uhr ging unsere Infanterie in Stellung. Wir errichteten Verbandplätze, jedes Bataillon für sich, je in einer der hinter der Kampflinie gelegenen Ortschaften.

Früh vier Uhr fing die neueingetroffene Artillerie zu funken an und eröffnete den Kampf. Punkt sechs Uhr erfolgte der Angriff unserer Infanterie. Unsere Sturmkolonnen brachen aus den Gräben heraus und mit donnerndem „Hurra" ging's auf den Feind. Die verlorengegangenen Gräben und das Dorf Neuve Chapelle sollte wieder genommen werden.

In furchtbarem Handgemenge warfen die Unseren die Engländer aus den Gräben und erreichten zum Teil den Eingang des Dorfes. Doch der Feind war zu stark. Trotz des heldenhaften Draufgehens war es nicht möglich, demselben das schon vollständig zusammengeschossene Dorf wieder zu entreißen. Indes sein mit riesiger Übermacht angelegter Durchbruch war vereitelt und das war die Hauptsache.

Mit Bravour hatte die ſchwache Beſatzung der Gräben — es war ein Regiment — dem Anſturm von 16 feindlichen Regimentern ſtandgehalten. Sie hatte das verheerende Artilleriefeuer des Gegners über ſich ergehen laſſen, bis wir zur Unterſtützung eingetroffen waren. Der Gegner hatte kolloſſale Verluſte erlitten. Ungefähr 18 000 Mann mit etwa 300 Offizieren waren tot oder verwundet. Aber auch wir beklagten viele unſerer braven Kameraden, die geſtern fröhlich mit uns marſchierten und ohne Zagen in den Kampf gegangen waren.

An Arbeit fehlte es uns Sanitätern nicht. Verwundete, die aus der Gefechtslinie zurückgehen konnten, kamen zurück, ohne auf die hinterher geſandten Geſchoſſe zu achten.

Am Abend ging unſer Dienſt in der Feuerlinie an. Sämtliche Krankenträger mit den Tragen und einige Unteroffiziere als Führer gingen unter dem Schutze der Dunkelheit in die Gräben vor und holten die Schwerverwundeten. Auch ich rückte mit drei Tragen ab und dem Kampffeld entgegen. Es war ſtockdunkle Nacht, die Straße, nur ein Fahrweg, auf dem knapp zwei Wagen aneinander vorbeifahren konnten, war überfüllt mit Fahrzeugen aller Art. Hier kamen Feldküchen, dahinter die Munitionswagen, ihnen entgegen geleerte Pioniermaterial-Wagen und dazwiſchen drängten ſich Leichtverwundete, Ordonnanzen ꝛc. ꝛc. Doch mit Geduld und Vorſicht ſchiebt ſich alles ohne Unfall aneinander vorbei.

Von entgegenkommenden Verwundeten erfuhr ich, an welchen Stellen ich Schwerverwundete finden und holen konnte. Wir hatten auch bald unſere drei Tragen beladen und kehrten

zum Verbandplatz zurück. Beim zweiten Gang ging die Sache nicht so glatt. Die Engländer mußten auf die Straße und den dortigen Verkehr aufmerksam geworden sein, denn als wir, quer über die Felder kommend, uns wieder der Straße näherten, merkten wir, daß die Straße mit Schrapnells beschossen wurde. Bald sind wir mitten drin; vor uns, hinter uns, zu beiden Seiten platzten die Geschosse. Stehenbleiben hatte keinen Zweck, niederlegen ebenfalls nicht, also vorwärts mit den Verwundeten und glücklich sind wir durchgekommen. Beim dritten Gang — es mochte so gegen zwölf Uhr sein — war's schon wieder ruhiger. Nur ab und zu ließ uns ein Infanteriegeschoß, das mit dem uns wohl bekannten Ton blitzschnell an uns vorbei- oder über uns hinwegsauste, leicht zusammenzucken, aber ohne Unfall konnten wir in dieser Nacht auch den letzten erreichbaren Schwerverwundeten hereinbringen. Leider ist uns in der zweiten Nacht bei einer der Patrouillengänge einer unserer Krankenträger erschossen worden. Eine Kugel war ihm durch den Kopf gegangen und lautlos sank er neben der Trage hin. Tief erschüttert trugen ihn seine Kameraden zum Verbandplatz und am anderen Morgen deckte ein Hügel mit einem einfachen Holzkreuz seine irdischen Überreste.

Ein Haus wurde dicht neben unserem Verbandplatz getroffen und brannte bald lichterloh. Zum Glück konnten die zahlreichen Verwundeten rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden, bevor auch der Verbandplatz dem Feuer zum Opfer fiel.

Am zweiten Tag hatte ich nachmittags eine Meldung unseres Oberstabsarztes an den Regimentsstab zu überbringen. A. kannte ich nur der Karte nach, doch wurde es mir nicht schwer, da ich die Richtung wußte, mich nach dort durchzufinden. Ich nahm den Weg quer über die Felder und gelangte so auf eine Bahnstrecke, welche dahin führte. Ich ging auf derselben entlang und erreichte bald durch Hecken und Gärten das zum größten Teil in Trümmern liegende Städtchen. „Wo finde ich da jetzt den Regimentsstab?" dachte ich, denn kein Mensch war zu sehen; über Schutt und Balken steigend, kam ich an der ebenfalls vollständig demolierten Kirche vorüber und auf die Hauptstraße. Kaum war ich einige Schritte auf derselben vorwärts gegangen, als sich ein mir wohlbekanntes Geräusch in der Luft hören ließ. Sofort suchte ich Schutz hinter einem Haus und hörte auch im gleichen Moment nicht weit von mir das Krachen einer Granate. „Das wird heiter", denke ich; doch ich muß den Stab finden, also wieder raus auf die Straße. Ich hatte Glück, denn ich war noch nicht weit gegangen, als ich eine Anzahl Telephondrähte nach einem Haus und zwar in dessen Keller gehen sah. Näherkommend sehe ich ein Schild an der Haustüre: „Regimentsstab" stand darauf. „Na, die können Dir sicher sagen, wo Dein Regimentsstab ist", dachte ich und so war es auch, einige Minuten später stand ich im Keller eines noch ziemlich gut erhaltenen Hauses dem Adjutanten gegenüber. Meine Mission war erledigt.

Sanitäts-Unteroffizier Keitel.

Lautlos ſank er neben der Trage hin.

Ein Sonntagskind.

Am 23. September war das 3. Bataillon meines Regimentes in einem Dorf einquartiert. Auf einmal wurden wir von drei Seiten angegriffen; durch ſchnelles Telephonieren war bald Hilfe da und die Feinde wurden in die Flucht geſchlagen. Am anderen Morgen ſind 40 Mann um das Dorf geſtellt worden, zwei Mann an die Kirchentür, ich wurde in einem maſſiven Haus ſtationiert mit zwei Mann und die anderen zogen ab.

Um 9 Uhr früh kommt ein Radfahrer und meldet, daß die Franzoſen wieder kommen. Ich mache, da ich Führer der Fernſprechabteilung bin und den Apparat zu bedienen habe, telephoniſch Meldung, worauf die Antwort kommt: Aushalten!

Doch mittlerweile ſind die 40 Mann fort und ich bleibe mit meinen paar Mann allein im Dorfe. Obgleich bald wieder Hilfe herbeikam, war es doch nicht zu verhindern, daß das Dorf von den Franzoſen, die viele Deutſche dort vermuteten, zuſammengeſchoſſen wurde. Ich wich nicht von der Stelle, da ich es für meine Pflicht hielt, bis zum Tode auszuhalten. Da wurde auch das Haus, in dem ich mich befand, getroffen und als ich dann herausging, fiel das brennende Gebäude zuſammen. Ich poſtierte mich nun hinter der Kirche, die alsbald ebenfalls zuſammengeſchoſſen wurde, obwohl Verwundete und Gefangene dort untergebracht waren.

Am Abend ließ das Feuer nach und da kam der Adjutant, ſchaute ſich die Lage an und belobte mich. Am 4. Oktober wurde ich vor ſämtlichen Offizieren ausgezeichnet. Selbige Nacht mußte ich das Telephon noch in ein anderes Dorf legen. Da ereignete ſich einer jener wunderſamen Fälle von Kriegsglück, die der ſein ganzes Leben lang als ſchöne Erinnerung aufbewahrt, dem ſo etwas widerfährt. Wohl nur Sonntagskinder können ſich ähnlicher Erlebniſſe rühmen, wie das, was mir hier widerfahren iſt: Während einer kurzen Arbeitspauſe am Telephon gelüſtet es mich nach einigen Nüſſen, die ein in meiner Nähe ſtehender prächtiger Wallnußbaum in großer Menge trägt. Ich klettere alſo in ſeine Zweige und kaum lange ich nach der erſten Nuß, da ſchlägt juſt an der Stelle neben dem Telephon, die ich ſoeben verlaſſen habe, eine Granate ein. Wären die Nüſſe nicht ſo verlockend geweſen, dann läge ich jetzt längſt in Feindesland begraben, denn das Geſchoß hätte mich unbedingt in Stücke zerriſſen.

Unteroffizier Hans Zitzmann.

Digitized by Google

Die tapferen Kriegsfreiwilligen.

Um uns größte Dunkelheit, da auf einmal tritt der Scheinwerfer in Tätigkeit. Maßlos ist unser Erstaunen; bis am Drahtverhau waren die Rothosen. Ungefähr eine halbe Kompagnie drängte sich auf uns zu im dichten Knäuel. Fast gleichzeitig mit dem Aufleuchten des Scheinwerfers krachte eine Salve aus unseren acht Gewehren und schon wälzten sich einige der Gegner am Boden. Das Licht und das rasende Feuer beraubten die Anstürmenden ganz ihrer Fassung. Die einen versuchten ein Zurück,

Digitized by Google

andere wollten ſich hinlegen, die Mutigeren machten noch eine „ſchüchterne“ Bewegung nach vorwärts.

Eines vortrefflichen Schuſſes, der von unſerer Seite aus fiel, ſoll nicht vergeſſen werden. Ein franzöſiſcher Pionier war eben im Begriff, auf uns eine Handgranate zu werfen, als ſeine Hand eine Kugel traf und damit auch die Granate. Sie krepierte und richtete unter den Anſtürmenden eine fürchterliche Verwüſtung an.

Dieſer Angriff wurde von uns gründlich abgeſchlagen und für dieſe Nacht war Ruhe. Welche Verluſte der Feind hatte, konnten wir andern Tags ſehen. Mit 100 Mann iſt er wohl nicht überſchätzt.

Doch der Offenſivgeiſt der Franzoſen war noch nicht gebrochen. Am Morgen bei Tagesgrauen kamen ſie wieder von halblinks in Schützenlinie auf unſere Stellung angeſtürmt, doch durch ein paar Salven wurden ſie eingeſchüchtert.

Dieſer Tag — es war der 18. Dezember — wird uns unvergeßlich bleiben! Wir erhielten ein Granatfeuer, wie noch nie. Es ſchien, als hätte ſich die Hölle aufgetan. Vormittags gegen 11 Uhr ſetzte die Kanonade ein. Unſere Kompagnie hatte keine Verluſte, jedoch die fünfte um ſo mehr. Sie war im Laufgraben und gerade dieſer war unter das ſchreckliche Feuer genommen. Gegen Mittag 1 Uhr glaubten die Franzoſen, ſie hätten uns ſturmreif geſchoſſen. Aber wie haben ſie ſich getäuſcht! Als ſie auf uns zuſtürmten, brachen ſie auch ſchon in unſerem Feuer zuſammen. Bei dieſer Gelegenheit fiel auch unſer lieber Kamerad, Kriegsfreiwilliger Hans L. Er ſtarb als ein Held. Eine Rothoſe war bis auf zwei Meter durch den Drahtverhau an den Graben gekommen, er ſtürzte ſich auf ihn, um ihn niederzuſtrecken, doch das Schickſal fügte es, daß der Franzoſe ihm zuvor kam. Das feindliche Geſchoß traf den Lauf des Gewehres unſeres Kameraden und ſchlitzte ihn, prallte ab und ſchlug durch den Kopf unſeres Helden als ein Querſchläger.

Bis zu dieſem Tage hatte man von uns Freiwilligen ſoviel wie nichts gehalten. Die alte Mannſchaft war der Meinung, wir reißen aus, wenn es einmal heiß zuginge. Heute aber hatten wir ihnen gezeigt, daß wir Furcht nicht kennen und daß wir ſtandhalten, kann es kommen, wie es will.

Mit dieſen Angriffen der Franzoſen war die Weihnachtsoffenſive bei Maricourt gebrochen. Erreicht hat der Gegner nichts, nur blutige Schädel hat er ſich geholt.

Georg Meiſter.

Der Flieger.

An meinem gestrigen dienstfreien Sonntagnachmittag habe ich mit einigen Kameraden eine lohnende Partie unternommen. Wir fuhren mit der Elektrischen nach einer entfernteren Ortschaft. Kaum angekommen, hörten wir das Surren des Propellers eines Aeroplans. In schöner Gleitflugspirale fuhr das Flugzeug auf den Boden. Die beiden Fliegeroffiziere verließen ihren luftigen Sitz, entledigten sich ihres Fliegeranzuges und die anwesenden Mannschaften machten das Flugzeug sogleich wieder für den nächsten Aufstieg bereit.

Als wir nun das alles in größter Gemütsruhe betrachten, auch die anderen Flugzeuge, ertönten aus der Ferne Schüsse von Fliegerabwehrgeschützen. Sofort ordnete ein Fliegeroffizier „Maschine raus“ an und nach wenigen Minuten schießt ein Kampfflugzeug wie ein Pfeil in der Luft dem feindlichen Flieger entgegen. Es war das eben aufsteigende Flugzeug ein verhältnismäßig kleiner Doppeldecker, der aber kolossal schnell fliegt, natürlich mit Maschinengewehr.

Es dauerte nicht lange und wir waren Zeuge eines heftigen Fliegerkampfes, der, wenn auch gewiß interessant anzusehen, doch unwillkürlich ein ängstliches Gefühl dem Zuschauer verursacht. Zwischen den Fliegern explodierten fortwährend Granaten der Abwehrgeschütze. Wir hören das Maschinengewehrfeuer der hoch oben Kämpfenden, die wie ein paar kämpfende Raben umherfliegen, und plötzlich stürzt einer der Flieger ab, geht einige hundert Meter weiter unten in Gleitflug über, kehrte aber nicht mehr zum Kampfe zurück und auch der andere Flieger war plötzlich verschwunden.

Nun hieß es, der deutsche Flieger sei abgeschossen worden, was sich aber später als unrichtig herausstellte. Am Abend um halb 9 Uhr sahen wir auf einem Lastauto eine Flugmaschine zur Bahn transportieren, es war das französische Flugzeug. Dasselbe hatten zwei Engländer gesteuert, wovon einer tot und der andere verwundet war.

Heute hatten wir Gelegenheit, Gewißheit zu erhalten wegen des deutschen Flugzeuges. Wir erfuhren zu unserer Freude, daß das deutsche Kampfflugzeug unversehrt zurückkehrte, nachdem es den französischen Flieger abgeschossen hatte.

Die deutschen Flugzeuge tragen unten an den Tragflächen schwarze eiserne Kreuze; die französischen Ringe in den Landesfarben, hinten am Steuer sind ebenfalls die französischen Landesfarben angebracht.

Kappeler, freiw. Krankenträger.

Der Sieger.

Digitized by Google

Von der französischen Offensive.

In letzter Zeit ging es bei uns sehr lebhaft zu. Die große Offensive im Westen haben wir glücklich zum Stehen gebracht. Der Gegner bereitete seinen Angriff mit drei Tagen und Nächten andauerndem Artilleriefeuer vor, wobei unser erster Graben fast vollständig daraufging, so daß wir denselben räumen mußten. Erst am dritten Morgen ging der Gegner zum Sturm vor. Dabei hatte er wieder die Feigheit, ausschließlich Indier für den ersten Sturm zu verwenden. Als die Hauptarbeit geschehen war, kamen erst die Engländer. Die Schwarzen hatten fast sämtlich schon ihr Leben lassen müssen.

Die Engländer durchbrachen unsere erste Linie und drängten uns bis zur zweiten Stellung zurück. Ich war in diesen Tagen auf Beobachtung, welche sehr stark bedroht war. Wir wären genötigt gewesen, uns gefangennehmen zu lassen, wenn wir uns nicht so glänzend verteidigt hätten. Meine Aufgabe war, die telephonische Verbindung mit der Infanteriebeobachtung und der Batterie aufrechtzuerhalten. Ich hatte dabei sehr viel zu patrouillieren, da die Leitung ständig abgeschossen wurde. Dabei war ich unter Feuer gelegen, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Als ich die Leitung zum Schützengraben abging, geriet ich in das Handgemenge der Infanterie. Die feindliche Infanterie wollte unsere Leute zurückdrängen. Es glückte mir, mich in einem zerschossenen Hofe zu decken und meinen Apparat aufzubauen. Unbemerkt, dank dem Tosen des Artillerie- und Infanteriefeuers und der Handgranaten, konnte ich mitten unter Engländern meiner Batterie die neuen Stellungen des Gegners mitteilen.

Bald aber waren die Engländer hinausgeworfen durch unsere Artillerie und die Handgranaten. Ich atmete wieder erleichtert auf, als zuerst die englische und dann unsere eigene Infanterie an mir vorüberzog und freute mich, daß ich meine Pflicht voll erfüllen konnte. Ich gelangte wieder glücklich in der Batterie an, wo mich unser Hauptmann empfing. Er hat mich für die Tat zum „Eisernen Kreuz“ vorgeschlagen.

Ich mußte mich längere Zeit legen, da meine Nerven von dem schrecklichen Getöse der einschlagenden Granaten und dem Bewußtsein, jeden Augenblick getroffen zu werden, sehr angestrengt waren. Das furchtbare Artilleriefeuer dauerte noch bis heute an. Wir erwarten den Gegner wieder. Es wird ihm aber nie gelingen, bei Soldaten mit solchem Mut und solcher Aufopferung, wie wir Deutsche, unsere Stellung zu durchbrechen.

Hans Jansen.

Digitized by Google

Mirza.

Täglich heulend und halbverhungert hatten wir einmal in einem zerſchoſſenen Dorfe bei Ypern einen gewöhnlichen, kurzhaarigen Wolfſpitz aufgefunden, der dieſen ſchönen Namen führte, und mitleidig warfen wir ihm einige Brocken zu. Die geflüchteten Einwohner mochten ihn wohl als hinderlich oder überflüſſig in den Ruinen zurückgelaſſen haben. Der Hund erwies ſich für unſere Güte dankbar. Wo wir ſtanden und gingen, haftete er ſich an unſere Ferſen und war weder mit Freundlichkeit noch mit Drohungen zu bewegen, uns zu verlaſſen. Er folgte der Kompagnie überall hin. Dies rührte auch ſchließlich unſern Oberleutnant, der uns geſtattete, den Hund zu behalten. Darüber waren alle froh. So blieb denn der Hund, dem wir den Namen Mirza gegeben hatten, bei der Kompagnie.

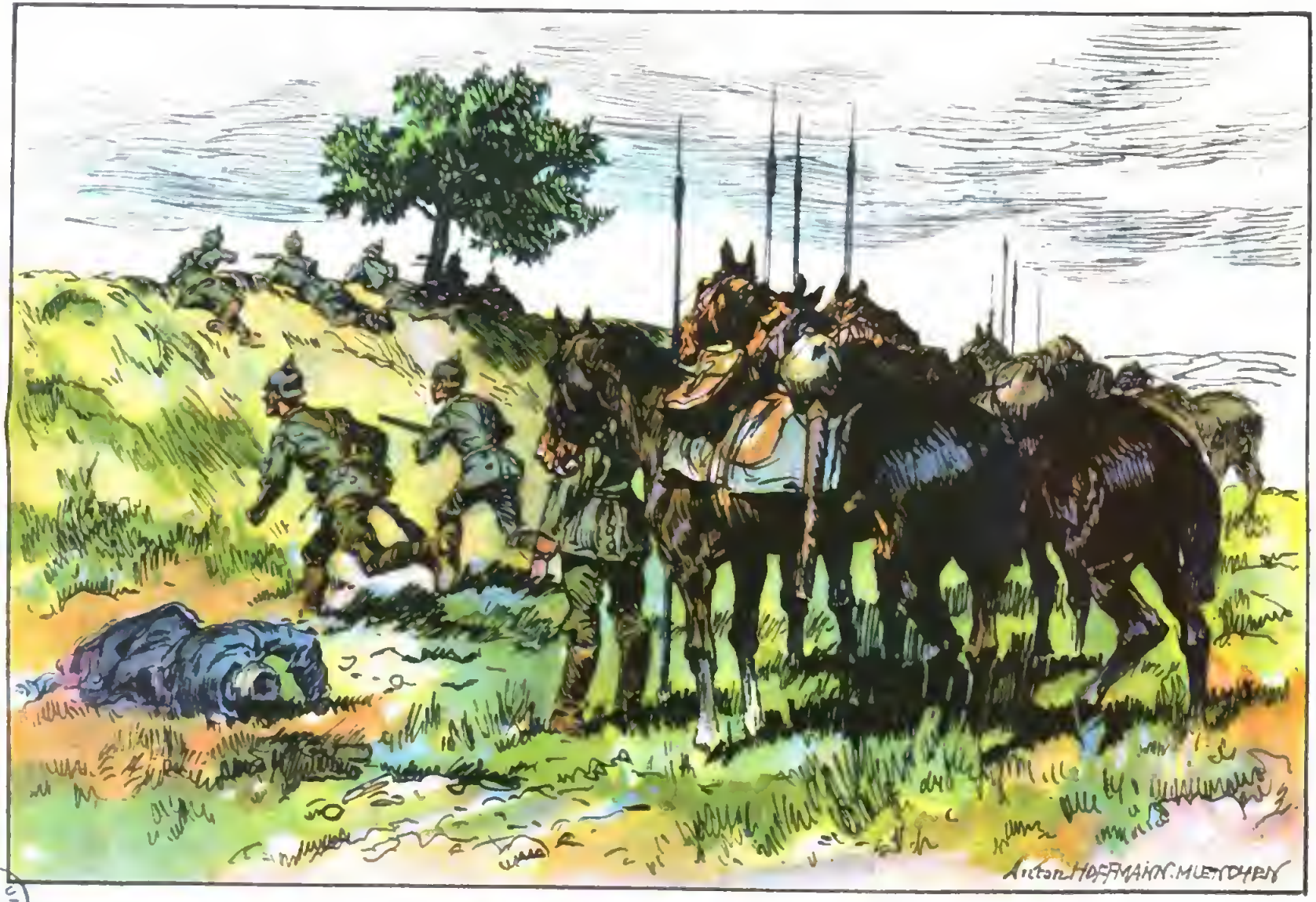
Mein Freund, der Gefreite Hachinger, nahm Mirza, den Kompagniehund, in ſeine perſönliche liebevolle Obhut und Pflege. Er brachte dem gelehrigen, klugen Tier ſogar einige Kunſtſtücke bei. Dafür bekam auch Mirza oft von den guten Liebesgaben, die Mutter ſchickte, ſeinen Teil ab. Hingegen ſtanden wir in Anbetracht der für ihn geſpendeten Leckerbiſſen in ſeiner beſonderen Gunſt. Wie närriſch umſprang und umheulte uns der Hund.

Armer Mirza! Deine Knochen bleichen nun ſchon längſt auf Flanderns blutgetränkter Gotteserde, doch lebenslang werde ich des Ereigniſſes gedenken, da du uns durch deine Treue das Leben retteteſt. Anſonſt läge wahrſcheinlich auch ich und mancher draußen in einem vergeſſenen Grab irgendwo in Flandern.

Wir hatten einige Tage in Ruhe im Quartier gelegen. In einer hellen ſternfunkelnden Sommernacht löſten wir dann das zweite Bataillon unſeres Regiments in der Stellung ab und bezogen die Schützengräben.

Vor dem Grabenabſchnitt, den unſere Kompagnie beſetzt hielt, lag in ungefähr fünfzig Meter Entfernung gegen den Feind zu eine Sappe, die von uns nachts jeweils mit einigen Mann bewacht wurde und hauptſächlich als Horchpoſten diente.

Heute war nun die Reihe der Sappenbeſatzung an mir, dem Gefreiten Hachinger und noch drei Mann. Bei Einbruch der Dunkelheit nahmen wir unſere Gewehre, verſorgten uns mit etlichen Handgranaten und ſchlichen uns durch den ſchmalen Verbindungsgraben zur Sappe vor. Dabei mußten wir auch unter dem ſtarken Drahtverhau hindurchkriechen, das unſerer Stellung in ungefähr zehn bis zwanzig Meter vorgelagert war. Die Sappe lag noch gut dreißig Meter weiter draußen.



Abgesessene schwere Reiter im Feuergefecht.

Auf Händen und Füßen kriechend erreichten wir die Sappe, einen mit Sandsäcken und Stahlschießscharten ausgebauten Sprengtrichter, der von einer Minensprengung herrührte. Wir nahmen lautlos und schweigend unsere Posten ein und lugten dann scharf nach allen Seiten nach dem Feinde aus. Mirza, den wir mitgenommen hatten, kauerte sich neben dem Gefreiten auf den Boden.

Da gerade Neumond war, so war die Nacht ziemlich dunkel, nur von dem spärlichen Licht der Sterne erhellt. Der Gegner, dessen Stellung mehr als vierhundert Meter weg lag, verhielt sich nicht sonderlich lebhaft. Wir hatten glücklicherweise eine ruhige Stellung. Aber nichtsdestoweniger waren wir scharf auf unserem Posten und gaben fein acht. Man konnte ja nicht wissen, ob es dem Feind nicht doch einmal einfiele, gegen uns etwas zu unternehmen.

Langsam flossen die Stunden dahin. Manchmal patschte drüben bei den Tommies ein Schuß durch die stille Nacht und eine Kugel pfiff weit über unsere Köpfe hin. Wir standen und wachten, dachten auch manchmal der Heimat, ans liebe ferne Bayernland.

Von unserem Graben her tönte, kaum hörbar, leiser Gesang. Schlicht und einfach:

So lang der alte Peter,
Der Petersturm noch steht.

Da fing ich zu sinnen an. Von dem und von dem. Meine Gedanken waren heimgeeilt. Zum „liab'n Münchner Stadtl". Ob's wohl jetzt auf dem Marienplatz recht lebhaft zuging, ob mein alter Spezl, der Moosberger Christian aus Obermenzing, wohl eben sein täglich Quantum von vier Maß im Hofbräutrinkstübel bezwang? dachte an viel Liebes und Schönes. Der drüben im Graben sang sein „Gsangl" zu Ende.

Mitten im Sinnieren merkte ich, daß mich etwas am Stiefel zerrte. Es war Mirza. Stumm lehnte er sich an meinem Bein hoch und sah mich mit seinen großen Treuaugen an. Ich glaubte, er wolle ein wenig liebkost sein und strich ihm das rauhe Fell. „Ruhig Mirza, ruhig", flüsterte ich ihm zu, mich zu ihm niederbeugend.

Einige Augenblicke war der Hund still. Dann fing er von neuem an, mich mit seinen Pfoten zu patschen. Unruhig hob er den Kopf und schnüffelte. Dann fing er wieder an, mich zu umdrängen und zu patschen.

Ich wurde aufmerksam. Das Betragen des Hundes kam mir sonderbar vor. Leise sprach ich den Gefreiten und die andern an. Sollte der Hund Feinde in der Nähe wittern? Unmöglich war's nicht. Vielleicht eine Schleichpatrouille der Engländer. Argwöhnisch beobachteten wir das Gelände. Wir konnten nichts Verdächtiges sehen, noch hören. Stille ringsum.

Der Hund wurde immer unruhiger. Da raunte Hachinger dem Tier zu: „Los, Mirza, los." Der Hund verstand und mit einem Satz war er aus der Sappe. Gespannt horchten wir nun in die Nacht hinaus. Es blieb still. Nach wie vor war weder etwas zu sehen noch zu hören.

„Wer weiß, was das tolle Viech hat", murmelte der Gefreite, „der hat vielleicht eine Ratte oder ein Karnickel gewittert. Das wird des Rätsels Lösung sein". Sprach's und wollte sich gerade von mir wenden, als seitwärts von uns ein heiseres Geheul durch die Nacht gellte. Schüsse fielen.

Wir standen lauschend, den Finger am Abzug des Gewehres. Kein Zweifel, Mirza war einem oder mehreren Feinden auf der Spur!

Wir hatten aber kaum den Gedanken erfaßt, da sahen wir vor uns, schon in nächster Nähe, ganze Reihen von Bajonetten schimmern. Überall tauchten Feinde aus dem Felde auf. Rufe erklangen. Hüben und drüben gingen Leuchtkugeln hoch. Ein Scheinwerfer spielt durch die Finsternis. Schon krachte von unserer Seite die erste Salve.

Wir fünf Mann in der vorgeschobenen Sappe wußten, wie wir daran waren. Das war ein feindlicher Angriff! Die Engländer waren wohl der Meinung gewesen, uns überrumpeln zu können. Dank Mirzas scharfem Sinn waren die Feinde aber rechtzeitig entdeckt worden.

Wir säumten nicht lange. In der Sappe konnten wir nicht bleiben. Also zurück in den Graben! Ohne Deckung zu nehmen sprangen wir zurück. Kugeln schwirrten uns um die Ohren. Wir gelangten alle fünf heil in den Graben.

Die Unseren pfefferten wacker mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer und mit Handgranaten in die herankommenden feindlichen Massen. Unsere Artillerie gab Sperrfeuer auf die feindliche Stellung ab. Nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde war der Überrumpelungsversuch der Engländer kläglich zusammengebrochen.

Hachinger war nach dem abgeschlagenen Angriff der erste, der an Mirza dachte. Wir hatten alle den Hund im Gewoge des Kampfes und in der Aufregung vergessen. Alles Pfeifen und Rufen war vergeblich. Der Hund kam nicht. Es war nun gewiß, daß die Feinde ihn niedergeknallt hatten. Er lag wohl draußen unter den toten und verwundeten Engländern!

Um so größer war begreiflicherweise unsere Überraschung und unsere Freude, als gegen Morgengrauen plötzlich ein dunkler Körper über die Brustwehr des Schützengrabens kam. Wir kannten Mirza.

Alles drängte sich um das treue Tier. Wir sahen gleich, daß ihm etwas zugestoßen war. Er konnte nur mühsam vorwärts kriechen. Sein Fell war blutig und zerzaust. Wie wir ihn untersuchten, gewahrten wir eine Schußwunde durch den Rücken. Dem Tier war nimmer zu helfen. Seine Treue hatte uns in der Sappe und wohl noch vielen andern das Leben gerettet und ihm die Todeswunde gebracht. Ohne des Hundes Wachsamkeit wäre vielleicht dem Gegner der Überfall gelungen und wir lägen jetzt tot und steif draußen. Drum sei dir, brave Mirza, mein und meiner Kameraden Dank für immer!

August Gräf.

Dezember-Offensive.

Geschildert nach unmittelbar darauf gemachten Aufzeichnungen.

Die 5. Kompagnie war zur Unterstützung herangezogen und lag in den Waldunterständen. In Stellung war das zweite und ein Teil des dritten Bataillons. Unauslöschlich haben sich die schrecklichen Begebenheiten an diesen Tagen in mein Gedächtnis eingegraben.

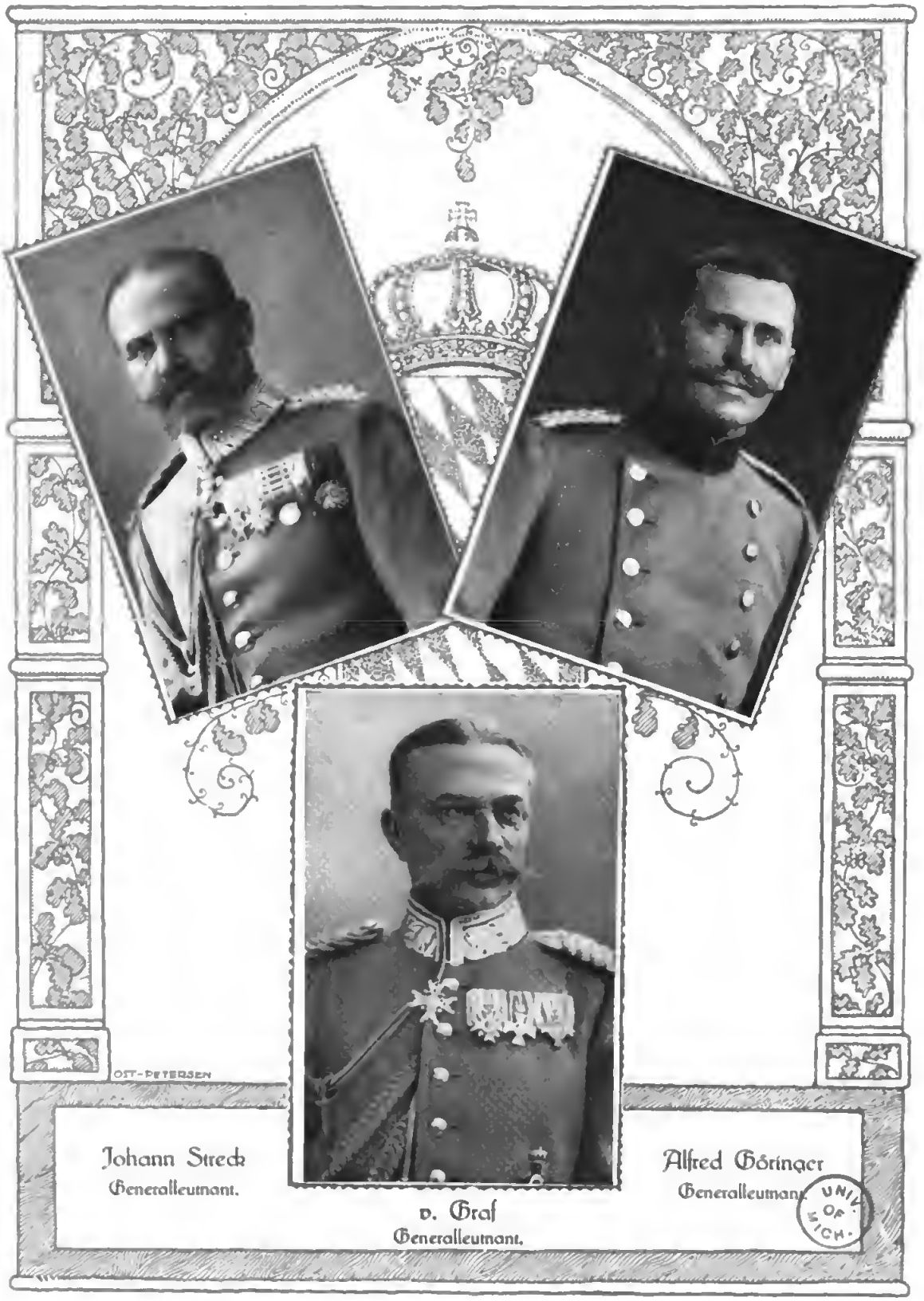
Es war am frühen Morgen, etwa um 7 Uhr, als wir eben damit beschäftigt waren, einen steckengebliebenen Leiterwagen über einen freien Hügel an unsere Unterstände zum Pionierdepot heranzuziehen. Sternenklar war die Nacht. Plötzlich ertönte silberrein das französische Sturmsignal, welchem unmittelbar ein Hurra folgte. Schon krachen hinter uns (dort standen zuerst die Feldküchen) die Granaten, krepierten heulend Schrapnells. Der Feind vermutete die Unterstützung in diesem kleinen Tal. Wir flohen in unsere Unterstände; umgeschnallt, Gewehr in die Hand und dahin ging's, hinauf durch den Wald. Da schrie eine Stimme: „Der Feind ist links durchgekommen!" Wir schwärmten nach links aufwärts. Bäume splitterten, Zweige prasselten, es war ein Höllenspektakel. Mit aufgepflanztem Bajonett

langten wir oben, am Eingang des Laufgrabens an, den wir sofort nach links und rechts flankierten. Hierher unterhielt der Feind ein intensives Schrapnellfeuer und hier erlitten wir die ersten Verluste. Auch aus dem Laufgraben kamen schon Verwundete, blutüberströmt, stöhnend. Wir drangen in den Laufgraben. Jetzt erst erfuhren wir Tatsachen.

Nachdem es einem Teil der Franzmänner nachts gelungen war, unbemerkt an der schwächsten Stelle unseres Schützengrabens durchzukommen (etwa ein Bataillon stark), drangen am Morgen zwei weitere Bataillone nach. Das erfolgte Sturmsignal gab der am nächsten liegenden 6. Kompagnie Veranlassung, alles zu alarmieren. Ein Maschinengewehr machte kehrt und feuerte auf die in unserem Rücken erscheinenden durchgekommenen Feinde. Diese gerieten in ihr eigenes Artilleriefeuer und wurden auch durch unser Infanteriefeuer dezimiert. Den Rest — etwa 300 Mann — nahm unsere vorbrechende Waldkompagnie gefangen. 50 Mann fingen wir im Graben. An diesem Tage waren unsere Verluste gering. Die Feinde brachen bei Tag zwar mit großer Bravour etliche Male aus dem Wäldchen hervor, aber diese Angriffe wurden durch unser wohlgezieltes Schützenfeuer im Keime erstickt.

Während der Nacht herrschte verhältnismäßig Ruhe. Aber am nächsten Tage setzte gegen 9 Uhr morgens ein Artilleriefeuer von unerhörter Heftigkeit auf unsere Schützengräben ein. Ich dachte, jetzt wollen sie den Graben zusammenschießen. Ganze Gruppen wurden durch Granatvolltreffer außer Gefecht gesetzt. Wir lagen am Boden des Grabens, eng an die Lehmmauer hingepreßt. Unterstände krachten zusammen und allmählich war der Graben entvölkert worden. Da und dort gähnten leere Unterstände. Nur noch einige Gruppen hielten den Laufgraben besetzt.

Nachmittags suchten zwei Kameraden und ich einen unversehrten Unterstand auf. Ich weiß es nicht mehr, wie viele Granaten vor, neben und hinter uns krepierten. Aber das hörten wir, wie zwei Blindgänger durch einen Erdaufwurf auf unser Dach fuhren. Meine Nerven waren zum Bersten gespannt. Die Kameraden beteten. Stoßweise. Infolge eines Doppelvolltreffers wurden sechs Mann der Gruppe neben mir außer Gefecht gesetzt. Ich hörte während einer Stunde gar nichts mehr. Da schwieg das Artilleriefeuer; es kam ein schwacher Infanterieangriff, welchen wir leicht abwiesen. Grauenvoll sah unser Graben aus. Stellenweise war er unpassierbar geworden. Wir waren sehr erschöpft. Seit zwei Tagen schliefen wir keine Minute und hatten nur etwas Brot genossen. Jedoch waren wir nicht so müde geworden, daß wir nicht den letzten Angriff noch abgewiesen hätten. Meine Stimmung wechselte beständig. Als die Nacht hereingebrochen war und wir weiter nach rechts eingeschoben worden waren, hatte ich, obwohl wir diese Stellung schon zweimal innegehabt hatten, alle Orientierung verloren. Auch mein sonstiges Erinnerungsvermögen war bedeutend herabgemindert. Fortwährend hatte ich die vage Vorstellung, als ob sich hinter unserem Graben



OST-PETERSEN

Johann Streck
Generalleutnant.

Alfred Göringer
Generalleutnant.

v. Graf
Generalleutnant.

UNIV. OF MICH.

ein kaltes, mächtiges Gebirge auftürme. Wir waren ständig gefechtsbereit. Abwechslungsweise durfte ein Mann der Gruppe eine Stunde schlafen.

Während des Artilleriefeuers wurden wir ständig von französischen Fliegern beobachtet. Sie kreisten in beträchtlicher Höhe über uns und kehrten immer wieder zurück, um zu sehen, ob wir denn noch nicht erledigt wären. Wir beschossen sie erfolglos. Unsere Kompagnie hatte die meisten Verluste: 57 Mann, darunter vierzehn Tote. Noch bei der nachts erfolgenden Ablösung durch ein Ersatz-Regiment traten wir auf zwei noch im Graben liegende Tote.

Julius Ortel.

Bei Ypern.

Nun will die Sonne niedergehen
Nach einem Tag von Schweiß und Blut
Und was an Kampf und Krieg geschehen
Nimmt mild die Nacht in ihre Hut.

Fern wirbelt irr im Wiesenplane
Durch reifes Korn und roten Mohn
Die Trommel. Mit zerfetzter Fahne
Sammelt am Weg das Bataillon.

Sie tragen all' im Blick das Grausen,
Die sich noch finden, stumm und still,
So mancher liegt wohl blutig draußen,
Wo er in blüh'nder Heide fiel.

Bald wallen Nacht und Nebel nieder,
Die müden Kämpfer zieh'n zur Ruh',
Mit Sehnsuchtsweh singt seine Lieder
Ein Pirol der Heimat zu.

Ein letzter Sonnenstrahl noch blendet —
Mir ist, als ob ich sterben muß,
Als ob im Abendleuchten sendet
Das Leben mir den letzten Gruß ...

August Gräf.

Auf dem Wege zum Verbandplatz.

Bei Azereilles kam es zur Schlacht. Ich war in der vordersten Linie. Einer der Ersten, die verwundet wurden, war ein Vizefeldwebel; er erhielt einen Schuß durch den Oberschenkel. Weit und breit war kein Sanitäter zu sehen. Ich mußte bei dem Verwundeten bleiben, um ihn zu verbinden.

Unterdessen ging unsere Schützenlinie unaufhaltsam vorwärts. Nun schossen die Franzosen auf die nachfolgenden Unterstützungen. Da sie aber die Entfernung zu kurz nahmen, trafen sie die Verwundeten, die sich bald mitten im Granatfeuer befanden. Die feindlichen Geschosse rissen Löcher in den Boden, daß man darin 20 bis 45 Mann begraben konnte.

Ein Granatsplitter streifte mich am Genick, sprang über den Feldwebel weg und traf einen Mann, der neben dem letzteren lag in den Kopf. Der Ärmste war sofort tot. Wir fühlten uns nicht mehr sicher, zudem auch vom Kirchturm eines Dorfes das Gelände, in dem wir lagen, von einem Maschinengewehr bestrichen wurde. Es hagelte um uns von Geschossen.

Da der Feldwebel nicht kriechen konnte, entſchloſſen wir uns zu gehen, um das Schlachtfeld zu verlaſſen. Es war mittlerweile halb ſechs Uhr abends geworden. Immer dichter fielen die Geſchoſſe. Im Gras ziſchte und bewegte es ſich, als wären tauſend Eidechſen darin, die hin- und herhuſchten. Es waren meiſt Querſchläger, die bekanntlich entſetzliche Verwundungen verurſachen.

Wir nahmen nun dem toten Kameraden die Patronen ab; er war Entfernungsſchätzer und hielt noch im Tode das Fernglas feſt umklammert. Ich hing mein Gewehr um und packte den Feldwebel beim Arm. Er ſtützte ſich auf der anderen Seite auf ſeinen Säbel und ſo gingen wir langſamen Schrittes auf das nahe Gehölz zu, aus dem wir zu Beginn der Schlacht hervorgebrochen waren. Manch' bittender Blick eines Schwerverwundeten begegnete uns auf dieſem traurigen Marſche. Viele waren ſchrecklich zugerichtet; Monturſtücke ſah man zerſtreut zwiſchen Geſteinsmaſſen und Geſtrüpp und in dem Erdreich, das die Granaten metertief aufgewühlt hatten. Dazwiſchen lagen verwundete Franzoſen.

Es war glühend heiß und der Blut- und Leichengeruch war, trotzdem die Schlacht erſt begonnen, doch ſchon unangenehm bemerkbar.

Endlich, nachdem wir an vielen hundert Leichen vorübergekommen waren — achtlos, denn man wird daran gewöhnt — erreichten wir glücklich den Wald. Es war ein wahres Wunder, daß wir nicht getroffen wurden. Allein wenn es nicht ſein ſoll, trifft die Kugel nicht und wenn ſie auch haarſcharf heranpfeift. Als wir am Boden lagen, erhielt jeder ſein Teil ab, als wir dann aufrecht und langſam ſchritten, traf uns nichts. Nach zwei qualvollen Stunden kamen wir an den großen Verbandplatz — es war ein Weg, den Geſunde in einer halben Stunde zurücklegen würden.

Aus den Berichten des Infanteriſten Max Mayr, gefallen in Nordfrankreich.

Der Ruf.

Ausgebildet in wenig Wochen,
Am ſteilen Berg in die Gräben gekrochen,
Zwei Monate tüchtig Pulver gerochen!

Angriff erſehnt auf ganzer Front!
Himmel und Ruhm, — nichts, was uns beſonnt,
Nur der Mond hat herangekonnt.

Ablöſung. „Ihr ſollt im Dorfe ſchlafen,
Dürft jetzt leben als wie die Grafen!"
Zogen wir langſam zum ſtillen Hafen.

Leiſe kroch die Dämmerung, leiſe
Durch das Dörfchen. Wir ſangen zum Preiſe
Unſerer Heimat liebe Weiſe.

Horch! Alarm? — Zu Ende der Sang!
Eine Trommel lockt uns zum freien Hang:
„Freunde, der Sonnen-Untergang!"

Max Bittrich.

Die Stabsordonnanz.

Ungefähr fünf Uhr früh begann der Kampf. Ein mörderiſches Feuer wurde auf uns gerichtet. Die feindlichen Granaten und Schrapnells flogen ganz flach herein, uns erheblichen Schaden zufügend. Überall hörte man das Schreien, Klagen und Stöhnen der Verwundeten. Viele kämpften mit dem Tode. Stunden vergingen und das Gefecht ſchien immer heftiger zu werden, da wir einen mindeſtens fünffach ſtärkeren Gegner vor uns hatten.

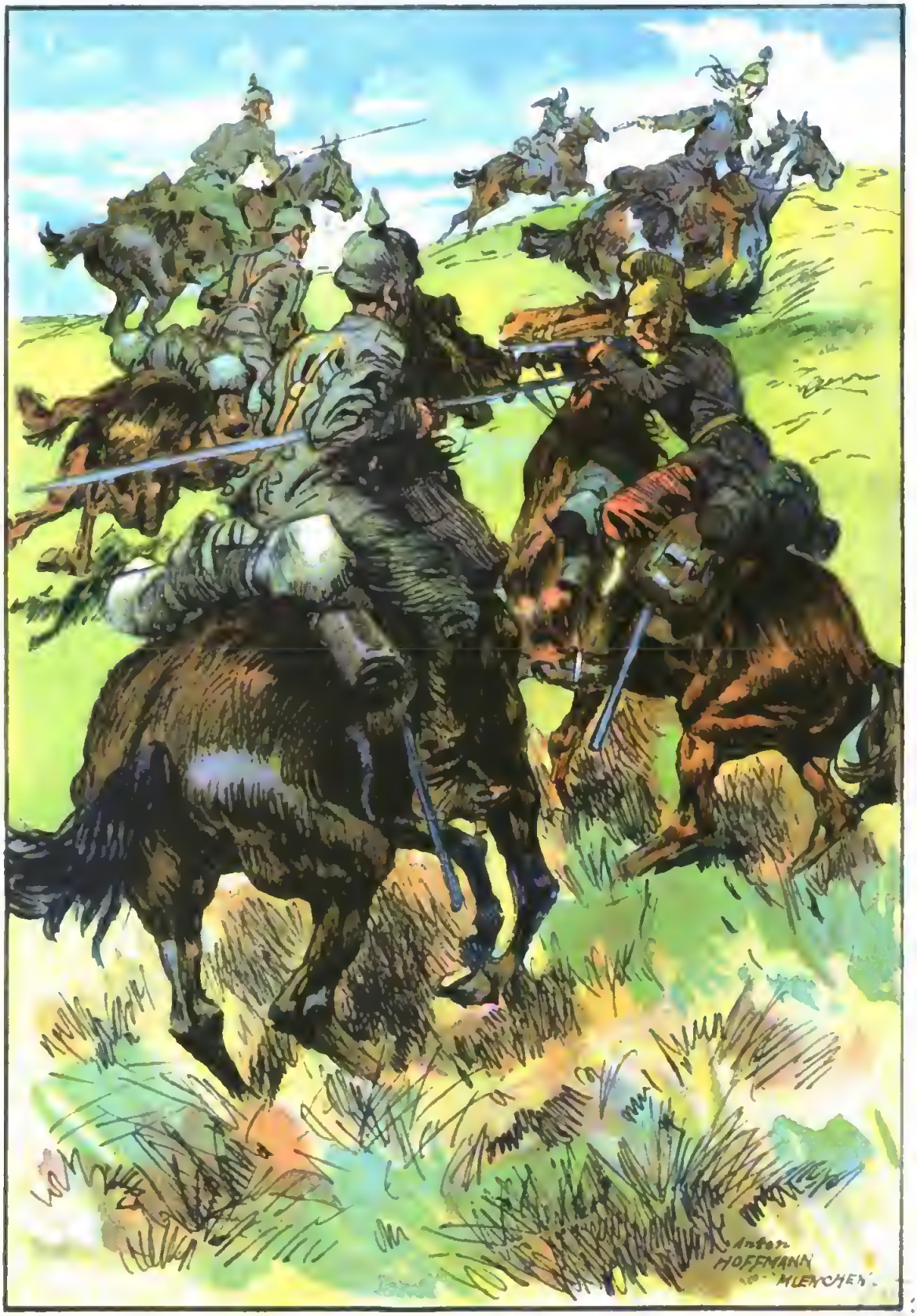
Da gab der Bataillons-Kommandeur den ſtrengen Befehl: „Es darf nicht mehr weiter vorgegangen werden, die Höhe muß unter allen Umſtänden gehalten werden; die Mannſchaft ſoll ſich eingraben“. Dieſen Befehl in erſte Linie zu bringen, wurde Infanteriſt N. der 9. Kompagnie beauftragt. Ohne zu zaudern, ſeine Pflicht zu erfüllen, ſprang N. auf, aber ſofort traf ihn die tödliche Kugel.

Nun ging an mich der Befehl über. Sprungweiſe arbeitete ich mich an die Linie vor. Glücklich kam ich durch den Kugelregen und übergab den Befehl, der ſofort aufgenommen wurde. Jedoch bemerkte ich, daß die Weitergabe nach rechts hinüber bald verſtummte. Ich kroch nun flach am Boden liegend nach rechts, öfters den Befehl wiederholend, doch kein Mann rührte ſich. Sie waren tot! nur einzelne Schüſſe hörte ich fallen. Schnell kroch ich auf die Richtung zu. Es war einer meiner Kameraden. Er war ſehr traurig, aber er tat ſeine Schuldigkeit. Ganz allein ſchoß er auf den Gegner; er ſagte mir, daß der ganze Zug aufgerieben ſei. Ich holte mir von einem toten Kameraden einen Torniſter zum Gewehr auflegen und wir ſchoſſen nun zu zweien. Zurück wollten wir nicht; wir erinnerten uns an den ſtrengen Befehl: ich ſagte entweder Leben oder Sterben.

Bald kam auch Unterſtützung vor, wenn auch zerſtreut. Ehe ſie unſere Linie erreichten, bekamen wir aber ſoviel Granatfeuer, daß es unmöglich war, vorzukommen, jeder warf ſich hin, wo er war. Da ſehr viele ſchon gefallen und die Führer mangelten, fingen manche an zu wanken. Einer rief ſogar: „alles zurück, wir können uns nicht halten“. Unterdeſſen zerriß ein Granatfetzen mein Kochgeſchirr, etliche Kugeln flogen in den Torniſter; auch bekam ich einen Streifſchuß an der rechten Ferſe, welcher durch beide Stiefel hindurch wiſchte. Kurz entſchloſſen, meines Schmerzes nicht achtend, befahl ich der Mannſchaft auszuharren. Es darf kein Mann zurück. Ich erinnerte die Kämpfer nochmals an den Befehl, den ich vom Kommandeur an die erſte Linie hatte überbringen müſſen. Ich brachte ſie auch zum Ausharren.

Als das Feuer etwas ſchwächer wurde, kroch ich ein Stück zu ihnen zurück und befahl der Mannſchaft ſich einzugraben, was natürlich jeder mit Freuden tat. Dann brach endlich die Nacht herein und der Gefechtslärm verſtummte allmählich. Bald kam der Adjutant mit dem Befehl zum Rückzug. Zum Andenken an dieſen furchtbaren Tag erhielt ich die ſilberne Verdienſtmedaille.

Unteroffizier Großmann.



Schwere Reiter verjagen eine französische Kavalleriepatrouille.

Digitized by Google

Im Hilly-Wald.

er Gegner erwidert das Feuer nur mehr schwach. Nach halb fünf Uhr trieb uns der Ruf des Führers: „Fertigmachen!“ aus unseren Höhlen heraus. Flugs das Gewehr geladen und das Bajonett aufgepflanzt; die Truppe hängt das Gewehr über und versieht sich mit Handgranaten, Drahtscheren usw. Alles ist gefaßt. Dann noch ein langer Blick empor zum Lenker der Schlachten. Nochmals heult eine Granate über uns weg. Der krachende Einschlag im drüberen Graben ist das Zeichen zum Angriff. Im Nu ist die Brustwehr überklettert, sind unsere Drahtverhaue überstiegen und ohne Hurra, still, aber mit unheimlicher Geschwindigkeit geht's hinüber, dem feindlichen Graben entgegen.

Da rattert's und knattert's auch schon herüber. Links und rechts über unsere Köpfe pfeift's und surrt's hinweg. Feindliches Infanterie- und Maschinengewehrfeuer überschüttet uns mit einem Hagel von Geschossen, doch unaufhaltsam drängt die Menschenwoge vor. Jeder ist von dem unerschütterlichen Willen „zu siegen“ beseelt.

Granatlöcher und Drahtstücke hindern das rasche Vorwärtskommen ein wenig. Vorwärts, immer vorwärts ist aber die Losung. Vor uns, ungefähr 100 Meter entfernt, ist der erste Graben schon erkennbar. Der Führer gibt das Zeichen zur Handgranatensalve. Im hohen Bogen fliegen die Eisenkugeln, Blechbüchsen und Stahlbomben hinüber. Ein fürchterliches Durcheinander. Kaum aber haben sich die mächtigen Rauchwolken verzogen, sind wir schon am ersten Graben. Doch welche Überraschung! Kein lebendes Wesen war mehr zu sehen. Das Bild grauenhafter Verwüstung hemmt für Augenblicke den Schritt. Unsere Granaten und Minen verschütteten die Gräben und Unterstände vollständig. Nur hie und da kann man zwischen den zerfetzten Tornistern, den feldblauen Mänteln und Käppis blutige Körper, nicht selten auch nur Stücke zwischen den aufgewühlten Erdmassen erkennen.

Mit Grausen wende ich mich ab. Fort, fort von dieser schrecklichen Stätte. Immer lebendiger wird das Feuer. Da stürzt ein Franzose aus dem Gebüsch, das Gesicht blutüberströmt. Händeringend ruft er: „Pardon, camarades, pardon, blessé!“ Ein Bild der Verzweiflung. Auch der zweite Graben ist erreicht. Noch blitzt es vereinzelt

aus den Blenden, die Handgranaten ſchaffen auch hier bald unheimliche Ruhe. Leiſes Stöhnen und Wimmern verrät die ſchreckliche Wirkung dieſer neuen Infanteriewaffen. Ein kleiner Teil der Beſatzung hat noch Zeit zu fliehen. Ein paar Dutzend holen wir noch aus den Unterſtänden. Sie zittern wie Eſpenlaub und flehen kläglich um ihr Leben. Zwei der unſrigen genügen, um ſie in Sicherheit zu bringen. Viele aber wußten auch zu ſterben für ihr Vaterland — „Helm ab zum Gebet“.

Planmäßig beſetzen unſere Reſerven die Stellung. Flugs ſind die Blenden weggeriſſen und in die drübere Grabenſeite eingebaut und die Bruſtwehr mit Sandſäcken und Erdreich aufgeworfen. Richtung gegen den Feind. Wir aber ſtürmen weiter. Hartnäckig verteidigen die Franzmänner den dritten Graben. Unſere gezückten Bajonette und Handgranaten tun auch hier ihre Wirkung. Bald zieht ſich die feindliche Linie fluchtartig zurück. Da — wir trauen unſeren Ohren kaum, kommt das Kommando: „Zurückziehen bis zum zweiten Graben!“ Mißmutig und ſchweren Herzens verließen wir den erkämpften Boden. Viel Arbeit wartet hier unſer. Mit Pickel und Schaufel werden die Gräben erweitert und vertieft. Sandſäcke werden herbeigeſchafft. Sie müſſen die Breſchen und Granatenlöcher wieder ausfüllen. Wichtige Befehle dringen von Mund zu Mund durch die Linie: „Anſchluß nach links!“ „Achtung, rechts eine franzöſiſche Abteilung!“ „Feuer eröffnen!“ Bald aber ſind wir in unſerer Arbeit gehemmt. Es fehlt hier vorne an Schanzzeug, an Sandſäcken; auch die Munition wird knapp, die Handgranaten ſind ſämtliche verworfen.

Ein Zettel des Zugführers will die rückwärtigen Reſerven von unſerer Notlage verſtändigen. Ich erkläre mich bereit, den Auftrag auszuführen und zugleich den Chef von der Eroberung der Gräben in Kenntnis zu ſetzen. Das Schriftſtück in der Linken, den Revolver in der Rechten — ſo geht's über den Graben fort den großen Weg zurück. Da — ein Drahthindernis bringt mich zum Fallen — ein zweites-, drittes-, viertesmal ſtolpere ich, die Drähte ſind in einem Abſtand von nur einem Meter, dichtumwunden, von Geſtrüpp verdeckt, angebracht. Nun gerate ich in das Artilleriefeuer. Von allen Seiten kommen die Granaten, metertiefe Trichter in die Erde ſchlagend, mit Tſchim-bum explodieren ſie in nächſter Nähe. Ich glaube, mein letztes Stündlein ſei gekommen. Da höre ich plötzlich aus nächſter Nähe einen fürchterlichen Krach; ein gewaltiges Etwas ſchlägt mich zu Boden; ich weiß nicht, wie lange es Nacht um mich war. Als ich mich wieder erhebe, gewahre ich zirka fünfzehn Meter rechts von mir ein Erdloch von mindeſtens drei Meter Durchmeſſer und einen Meter Tiefe. Eine krepierende Granate hat mir eine große Erdſcholle an die rechte Seite geſchleudert; wunderbarer Weiſe findet kein Sprengſtück ſeinen Weg zu mir. Meinen Zettel habe ich noch immer krampfhaft in der Hand. Unter heftigem Feuer erreiche ich ſchließlich meinen Kompagniechef.

Mein Auftrag iſt erledigt, nicht aber meine Arbeit. Mit einem großen Bündel Sandſäcke will ich meine Kameraden in der vorderſten Linie wieder aufſuchen. Wieder

Bei unſerer Schweren.

gelange ich heil dort an. Dann aber iſt es gar. Das Herz hält nicht mehr aus. Man ſchafft mich zum Verbandplatz. Was ich dort ſehe, macht mir das Blut in den Adern gerinnen. Hier liegt ein Franzoſe auf der Bahre nach Waſſer wimmernd; ein Granatſtück hat ſeine Bruſt aufgeriſſen. Dort einer der unſrigen: er preßt in ſtummem Schmerz den blutigen Waffenrock gegen den Unterleib. An jenem Baum lehnt ein junger Franzoſe; er iſt eben ohnmächtig geworden; um ſeinen oberen Schenkelſtumpf hat er ein rotes Tuch gewickelt, um das Blut zu ſtillen. Der junge Aſſiſtenzarzt kommt einige Schritte vorbei; ſein Achſelzucken verrät, daß menſchliche Kunſt hier zu ſpät kommt. Ich geſelle mich zu einer Gruppe der unſrigen; ſie ſind leicht verletzt, teilweiſe ſind ſie ſchon verbunden, ſie tragen den Arm in der Schlinge, andere haben turbanartig den Kopf verbunden. Ein Dritter hinkt ein wenig; alle aber ſind munter und tauſchen bei einer Zigarette die Erlebniſſe aus.

Ich werde gerufen und trete in den Operationsraum. Ich höre noch den ärztlichen Beſcheid, dann wird es Nacht vor meinen Augen. Draußen erſt erhole ich mich wieder von dem unſäglichen Weh und Grauſen, das ich in dieſem Raum geſehen. Mit einem Kameraden machte ich mich auf den Weg ins nah gelegene Nevier, freilich ohne Geld und Torniſter, ohne Gehäng und Patronentaſchen, ohne Gewehr und Seitengewehr. Langſam, aber ſicher iſt gegen Mittag das Ziel erreicht. Nachmittags finde ich mich mit einem Dutzend anderer Leichtverletzter bei unſerem Bataillonsarzt ein. Für die nächſten Tage werde ich für dienſtunfähig befunden. Je zweimal zwanzig Tropfen Baldrian und Ruhe ſollen mich wieder zu dem machen, der ich vor einem Monat noch geweſen! Ich aber fühle, daß ich um Jahre gealtert bin.

Noch immer höre ich von weitem die Kanonen donnern; die ganze Nacht hindurch bis jetzt. Hie und da kommt ein Leichtverletzter heraus und berichtet uns von den ſchweren Kämpfen, die unſere Truppen jetzt noch ſtündlich zu beſtehen haben. Geſtern und heute Nacht haben die Franzoſen bereits fünf Gegenangriffe unternommen, wirkſam unterſtützt durch ihre Artilleriefeuer. Und fünfmal wurden ſie unter den ſchwerſten Verluſten zurückgeſchlagen; mußten ſogar einen dritten Graben in Stich laſſen. Freilich, ſo ſagen ſie, wird auch von den unſrigen mancher nicht wieder kommen. Langſam ſchreite ich die Stufen hinauf zu unſerer Waldkapelle und gedenke im Stillen der ſtummen Helden des Ailly-Waldes.

Fr. Lehmann.

Die gerettete Munition.

Wir lagen am frühen Morgen kaum 800 Meter vor der Ortschaft Xaffévillers in einem Wald in vorderster Linie zum Angriff bereit. Der Bataillonskommandeur befahl, daß eine Patrouille in die vorliegende Ortschaft vorgehen solle, um zu erkunden, ob und eventuell wie stark dort der Gegner sei. Außer einem Unteroffizier als Führer meldeten sich vier Mann, worunter ich.

Wir ließen unser Gepäck bei der Kompagnie zurück und gingen los. Als wir aus dem Walde traten, wurden wir sofort mit Feuer von den Franzosen empfangen. Allein es gelang uns doch die Ortschaft zu erreichen. Sie war anscheinend nicht besetzt. Da wir Hunger hatten, gingen wir in ein Haus, fanden dort im Kamin Speck und im Keller Wein. Wir ließen's uns ordentlich schmecken.

Plötzlich sehen wir durchs Fenster eine französische Patrouille durch die Straße spazieren. Wir schlichen uns aus dem Haus und schossen die fünf Mann weg.

Während wir noch zusammenstanden, kam ein Meldereiter auf uns zu und teilte uns mit, daß bei der nahen Mühle ein Munitionswagen mit Munition und Gewehren zurückgeblieben sei.

Er sollte womöglich an das Infanterieregiment zurückgebracht werden, das rechts von uns stand, denn dort sei Munitionsmangel. Da wir wohl wußten, wie kostbar die Munition im Felde ist, besannen wir uns nicht einen Augenblick, den Versuch zu wagen, die Munition zu retten. Es war eine gefährliche Aufgabe; wir mußten im Straßengraben bis zur Mühle kriechen. Erst nach vieler Mühe gelang es uns, an den Wagen zu kommen. Wir zogen ihn nun auf der Straße hin, immer durch den Wagen selbst gegen den Feind gedeckt, der natürlich uns sofort mit Feuer überschüttete.

So gingen wir mit dem Wagen durch die ganze Ortschaft, bis wir auf Leute des Regiments stießen, welche die Weiterbeförderung übernahmen. Darauf ging es wieder an ein mühseliges und langes Kriechen und Schleichen zu unserer Kompagnie zurück, die immer noch im Walde war. Man atmet leichter, wenn solcher Auftrag erfüllt ist.

Joseph Schermer.

Frühling auf dem Schlachtfeld.

I.

Schnell verrinnt die Zeit! Der neunte Monat im Felde! Dazu im Wonnemonat Mai! Wir haben wunderbar herrliche Frühlingstage und alles ſteht in voller „Blütenpracht“. Die Sonne ſendet erwärmend ihre Strahlen auf uns hernieder, alles iſt in ſmaragdnes Grün gelegt, von welchem ſich grell leuchtend weiß, gelb und blaue Blumenteppiche abheben; Bäume mit weißen und roten Blüten, blühende Johannisbeerſtauden und Hollunder verbreiten ihren wohligen Duft; die Gärten beſät mit Blumen aller Art, herrliche Pfingſtroſen, dazu die zuſammengeſchoſſenen Häuſer und die Ruine des Gotteshauſes mit dem verwüſteten Friedhof; das tiefe Grün der Wieſen und Felder, und der dunkelblaue Himmel mit den einzeln dahinſchwebenden weißen Wölkchen, bieten dem maleriſchen Auge ein romantiſches Bild. Luſtig trillern die Lerchen in den Lüften, fröhlich zwitſchern die Vöglein auf den Bäumen; die Amſel ſingt ihr Morgen- und Abendlied und die Schwalben bauen emſig an ihrer neuen Wohnſtätte, als ſei es Friede.

Aber es iſt „nicht Friede“, rings um den Höhen tobt der Kampf. Schützenfeuer, Kanonendonner und krachende Minen; Gewehrkugeln pfeifen über uns hinweg. Unten in der Talmulde im Wieſengrund iſt „Friede“; doch heben ſich kleine Hügel ab vom frühlingsgrünen Raſen die Gräber der gefallenen Kameraden. Schon viele mußten ſterben, die mit uns im gleichen Schritt und Tritt fröhlich hinausgezogen ſind, geſchmückt mit Blumen, um zu kämpfen und zu ſiegen. Einen um den andern haben wir als kalte Leiche auf dem Zelttuch hinweggetragen vom Platze des Kampfgewühls.

So mancher lehnt ahnungslos an der Schulterwehr im Schützengraben, ſpricht hoffnungsvoll von der Heimat und der Wiederkehr; da ſchlägt eine Granate ein — vorbei iſt alle ſüße Hoffnung und wie es im Liede Morgenrot heißt:

Schützengraben-Ausrüſtung.

„kaum gedacht, iſt aller Hoffnung und Luſt ein End' gemacht". So kommt einer nach dem andern an die Reihe. Wenn es nicht heimtückiſche Infanteriegeſchoſſe, Granaten oder Schrapnelle ſind, ſo öffnet ſich ein ungeheurer Minentrichter und zieht Menſchenleben mit ſich hinab, wo ſie der Tod erwartet, um ſie grauſam zu erwürgen.

Manchem Kameraden drückt man weinend die Augen zu und ſchaufelt ihm das kühle Grab zur ewigen Ruh. Ein ſchlichtes weißes Kreuzlein und einen Wachholderſtrauch pflanzt man darauf.

II.

Heute iſt meine Kompagnie im Quartier, während ich fünf Viertelſtunden vom ſelben entfernt und zehn Minuten von der Gefechtslinie in einer total zuſammengeſchoſſenen Ortſchaft in einem Keller ſitze und mich dort mit fünf Mann häuslich in dieſem finſteren Gemach niedergelaſſen habe. Ich ſitze beim Kerzenlicht, um dieſen Brief ſchreiben zu können. Neben mir praſſelt das Feuer in einem alten Waſchkeſſel, der uns als Ofen dient und auch zum Kochen ſeine Verwendung findet. Die andere Mannſchaft iſt mit allerhand Häuslichkeit beſchäftigt; einer macht Holz, ein anderer holt Waſſer herbei, um Kaffee kochen zu können. So hat jeder in freien Stunden ſeine Beſchäftigung. Da alles ausgeflogen und ich allein bin, umgibt mich eine heimliche Stille in meiner Einſamkeit, nur die Mäuſe und einige Ratten ſchrecken mich manchmal auf, die ohne Scheu über das Stroh hin- und herlaufen, mit welchem wir den Kellerboden bedeckt haben. Durch das kleine Kellerfenſter dringt ein Sonnenſtrahl zu mir herunter und beleuchtet mir mein Papier, als wolle er mir behilflich ſein zum Schreiben.

Draußen iſt ein herrlicher ſchöner Frühlingstag und der Himmel zeigt ſich wieder in ſeinem lieblichen Blau, alles liegt ſchon im ſchönſten Grün und Blümlein gucken neugierig hinter den Hecken hervor und ſchütteln durch einen leichten Windhauch bewegt ihre Köpfchen, als ſtaunen ſie über all die Verwüſtungen rings umher. Hoch in den Lüften trillern die Lerchen und luſtig zwitſchern die Vöglein auf den Bäumen und letzten Überreſte von Häuſern, als wäre es immer ſchon ſo geweſen, als ſeien ſie all das Traurige ſchon gewöhnt. Nur die ehernen Stimmen der Geſchütze unterbrechen ſie in ihrer Fröhlichkeit und laſſen ihren Geſang verſtummen. Alles flüchtet vor den Ungetümen, welche die Luft durchſauſen. Nur die Sonne verbleibt auf ihrem Platze und ſendet ihre Strahlen erwärmend auf die Natur hernieder, grell beleuchtet ſie die letzten Überreſte, welche an den herrlichen Bau einer Kirche erinnern, deren Turm ein Schutthaufen. Er birgt die Glocken, deren Klang einſt weit über die Fluren hallte und jetzt für ewig zum Schweigen gebracht iſt. Traurig blicken die geknickten Grabkreuze auf die aufgewühlten Gräber und die letzten Reſte des ehemaligen Gotteshauſes. Aus den Trümmern ragt noch die Hand einer Heiligenſtatue und zeigt himmelwärts, als wollte ſie Gott um Hilfe anrufen und das Strafgericht fordern für all das Unrecht, der Gottloſigkeit und des Frevels, der an der heiligen Stätte verübt wurde.

Unteroff. Neumayer

Digitized by Google

Friedhof im Kampfgebiet.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Aufklärungs-Patrouille.

Wir waren der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zugeteilt. Da der Gegner anscheinend mit einem einmaligen Vorgehen nicht niederzukämpfen war, erhielten wir Befehl, Schützengräben auszuwerfen, um uns so einigermaßen vor Verlusten zu schützen. Außerdem mußten Patrouillen zu unserer Sicherung und zur Aufklärung der feindlichen Stellung ausgeschickt werden. Auch ich meldete mich als Aufklär-Patrouille. Es war nachts zwei Uhr und es hatte den ganzen Abend geregnet; um fünf Uhr morgens sollte ich wieder zurück sein. Um mir nun das Heranschleichen an die feindliche Stellung zu erleichtern, legte ich meine sämtlichen Ledersachen ab, steckte mir einige Patronen in die Rocktasche und nahm das Gewehr in die Hand.

Vor unserem Schützengraben lag ein großes Rübenfeld, über das ich mich langsam vorarbeitete, durch sogenanntes „Ruppen". Es ist das ein Schieben, indem man auf Fußspitzen und Ellbogen sich stützend, tempomäßig auf dem Bauche liegend mit eingezogenem Kopfe, das Gewehr schräg quer in der linken Hand, sich kriechend vorwärts bewegt. Noch immer regnete es und besonders das Rascheln der großen Rübenblätter störte mich nicht wenig. Nach etwa 400 Metern gelangte ich an einen dicht mit Brennesseln bewachsenen Graben. In einer weiteren Entfernung von 200 Metern standen mehrere Häuser, die vermutlich vom Feinde besetzt waren. Am Rande des Brennesselgrabens stand eine große Weide; auf diese kletterte ich, um eventuell von da aus meine Beobachtungen zu machen. Kaum war ich oben, als ich aus der Richtung der Häuser ein Hämmern und Spatengeklirr hörte. Also sie machten sich ebenfalls Schützengräben. Nun kletterte ich wieder von meinem Beobachtungsstand herab und weiter vorging's; trotzdem ich nichts sehen konnte vom Feinde, hatte ich jedoch die volle Überzeugung, daß ich schon recht nahe an ihn herangekommen sein mußte. Auf einmal sah ich dann auch kurz vor mir etwas liegen. Ich überlegte einen Augenblick, ob ich noch weiter vorgehen dürfe, da es möglicherweise eine feindliche Patrouille sein konnte, die mich vielleicht schon gesehen haben mochte. Totenstill blieb ich zunächst liegen und beobachtete, schußfertig natürlich, das Verhalten meines Gegenübers. Da sich aber nichts rührte, entschloß ich mich doch, noch weitervorzukriechen. Bald sah ich dann, daß es ein toter Engländer war.

30 bis 40 Meter vor mir lagen die Häuser. Ein weiteres Vorgehen war nicht mehr nötig, da ich von hier aus bereits sah, wie die Engländer vor mir Schützengräben auswarfen und eine lange Hecke mit Stacheldraht durchzogen. Ich blieb liegen und horchte etwa eine Weile ihren Hantierungen zusehend, nach ihnen hin, sie bemerkten mich in ihrem Eifer jedoch nicht.

Digitized by Google

Meine Aufgabe war damit eigentlich erledigt und deshalb kroch ich wie ein Krebs, rückwärts bis zu dem Brenneſſelgraben zurück. Dort wurde ich von rechts plötzlich beſchoſſen. Es mußte mit einer Leuchtpiſtole geſchehen ſein. Nachdem der Schein verloſchen war, ſprang ich auf, rannte, was ich konnte über das Rübenfeld in unſeren Schützengraben zurück und erſtattete meinem Kompagnieführer über meine Erlebniſſe und Beobachtungen genaue Meldung. Infolgedeſſen nahmen wir bald darauf im Sturm das Dorf den Engländern wieder ab und hatten für die nächſte Nacht gute Quartiere — hochwillkommen, da wir bereits eine Woche lang im Freien hatten nächtigen müſſen. Einige Tage ſpäter wurde ich mit dem „Eiſernen Kreuz II. Klaſſe“ dekoriert und war natürlich über dieſe Ehrung hoch erfreut.

Kriegsfreiwilliger Hermann Ringsdorff, Erlangen.

Der Tambour des Regiments.

Nun haben den Tambour zu Grab ſie geführt
Der oft im Sturm hat die Trommel gerührt;
Der Treue! Stets iſt er dem Haufen
Mit ſeiner Trommel vorangelaufen,
Im Schlachtengebrüll und in Sterbegeſtöhn
Schrie gell ſeiner Trommel helles Gedröhn
Und mochten die Kugeln wie Hagel fliegen,
Sie konnten den Helden zu Boden nicht kriegen.
Als erſt wir im Elſaß und in den Vogeſen
Die Welſchen kehrten mit eiſernen Beſen,
Vor Mametz, Baupré und dann an der Somme.
Da bot er den Feinden gar ſchlechten Willkomm;
Bei Ypern, Wytſchaete und Hollebek
Schlug unſer Tambour die Trommel ſo keck
Und immer und überall war er dabei
Bis endlich auch ihn traf das engliſche Blei.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Still haben ſie jetzt ihn ins Grab gelegt —
Ein anderer drüber die Trommel ſchlägt ...

Auguſt Gräf.

Französischer Spahi von Infanterievorposten beschossen.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Die Kirche.

Ein franzöſiſcher Flecken, hoch überm Sommetal. Der Feind iſt geworfen, blutige Arbeit gab's, der Ort iſt unſer. Aber unſere bärtigen Landwehrmänner wiſſen, wie es heißt: Bete und arbeite.

Da ſteht die Kirche, ein wenig erhöht über den Häuſern, burgartig, in jener ſeltſamen Gotik, die an manchen Landkirchen Nordfrankreichs angenehm auffällt. Bärtige Landwehrleute umdrängen das maſſige Tor — die Kirche iſt geſchloſſen. Das Schlüſſelloch iſt verſtaubt, eine Spinne zieht darin ihr ſeidiges Netz. Ein Bauer geht vorbei.

„Wer hat den Kirchenſchlüſſel!"

Erſchrocken bleibt er ſtehen: „Ich weiß nicht; niemand. Vielleicht der Curé."

„Wo iſt der Curé?"

„Le curé? Chassé, chassé, chassé — Vertrieben, verjagt, vertrieben. Wir haben keinen Pfarrer mehr."

„Wer hat ihn vertrieben?"

Da läuft er ſchon weg, wie in Angſt vor den braunen Bärten oder vor etwas anderem, vor dem, was den Pfarrer vertrieben, was die Spinne im Schlüſſelloch des Gotteshauſes ihr Netz ſpinnen ließ. Wie ein Grauen überkommt es mich.

Wir gehen um die Kirche, da ſteht ein Obelisk in einem einſpringenden Winkel. Darauf ſteht: „Aux braves 1870/71 — Den Helden von 1870 71" Und darunter ſchreiend mit Rotſtift geſchrieben: „Revanche!!!" — Rache!

Das Wort ſchreit uns an. Das Wort hat geſchrien, bis das Wetter hereinbrach über das Land, über den Ort mit der ſtummen, verſtaubten, vergeſſenen Kirche, über die dunkle Macht, die den Pfarrer vertrieb und den Schlüſſel zur heiligen Stätte verroſten ließ. Das Wort hat rot hinausgeſchrien, bis der Sturm über den grauen Turm hinwegfegte, daß die ſtummen Klöppel ſich von ſelbſt ans Glockenerz ſchwangen und ein wildes, zerriſſenes Sturmläuten anhob. Bis die Balken und Sparren ſeufzten und knarrten: La guerre, la guerre — Krieg, Krieg!

*

Still und auf Schleichwegen begeben wir uns in unſere Quartiere. Denn in den Lüften ſchwimmen die weißen Schrapnellwölkchen. Und wir wiſſen, bald ſuchen ſie auch ins Dorf. Niemand darf ſich offen auf der Straße zeigen. —

Madame Chevallier hantiert am offenen Herdfeuer. Ihr Mann ſteht mißtrauiſch daneben. In ſeinen Augen zuckt das Wort — Revanche!

Das Haus ſteht hinter einem hohen Hang, es iſt gegen ſplitternde Geſchoſſe ſo ziemlich gedeckt. Ein Volltreffer freilich — aber muß denn gerade das Schlimmſte eintreten? Das Haus iſt ſicher, drum kommen die Ortsbewohner hierher. Dichtgedrängt

Digitized by Google

Im Felde gez. v. L. Adam

stehen sie im Raum, schwätzen, lachen leichtsinnig — ein paar Ängstliche schweigen und lugen durchs Fenster, das auf den Garten hinausgeht. Und über dem Garten, am jenseitigen Hange, steht die stille, einsame, verlassene Kirche.

Rrrr — tscha! Der Turm trägt ein weißes Krönlein. Die weiße Schrapnellwolke verhüllt das Turmkreuz. Ich weiß: der Feind vermutet einen Artilleriebeobachtungsposten auf dem Turm. In wenigen Minuten wird der stolze Bau in Trümmern liegen.

Da kommt es schon: eins, zwei, drei, vier — die Leute ducken sich angstvoll. Feuer fliegt rot, schwarz stieben Wolken um den Turm und verhüllen ihn. Granaten aus englischen Schiffsgeschützen.

Und wieder und noch einmal: wum, wum, wum — der Turm ist eine einzige, schwarze Wolke, Flammen züngeln daraus, Bersten und Brechen und ein schweres, polterndes Stürzen. Die Glocken tosen nieder in den rauchenden Trümmerhaufen.

„Ce sont les Anglais" — das sind die Engländer —, unterbricht Madame Chevallier das Schweigen — ihre Augen stehen angstvoll in den Höhlen.

„Oh oui" — sagt noch eine Stimme, da zischt es wieder über die Köpfe weg; wum, wum! Staub und Splitter und Rauch wirbeln, Flammen züngeln und ersticken.

Und da — da ist das Tor offen, von der Granate aus den Angeln gehoben, ein Schrei des Grauens. Eine Staubwolke bricht unter dem Spitzbogen hervor, Staub von starren Fahnen, von Sims und Zierrat, entwirbelt von den Granaten.

„Ce sont les Anglais", sagt wieder eine Stimme.

„Non, madame", entgegne ich bestimmt, „ce sont les Français. Die Franzosen sind's, die Euer Gotteshaus in Trümmer schießen. Ihr selbst seid es, Ihr, Ihr —."

Mich würgt ein Wort — ich kann es ihnen nicht ins Gesicht schleudern — es wäre noch zu gut für diese Verblendeten.

*

Digitized by Google

Das Tor iſt offen. Die Leute ſtarren und ſtarren. Da rennt ein Menſch über die Gaſſe, ſtürmt durchs offene Tor, als wollte er etwas raſch erraffen und retten. Oder was will er ſonſt in der Kirche, jetzt, im währenden, wütenden Granatfeuer? Jagt ihn Reue? Treibt ihn Gottesraub? Die Worte des Bauern fallen mir ein: „Curé? Chassé, chassé, chassé . . .“

„Wer hat den Pfarrer verjagt?“ Darauf iſt er mir die Antwort ſchuldig geblieben. Iſt vielleicht das die Löſung jetzt? — —

Ein Schrei kommt von der Kirche herüber, ein Schrei durchdringend, markerſchütternd. Hieß es: Revanche? Hieß es: Mon Dieu? Mein Gott? — Ein Schrei, wie ich nie einen hörte.

Die Leute in der Stube ſtehen wie gelähmt. Dann beginnt ein Laufen, ein Hetzen und Fegen durch die Gärten, ein atemloſes Laufen und Rennen dem offenen Kirchentore zu. Und dann, am Ziel, noch einmal ein Schrei, ein Schrei aus aller Munde, ein Händeringen.

Die halbe Wand der beſchoſſenen Kirchenſeite iſt eingeſtürzt, Quadern und Sparren hängen in der Luft und können jeden Augenblick niederbrechen.

Und da, auf den Treppenſtufen iſt Blut. Blut. Es rinnt und tröpfelt auf den kalten Stein und fließt in die Gaſſen, in alle Gaſſen, durchs ganze Dorf.

Die Kirchenwand iſt offen, wie eine Herzenswunde. Der Hochaltar ſchaut heraus wie das wunde Herz der Kirche, ſelbſt getroffen, ein qualmender Trümmerhaufen. Dabei ein Menſchenarm, ſtarr in einer Blutlache. „Le maire! C'est le maire!“ „Der Bürgermeiſter! Das iſt der Bürgermeiſter!“ ſchreit jemand. „C'est le bras du maire!“ „Das iſt der Arm des Bürgermeiſters!“ ein anderer. Und darüber ſchreit, vom gleichen Granattreffer hineingetragen, ein Stück vom Obelisk, ſchreit die rote Schrift: Revanche!

Revanche! Als ob dieſes Blutwort als Gott auf dem zertrümmerten Hochaltar throne — revanche, revanche! Der Gott, den ſie ſich ſelbſt gemacht. Das Wort, das tollwütig aus ihren Herzen geſchrien, bis der Gott darin keinen Raum mehr hatte, bis die Kirche einſam ſtand und die Spinne im Schlüſſelloch niſtete. Jetzt liegt das Wort auf dem Hochaltar des vertriebenen Gottes und ſchreit in ihre Herzen: Revanche! revanche! Mein iſt die Rache!

Und das Blut fließt von den Altarſtufen, ſickert durch Rauch und Trümmer, läuft die Gaſſen hinab durchs Dorf.

Und wieder wälzt es ſich durch die Lüfte her — und wieder ſplittert und dröhnt es: wum, wum, wum, wum. . . . Rauch, Staub, Flammen, Trümmer, Schreien.

Eine Entſetzensſtimme gellt: „C'est Dieu! Das iſt Gott!“ Ein Hall aus hundert Kehlen antwortet: „C'est Dieu! C'est Dieu!“

F. Schrönghamer-Heimdal.

Kriegsgeschichte.

Unsere Tapferen hatten ein Dorf teilweise erstürmt und waren, wie ja leider so oft, aus einigen Häusern heimtückisch beschossen worden. Natürlich wurden diese Franktireursherbergen den Flammen überantwortet und die noch darin versteckten Bewohner suchten eiligst zu entfliehen. Aus einem etwas abseits stehenden Hause war es einer Frau mit einigen Kindern gelungen, in der Dunkelheit zu entkommen.

Als das Haus schon in Flammen stand, lief plötzlich ein kleines, schwarzlockiges Kind heraus, setzte sich mitten auf den Weg und begann mit einem Franzosenkäppi, das da lag, zu spielen. An diesem Platze hatten sich auf der einen Seite die Franzosen, auf der anderen unsere Soldaten eingegraben und es wurde eifrig herüber und hinüber geschossen. Der Gefahr unbewußt, kümmerte sich das Kind nicht im geringsten um das Schießen und unsere Feldgrauen, Barbaren die sie nun einmal sind, vermieden es ängstlich, nach dieser Richtung zu zielen. Es waren meist Landwehrmänner, die an ihre eigenen Kinder dachten und die der Gedanke, daß dies hilflose Wesen getötet werden könnte, mit einigem Mitleid erfüllte. Viele riefen ihm zu, aber es beachtete die Rufe nicht, obwohl es nur wenige Meter von ihnen entfernt saß. Rings umlauert von Gefahr und Tod, hörte und sah es nichts, als sein neues Spielzeug. Da warf ihm ein bärtiger Landwehrmann ein Stückchen Schokolade zu und hatte so gut gezielt, daß es dem Kinde in den Schoß fiel. Erstaunt griff es darnach und steckte es sogleich ins Mäulchen. Nun hatte das Käppi seine Reize verloren und das Kind hörte auf die Rufe, deren Bedeutung es jedenfalls nicht verstand. Der Schokolademann hatte aber noch ein Stückchen bereit und hielt es verlockend hin. Diese Sprache war verständlich; eilig lief es auf den freundlichen Spender zu. Als es vor der Brustwehr stand, beugte sich der Mann hinüber und hob das Kind mit beiden Armen hoch. Die ganze Kompagnie atmete erleichtert auf — da fiel der Mann mit dem Kind jählings um: beide hatte eine feindliche Kugel zu Tode getroffen.

H. v. Besnard.

Dem gefallenen Krieger.

Mit bunten Blumen hat die Liebe
Dich segnend in das Feld gesandt;
Doch unbarmherziges Schlachtgetriebe
Hat sie zerfetzt, mit rauher Hand.
Des Hasses Rosen rot nun glühen
Auf der durchschoss'nen Heldenbrust;
Nach wilder Schlacht, nach heißem Mühen,
Nach jauchzend sel'ger Siegeslust!

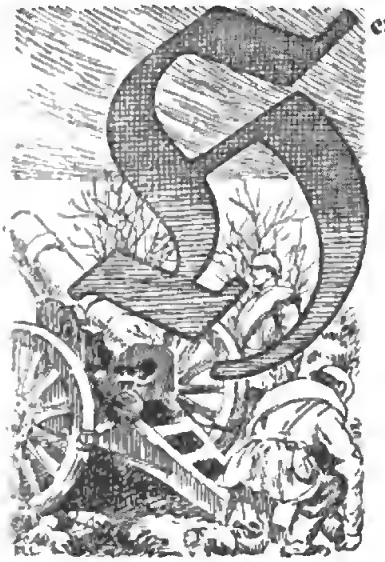
Das Siegerlächeln auf den Lippen,
Darfst diesem Grausen du entflieh'n;
Aus Ruhmeskelchen Labung nippen,
Und stolz zu sel'gen Höhen zieh'n!
Und dankvoll in der Heimat Hallen,
Beträuft von heißer Tränen Flut,
Wird ewig dir zum Ruhm erschallen
Das Lied vom deutschen Heldenmut!

H. v. Besnard.

Einschlag einer Bombe.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

Die wohlgezählten Hühner.



„Heute also sollen wir ohne alle Vorkehrungen in das Nest da droben“, sprach ein biederer Rittmeister zu seinem ersten Unteroffizier am Abend eines Spätherbsttages, als nach längerem Marsche an der Westfront endlich der Befehl gekommen war, sofort in die Quartiere abzurücken. „Unsereins, glaub' ich, heißt der Ort“, meinte der Unteroffizier zu seinem Eskadronschef. „Onzerain wollt Ihr wohl sagen, Wachtmeister“, und lächelnd fügte er bei: „Ihr lernt wohl auch nie mehr ein französisches Maul Euch an!“

Die Eskadron war auf der Straße abgesessen, und wer eine Karte besaß, bemühte sich, den genannten Ort zu suchen, denn der Generalstabsoffizier hatte den befehlholenden Leutnant auf seine bescheidene Anfrage, wo das heutige Dorado liege, abgeraunzt mit den Worten: Auf der Karte!

„Ich meine, Herr Rittmeister“, sagt jetzt der Wachtmeister, „wenn man einen Unteroffizier vorausschickte mit zwei Ulanen, so könnte er doch noch was richten, bis wir selbst kommen. Denn da drüben hat der Teufel schon wieder Infanterie, wie ich sehe, die auf Unsereins zuläuft und dort auch Quartier sucht“. „Unteroffizier Stock“, schrie der Rittmeister in die Eskadron hinten, als er die Gefahr erkannte, „Stock, reitens, was reiten können und nehmens noch zwei Mann mit. Machens aber ja, daß zuerst neinkommen und schauens ein bissel um nach Hühnern — Sie verstehen mich schon“. „— und überhaupt bei einem ordentlichen Bauern, nicht wie gestern, wo der Herr Rittmeister die ganze Nacht hat Baderdienste bei der Bäuerin leisten müssen“, ergänzte der Wachtmeister, indem er die Brieftasche zusammenklappte und Stock mit rollenden Augen ansah. — „Aufgesessen!“

Als die Eskadron in den Ort kam, stand Stock mit lachendem Munde da und geleitete seinen Rittmeister, in ihn eifrig hineinsprechend, an einen großen Bauernhof. Unter der Türe stand mit abgezogener Mütze der Bauer und hinter ihm halb furchtsam, halb neugierig auf den ankommenden Besuch die Frau nebst Tochter, beiläufig gesagt, ein bildhübsches Mädchen. Die Mienen des edlen Landbewohners erheiterten sich sichtbar, als er in das vergnügte Antlitz des rasch vom Pferde Springenden sah, welcher vorzüglich an die verzagten weiblichen Familienglieder beruhigende Worte richtete.

„Vor allem, Kinder, etwas zu eſſen“, rief der hungrige Rittmeiſter. „Rien du tout, — rein nichts, — gar nichts; rien à manger, o capitaine, welch Unglück, — für Sie wie für uns!“ „Mais, — aber Sie haben ſehr viel Hühner, mein Lieber“, erwiderte der Rittmeiſter ſanft lächelnd. „Poulets?“ ſeufzte der Bauer, und ſeine Gattin nebſt Tochter ſchluchzten laut bei der Erinnerung an ihre Lieblinge. „Poulets? — Hühner? — Alles kaput, alles fort, — nichts mehr da!“

Der Rittmeiſter trat jetzt mit feierlicher Miene an den unglücklichen Hühnerbeſitzer heran, ſeine ausgeſtreckte Rechte deutete nach der Gegend, wo der von der Straße aus nicht ſichtbare Hühnerhof lag, die Linke machte allerlei Zeichen in der Luft, und er begann: „Vous ne me trompez pas, mon ami, — du täuſcheſt mich nicht, mein Lieber, — ganz ausgeſchloſſen. Ihr habt vierzehn Hühner und einen Gockel, ich weiß es beſtimmt“. Kaum hatte der Rittmeiſter dieſe Worte ausgeſprochen, kamen hinter dem Haus die vierzehn Hühner hervor, unter denen ſofort der Haushahn mit majeſtätiſchem Flügelſchlag ſein weithin vernehmbares Kikeriki anſtimmte.

Kreiſchend verſchwand der weibliche Teil der Familie. Der Bauer aber fiel auf die Knie und rief: „O pardon, — mille pardons, — Verzeihung, — tauſendfach Verzeihung! Aber ich wußte nicht —, hatte nicht —, — wollen Sie nur immer eſſen, o, — alle!“ Lächelnd richtete der Rittmeiſter den zu Tode erſchrockenen Bauern in die Höhe, und auf ſich und auf Stock nebſt dem dicken Wachtmeiſter zeigend, die eben beide um die Ecke hinter den Hühnern herkamen, ſagte er: „Vier wandern in die Küche, und die anderen wieder in den Stall, damit ſie Euch nicht genommen werden“.

Die Hühner wurden verſpeiſt, die blauäugige Tochter ſpendete — nun wieder heiteren Geſicht's — den roten Landwein, und alles war vergnügt. Als am Abend ſpät der Bauer ins Bett kroch, ſagte er zu ſeiner Ehehälfte: „Ce n'est pas des barbares — ſie ſind gar keine ſolchen Barbaren! Hat mir der Kapitän doch zwölf Franks gegeben für die vier Hühner, und ſonſt alles gut bezahlt —“, und ſchlummerte ſchmunzelnd hinüber.

K. Maſſinger.

Ein guter Fang.

Nisch, Türkenviertel. Im Felde gez. v. A. Reich.

Serbiens Untergang.

Der Feldzug in Serbien hat in der Kriegsgeschichte kaum seinesgleichen. Kühn und weitschauend war der Plan entworfen worden und mit bewundernswerter Kraft wurde er durchgeführt. Weder die Elemente noch die ungeheuren Schwierigkeiten des bergigen Geländes, noch der zähe Widerstand der tapferen serbischen Armee konnte dem Angriff Halt gebieten. Nach dem gewaltigen Unternehmen des Donauüberganges, der überdies durch den gefürchteten Kossowa-Sturm erschwert wurde, fiel die Festung Belgrad und unaufhaltsam ergossen sich die Truppen der deutschen und ihrer Verbündeten in die Täler der Morawa, um die von Osten anmarschierenden Bulgaren zu entlasten. Vergebens suchten die Franzosen Hilfe zu bringen. Am 28. Oktober reichten sich die österreichisch-ungarische und bulgarische Armee die Hand — das Schicksal Serbiens war entschieden! Das zielbewußte und rasche Handeln deutscher Kriegskunst feierte einen seiner glänzendsten Siege.

In zähen und blutigen Kämpfen wollten die Serben wenigstens einen geordneten Rückzug erzwingen — umsonst, die Trümmer ihrer Armee wurden in das albanische Gebirge

geworfen. Die Leiſtungen unſerer Truppen ſind über jedes Lob erhaben. In rückſichtsloſem Vorſtürmen ließen ſie den Feind nicht zur Beſinnung kommen. Felſenfeſte Siegeszuverſicht hatte die Streiter vom Führer bis zum letzten Soldaten durchdrungen und Serbiens Macht wurde weggefegt wie von einem Gewitterſturm. Immer matter wurde der Widerſtand des gebrochenen Gegners. Zermürbt durch die andauernden Niederlagen, geſchwächt durch die mangelnde Verpflegung, umfaßt von dem unaufhaltſam nachdrängenden Gegner ergaben ſich die Serben oft ſcharenweiſe an dem ausſichtsloſen Kampfe verzweifelnd. Kein Wunder — ſchienen doch die Kräfte unſerer Truppen verdoppelt! Sie erduldeten die unerhörteſten Anſtrengungen mit Gleichmut. Man kann ſich keinen größeren Gegenſatz denken, als die ungebrochen auf den ſchlammigen Straßen im wuchtigen Schritt vormarſchierenden verbündeten Kolonnen und die niedergebrochenen ſerbiſchen Gefangenen, die zitternd vor Froſt um die Lagerfeuer ſtanden.

Maleriſch waren beſonders die Geſtalten des ſerbiſchen Landſturmes in heimiſcher Tracht, die zum Teil ſchon in Lumpen abgeriſſen war, eingehüllt in bunten Decken, den Kopf bedeckt mit den Pelzmützen. Dazu trugen ſie bunte Gürtel und hohe Strümpfe. Welch ein jäher Wechſel! Die tapferen Serben von einſt ſind mutloſe, verängſtigte Männer geworden, die ſich mit geſenktem Haupt und ſcheuen Blicken in Trupps von Hunderten durch ein paar deutſche Landſtürmer abführen laſſen! Unwillkürlich drängt ſich angeſichts des Unglücks Serbiens das alte deutſche Wort auf: Gottes Mühlen mahlen langſam, aber ſicher!

Wie anders zeigen ſich dagegen unſere tapferen Bundesbrüder, die Bulgaren. Feſt und gedrungen, einen ruhigen Ernſt im breiten ſchnurbärtigen Geſicht, das iſt der allgemeine Eindruck, den der neue Bundesgenoſſe auf den Deutſchen macht. Immer die gleichmäßigen ruhigen Gebärden, das beſtimmte maßvolle Auftreten im Gegenſatz zum beweglichen Serben. Der Landſturm iſt teilweiſe mit dem landesüblichen Schuhwerk, den Opanken, bekleidet. Einen vorzüglichen Eindruck macht die Artillerie und Kavallerie auf ihren kleinen raſſigen Pferden.

Ungariſcher Serbe.

Im Felde gez. v. A. Reich.

Straßenbild von Niſch.

Ein Feldpoſtbrief über Serbiens Land und Leute.

In einer ganz ſchmutzigen Stimmung begann ich dieſe Zeilen zu ſchreiben. „Serbien, Du Land des unendlichen Schmutzes, wie groß biſt Du noch?“ ſo fragte man ſich. „Or . . is Trumpf bei der Bande!“ ſo machte mancher tapfere Bayer ſeinem Herzen Luft, wenn er ſich am Abend beſah. — Ein Marſch in Serbien iſt nämlich ein fortwährendes Waten in oft überfußhohem Schmutz. Wie man da ausſieht, davon könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. — Doch ich will weiterkommen. Über Land und Leute will ich ſchreiben, nicht allein über Wegverhältniſſe und Badegelegenheit. — Trotz der kurzen Zeit, die ich an der ſerbiſchen Front war, bekam ich doch einen ziemlich genügenden Einblick in die ſerbiſche Kultur und das Leben dort. — Nicht von der beſſeren Klaſſe der Serben will ich ſchreiben, ſondern von denen, die am kraſſeſten charakteriſieren. Die Menſchen, die uns begegneten und die wir noch antrafen in den Wohnſtätten, machten mit wenigen Ausnahmen, oft unter der Maske der Höflichkeit, den Eindruck von frechen und hinterliſtigen Subjekten. Scheu wichen uns die Frauen

aus, doch wir Münchener hatten manch drolliges Intermezzo mit ihnen. Beim Requirieren glaubten einige, mit dem Münchener Dialekt dem ſerbiſchen Gewelſch recht nahe zu kommen. Beſonders einer glaubte öfter aus den Worten der ſerbiſchen Frauen, wenn ſie uns beim Requirieren eines Schweines betrafen (ſolche gibt es nämlich genug) die Worte „Weißwürſcht“ zu vernehmen. „Dös kannſt der denka“, hat er geantwortet, „da ham ma koa Zeit dazu, reg di nur net auf, wir machen's ſcho wias recht is.“ Und am anderen Morgen hat er es bewieſen. Einen ganzen Feldkeſſel voll herrlichen Schweineſchmalzes nannte er ſein Eigen. Das Schmalz iſt nämlich gut, während das Fleiſch einen etwas tranigen Geſchmack hat. — Als wir zum erſtenmal Schweine erblickten, trauten wir unſeren naturgeſchichtlichen Kenntniſſen kaum; denn ſiehe da, während bei uns die Schweine gerade Borſten haben, ſind ſie in Serbien lockig, wie Wolle. Den Hunger hätten wir ja ſelten nicht ſtillen können, denn Hühner und Gänſe waren in Maſſe da. Lediglich an der Zeit zum Zubereiten fehlte es oft. Hatten wir aber einmal Zeit, dann . . .

Einmal denke ich daran, hatte einer von uns, im kleinen Kreis waren wir vier Mann, eine Henne ergattert. Wohl war es ſtark dämmerig, als ſie ihr Leben laſſen mußte und der Mann ſah deshalb nicht, daß ſie etwas ſehr mager und alt war. Sofort wurde ſie zugeſetzt und mit wäſſerigem Munde ſahen vier Augenpaare in den bewußten Keſſel. Prüfend nahm ein Kamerad einen Löffel voll von der werdenden Suppe. Er verzog das Geſicht. „Immer no koan G'ſchmack.“ Drei volle Stunden warteten wir ſo mit dem ſchönſten Hunger und jedenfalls würden wir noch heute warten, wenn uns nicht unſer Magen, der lange ſchon knurrte, dazu getrieben hätte, auch die weniger ſchmackhafte Suppe zu eſſen. Wie übrigens ſo eine Hennenſuppe hergeſtellt wird und welche ſäuberliche zarte Hände dabei zu tun haben, das bleibt mein Geheimnis. „Hunger iſt der beſte Koch“, dieſes Sprichwort wird bei dem verwöhnteſten Herrn zum Grundſatz.

An das Beſchreiben der Wohnſtätten will ich nun gehen. Abend war's und müde waren wir. Ein Wohnhaus wurde uns angewieſen mit der Bemerkung, es uns anzuſehen. Wohl eines der markanteſten Bilder zeigte ſich uns nun. Das Haus, in dem wir ſchlafen ſollten, war aus Lehm erbaut, ſo ähnlich, als ob es aus dem dasſelbe umgebenden Schmutz heraus aufgebaut worden wäre. Einige kleinere Gebäude wie Scheunen, Weinkeller und Ställe umgaben es. Dieſe Wirtſchaftsgebäude waren in einem völlig verwahrloſten Zuſtand. Fenſter fehlten ganz und windſchief ſtanden ſie. Wenden wir uns nun dem Wohnhaus zu. Wie ein „Gockel im Miſt“ ſtand es da. Bei unſerem Eintreten ſchlug uns aus der geöffneten Türe eine ſtickige ſchlechte Luft entgegen. Die Wohnung beſtand aus einer fünf Meter im Quadrat großen Stube. Düſter blickten uns die ſchmutzigen Wände an und durch die vergitterten Fenſter, die von Schmutz ſtarrten, drang gedämpftes Licht. Zudem war es ſchon Abend und wir mußten an das Schlafen denken. Auf unſere Frage, wieviel Mitglieder der Familie hier ſchlafen,

Digitized by Google

Ritter v. Wenninger
Generalleutnant.

v. Seanzoni
Generalleutnant.

Krafft v. Dellmensingen, Generalleutnant.

antwortete man uns: drei Frauen, drei Kinder und ein krüppelhafter junger Mann, der uns aus der Ecke mit dunklen Augen, die in einem leidend aussehenden Gesicht steckten, ansah. Klein war der Raum, aber für uns vier Mann wird er reichen. So dachten wir und holten Stroh. Nachdem wir uns verproviantiert hatten mit einer Henne, die schon auf dem Ofen in der Ecke brodelte, sahen wir uns näher in unserer Villa um. Auf Holzböcke gelegte Bretter nahmen den größten Teil der Stube ein. Auf den Brettern lagen alte Decken und wir mußten sehen, daß diese Bretter als Bett zu dienen hatten. Unter dem bewußten Bretterbett waren in schönster Eintracht eine Masse Küken und einige Hennen. Mit ihrem dringlichen Pip-pip-pip! erfüllten sie den Raum. Immer noch scheu blickten uns die Bewohner an und um uns mehr Vertrauen zu erringen, schenkten wir ihnen eine Konservenbüchse. Wir öffneten sie und machten den Inhalt in einer Pfanne vor ihnen warm. Sie verschlangen mit einem wahren Heißhunger das Dargebotene, während wir ihre Henne aßen.

Es war also nur Gegengeschäft und zutraulich erzählten sie uns nun mit vielen Gesten, daß man ihren Mann erschossen hat und weiß Gott noch alles. Die Petroleumlampe wurde gelöscht, die mit ihrem spärlichen Schein das Gemach erhellte und wir legten uns zur Ruhe, unsere müden Knochen zu stärken. Die Küken suchten nun nach den Speiseresten und hüpften uns dabei auf Kopf und Hände.

Bewundern konnten wir dann noch die Backkunst unserer lieben Quartierleute. Einen sogenannten Maiskuchen stellten sie vor unseren Augen her. Wasser und Maismehl wurden zu einem Brei gerührt und in einer viereckigen Pfanne heraus gebacken, nachdem es zuvor mit vor Schmutz starrenden Händen gleichgestrichen war. „Mahlzeit!“ dachte ich mir und verschlang mit Appetit meinen Kommiß. — Mais, Kürbis und „vino“ (Wein), das sind wohl die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Serben. Fast jedes Haus hat seinen Weinvorrat, an dem auch wir „Bierbayern“ oft zu unserem Unglück „stille Teilhaber“ waren. Um 7 Uhr morgens verließen wir unsere Villa und am anderen Morgen erhielten wir die Feuertaufe.

Lstm. Hans Karl Scholl.

Gefangener Serbe.

Digitized by Google

Ein Vormarschtag in Serbien.

Langsam schwebend ging die Sonne auf und sandte ihre erwärmenden Strahlen über das weite, öde Land, das sich in seiner eintönigen Fläche ins Endlose zu dehnen schien. Wie mit dem Lineal gezeichnet zog sich die Landstraße durch Felder und Wiesen, über Hügel und Anhöhen, ohne Biegung, ohne Kurve, eine unerbittliche Gerade. Kahl und öd das Land, soweit das Auge reicht, und nur in weiter Ferne schimmerten weiß, fast flimmernd in ihrer Helle, die Häuser eines verlassenen Dorfes. Die Straße mit ihrem fußtiefen Morast und Kot, die abgeernteten, zerstampften Maisfelder und die verfallenen Hütten und Gehöfte, die da und dort verstreut, nur durch ihren Schatten und das dunklere Dach dem Auge erkennbar, aus der Ebene ragten, all dies ging ineinander, verschwand fast in einer braunen Unendlichkeit. Regelmäßige Obstbaumanlagen dämpfen das Braun der Hügel, die in der Ferne wie schraffiert aussehen.

Widerlich krächzend hebt sich ein Schwarm von Krähen und Raben, mit den Flügeln weithin hörbar schlagend von einem halbabgeernteten Maisfeld, dessen gelbe Stämme, zerknickt und zertreten ihnen in der Nacht als Lager gedient. Die Luft füllen sie weithin mit ihrem heiseren Geschrei, wie eine unholde, finstere Wolke ins Land ziehend, beinahe verschwindend, um dann sich, wie eine Kugel drehend, wieder fest zur Masse geballt zu erscheinen und sich krächzend zu zerstreuen.

Langsam und schwerfällig, mit dem zähen, aufgeweichten Erdreich kämpfend, das sich gluckend wieder nach jedem Tritt schließt, schiebt sich unsere Kolonne die Straße vor. Und weiter hinten, soweit das Auge reicht, Kolonne auf Kolonne, Wagen an Wagen in unübersehbarer, schier unendlicher Reihe. Pferde und Büffel legen sich in die Stränge, angespornt von klatschenden Hieben, und mühen und plagen sich. Umsonst, schier Übernatürliches müssen die Tiere leisten im Kampf mit dem widrigen Element.

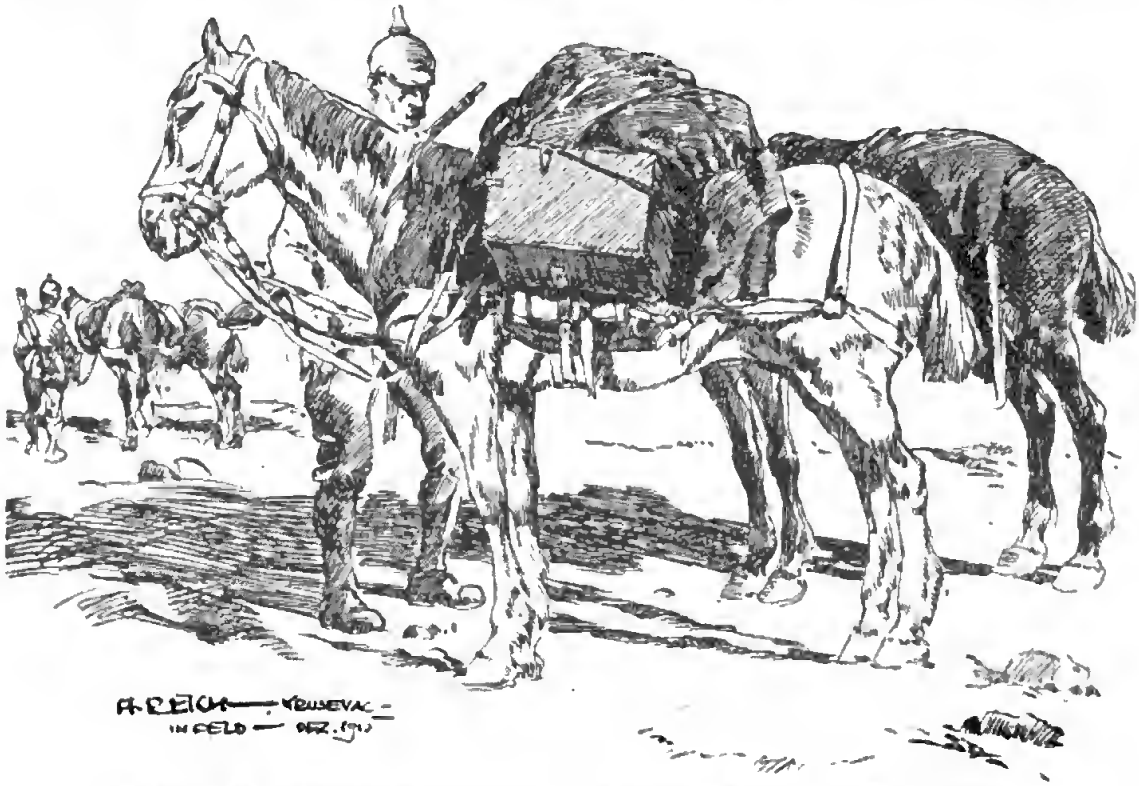
Einzelne Offiziere schieben sich auf ihren Pferden zwischen den gedrängten Wägen durch, suchen vorzukommen, wollen seitwärts die Kolonne überholen und versinken beim Abzweigen von der Straße erst recht in Schlamm und Dreck. Dazwischen schreien die eingeborenen Ochsentreiber ihr durchdringendes „Heidi, „Heidi“. Auf den Dammhöhen links und rechts der Straße sucht Infanterie sich einen Weg zu bahnen; bald in die Felder einbiegend, bald sich am Grabenrand vorwälzend, Mann hinter Mann. Überall derselbe anhaftende Brei, der Stiefel und Schuhe

unförmlich verdickt und zu unerträglichem Gewicht beſchwert. Unmöglich, auch für einen Moment ſelbſt nur mit einem Fuß feſten Boden zu faſſen. Mancher ſtürzt bei der Anſtrengung, ein Bein zu befreien, der Länge nach hin. Über all dies aber wölbt ſich wolkenlos der lichte, blaue Himmel und heiß liegen die Strahlen der Sonne auf Menſchen und Tieren. Trotzdem der Kalender Winter zeigt, liegt zitternd die Luft über der Kolonne.

Weiter! Vorwärts! Schritt vor Schritt! Eintönig und maſchinenmäßig ziehen wir ſo dahin im ſerbiſchen Moraſt, Mann hinter Mann, Fuß in Fuß ſetzend. Der einzelne wird abgeſtumpft zur Maſchine, hat nur den einen Gedanken: Wie geht's weiter? Wie lange noch? Dort kommt wieder ein Sprengungsloch in der Straße, deſſen naſſer Schmutz bis hieher ſpritzt.

Hie und da verſucht einer ein Marſchlied anzuſtimmen, ſchwach von einigen unterſtützt. Bald trocknet ihnen der Ton in der Kehle ein. Weiter! Weiter! „*Ἐντεῦθεν ἐξελαύνει σταθμοὺς δέκα παρασάγγας δέκα*“ . .

Kein Dichter kann das Einförmige, Gleichmäßige eines Heeres, das ſich mühſam oft ohne Straßen durch ein unwirtliches Land weiterarbeitet, charakteriſtiſcher ausdrücken, als es Xenophon getan. Die Zahl der geleiſteten und noch zu leiſtenden Kilometer ſind der treibende Anſporn für jeden einzelnen. So ziehen wir wiedee einher durch fernes orientaliſches Gefilde wie damals vor über 2000 Jahren jene



Tragtiere für Proviant und Munition bei den deutſchen Gebirgstruppen in Serbien.

sagenumsponnene Expedition der 10000 Griechen, getragen, getrieben von dem gleichen anfeuernden Gedanken, vorzudringen ans ferne, südliche Meer.

Da stockt die Kolonne. Vorne, mitten in der Straße, ist ein Wagen bis über die halben Räder im Morast versunken. Vergebens mühen sich die acht Pferde, heiß und naß vom schweren Ziehen, ihn wieder flott zu machen. Heiser brüllen die Kutscher, oft wie im Krampf ununterbrochen, die gleiche anfeuernde Silbe hervorstoßend. Umsonst! Blauer Dampf steigt auf von den todesmatten Tieren. Häßliches Schreien, Schimpfen und schweres Klatschen der Peitsche füllt die Luft, wilde, zuckende Aufregung hat alles ergriffen! Befehle schwirren hin und her. Pferde werden aus- und vorgespannt. Ein Pferd gleitet aus, rutscht tiefer im grundlosen Schlamm und legt sich versinkend zur Seite.

Bei dem Halten legt nun gar mancher wegemüde deutsche Mann für einen Augenblick den Kopf in die kühlende Leinwandplache der Wägen, atemholend mit zugepreßten Augen und träumt einen kurzen, wirren Traum von Heimat und Frieden. Schon knirschen durchdringend Steine unter den schweren Rädern, klemmen sich schreiend in die Bremse. Der Schlamm spritzt auf in hohem, weitem Bogen. Ruckweis fahren die Wägen an und der Ruck setzt sich fort nach hinten, von Fahrzeug zu Fahrzeug stoßend, durch die endlose Reihe. Weiter geht es, weiter, dem fernen Ziel zu.

Die Berge rücken näher; enger wird das Tal und wild braust unter der Straße schmutzig der Fluß über zertrümmerte Wägen und abgestürzte Pferdekadaver. Steil fallen die wenig bewaldeten Berge ab, wild von Sturzbächen und Steinmoränen zerrissen. Oben liegt die Ruine eines alten, weitschweifigen Gebäudes. Wie eine deutsche Burgruine grüßt sie herüber vom andern Ufer, zu den Tausenden von deutschen Männern.

Ein kleiner, schmaler Fußweg zweigt rechts auf den Berg hinaufführend ab. Ich schlag ihn ein, denn unten stocken die Kolonnen wieder und die Fahrer sitzen ab. Längerer Aufenthalt —. Auch soll man hier Weg abschneiden und so der vorne schier ungangbaren Straße entgehen. Durch dichte Dornhecken haben andere schon einen Pfad getreten und langsam steig ich auf den Stufen der Maisfelder die Anhöhe hinauf. Endlich kann ich meine Stiefel von dem anhaftenden Erdreich befreien, das wie eine riesige Vorstehsohle an meinen Schuhen hängt. Leichter gehe ich dann weiter durch Wein- und Obstanlagen, die in winterlicher Dürre vor mir stehen. Drüben über dem Berge liegt ein Dorf, unser heutiges Nachtquartier. Kleine, halbverfallene Häuser und Lehmhütten dicht nebeneinander, durch niedere Mauern und Hecken Hof von Hof getrennt, aus deren Eintönigkeit die dunkeln Buchskugeln und Kegel treten.

In weitem, zackigem Bogen, jede der unendlichen Schlangenwindungen des Flusses mitmachend, zieht sich die Straße hin längs des Berges. Die Sonne stand schon tief

Digitized by Google

Im Felde gez. v. A. Reich.

Gebirgskanonenbatterie im ſerbiſchen Hochgebirge.

im Westen, die unangenehme Wärme hatte ein frischer Abendwind verscheucht. Von meinem Stand oben am Gipfel bot sich ein weiter Ausblick dar. Links und rechts schimmerten Berge, mit leuchtendem Schnee bedeckt, unter dem grünblauen Himmel. Mich hatten die weißleuchtenden Steine und Fahnen des Gottesackers, der sich, an die leichten Bodenwellen anschmiegend, längs des Bergrückens hinzog, auf die äußerste Höhe gelockt. Hier kommt der Name Gottesacker endlich einmal zu seiner richtigen Bedeutung. Wie Gott das Feld, den Acker geschaffen, so ließ ihn das Volk, mit Bäumen und Sträuchern geschmückt, weg- und kunstlos. Keine Reihe, keine Richtung wird eingehalten. Hier und dort, halb von einem knorrigen Baumstamm verdeckt, von langarmigen Dornbüschen umzogen, hebt sich ein Grabstein blendend weiß aus dem weiten Feld. Bunte, originelle Arabesken lassen die Steine in ihren merkwürdigen Formen noch deutlicher hervorleuchten, zumal vielfach die Konturen in hellen Tönen nachgezogen sind. Freudig leuchten die Inschriften in allen Farben und erzählen in weitschweifiger, gedichtartiger Form von Leben und Taten des Helden. Christliche Embleme fehlen meist oder sind undeutlich und verschwommen angebracht. Das Düsterfeierliche unserer Friedhöfe fehlt hier völlig. Lange, tiefe Schatten werfen die Steine über die Hügel. Rosig leuchtet der Abendhimmel auf, braunrot schimmern die Bäume. Feierlich schwebt die Stille über dem weiten Totenfeld, gespensterhaft wallen die weißen Fahnen im Abendwind auf und nieder, in ihren Falten die zarten Töne auffangend.

Frank und frei, wie er gelebt, will er auch als Toter noch liegen, der Sohn der mazedonischen Berge. Herrschend blicken die Steine über das Tal in die werdende Nacht. Meist sind die Hügel ohne Blumen, selten sind die Spuren einer Anpflanzung. Die kleinen, buntbemalten Kästchen zur Aufnahme der Kerzen stehen im schon ergrünenden Gras und blaue Feldblumen wuchern zwischen den Gräbern.

Unten wälzt sich die Kolonne weiter, unerbittlich weiter. Der steile Berg kurz vor dem Dorf, ein schier unüberwindliches Hindernis angesichts der todesmatten Pferde, aber auch er wird überwunden, nur durch die Körperkraft, die eisenharte Energie der Alldeutschen, die sich da heranwälzen in großen Heeresscharen.

So sind einst die Pyramiden entstanden, ein Werk der Menschen und der Tiere Kraft, uns früher unglaublich erscheinend, die wir die in uns schlummernden Kräfte nicht mehr zu ermessen gewußt, nicht mehr geglaubt, was Menschen ohne Dampfmaschine zu leisten imstande sind.

Und wieder schweift suchend mein Auge hin am fernsten, östlichen Horizont, der milchig weißlich vor mir liegt im Abenddämmern. Wann wird es uns dorten aufleuchten, blau und schimmernd wie die Wunderblume der deutschen Sehnsucht in ferner, lockender Pracht, daß wir, selig ergriffen, niederknien und „θάλατα, θάλατα!“ rufen mögen?

Kriegsfreiw. Hans E. Trutter.

Hauptstraße in Krusevac. Im Felde gez. v. A. Reich.

In Serbien.

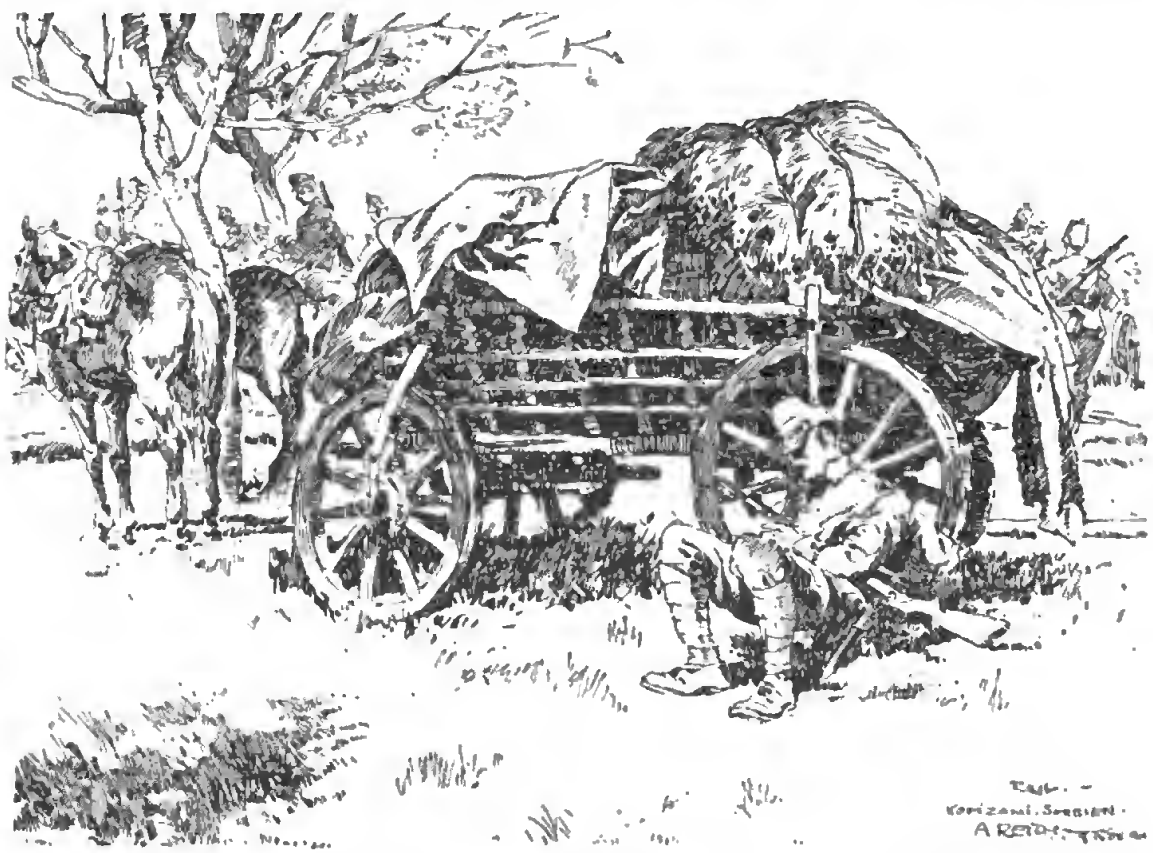
Die Fahrt des Regiments dauerte nicht weniger wie volle hundert Stunden und wird jedem Teilnehmer dauernd in Erinnerung bleiben. Sie war beschwerlich, da wir in Viehwagen eingepfercht die lange Zeit verbringen mußten und nicht imstande waren, uns bequeme Schlafstätten auf dem Stroh, welches wir mitführten, in den Wagen herzurichten. Es waren viele Züge und zwar sehr lange nötig, um diesen großen Transport zu bewerkstelligen. In Wien erhielten wir auf dem Bahnhof die ersten österreichischen Liebesgaben. Das gleiche wiederholte sich in Budapest, wo wir auch von einigen Damen Blumensträuße geschenkt erhielten. Lebhaft in Erinnerung ist mir noch, wie der Zug die schier endlose ungarische Pußta durchsauste mit ihrer eigenartigen Bevölkerung und ihrer einförmigen Vegetation.

Als wir dann endlich ganz gerädert und zerschlagen in Jaszenova ausgeladen wurden, strömte ein Gewitterregen hernieder, wie wir noch lange keinen erlebt haben. So kam es, daß wir auf dem nunmehr folgenden mehrstündigen Marsch nach Weißkirchen (Ungarn) bis auf die Haut durchnäßt waren und von oben bis unten von Schmutz starrten. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht und wir bezogen todmüde Quartiere.

In einem kleinen Häuschen, der Wohnung eines Schuhmachers, wurden wir untergebracht, trockneten zunächſt, ſo gut es ging, unſere Sachen und wurden bald darauf mit warmem Kaffee und ſonſtigen Liebesgaben bewirtet. Die Stadt ſelbſt bot wenig Intereſſantes. Wir verſtanden auch kein Ungariſch, ſo daß wir an vielem fremd vorübergehen mußten, wenngleich die Stadt von aller Art öſterreichiſchen Militärs wimmelte.

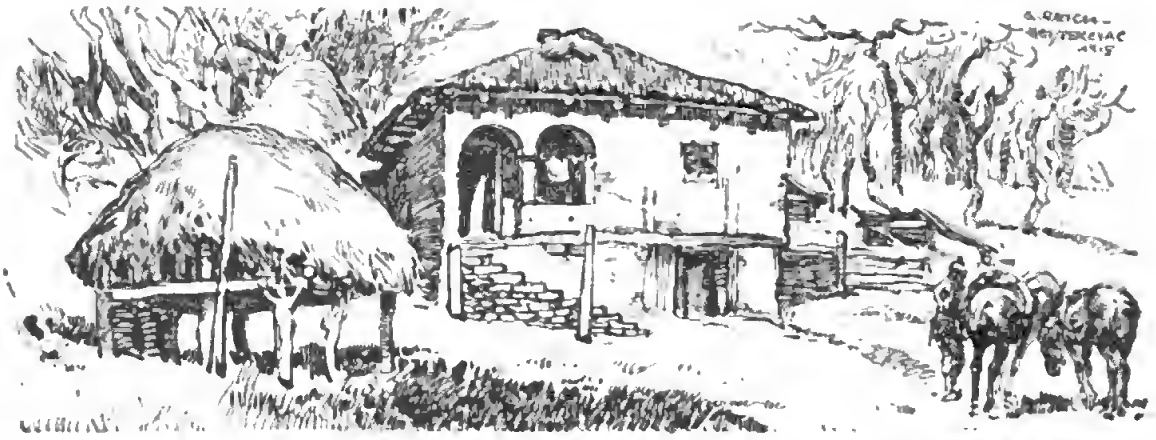
Am anderen Morgen wurde der Marſch in aller Frühe über Bazias Fejerdomb fortgeſetzt. Bei Gradiſte bot ſich uns ein großartiges Bild dar. Die Donau in ihrer ganzen majeſtätiſchen Breite lag vor uns und wurde auf einer Pontonbrücke, die von öſterreichiſchen Pionieren geſchlagen war, überſchritten, während die Kapelle des Regiments flotte Märſche ſpielte. Es war dies ein unbeſchreiblich ſchönes Bild und jeden überkam eine Art von ganz beſonderer Begeiſterung bei dieſem denkwürdigen Vorgang. Leider herrſchte Regenwetter und kalter Wind.

Wir ſetzten nunmehr den Marſch auf ſerbiſchem Boden fort und bezogen Quartiere in den an der Straße liegenden Ortſchaften Gjurakovo und Sirakovo. Infolge des eintretenden ſtarken Regens waren die Straßen ſehr aufgeweicht und wir bekamen einen Vorgeſchmack auf dieſer kurzen erſten Strecke in Serbien, welch' ſchlechte Straßen als Marſchrouten überwunden werden mußten. An dieſem erſten Abend kam auch der



Raſt einer Proviantkolonne.

Im Felde gez. v. A. Reich.



Bei Pescovac. Im Felde gez. v. A. Reich.

Regimentsbefehl, daß es erlaubt sei, zu requirieren. Wir begrüßten diesen mit einem Hurra und bald fielen einige Hühner und Schweine, an denen in den Ortschaften kein Mangel war, dem hungrigen und ermüdeten Truppenteile zum Opfer.

Am nächsten Früh verließen wir unsere primitiven stallähnlichen Quartiere und traten den Weitermarsch nach Pozarevac an. Die Straßen- und Wegverhältnisse wurden immer trostloser. Wir sanken wirklich fußtief ein und waren über und über voller Schmutz. Ein Glück, daß wir Schnür- und keine Schaftstiefel trugen, letztere wären wohl direkt steckengeblieben. Seitlich der Straße bemerkten wir einige zusammengebrochene Wagen, auch verendete Ochsen, Hunde und Pferde lagen herum, deren Verwesungsgeruch die Luft verpestete. Die ganze Landschaft machte einen äußerst trostlosen, traurigen Eindruck, wenn wir zurückdachten an die schönen Dörfer und landschaftlichen Bilder unserer Heimat. Hier waren es nur äußerst einfache Häuser, die meist einen stallähnlichen Eindruck machten. Einige nicht geerntete Maisfelder waren das einzige, was auf menschliche Besiedelung hinwies. Das Quartier in Pozarevac, welches mir und einem Zug Mannschaften zugeteilt wurde, war diesmal besser. Wir kamen in einen geräumten Stall, in welchem wir reichlich Heu aufstreuten. Abends hatten wir ein Schwein geschlachtet, welches frisch gekocht eine gute Abendmahlzeit abgab, wozu wir uns nur noch Sauerkraut und Kartoffel gewünscht hätten. Leider war letzteres nicht aufzutreiben. Wir ließen uns aber das Kommißbrot gut schmecken.

Der nächste Tag brachte uns früh auf den Marsch, der über Lucica Poljana, Ovcovica, kleine, armselige Ortschaften, nach Rakinac führte, woselbst Quartier bezogen wurde. Die Ortschaften, welche wir passierten, waren äußerst ärmliche Niederlassungen; das Land machte einen immer mehr und mehr verwahrloseren Eindruck. Wenngleich wir nur selten deutliche Spuren von Artilleriefeuer an den Gebäuden wahrnehmen konnten, zeigten doch viele Häuser, welche halb zerfallen und ausgebrannt waren, daß sie gewaltsam zerstört worden waren. Zu requirieren war hauptsächlich nur Fleisch. In einigen Häusern wurde jeweils auch etwas Zwetschgen-Schnaps, der äußerst scharf schmeckte und stark berauschend war, mitgenommen. Er half uns, in geringen

Bei Leskovac. Im Felde gez. v. A. Reich.

Mengen mit etwas Waſſer verdünnt genoſſen, das fette Schweinefleiſch, welches wir mit wenig Brot als Mahlzeit zu uns nahmen, beſſer verdauen.

Infolge der ſchlechten Wegverhältniſſe traten bei unſerer Bagage immer größere Schwierigkeiten im Fortkommen ein. Die Pferde konnten die tief einſinkenden Wagen nur mühſam vorwärts bringen und brachen infolge der Strapazen oft erſchöpft zuſammen. So kam es, daß unſere Bagage bald ganz zurückblieb. Wir konnten, dank unſerer guten Schnürſtiefel, wenngleich wir oft im Straßenſchlamme bis über die Knöchel einſanken, doch immerhin täglich etwa 20 bis 30 Kilometer zurücklegen, allerdings mußte verſchiedenen Kameraden infolge der Strapazen Marſcherleichterung gewährt werden.

Unterwegs hatten wir auch die erſten ſerbiſchen Flüchtlinge zu ſehen bekommen. Es bot ein erſchütterndes Bild, die arme Bevölkerung in ihrer ganzen Hilfloſigkeit, zerlumpt und ausgehungert dahinziehen zu ſehen! Hier trug ein Bauer ſeine ganzen Habſeligkeiten in einem Sacke ſchweißtriefend auf dem Rücken; neben ihm, zwei Kinder auf dem Rücken tragend, die Frau; letztere barfuß, alle über und über mit Straßenſchmutz dick bedeckt. Dann kam wieder ein kleiner vierräderiger Wagen, gezogen von einem abgetriebenen Pferd oder einer mageren Kuh, auf dem der ganze Hausrat und die Familie verſtaut war. Oftmals zwiſchen den Kindern ein oder zwei junge Schweine oder in einem Käfig mehrere Hühner. Dieſe Bilder mehrten ſich, je weiter wir in das Land hineinkamen, und zeigten uns ſo recht das Bild jenes troſtloſen Zuſtandes, in dem ſich das Land Serbien ſeit Kriegsausbruch befinden mochte. Charakteriſtiſch war übrigens, daß beim Vorbeipaſſieren der Truppen die Flüchtlinge uns öfters grüßend begegneten, manchesmal ſogar Männer durch Niederknien ihre beſondere Ergebenheit zum Ausdruck brachten, während die Frauen uns zumeiſt den Rücken zukehrten und wegſchauten, was uns natürlich nicht wenig beluſtigte, waren ſie doch nichts weniger als ſchön anzuſchauen.

Von Rakinac ging der Marſch anderntags weiter über Zabari, Porodin und Kuſiljeoo, Svilajnac bis nach Potunje. Bei dieſer Ortſchaft wurde ſpät nachmittag Biwak bezogen. Dieſer lange Marſch war äußerſt anſtrengend. Unterwegs konnten

verſchiedene Pferde nicht mehr weiter, brachen zuſammen und mußten erſchoſſen werden; glücklicherweiſe konnten bald neue Tiere requiriert werden.

Wir führten an Stelle der Feldküche jetzt Kochkiſten auf Einzelpferden mit uns. Intereſſant war es uns auch, als die erſten gefangenen Soldaten auf der Straße an uns vorbeigebracht wurden. Ein kraſſes und doch maleriſches Bild. Der erſte Gedanke, welcher uns allen kam, war wohl der: „Wehe dem, der in die Hände von ſolch unziviliſierten und fanatiſch ausſchauenden Feinden fällt“! Es waren Leute von etwa vierzehn Jahren bis hinauf nahe der ſiebzig, welche an uns in troſtloſem Zuſtande, meiſt ohne richtige Fußbekleidung, zerlumpt und verwahrloſt vorbeigeführt wurden. Der wilde, verbiſſene Geſichtsausdruck, die Haß ſprühenden Augen und der finſtere Blick, mit welchem ſie uns muſterten, ſagte uns, wie gefährlich dieſer Menſchenſchlag als Feind ſei.

Bei Batocina überſchritten wir die Morava, ein reißendes Flüßchen. Die Bauernhäuſer am Ufer glichen oft mehr Lehmhütten und waren zumeiſt mit Maisſtauden an Stelle von Stroh gedeckt. Die Truppen führten einige Kühe und Schweine zur Verpflegung unter Schwierigkeiten mit ſich, was mich an die Heere des dreißigjährigen Krieges erinnerte. Im Biwak wurde dann abgekocht und jeder erhielt eine große Portion friſchgekochten Fleiſches. Da wir infolge Zurückbleibens der Bagage kein Brot mehr hatten, wurden wir als Erſatz mit Zwieback verpflegt. Der Wein, welcher requiriert werden konnte, erwies ſich als ſehr ſtark, war aber nicht beſonders gut und wurde mit Waſſer verdünnt, am beſten jedoch als Glühwein genoſſen.

Infolge des anhaltenden Regens und des kalten Nachtwindes war das Biwak recht ungemütlich. Am anderen Morgen ſetzten wir uns in Bewegung und erreichten nachmittags Kragujevac, das „Eſſen“* des ſerbiſchen Staates, wo wir ins Quartier kamen. Das Haus, in welches ich kam, war mehr als einfach; Betten, ſowie ſonſtige Möbel waren nicht zu ſehen, außerdem ſchien niemals gereinigt worden zu ſein, denn dicke Schichten von Staub und Abfällen aller Art lagen umher. Nachdem wir gründlich geſäubert hatten, bereiteten wir uns auf dem Boden unſere Liegeſtatt und ſchliefen infolge der großen Müdigkeit, und da wir die vorhergehende Nacht nur wenig geſchlafen hatten, recht gut. Die Stadt war faſt unverſehrt, nur einige Depots und Induſtriegebäude der Vorſtadt waren zuſammengeſchoſſen und niedergebrannt.

Zu erwähnen iſt noch, daß ſich beim Requirieren oftmals recht luſtige Szenen abſpielten. Beſonders originell war es zu ſehen, wenn die Mannſchaften trotz der großen Ermüdung nach dem Marſch kaum in den Quartieren angelangt ihre Torniſter abwarfen, um dann einem abgemagerten Huhn nachzuſpringen. Einigen Kameraden war es diesmal gelungen, einige Gemüſekonſerven aufzufinden, welche mit wahrem Heißhunger verzehrt wurden, und vor allem waren es Kartoffel, die erſten in Serbien, welche wir hier mit größtem Hochgenuß verzehrten. Der Weitermarſch erfolgte in der Richtung nach Sabanta, unterwegs jedoch kam der Befehl zur Umkehr, da wir

* Eſſen a. d. Ruhr.

Digitized by Google

einem anderen österreichiſchen Korps zugeteilt wurden. Wir biwakierten des Nachts auf freiem Felde in Zelten und traten andern Tags den Rückmarſch über Kragujevac nach Koricani an. Ich kam dort in einem Bauernhaus ins Quartier, welches nicht beſſer und nicht ſchlechter war, als alle vorhergehenden Quartiere. Ein Kamerad, welcher auf Requirieren ausging, brachte uns mitten in der Nacht mehrere Pfund Honig, welchen wir mit wahrem Heißhunger und beſonderem Hochgenuß verzehrten.

Der Weitermarſch am andern Morgen ging über Vukovica, Vitanovac; bei dieſem Ort durchſchritten wir die Golijska-Morava, ein metertiefes kleines Gebirgsflüßchen. Unterwegs ſahen wir auch die erſten Zigeuner. Sie machten einen ſehr wilden, unziviliſierten Eindruck. Es ſind meiſt hagere, verwegene Geſtalten, die Heerden Schweine und Kühe mit ſich führen. Sie haben keinen feſten Wohnſitz und benützen jeweilig gutes Land zu Weidezwecken. Einige ſprachen „ſchlecht deutſch“. Unterwegs kamen uns mehr und mehr Trupps von Gefangenen entgegen, begleitet von öſterreichiſchen Landſturm-Mannſchaften; auch einige ſerbiſche Offiziere waren dabei, dieſelben ſchneuzten ſich mit den Händen und unterſchieden ſich auch durch ihr ſonſtiges Benehmen nicht von den anderen gefangenen Mannſchaften.

Die nächſte Marſchſtation war die Stadt Kraljevo, welche wir im Verlaufe des andern Tags erreichten. Die Stadt war im allgemeinen gut erhalten und nur wenige Häuſer durch Artilleriefeuer mitgenommen. Von hier aus ging der Weitermarſch in der Richtung Kamenica. Die Straßen waren unterwegs dermaßen unpaſſierbar

Im Felde gez. v. K. Reich.

geworden, daß es die Führer oft vorzogen, uns über die Felder marschieren zu lassen. Wir waren bis an die Waden eingesunken, ebenso wären die Pferde nicht mehr vorwärts gekommen. Die Anstrengungen, welche uns durch diese Märsche auferlegt wurden, überstiegen alles, was wir uns bisher vorstellten. Inzwischen war auch das Terrain gebirgiger geworden. Die Hoffnung aber, endlich doch auch einmal an den Feind heranzukommen, half uns die Marschbeschwerden immer wieder überwinden, brannten wir doch alle darauf, selbst ins Gefecht zu kommen. Endlich, es war am 13. November wurde uns durch Patrouillen gemeldet, daß sich der auf dem Rückzug befindliche Feind vor uns in Stellung befinde. Die Gegend war sehr malerisch. Wir waren in einem breiten Gebirgstal, welches von Laubwäldern bestanden war. Teilweise zeigte sich auch im Hintergrunde Hochgebirge. Die Gegend war sehr wild und nur selten waren Niederlassungen zu bemerken.

Der Feind hielt einen Bergrücken besetzt. Die 1. und 3. Kompagnie des Regiments, welche vor uns waren, griffen an. Wir kamen nur als Unterstützung zur Verwendung. Nach einem mehrstündigen Infanteriefeuer erfolgte der Sturm, der Feind zog sich zurück. Sofort wurde auch die Verfolgung angetreten, wobei uns eine große Anzahl Verwundete und etwa 50 unverwundete Gefangene in die Hände fielen. Die Serben hatten keinerlei Artillerie und auch keine Maschinengewehre bei sich, infolgedessen hatten wir auch nur ganz geringe Verluste. Die Stärke des Feindes wurde auf 4000 Mann geschätzt. Die Verfolgung war infolge der gebirgigen Terrains und der schlechten Wege äußerst anstrengend. Gebirgswasser mußten durchwatet, eingestürzte Pfade durchklettert und viele Hindernisse beiseite geräumt werden, um überhaupt vorwärts zu kommen.

Am 15. wurde erneut der Feind in einer Stellung an einem Berghange festgestellt; sofort erfolgte der Angriff, welcher trotz wütenden Schnellfeuers seitens des Feindes rasch gelang. Er ging nach nur kurzem Kampfe zurück. Auch in diesem Gefechte hatten wir nur sehr geringe Verluste. Die Gefangenen, welche eingebracht wurden, waren schlecht ausgerüstet, mehr mit Lumpen, als Uniformen bekleidet; die Gewehre hatten ein kleines Kaliber.

Neben den Strapazen, welche uns das Vorwärtskommen auferlegte, war es besonders der Mangel an Brot, der sich in der letzten Zeit bei uns unangenehm fühlbar machte. Wenngleich wir einmal unterwegs von österreichischen Truppen hergestelltes Maisbrot erhielten, dachten wir doch oft an jene schönen Zeiten zurück, wo wir unser gutes Kommißbrot zur Mahlzeit hatten. Dennoch wurde das aus Mais hergestellte Brot mit wahrem Heißhunger von allen verzehrt. Ich wurde am Abend des 15. November, als sich der Feind nochmals festzusetzen versuchte, leicht verwundet. Ein Streifschuß traf mich am Unterschenkel und machte mich für weiterhin unfähig mitzutun.

Die Lazarette, welche ich in Serbien aufsuchte, waren primitiv gegen unsere deutschen; sie waren meist in Schulhäusern und Kirchen eingerichtet. Die Verpflegung sehr einfach.

Digitized by Google

Im Felde gez. v. A. Reich.

In den Schluchten zwischen Gridelica und Pedejane, Moravatal.

In Serbien war's.

In Serbien war's. — Er focht als Held,
Wie wenn er alles aufgegeben,
Was ihn verbunden mit dem Leben,
Verbunden mit dem Lärm der Welt.
Er wollte nur Soldat mehr ſein!
Und dennoch brach in ſtillen Stunden
Die Liebe über ihn herein:
Die Liebe küßte ſeine Wunden
Geſund. Und er war wieder klein
Und ſprach im Abendſonnenſchein
Von ſeinem fernen Mütterlein.

In Serbien war's. Da kam ein Brief,
Der lange unterwegs geweſen.
Er riß ihn auf — begann zu leſen —
Seltſame Schrift . . . So fremd, ſo ſchief . . .
Und Mutter ſchrieb doch ſtets ſo fein . . .
Er war ganz Spannung, Staunen, Sehnen . . .
Da brach es über ihn herein:
Und alle ehrten ſeine Tränen,
Und alle wurden wieder klein
Und ſah'n im Abendſonnenſchein
Ein fernes, totes Mütterlein.

In Serbien war's. In einer Schlacht,
Die grauſig war in ihrem Ringen.
Da hub er plötzlich an zu ſingen
Und ſang ein Lied von Deutſchlands Macht.
Er wollte nur Soldat mehr ſein!
Was war ihm noch das ganze Leben?
Ein Nichts. Ein ſchales Wort in Stein,
Dem nur die Mutter Wert gegeben . . .

Gen Abend gruben ſie ihn ein.
Er ging im Abendſonnenſchein
Zu ſeinem toten Mütterlein.

Werner Peter Larſen.

Märſche durch Serbien.

Ihr könnt euch gar keinen Begriff machen, wie die Landſtraßen in Serbien ausſehen. Sie haben vor allem keinen feſten Untergrund, ſondern nur gewöhnlichen, vielbefahrenen Ackerboden. Bei jedem Schritt ſinkt man bis über die Knöchel in Schlamm und Dreck; das Waſſer ſteht oft viele hundert Meter lang bis zu 30 Zentimeter tief mitten auf der Straße und läßt ſich abſolut nicht umgehen, man muß hindurch und bei jedem Schritt des Nachbarn wird man über und über voll beſpritzt und beſchmutzt; nach einer halben Stunde ſieht man ſchon aus, als hätte man ſich im Schmutze gewälzt.

So geht man ſtumpfſinnig durch das weite, öde Land, oft weit und breit kein Haus, kein Baum, höchſtens manchmal kümmerliche Weidengebüſche und Stoppelfelder von Maisfeldern. Wir kamen in die Ortſchaft T. Häuſer aus dichtem Lehm mit Strohdächern, kein Häuschen hat mehr als zwei Zimmer. Gärten gibt es keine, nur Städel und Ställe für Rinder und Hühner. Ein wahrer Reichtum an Vieh, vor allem an Schweinen und Hühnern war hier vorhanden.

Sobald wir Deutſche die Ortſchaft betreten, erhebt ſich ein unheimliches Hundegebell im ganzen Dorfe; in jedem Haus bellt der Hund, die Hühner krähen, die Schweine grunzen, Kühe ſchreien, kurz, ein Höllenlärm. Ich betrete noch triefend vom ſtrömenden Regen ein Haus, trete in die Stube ein und ſehe ein altes Weib mit acht Kindern verſammelt. Große Furcht iſt ihnen anzumerken, alle bekreuzen ſich wohl zehnmal, falten die Hände zum Gebet, ſtammeln unverſtändliche Worte und warten geſpannt, was nun ich wohl tun werde. Leider verſtehe ich kein einziges ſerbiſches Wort und ſo betrachte ich ſie ſtumm und gehe wieder, nachdem ich in dem Nebenraum Platz für Mannſchaften gefunden. Die Offiziere ſchlafen ebenfalls auf Stroh zu ſechs in einem Zimmer. Als ich ſpäter nochmal durchs Dorf gehe, um nachzuſehen, bot ſich mir ein einziges Bild. Die todmüden Soldaten waren plötzlich lebendig geworden, überall brannte Feuer und wurde gekocht und etwa zwei Stunden hernach hatten die Leute ihren Höllenhunger geſtillt. Lang, bis in die Nacht hinein, hatte ich zu tun, um meine naſſen Kleider und Schuhe, teilweiſe am Körper, zu trocknen, denn zum Wechſeln hatte ich nichts, als was im Torniſter an Wäſche ſich befand.

Am nächſten Tage ging es wieder weiter und je tiefer wir in das Innere des Landes kamen, deſto ſchlechter wurden die Wege und der Verkehr auf der Straße lebhafter. Kolonne an Kolonne, Autos, Verwundeten- und Gefangenentransporte, auswandernde Flüchtlinge ꝛc. ſtörten uns am Marſch und verurſachten Stockungen. Fleiſch kann man genug bekommen, was auf den Viehreichtum zurückzuführen iſt, aber kein Brot. Und Fleiſch ohne Brot eſſen iſt nicht halb ſo gut. Wir vertröſteten uns, es war ja dies das erſte Dorf.

Es geht durch endloſe Ebenen dahin und nach zehnſtündigem Marſche erreichen wir die Stadt Toz., wo wir ſcheußliche Quartiere bezogen. Auch hier ſind die Straßen mitten in der Stadt ebenſo grundlos und voll Waſſer wie auf der Landſtraße. Weiter ſahen wir nichts, denn wir kamen hier an, als es ſchon dunkel war und noch bei Dämmerung wurde weiter marſchiert. Am 3. November ging es nach K. Auf dem Marſche dahin überſchritten wir eine ganz neue von deutſchen Pionieren geſchlagene Brücke. Der Marſch war furchtbar anſtrengend, über Wieſen und Äcker im Lehm und Kot, bis wir ſpät abends ankamen. Nach K. führt überhaupt kein Weg (Verhältniſſe, wie ſie nur in Serbien vorkommen können).

Hier gab es nun keine Quartiere; es mußte in Zelten auf naſſem Wieſenboden biwakiert werden. Wir waren alle ſehr hungrig und gerade heute blieb auch die ganze Verpflegung aus, da die Pferde und Tragtiere nicht mehr nachkommen konnten. Für heute hatten wir alſo nichts zu eſſen und einen leeren Magen. Am nächſten Morgen kam dann in aller Frühe die Verpflegung nach.

Wir marſchierten weiter nach Kr. Nach anſtrengendem Marſche kamen wir dort bei Dunkelheit an und fanden in der ziemlich großen Stadt wenigſtens gute Quartiere vor. Am Morgen kommt ſtatt des Abmarſchbefehles die angenehme Nachricht, daß wir heute Raſttag hätten.

Von einem Infanteriſten.

Im Felde gez. v. K. Reich.

Gefangene Serben.

Allerseelen in Serbien.

Es wollte Abend werden und langsam kroch die Dämmerung den trägen Wassern der Donau entgegen, dunkel und schwer wie diese. Im Westen gossen die aufglühenden Strahlen der Sonne rote und goldene Farben in die Fluten, und brodelnd stiegen die Nebel auf, gleich wie von Feuer durchglühter Rauch. Längs des Flusses aber, dessen Wasser, dahinfließend wie Öl, sich gleichmäßig plätschernd brachen, gingen Weiber in einem langen Zug, alte und junge, mit ihren leuchtend bunten Kopftüchern und Schürzen. An Tragstangen, die sie auf die Schultern gelegt, hingen Kupferkessel oder gestickte Tragtaschen. Und aus all den Behältnissen quollen in überstrotzender Fülle Blumen, teilweise weit überhängend, fast nachschleppend. Grell und bunt, wie sie der Herbst in Bauerngärten zeugt, streckten da Georginen und Astern neben Strohblumen ihre Köpfe heraus, und die letzten Rosen füllten, kaum erblüht, manchen Kessel. Ein schwermütiges Lied, zu dem der Sänger eine trommelartige Begleitung klopfte, tönt vom Wasser her.

Die Melodie schien passend zu dem ernsten Zug der Frauen, die da hinaus vor die Stadt wanderten, die Gräber der gefallenen Krieger zu schmücken. Fast feierlich schritten sie dahin, den Namenlosen, den Unbekannten die letzten Ruhestätten zu zieren am heutigen Tage, an welchem ihrer in der Heimat wohl bang die Lieben gedachten. Still wie ein Trauerzug glitten sie vorüber. Waren die Blumen so schwer oder beugte die Wucht des eigenen Geschickes so tief die Häupter?

Da goß die Sonne, gleichsam den Weg weisend, nochmal ihr volles Licht über den Friedhof, mit seinen weißen Kreuzen und seinem kleinen Kirchlein am Ende.

Über die Schiffbrücke, die nun das österreichische Ufer wieder mit dem serbischen verbindet, kam ein anderer Zug. Gespensterhaft lange Schatten warf er auf die Wasser. Auch bunt in der Farbe, womöglich noch bunter und doch gleich ernst und schweigsam. Serbische Gefangene führte man herüber, viele Hundert.

Müd und matt ist ihr Schritt, und des Todes Ernst liegt auf ihren harten Zügen. Stumm geht einer hinter dem andern, hohl klingen die Schritte auf der Brücke. Auch sie sprechen kein Wort. Traurig blicken sie nach dem mehr und mehr versinkenden Sonnenball, der die Landschaft vor sich unplastisch wie eine Silhouette erscheinen läßt. Da gehen Wolken und Wasser über in einen fernen Brand, in den die Bäume schwarz hineinragen. Und weiter geht der Zug der Gefangenen, langsam schleppend. Viele von ihnen tragen einen rot leuchtenden Kranz umgehängt, es sind aufgereihte Paprikaschoten. Von Ferne aber hält man sie für Blumen. Wie rote, dichte Blumenkränze erscheinen sie mir, als ginge da ein ganzes Volk geschmückt seinem Allerseelen entgegen.

Kriegsfreiw. Hans E. Trutter.

Digitized by Google

Geschlagene Serben auf dem Rückzuge.

Biwak einer Maſchinengewehr-Kompagnie an der Morava. Im Felde gez. v. A. Reich.

Abend in einem Zigeunerdorf.

Lieblich zog der Abend herauf und tönte den Himmel in zarten Farben, vom feinen Grünblau ins lichte Lachsrot hinüberſpielend. Roſiger Schimmer lag auf den bräunlichen Bergzügen und rötlich ſpiegelte ſich der Himmel in dem Bächlein und Tümpeln. All die harten Farben erſchienen ſanfter abgeſtuft und weicher in dem milden Schein, und friedlich ſchwebte der Abend über den Fluren. Auf den öden, lehmfarbenen Stoppelfeldern trieben Hirten ihre Schafherden, deren graurundes, wirres Gewimmel blökend den heimiſchen Ställen zulief. Bald fluteten die Tiere auseinander, bald liefen ſie eng zuſammengedrängt über die leichten Wellen des Bodens. Schwarz und hoch traten die Figuren der Schäfer aus der Landſchaft in ihren phantaſtiſch weiten Mänteln, mit ihren hohen Stöcken an die Schäfer der Weihnachtskrippen gemahnend.

Wir waren hinausgegangen vor die Stadt mit ihrem bunten orientaliſchen Volksgewimmel, den ewig feilſchenden Weibern und Kindern und ſchritten über die Felder dem nahen Zigeunerdorf zu. Da tauchten ſie auch ſchon auf, aus einer kleinen Bodenſenke, die Lehmhütten und Häuschen mit ihren ſchiefen, ſpitzen Dächern, und ſcharf hoben ſich die grotesken Konturen von dem ſich immer tiefer tönenden Himmel

ab. Als leuchtender Fleck lag in der Mitte des unregelmäßigen Gewirrs ein kleiner See, deſſen verſchilfte Ufer mit den hohen Halmen weit hinein bis zwiſchen die Häuſer reichten. Träg und ſchwerfällig zog eine kleine Büffelherde mit tiefgeneigten Köpfen am andern Ufer zur Tränke, bald ſtehenbleibend dem mächtigen Nacken noch tiefer zur Erde drückend, um ſich dann, mit einem Ruck den Kopf hebend, links und rechts Platz zu verſchaffen. Die Dämmerung ließ die ſchwarzgraue, faltige Haut noch tiefer und unheimlicher erſcheinen.

Da hatten uns ſchon Kinder aus dem Dorf erſpäht, und in wirrem Durcheinander, ſchreiend, mit den Händen ſchlagend und winkend, eilten ſie auf uns zu. Den Wechſel des Krieges und der durchziehenden Heere konnte man ſo recht deutlich aus dem Aufzug der kleinen, braunen, geſchmeidigen Geſtalten ahnen. Hier diente ein alter deutſcher Waffenrock, der in weiten Falten über den zarten Gliedern ſchlotterte, als einziges Bekleidungsſtück, deſſen längſt verlorene Knöpfe durch Äſtchen erſetzt waren. Dort ſaß keck auf dem wilden, ſchwarzen Gelock eines kleinen halbnackten Mädchens eine ſerbiſche Soldatenmütze, während ein aufgeſchoſſener Bub einen langen öſterreichiſchen Militärmantel im Lehm nachzog, faſt erdrückt von ſeinem Gewicht. Beinahe jedes der Kinder hatte etwas Kriegeriſches an ſich, und ſeien es auch nur Kokarden und Nationale deutſcher oder bulgariſcher Mützen, die, ein willkommener Schmuck, als Solitär um den Hals oder im bauſchig auffriſierten Haar getragen wurden. Wild geſtikulierten all die kleinen, zudringlichen Hände um uns herum. Eins ſuchte das Andere wegzudrängen, zu Fall zu bringen in dem zähen klebrigen Lehm, der den ganzen Boden bedeckte. Unverſtändlich und doch klar in ſeiner zügelloſen Begehrlichkeit war dies Geſchrei. Da flogen plötzlich klatſchend und patſchend breite feſte Lehmkugeln in den wilden Haufen, trafen die Schreihälſe an Kopf und Rücken ſo heftig, daß ſie unter neuerlichem Aufkreiſchen langſam und widerwillig uns den Weg freigaben. Zwiſchen den Häuſern verlief ſich die halbnackte Geſellſchaft nach und nach, uns immerzu winkend und ſchreiend. Der Schütze, ein älterer Mann, aber kauerte grinſend vor ſeiner Hütte und bereitete neue Geſchoſſe, die er in ſymmetriſchen Figuren vor ſich aufbaute, um die Dorfjugend zu erziehen. Sein ſchütteres, graues Haar deckte eine zuckerhutförmige Serbenmütze. Neben ihm kauerte am glimmenden Feuer ſeine Frau, die uns mit ihren dunklen, ſtechenden Augen mißtrauiſch muſterte, ohne ſich dabei in ihrem dumpfen Hinbrüten ſtören zu laſſen. Merkwürdig erſchien das ſcharfe, knochige Geſicht von der Glut beleuchtet, die das dunkle, üppige Haar metalliſch aufſchimmern ließ. Mit einem dünnen Stab rührte ſie gleichmäßig, rein mechaniſch, zwiſchen den glühenden, weißlich brennenden Holzkohlen.

Der etwas weniger zerfetzte Anzug, ſowie auch das gravitätiſche Gebaren des alten Mannes, die Art, wie er nun grüßend aufſtand und uns empfing, ließen auch vermuten, daß er offenbar das Oberhaupt dieſes unruhigen Völkchens war. Allein ſeine Hütte unterſchied ſich in nichts von der Armſeligkeit der anderen. Faſt kein Hausrat

war an den kahlen Lehmwänden zu finden, ja oft war sogar die dünne Erdschicht abgefallen und das dürre Reisig — die Zwischenwand — lag frei und ließ die kühle Luft durchstreichen. Einige braune ungebrannte Tonschüsseln und Henkelkrüge mit eingekerbten, wenig kunstvollen Ornamenten verziert, bildeten neben dem offenen Herd oft die ganze Einrichtung der meist einräumigen Häuser. In einem Eck lagen Bündel von Maisstroh, auf ihnen Decken, manche bestickt, als Lager für die ganze Familie. Der einzige Schmuck außen an den Häusern sind die aus Holz geschnitzten Fenstergitter, die oft wie Haremsgitter aussehen und nicht ohne Kunst gearbeitet sind.

Wahl- und regellos müssen die einzelnen Häuser entstanden sein, je nach Bedarf, keine Straßenlinie, keinen Abstand einhaltend. Ja, manche sind um einen Baum herum gebaut, der den Bewohnern als genehmer Kleiderständer dient. Offenbar war heute großes Wäschefest im Dorf gewesen, denn an langen Leinen, die von Baum zu Baum geschlungen, hingen alte, buntgestreifte Läufer und lange, ausgefranste Rupfenstücke zum Trocknen. Doch fehlte jegliches Wäschestück und da ich auch an keinem der Bewohner irgend eines wahrgenommen, so verachtet wohl diese Zigeunerenklave jegliche Wäsche als unnötig und beschwerend.

Vom Teich her nahte inzwischen ein Zug von Mädchen, die offenbar Wasser für die Abendmahlzeit geholt. Hohe schlanke Gestalten in schwebendem Gang, sich leise in den Hüften wiegend, schritten sie daher, auf den feinen Schultern die bauchigen zweihenkeligen Tonkrüge tragend. Phantastisch aufgeputzt, allerlei blinkenden grellen Glasschmuck in den Haaren und schimmernde Münzen in den zarten Ohrläppchen, gingen sie vorüber. Leise, fast schwermütig, summten sie ein Lied, sich im Takt wiegend.

Im Osten aber zog bleich und hehr der Mond hinauf, brach zitternd durch die Bäume und spiegelte seine glänzende Scheibe im Teich. Und wie ein Echo auf die schwindenden Töne klang aus einer der Lehmhütten ein Lied. Langgezogen und sehnsüchtig schwebte die Melodie herüber, von weichen Mollakkorden begleitet, die hie und da ein schwaches taktmäßiges Klopfen auf das Instrument unterbrach. Traurig klagend schwoll sie an und ab, ein Klagelied auf das verlorene Vaterland.

Allgemach flackerten nun Feuer auf, vor und in den Hütten, warfen ihren zuckenden Schein ins Freie und ließen lange Schatten über unsern Weg auf- und niedertanzen.

Kriegsfreiw. Hans E. Trutter.

Aus dem Zigeunerviertel.

Heiteres aus Serbien.

Nach 20 km Fahrt Korman erreicht. Unterkunft in einer Lehmhütte. Torniſter als Kopfkiſſen, etwas Stroh, einige Decken und das Nachtlager für 3 Mann iſt fertig. Kurzer Kriegsrat. Unteroffizier Adam verſchwindet. Nach einer Viertelſtunde kehrt er zurück, in der Rechten eine 5-pfündige Kalbshaxe, in der Linken eine in Papier gehüllte gelbe Maſſe, das er Fett nennt. Die Kerze verbreitet ein trübes Licht.

Ich werde als Koch beſtimmt und beginne mit den üblichen Vorbereitungen am luſtig brennenden Feuer draußen vor der Türe. Der requirierte Kupferkeſſel mit requirierter Haxe, Fett, Paprika, Zwiebel und Salz brodelt im Nu; Unteroffizier Adam wärmt traumverloren ſeine Hände, er denkt an die Heimat. Plötzlich erſcheint der Gefreite Schneider, ſchimpft und flucht gottserbärmlich, wie eben nur ein Münchener fluchen kann: Himmi, Herrgott, Sakrament, Kruzifix, Kruzifix, mei Schmierſoafa is weg, i find's nimma, Kruzifix, Kruzifix. Ahnungslos wende ich den Braten.

Geh, zwegn dem biſſl Soafa brauchſt doch koa ſolchenes Gſchroa net macha, bemerkt Adam nachdenklich, währenddeſſen der Braten einen etwas eigentümlichen Dunſt zu verbreiten begann. Wos ſogſt, brüllt der Wütende, a biſſl ſoll dös gwen ſei, a biſſl? Mir wars gnua! Dös Biſſl ſoi langa, bis ma nach Saloniki hintri kemma, voſtehſt, voſtehſt, Herr Unteroffizier. Ja, fragt Adam, wo haſt es denn aufghobn, die Soafa, ha? Im Packwagn Nummera oans, unterm Bockſitz voſtehſt, da wo die Nägel und Hufeiſna ſan, und würi zletzt die 4 Hendl einigfeuert hob, bei Potzhawrewackk (Pozarevac) hint, voſtehſt, voſtehſt. Der Bratengeruch wird mittlerweile unerträglich; ich verſuche das Münchener Leibgericht und lege wortlos Meſſer und Gabel zur Seite. Adam bleibt die Antwort ſchuldig, ſteht auf und geht; ich ſchließe mich an und höre gerade noch, wie Schneider von einem damiſchen Kerl ſpricht. Nach einer Stunde kommen wir zögernd wieder. Die Haxe liegt neben dem Keſſel auf der Erde, umgeben von einer geronnenen gelben Maſſe. Schneider liegt auf ſeinem Lager und murmelt ſchlaftrunken: ſo oan damiſchen Kerl, wia den Photograph hob i mei ganz Lebn net troffa, brot der a Haxn mit Schmierſoafa. Mir wars gnua.

Serbiſcher Schnapshändler.

Korps-Photograph Unteroffizier Einſiedel, München.

Ulanenritt.

Die Sonne ſtand heiß und der Tag war ſchwül,
Wild klirrten die Waffen im grauſen Gewühl,
Es ſchlugen wie Teufel in dieſer Schlacht
Die Deutſchen ſich gegen die Übermacht.

Ob auch die Feinde ſie haufenweis
Hinmähten, ſo ſchloß ſich doch enger der Kreis
Und würde den Tapfern nicht Hilfe nah'n,
So iſt es gar bald wohl um ſie getan.

Im grünen Gehölz, in das Gras geſtreckt
Da war'n zwei Schwadronen Ulanen verſteckt,
Die weckt' aus der Ruhe des Hornes Alarm
Und rief zum Dreinhauen den Reiterſchwarm.

Sie ritten flugs los, in den
Feind hinein
Und droſchen wie raſende
Rieſen drein,
Wo eines Ulanen Blankſäbel
blitzt,
Dort nimmer ein Feind mehr
im Sattel ſitzt.

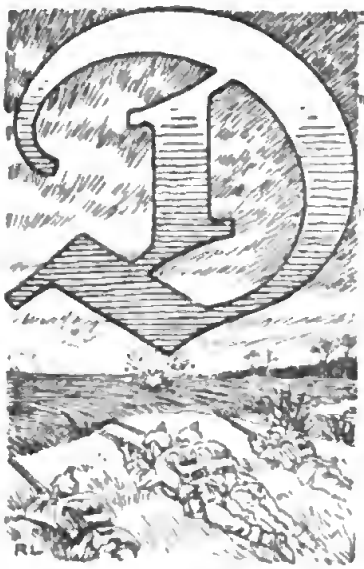
— — — — — — — — — — —

Licht kroch übern Himmel der
Mond herauf,
Zu Ende der Tag und das
blut'ge Gerauf,
Die Nacht kommt in Sternen und
kalt und klar
Im Tod liegen Freunde und
Feinde ſtarr.

Wundmüd' der Trompeter zum
Sammeln blies
Hell ſchmettert ſein Horn über
Halde und Wies,
Es harrte der Seinen der
Kommandeur
Und harrte und harrte — kam
keiner mehr . . .

Auguſt Gräf.

Digitized by Google



Die Übermacht.

Auch der Krieg, obwohl er an sich etwas Außerordentliches darstellt, bildet keine aneinandergereihte Kette von Höhepunkten. Viele Begebenheiten sind für den, der den Krieg erlebt, nur noch Alltäglichkeiten, wenn sie ihn auch in Hatz und Atem halten. So gehört der ewige Donner der Kanonen bald zu dem Gewöhnten, wie das dumpfe Rasseln der Maschinen im Ohr des Fabrikarbeiters erklingen mag, und so entscheidend für das Ganze unser Vorgehen über die Grenze in drei Tagesmärschen (über Tilsit) auch gewesen sein mag, so erschien uns alles schließlich doch nicht anders als die alltägliche Wiederholung von Selbstverständlichkeiten. Allerdings vermöchte ich Bücher zu schreiben über das Aufregende von Aufklärungsritten, Gefechten, Bahnsprengungen, Attakieren der feindlichen Artillerie und auch von manchem, das uns hart ans Herz griff, wie dieser und jener Kamerad vom Gaul sank und jämmerlich ins Gras beißen mußte, wie Leutnant v. A. und Sergeant H. von Kosakenhand fielen und wie unsere Division bei dem heißen Tag von K. auf einmal drei Rittmeister verlor, während ich mit großem Glück und vielem Schutz Gottes allemal heil aus der Patsche kam.

Aber den Höhepunkt bildete für mich erst ein Patrouillenritt am 9. Mai, als ich fast ganz allein als einzelner, der auf eigenes Handeln angewiesen ist, dem Krieg gegenüberstand und ihm wie dem fast sichern Tod so recht ins Antlitz sehen konnte.

Es war schon ein ordentliches Stück im heiligen Rußland, das immer noch unkultivierter und dreckiger wurde, je weiter wir hineingerieten. Unsere Patrouille unter Vizewachtmeister Graf M. war zwanzig Mann stark und drang rasch und kühn vor bis D. und soweit ging alles gut. Hier, in D., wurde ein Pfarrer hochgenommen. Der Pope war entweder ein so dummer oder so geschmeidiger Kerl, daß er uns nach dem nötigen, ebenso nachdrücklichen als freundschaftlichen Hinweis auf strengste Strafe für jede Art von Verräterei über die Bewegungen der feindlichen Infanterie die wünschenswertesten Auskünfte gab. Was er sagte, war so wichtig, daß der Patrouillenführer mich und einen Kameraden schleunigst mit dieser Meldung zur Division zurückschickte, während er selbst mit dem übrigen Häuflein sich noch weiter vor wagte, um mehreres über den vorgehenden Feind zu erkunden. Hei, wie sprengten wir beide da im Vollgefühle unseres wichtigen Auftrags den Weg, den wir gekommen waren, zurück! Es ist immer eine heikle Sache, tief im Feindesland, abgetrennt von den Seinen, ganz auf das „Hilfdirselbst“ angewiesen, unter Umständen in unheilvolle Überraschungen

hineinzureiten. Ein Spazierritt iſt das nicht, doch mein Kamerad und ich, wir waren gehobener Stimmung und wären, hätte es ſein müſſen, ſchlankweg auch durch die Hölle durchgeritten. Wir dachten an keine Gefahr — woher ſollte auch eine drohen? — Waren wir doch vor wenigen Stunden erſt dieſelbe Straße unbehelligt vorgedrungen! Ja, wir ahnten nicht, daß wir und unſere ganze Patrouille bereits abgeſchnitten und nach menſchlichem Ermeſſen verloren waren.

Als wir ſorglos in S. anlangten und in unſerm muntern Trab in die Hauptſtraße einſchwenkten, da ſahen wir am andern Ende der Straße, wo ſie einen Bogen machte, etwas ganz Wunderliches. Eine Staubwolke fegte ums Eck und in ihr zappelten Dutzende von Pferdebeinen, blitzten Waffen.

„Hols der Kukuk!“ entfuhr es mir, „das können doch unmöglich Leute von uns ſein!“

Binnen einer halben Minute hatten wir Gewißheit. Es waren Gardekoſaken, ihrer dreißig Stück. Sie ſtutzten erſt vor uns, als ſie uns ſahen, wie wir vor ihnen, dann aber, als ſie merkten, daß wir nur zweie an Anzahl waren, ritten ſie wie der Teufel mit großem Mut und vielem Geſchrei in vollem Galopp auf uns ein. Warum auch nicht? Sie fühlten ſich ja in der ungeheuern Übermacht!

Was tun? Die Waffen ſtrecken? Um Gnade wimmern? Ich geſtehe, es iſt kein geheuer Ding, ſo zu zweien einſam dreißig zum Erſchrecken wilden Koſakenkerlen gegenüberzuſtehen, und ich ſah es in dieſen wenigen Augenblicken, wie die plötzlich körperlich gewordene unſagbar unheimliche Erſcheinung des Kriegs die Straße von S. heraufjagen. Doch — „dem Tapferen gehört die Welt!“ Und ein bayeriſcher Soldat zeigt fürs erſte, ehe er ſich ergibt, die Zähne. Daher riſſen wir blitzſchnell unſere Gäule zurück und bogen links ab. Zur Ortſchaft hinten hinaus, das überlegten wir im Nu, wäre verfehlt und um unſer Leben getan geweſen, da die Koſaken dann hinter uns dreinſchießen konnten, als wären wir fliehende Scheiben. Wir ſuchten Deckung hinter einem Haus. Vor allem brachten wir unſere Pferde hinter der weiter rückwärts gelegenen Scheune, ohne ſie lange anzubinden, in Sicherheit. Dann ſtürzten wir mit bereit gehaltenem Karabiner zum Haus vor, das uns gegen die fünf bis ſechs Meter entfernt liegende Straße hin ſchützte.

Kaum lagen wir da in Bereitſchaft, als wir hörten, daß auch die Koſaken herangekommen waren und Miene machten, uns zu umzingeln und abzufangen. Sie entſicherten ihre Piſtolen und zogen blank. Das barbariſche Geſchrei dieſer fürchterlichen Horde vergeſſe ich im Leben nie! Wir biſſen die Zähne übereinander, um ruhig Blut zu wahren. Und ſchon guckte der erſte dieſer Kerle ſäbelfuchtelnd, mit wild rollenden Augen um die Ecke des Hauſes. Es war zuviel der Neugierde, denn wir zielten gut. Zwei Schüſſe krachten. Der Kerl klappte wie ein geplatzter Gummimann auf dem Pferd zuſammen, das ebenfalls getroffen aufwiehernd ſich bäumte und, während aus ſeiner Bruſt das

Blut vorſchoß, wild zuckend ſich überrollte und zuſammenbrach. Aber nun drängte mit ſchrecklichem Geheul die ganze Bande hinterm Haus hervor. In fünfzehnfacher Überlegenheit grinſte uns zweien der gewiſſe Tod ins Angeſicht. Wüſten Mordgeſellen gleich warf ſich die Schar uns entgegen, ſäbelſchwingend, mit zum Todſchlag erhobenen Armen und Piſtolenſchüſſe krachten — es hatte das Anſehen, als ob ein aufgeregter Schwarm Bienen gegen einen Stockfremdling tobt und ſeine Stacheln zückt. Zu unſerm Glück verloren wir die Faſſung nicht und feuerten in den andringenden Haufen, was wir konnten. Im Augenblick ſtürzte abermals ein Koſak verwundet mit Geſchrei vom Pferde, eine Verwirrung entſtand und da und da — — wir trauten unſern Augen nicht — da knäuelte der durcheinanderdrängende Haufe ſich in toller Panik zurück, die Angreifer wankten und in weniger als einer halben Minute ſtob die ganze Bande zum Teufel, ſtürmte davon, die einen rechts, die andern links. Was noch zauderte, wurde von den Flüchtenden mitgeriſſen und in aller Haſt wurde auch der zuletzt Verwundete mit fortgeſchleift.

Dreißig Mann vor zweien auf der Flucht! Es ſchien uns ſelbſt unglaublich. Aber nun hättet Ihr uns ſehen ſollen, wie wir vorſtürzten zur Straße und den weichenden Feiglingen mit Hurra und Triumphgeſchrei Schuß um Schuß nachbrannten und wie wir unſern Platz behaupteten, bis auch der letzte aus unſerm Geſichtsfeld geräumt! Doch nunmehr war auch unſeres Bleibens nicht mehr an dem gefährdeten Ort. Mein Kamerad holte die Pferde herbei, indes ich den Flüchtigen nachſpähte, hierauf ſahen wir noch nach dem vom Pferd geſchoſſenen Ruſſen, um zu ſehen, was zu helfen wäre. Indeſſen der arme Teufel hatte einen Kopfſchuß abbekommen. Er war tot. Da ſaßen wir auf und ritten von dannen.

Doch ſo ſchnell ſollte unſer Abenteuer nicht enden. Denn als wir die Ortſchaft verließen, ſahen wir im Feld vor uns abermals zwölf Gardekoſaken. Vorbei mußten wir an ihnen — — jedoch hatten wir dreißig in die Flucht geſchlagen, ſo wollten wir auch mit einem Dutzend fertig werden! Wir machten es einfach nach Art der Spahis. Den Karabiner nahmen wir ſchußbereit in den Arm, gaben den Pferden die Sporen und ſo ſprengten wir in raſendem Galopp an der Front der Zwölfe vorbei, während wir vom Pferd aus unter ſie hineinſchoſſen. Verdutzt über den verwegenen Überfall vergaßen die maßlos Überraſchten ganz, uns zu attakieren. Sie flüchteten im Gegenteil mit verhängten Zügeln querfeldein hinter eine Anhöhe, in deren Schutz ſie abſaßen und wie verzweifelt auf uns ſchoſſen.

Sie trafen nicht. Wir hatten Glück, die Ruſſen keins. So langten wir mit unſerer Meldung heil und unverſehrt bei den Unſern an und hatten das Hochgefühl, daß unſere Diviſion nun nach dem Stand der Aufklärung eine geſchickte Gegenbewegung gegen den drohenden ruſſiſchen Angriff unternehmen konnte, und daß wir auch mit Ehren als zwei rechte bayeriſche Soldaten einer Übermacht widerſtanden hatten, wie zwei Repräſentanten deutſcher Furchtloſigkeit und deutſchen Mutes. Aus einem Briefe.

Digitized by Google

Otto Ritter v. Jäger
Generalmajor.

Karl Ritter v. Schoch
Generalmajor.

Bernhard v. Harp
Generalmajor.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Die Erstürmung von Grudusk.

Ein bayerischer Reservist, der den polnischen Feldzug bei einem thüringischen Regiment mitgemacht hat und beim Sturm auf die Festung Pultusk verwundet wurde, erzählt folgendes: Die Erstürmung des Dorfes Grudusk bildete den ersten Ruck zu jener Hindenburgischen Offensive im Juli 1915, die uns nach dem Durchbruch von Preschnitz schließlich die gesamten polnischen Festungen in die Hand gab. Das Regiment, das bis zum Juli an der N. in Stellung lag, wurde auf Umwegen und auf Hindenburgische Art in die neue Stellung gebracht.

Schon am 1. Juli, so erzählt der Bayer, ging ein Gemunkel vom Feldwebel herunter bis zu uns. „Es geht fort von hier!“ erklärte uns unser Zugführer. Da war keiner drunter, der nicht aufgeatmet hätte. Denn sonderlich gefiel uns unsere alte Stellung nicht; aber daß wir solch eine Nuß zu beißen bekommen würden, das hat keiner von uns geträumt. Wir haben schon große Festungen mit gestürmt, haben uns in der zweiten Hindenburgschlacht das besondere Lob des Kaisers verdient, haben bei Lowicz uns unter Mackensen aus der Umklammerung befreit, aber solche Verteidigungsanlagen, wie wir sie nun vor Grudusk zu sehen bekamen und stürmen sollten, das war neu für uns alte Krieger.

Mit Sang und Klang und Gloria ging's am 3. Juli aus unseren alten Stellungen. So lustig und laut, als wäre es in unserer Absicht gelegen, den Feind auf uns aufmerksam zu machen. Bis Ujerzo wurde marschiert. Dort wurden wir eingeladen und fort ging's.

Wohin? Wohin? die Frage machte uns fast nervös. Es ist eigentümlich, wenn man einem neuen Feind entgegenfährt und nicht weiß, welchem. Wer eine Karte hatte, studierte sie. Stundenlang schauten wir auf die Karten und sannen nach allerlei Möglichkeiten. Galizien war ausgeschlossen. Ostpreußen? Dann wären wir sicher nicht über Lodz gefahren! Als wir bei Kalisch die deutsche Grenze erreichten, war alles in fieberhafter Erwartung. Dort lag die Entscheidung. Und wir waren alle überrascht.

In weitem Bogen ging's nach Osten zurück. Kurz, nach zwei Tagen waren wir fast genau nördlich von unserer alten Stellung, aber auf dem jenseitigen Ufer des Flusses. Dort wurden wir ausparkiert und sechs Kilometer davon in einem Nest einquartiert, das die Russen niedergebrannt hatten.

Am 8. Juli ging's weiter. Als wir zum Abmarsch antraten, wurde uns mitgeteilt, daß wir zu einem Durchbruch ausersehen seien. So ein Durchbruch ist ein kitzliches Ding, schon etwas mehr wie Sturmangriff. Aber nur einen Moment war's still bei uns, dann aber ging's los. Die Mundharmonika heraus und den Mund aufgemacht, und mit Sang und Klang los! Es war furchtbar warm, und Staub bekamen unsere Lungen mehr als Luft. Dann kam ein Regen. Aber was für einer! Die Stiefel waren voll Wasser und die Montur durch und durch naß, als wir nachts 11 Uhr nach fünfstündigem Marsch endlich in Quartiere kamen. Ja, ins Quartier! Oder war ein zerschossener Stall kein Quartier? Und ist ein Arm voll Stroh etwa keine gute Unterlage fürs Schlafen? Wir haben gezittert vor Frost, den fürchten wir mehr als die Russen. Wie die Schafe im Pferch schmiegten wir uns aneinander, um uns zu wärmen. Und haben doch die ganze Nacht gefroren.

Am nächsten Tag ging's in den Schützengraben. Am 10. sehen wir von Ferne das Dorf Grudusk! Das sollten wir stürmen! Sprich das Wort einmal vor dich hin und paß auf, ob dir's nicht eiskalt über den Rücken läuft. Da ward's manchem von uns anders ums Herz. Das sollten wir stürmen?! Eine so befestigte Stellung hatten wir noch nicht gesehen. (Der Tagesbericht erwähnt auch besonders die mit allen Mitteln moderner Befestigungskunst ausgebauten Stellungen.) Wir haben den Kopf geschüttelt. Aber wir haben's gemacht!

Zunächst mit einer Sappe ran an den Feind! 200 Meter vor ihm wurde die Sturmstellung ausgehoben. Alles unter strömenden Regen. Total durchnäßt ging's früh gegen drei Uhr „heim" aus der Sturmstellung, d. h. in den Schützengraben zurück; der war bis zu den Waden voll Wasser. Dort „ruhten" wir aus.

Die Russen hatten unterdes Lunte gerochen, und als wir am nächsten Tag wieder bei der Arbeit waren, gab's russische Granaten und in der Nacht geradezu wahnsinniges Gewehrfeuer, so daß für unser 2. Bataillon noch eine Kompagnie vom 3. Bataillon zur Verstärkung herangeholt werden mußte. Wir hatten leider auch Verluste, aber unser Zweck war erreicht: am nächsten Tag konnten sich unsere Minenwerfer ganz vorne eingraben. Wir selbst bekamen dann noch einen Tag Ruhe, einen Kilometer hinter dem Graben. Ruhe vor dem Sturm! Wie man da ruht, kannst du dir denken. Am 12. abends ging's in den Graben zurück.

Der dreizehnte brach an. Um 4 Uhr früh begann die Vorbereitung durch die Artillerie. Wie die losgelassene Hölle pfiff's über uns hinweg. Ein Pfeifen und Zischen, ein Krachen und Heulen. Da wurde es uns schon schwül dabei, wie über uns diese Hölle hinwegraste. Wie mag's da erst den Russen zumute gewesen sein! Die Minen, die geworfen wurden, konnten wir im Flug verfolgen. Wie Riesenzigarren stiegen sie schräg in die Höhe und plumpsten dann schwer wie Mehlsäcke senkrecht herunter auf die russischen Gräben mit einem Krachen, daß uns Hören und Sehen verging.

Digitized by Google

Es wird ſechs Uhr. Die Kanonade wird immer heftiger. Von den Ruſſen antworten nur zwei Feldkanonen. Mehr hatten ſie ſcheint's nicht an dieſer Stelle. Das war im Lärm ein Unterſchied, wie wenn vom Kirchturm Sturm geläutet wird und ein Kind ein Puppenglöckchen in Bewegung ſetzt. So war der Unterſchied. Aber ſie haben wenigſtens die Ehre gerettet, die beiden ruſſiſchen Feldkanonen.

Um halb ſieben Uhr kam ein Moment, der unſere Herzen ſchlagen ließ, es ging auf Tod und Leben. Unſere im Pionierdienſt ausgebildeten Kameraden gingen zum Durchſchneiden der Hinderniſſe vor. Was man da erlebt, auch wenn man nicht dabei iſt, das kann man nicht beſchreiben. Die Minuten wurden zu Ewigkeiten. Jetzt! Jetzt ſind ſie dort. Wie der Blitz ſchneiden ſie die Drähte durch. Sie kriechen zurück, die Tapferen. Ein wahnſinniges Maſchinengewehrfeuer verfolgt ſie. Aber die Ruſſen ſchweigen ſchnell. Jetzt ſchütteten unſere Artillerie und unſere Minenwerfer erſt die ganze Hölle über die Ruſſen aus. Anderthalb Stunden geht's ſo fort, dann — man greift ſich an den Kopf — auf einmal Totenſtille. Punkt acht Uhr. Und nun wir raus aus dem Graben und mit aufgepflanztem Bajonett auf die Ruſſen los. Da iſt kein Halten bei uns: „Ran an die Bande!" heißt's, und ohne Station unterwegs „Rein in den Graben". Die Ruſſen waren „gut vorbereitet" auf unſeren Sturm, d. h. durch unſere Artillerie. Sie ſelbſt ſchienen abſolut unvorbereitet, ſo ſchnell hatten ſie uns anſcheinend nicht in ihren Gräben erwartet. Ihr Widerſtand iſt ſchnell gebrochen, aber die Kerle ſchießen nun aus den Unterſtänden, an denen wir uns vorbei gearbeitet hatten, von hinten auf uns. Dagegen gab es Bajonett und Handgranaten.

Im Dorf ſelbſt iſt die Kirche zu einer kleinen Feſtung ausgebaut. Sie iſt bald unſer, wie das ganze Dorf. Nun werden die Häuſer durchſucht. Eines nach dem andern. Das Bild hätteſt du ſehen ſollen. So ernſt uns zumute war, aber wir mußten lachen. Mit hochgehobenen Händen kamen ſie daher und gingen auf unſere Reihen zu. Wir machten ihnen ehrfurchtsvoll Platz, ohne uns um ſie zu kümmern. Als ob ſie die Geſchichte ſchon im Frieden geübt hätten, gingen ſie, immer die Hände hoch, als wollten ſie das Schickſal anklagen, an uns vorüber und ſuchten ſelbſt die Leute, die ſie eigentlich gefangennehmen. Es war ein köſtliches Bild, wenn wir uns umſchauten und ſie nach denen ſuchen ſahen, die auf ſie warteten, immer die Hände hoch, immer die Hände hoch.

Wir aber jubelten! 680 Gefangene, 5 Geſchütze, 4 Maſchinengewehre und eine tolle Stellung hatte das 2. Bataillon erobert und unter verhältnismäßig ſehr geringen Verluſten. Fünfzig Mann hatten wir an Toten und Verwundeten.

Nun hatten wir Ruhe. Öſtlich von uns brannte Ciechanow an allen Ecken und Enden. Dann ging's auf Pultusk zu. Ich hab's nimmer erreicht.

Bayern im Kampf mit russischer Garde.

Das die Entschlossenheit des einzelnen, die richtige Tat am richtigen Fleck für die Gesamtheit seiner Kameraden und schließlich auch für größere Verbände bedeutet, wie der Opfermut eines einzigen Kameraden, der sein Leben für die andern wagt, hunderten das Leben rettet, dafür boten die Augustkämpfe eines Infanterieregiments in der Nähe von P. Beispiel um Beispiel.

Teile des Regiments, die ein Werk vor P. besetzt hatten, waren dort durch einen überraschenden und mit weit überlegenen Kräften unternommenen Angriff in eine höchst gefährliche Lage gekommen, die mit jeder Minute mehr sich einer Katastrophe zu nähern schien. Überlegener, zäher Feind, der bereits in einen Teil des Werkes eingedrungen war, und dazu Munitionsmangel und keine telephonische Verbindung mit rückwärts, keine Möglichkeit, Verstärkung und Munition heranzurufen, keine Möglichkeit, einen gemeinsamen Angriff zu befehlen! Es konnte kaum schlimmer stehen! Und doch, in der höchsten Not — es war, als ob sich an die Stelle der defekten Räder und Rädchen einer Maschine automatisch neue Ersatzräder einfügten — ward durch eine Kette entschlossener und todesverachtender Taten die Lage wiederhergestellt, und eine ganze Reihe goldener und silberner Tapferkeitsmedaillen konnten für jene stürmische Nacht an Angehörige dieses Regiments verteilt werden.

Es war in der Nacht zum 10. August. In dem Werk lagen die 5. und 8. Kompagnie, seitwärts andere Kompagnien, die unter dem Schutz der Nacht neue Stellungen aushoben. Ein rasendes Artilleriefeuer der Russen suchte die Arbeiten zu stören, aber es richtete nur geringen Schaden an, da der Feind die genauen Stellungen an diesem Teil der Linie doch nicht kannte. Da, auf einmal ... Was war das? Eine Leuchtkugel stieg in die Höhe und machte, fallend, die Nacht fast zum Tag! Und es war keine russische Leuchtkugel, die den Schleier von den neuen Stellungen riß! Da mußte hinter der Front ein Versehen passiert sein. Ein paar bange Minuten verstrichen. Die Russen ließen sie nicht ungenützt: die nächste Lage kam den neuen Gräben schon bedenklich näher. Da ... eine zweite Leuchtkugel ... und eine dritte ...! und eine vierte ...! Und immer besser schossen sich die Russen ein. Die hinten mußten offenbar die Gefechtslage verkennen. Und ehe man noch recht darüber im klaren war, geschah etwas, was den Unsern das Blut in den Adern fast erstarren machte: Signale blitzten durch die Nacht, die unsere eigene Artillerie zum Schießen auf unsere Stellungen veranlassen

Auf dem Wege zum Verbandplatze.

Digitized by Google

wollten. Nun war kein Zweifel mehr möglich: hinter uns ſtand ein Regiment, das uns für Ruſſen hielt. Aber ſchon fand ſich ein Tapferer, der Infanteriſt Joſeph Kaiſer von Obererlbach bei Gunzenhauſen, der, den ſicheren Tod vor Augen, jeden Augenblick gewärtig, von einer deutſchen Kugel oder Granate getroffen zu werden, nach hinten eilte und, faſt erſchöpft, aber noch rechtzeitig genug, das fremde Regiment über den Irrtum aufklären konnte. Ihm ward guter Lohn für ſeine wackere Tat: die goldene Medaille!

Unterdeſſen hatte die ruſſiſche Garde zum Sturm angeſetzt In dichten Maſſen kamen ſie heran. Ein wütendes Feuer empfing ſie. Die Unſern ſchoſſen, was nur aus den Gewehren herausging. Haufenweis lagen am andern Tage die Leichen. Aber Welle um Welle flutete gegen den Damm unſerer Stellungen heran und ſuchte, drüber hinweg in die Gräben zu kommen. Und bald war an einer ſchwachen Stelle der Damm durchbrochen und ein Teil des Werkes in den Händen der Ruſſen. Schon fühlten ſie ſich als Sieger. Aber die Hartnäckigkeit der Bayern hinderte ſie, das Werk in ſeiner ganzen Ausdehnung zu nehmen. Einer der Tapferſten war der Gefreite der Reſerve, Leonhard Schüller, ein Steinmetz von Derichsweiler bei Düren. Als die Ruſſen in ſein Grabenſtück einbrachen, ſtürzten mehrere auf ihn ein und forderten ihn auf, ſich zu ergeben. Sie waren aber an den Unrechten gekommen, und die Antwort, die er gab, koſtete einem das Leben. Die andern entflohen. Nun ermunterte er ſeine anderen Kameraden auszuharren und ſein Beiſpiel blieb nicht ohne Erfolg. Schüller, ein umſichtiger Menſch, bemerkte bald die Abſicht der Ruſſen, an einer für uns gefährlichen Stelle ein Maſchinengewehr zu poſtieren. Dem wandte er jetzt ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu und ſetzte Schuß um Schuß, und jeden wohlgezielt, unter die Bedienungsmannſchaft. Schließlich gelang es ihm ſogar, das Maſchinengewehr ganz außer Gefecht zu ſetzen. Die Gefahr war beſeitigt.

Aber anderem mußte noch vorgebeugt werden. Schüller ließ ſchnell den Graben abdämmen und dann brachte er den Ruſſen durch quälendes Flankenfeuer ſchwere Verluſte bei. Und als es ſpäter zur Rückeroberung des verlorenen Teiles des Werkes ging, war Schüller, obwohl ſchon verwundet, einer der Kühnſten. Er hat ſeine goldene Medaille reichlich verdient!

Die gleiche Auszeichnung holte ſich in dieſem Kampf auch der Gefreite Anton Schöttl von der 5. Kompagnie. Er kam gerade vom Eſſen holen, als die Ruſſen zum Angriff einſetzten. Vor ihm war ein Grabenſtück, das nur eine ſchwache Beſatzung hatte. Die Kameraden allein laſſen? Einer mehr war vielleicht die Rettung für alle. Und ſchon war er drinnen im Grabenſtück. Mit ihm aber auch ſchon die Ruſſen. Er ſtand allein gegen ſie. Mit ein paar wohlgezielten Schüſſen ſchoß er die Ruſſen über den Haufen. Für einen Augenblick hatte er Ruhe; aber nicht Zeit genug, eine Wunde zu verbinden, die er im Kampf erhalten hatte. Schon kletterten in nächſter Nähe wieder Ruſſen über die Bruſtwehr. Den erſten packte er und machte ihn kampfunfähig; die

andern, die wohl glauben mochten, das Grabenstück sei stark besetzt, eilten davon. So rettete Schöttl ein beträchtliches Grabenstück für seine Kompagnie; das brachte auch ihm die wohlverdiente goldene Medaille.

Trotz aller Tapferkeit des einzelnen, ward allmählich die Lage für die Besatzung des Werkes schwieriger. Immer neue Massen brachen gegen den von den Bayern noch gehaltenen Teil des Werkes vor. Nur durch mörderisches Feuer konnten sie aufgehalten werden. Aber das rasende Feuer, das die Bayern unterhalten mußten, ließ auch die Munition zur Neige gehen, besonders bei der 8. Kompagnie. Und Munition konnte, das war das Bedenklichste und machte die Lage kritisch, nicht einmal herangerufen werden, denn ein Teil der telephonischen Leitung war in die Hände der Russen gefallen. Es war ein Glück, daß im Augenblick höchster Not, gerade als die Russen zu einem neuen Angriff ansetzten, sich unter dem Offizierstellvertreter Leonhard Hartmann aus Oberzenn, einem in Augsburg wohnenden Ingenieur, ein Zug der 3. Kompagnie einschieben konnte. Ohne diese Verstärkung, deren unerschöpfte Munition besonders ins Gewicht fiel, wäre der Ansturm sicher geglückt. Aber Hartmann und die Seinen wiesen ihn blutig zurück; freilich, auch ihre Munition nahm dabei bedenklich ab. Der Energie Hartmanns und dem Opfermut einiger Soldaten gelang es aber trotzdem, Hilfe und Unterstützung herbeizuholen. Kaum war der Angriff abgewiesen, ließ Hartmann seine Leute mit dem Graben einer Sappe beginnen, durch die auch eine telephonische Leitung nach rückwärts gelegt werden sollte.

Bei der Herstellung der Verbindung mit den rückwärtigen Stellungen zeichnete sich vor allem der Gefreite Franz Fischer, ein Dienstknecht aus Kleinaitingen bei Schwabmünchen, aus. In Begleitung zweier Kameraden ging er, trotz des schwersten feindlichen Feuers und trotz der größten Gefahr, in den von den Russen besetzten Teil des Werkes zu geraten, über offenes Gelände vor, arbeitete sich durch ein starkes Drahtverhau hindurch und konnte von rückwärts Munition und Unterstützung herbeirufen. Trotz der erhöhten Gefahr kehrte er dann wieder um, um seinen harrenden Kameraden die ermutigende Botschaft zu bringen, daß Hilfe nahe. Fischer, der später auch bei der Vertreibung der Russen hervorragend mitwirkte, wurde für seine wackere Tat durch die silberne Medaille ausgezeichnet. Die gleiche Belohnung erwarb sich auch der Ersatzreservist Martin Müller der 6. Kompagnie aus Leitzingen bei Dillingen. Als man merkte, daß die Verbindung mit der Werkbesatzung unterbrochen war, stellte er unter den schwierigsten Umständen die Drahtverbindung zu der von Hartmann geschaffenen Sappe her. So wurde es möglich, daß den in ihrer Gefechtsstellung abgeschnittenen Teilen der 3. und 8. Kompagnie der Befehl zum einheitlichen Angriff gegeben werden konnte.

Als die so sehnlichst erwartete Munition und besonders Handgranaten von rückwärts herbeigebracht waren, setzten die Dreier zum Sturm an. Hartmann drang an der Spitze der Handgranatentruppe des Regiments in das vom Feinde besetzte

Digitized by Google

Im Felde gez. v. Karl Wurm.

Digitized by Google

Grabenſtück ein und vertrieb die Ruſſen vollſtändig daraus. Mit dieſem glänzenden Erfolg gab ſich Hartmann noch nicht zufrieden. Er nahm mit ſeinen Leuten auch noch die 30 Meter entfernte Sturmſtellung der Ruſſen weg und brachte dadurch das Werk wieder in unſeren unbeſtrittenen Beſitz. Seiner vorbildlichen Tapferkeit, ſeiner Energie und Umſicht, der die Rettung dieſer wichtigen Anlage zu verdanken war, ward die Anerkennung durch die goldene Medaille. Es war ein harter und blutiger Strauß, den an dieſem Tag die Dreier durchzufechten hatten, aber ſie haben ihn zu einem Ruhmestag gemacht.

Wie sieben Bayern 200 Russen fingen.

Es waren ihrer nur ſieben. Aber ſie hatten den Mut einer ganzen Kompagnie und ſchrieen Hurra für hundert. Das hat ihnen 200 Ruſſen mit drei Offizieren in die Hand gegeben. Ein köſtliches Bild war's, als ſie mit einer ganzen Kompagnie waffenloſer und zerknirſchter Ruſſen daherkamen, ſie, die ſieben Männchen.

Bei N. war's am 21. Juli. Die Ruſſen hatten an den Hängen eines Berges eine gut ausgebaute Stellung inne, die auf der Höhe von einem mächtigen Erdwerk gekrönt war, das im Kampf zu nehmen, uns ſchwere Verluſte gekoſtet hätte. Im Sturm war das 3. Bataillon eines Infanterie-Regiments gegen die Hangſtellungen vorgegangen. Einer der erſten, die in die feindlichen Gräben drangen, war der kriegsfreiwillige Unteroffizier Ludwig Schiele aus Augsburg. Schnell hatte er mit einigen Leuten einen Grabenabſchnitt von den Ruſſen geſäubert, und während die anderen Kameraden an den andern Stellen noch im Kampf ſtanden, ſchlich er ſich mit nur ſechs Mann, durch ein Kornfeld gedeckt, bis an den Rand des Erdwerks empor. Eine kurze Orientierung, und mit einem fürchterlichen Hurra ſtürzten die Sieben in das Erdwerk. Im Nu war der erſte Unterſtand von den Ruſſen geſäubert. Der Schrecken war ihnen in die Glieder gefahren. So mächtig hatte das überraſchende Hurra gewirkt, daß die übrige Beſatzung, wie von Furien gepackt, hinten aus dem Werk hinauslief. Aber die Kugeln der Sieben waren ſchneller als die ſchnellſten Beine der Ruſſen, und einer um den andern überſchlug ſich, getroffen, auf der Flucht. Da rannten die Ruſſen wieder ins Werk zurück. Dort waren ſie wenigſtens ihres Lebens ſicher. Sicher wie vor der Katze die Maus in der Mauſefalle.

So ſtreckten 200 Ruſſen die Waffen vor ſieben mutigen Bayern, deren mutigſter, der Unteroffizier Schiele, mit der goldenen Tapferkeitsmedaille belohnt wurde.

Digitized by Google

Der Barbar.

Eine Episode aus dem russisch-polnischen Dorfe W.

Der Batterie-Ersatz, zehn Mann Kriegsfreiwillige, war angekommen.

Der junge Leutnant an der Spitze nahm den Weg ins Feindesland, zur Front, bereits zum zweitenmal, nachdem er von seiner Verwundung geheilt war, durch die er monatelang in der Heimat festgehalten worden war. Eine lange Fahrt hatten sie hinter sich die jungen kraftstrotzenden Menschen; durch schmutzige Polen-Dörfer mit Häusern, deren zottige Dächer ungekämmten Köpfen glichen, führte die endlose Straße, deren tiefgepflügte Geleise mit eisigem Schlamm angefüllt waren. Der Wind war ihr steter Begleiter gewesen, auch heute, wo sie am Endziel ihres Marsches angelangt waren, wälzte er dichtgeballte Schneewolken durch die schauernde Luft, aus der wie verloren noch einige Flocken niederwehten.

Kälte und Wind, alles war vergessen; mit einem fröhlichen: Heil und Sieg! begrüßten sich die Kameraden, als der frische Nachschub bei dem Bataillon eintraf, das in den letzten Wochen seinen Standort nach dem Osten verlegen mußte, weshalb auch der Führer der Neuangekommenen, Leutnant B., in fremde Verhältnisse kam, gleich seiner kampfesmutigen Mannschaft.

Das kleine polnische Dorf, in dem nur wenige der Bewohner ein ruhiges Aushalten der ziellosen Flucht vorgezogen hatten, war von deutschen Truppen voll besetzt, so daß selbst der Offizier, nachdem er seinen Transport in einer Scheune untergebracht hatte, mit einem Kameraden dessen Quartier mit einem einzigen Bett, in einem winzigen Raume, teilen mußte. Es war die Dorfwirtschaft, zu der diese eingeengte, aber immerhin reinliche Schlafgelegenheit gehörte.

Der Besitzer, ein alter Mann mit langen weißen Kopf- und Barthaaren, ging traurig im Hause umher. Der Krieg hatte ihn um die Ruhe seines Alters gebracht; zwei Söhne hatte er ausziehen sehen müssen in den Kampf; der ältere war bereits gefallen, vom jüngeren wußte er lange nichts mehr. Sein einziges Glück war die schon lange Jahre mutterlose Tochter seines gefallenen Sohnes, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit eigenartig schönen Gesichtszügen und einem Paar flackernder, auffallend großer Glutaugen, die jeden befangen machten, der versuchen wollte, dieses dunkle Rätsel zu lösen, weshalb manch einer der Soldaten der Schönen aus dem Wege ging, um sich nicht in Gefahr zu begeben, von der reizenden Polin aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden.

Die jugendliche Feindin bekümmerte sich jedoch anscheinend um ihre feldgraue Umgebung nicht mehr, als nötig war, um der Einquartierung gegenüber die schuldige

Pflicht zu erfüllen. Da die Magd des Hauſes mit den Fliehenden gezogen war, ſo oblag dem jungen Geſchöpf, das ſeit Kriegsbeginn beim Großvater eine Heimat gefunden hatte, mit der Sorge um den alten Mann zugleich die Inſtandhaltung des Hauſes, das ſie nur einmal des Tages, regelmäßig in der Dämmerſtunde, unter dem Schutze eines großen Wolfshundes zu einem Spaziergang verließ.

Der alte Wirt war, wie mit allen, die in ſeinem Hauſe verkehrten, ſo auch dem neuangekommenen deutſchen Offizier gegenüber ſtets von einer freundlichen Zuvorkommenheit. An den ruhigeren Tagen und Abenden, wenn die Ruſſen entweder das Feuer ihrer Geſchütze ſparten, oder die Deutſchen aus irgend welchem Grund auf eine Erwiderung verzichteten, wurde in der Gaſtſtube geſpeiſt — geleſen und nach der Heimat geſchrieben. Entgegen ihres früheren Benehmens war Jadwiga (ſo hieß das Mädchen) in dieſen Stunden meiſtens anweſend ſeit der Ankunft und Einquartierung des jungen Offiziers, deſſen warmen offenen Blick ſie auffing, ſich gleichſam daran feſthielt, wenn der feldgraue Leutnant — halb polniſch, halb ruſſiſch — das Wort an ſie richtete. Wie in der Heimat der tägliche Verkehr die Menſchen einander näher bringt, ſo war auch draußen im Feindesland das bezaubernde Polenkind dem Herzen des jungen Deutſchen immer näher gekommen. Daß dieſer trotzdem keinen Augenblick die Schranke vergaß, die trennend zwiſchen ihm und der Tochter des Feindes ſtand, war die Frucht eines unentwegten Pflichtbewußtſeins.

So gingen einige Wochen verhältnismäßig ruhig dahin. Plötzlich ſchien ſich die Lage zu verändern, man erwartete einen Durchbruchsverſuch der Ruſſen; einem unruhigen Abend ſollte vorausſichtlich eine ebenſolche Nacht folgen. Die Poſten waren doppelt beſetzt worden, die Truppen waren in Bereitſchaft für einen Alarm-Befehl. Die beiden Offiziere hatten noch einige nötige Vorbereitungen zu treffen, was ſie veranlaßte, ihr gemeinſames Gemach aufzuſuchen. Wie zufällig, mit einem Anflug von Scherz lenkte Leutnant B's. Kamerad das Geſpräch auf die ſchöne Jadwiga, deren Weſen ſeit der Ankunft ſeines Gegenübers vollſtändig verändert ſei. Der in halblautem Ton geführten Unterhaltung hatte Leutnant B. eine tiefernſte Wendung gegeben, deren folgenſchwerer Schluß blieb: Wenn das Mädel ſo rein und gut iſt, wie ich glaube, dann ſoll es mein werden, ſobald es meine Ehre erlaubt.

Draußen wurde es lebendig, der ſcharfe Kommandoton drang bis ins Innere des Hauſes, das die Beiden eiligſt verließen, um ihre Mannſchaften zu führen. Die Batterie war vor einem kleinen Kiefernwalde aufgefahren und ſtand hinter der Deckung von Balken und Äſten, die man raſch aufgeführt hatte. Hinten im Föhrenwalde waren die Protzen untergebracht, vorne in einem Sandloch ſaß der zur Feuerleitung kommandierte Offizier am Telephon. Alles war in Bereitſchaft. Indes war die Nacht vergangen, ohne daß der erwartete Durchbruch der Ruſſen eingeſetzt hätte. Leutnant B. ſchritt als erſter dem Quartier zu, woher ihm ſein Diener

Digitized by Google

entgegenkam. Schreckensbleich berichtete dieſer, daß man hinter dem Haus die junge Wirtstochter erſchoſſen aufgefunden habe, der alte Wirt in ſeiner Stube, weine zum Gotterbarmen; niemand könne ihn tröſten, da er ja doch keinen verſtehe.

Der Offizier, der in der Schlacht voll Mut dem Tod ins Auge geſchaut hatte, war minutenlang wie erſtarrt. In ſeinem Hirn ſtreiften die Gedanken wild durcheinander.

Was mochte hier vorgefallen ſein?

Der Weg zum Tatorte führte durch das Haus; als es der Offizier eiligen Schrittes betrat, ſah er durch eine offenſtehende Zimmertür den bedauernswerten alten Mann, der unter Schluchzen immer wieder den Koſenamen: Jaſcha! ausrief. Als er des Offiziers gewahr wurde, wies er auf einen verſchloſſenen Brief, der für den Angekommenen beſtimmt war. Voll banger Ahnung öffnete dieſer zitternd den Umſchlag; der Blick des Leſenden erweiterte ſich immer mehr, je näher er dem Schluß des Briefes kam, der lautete:

Weil ich Dich ſo lieb habe, muß ich aus dem Leben ſcheiden. Ich habe Euch dieſe Nacht belauſcht, ſo weiß ich, daß auch Du mich liebſt. Nie darf ich Dir gehören. Ich war eine Spionin, ehe Du kamſt, war eine Spionin, um meinen Vater zu rächen, den eine deutſche Kugel traf. Dem Gott bin ich untreu geworden, der ſagt: Mein iſt die Rache! Bei allen Heiligen ſchwöre ich in der letzten Stunde meines Lebens, mein Großvater hatte keine Ahnung von dem geheimen Zweck meiner Spaziergänge, er weiß auch nicht, daß ich Eure Mutterſprache kenne wie die meine. Ich bin nicht ſtark genug, um gutzumachen, was ich gefehlt und bin nicht ſchlecht genug, um ſo weiter leben zu können. Gott tröſte meinen alten Großvater und die heilige Jungfrau verzeihe mir! Jadwiga.

Der ſtumme Schmerz des jungen Mannes wurde unterbrochen von dem lauten Jammer des Alten, nach einem wortloſen Händedruck verließ der deutſche Krieger den ſchmerzgebrochenen Greis.

Zu der Stelle hinter der Gartenmauer, an welcher vor wenigen Stunden ein blühendes Menſchenleben ein unſeliges Ende genommen hatte, lenkte er den Schritt. Er beugte ſich tief nieder zu der Lebloſen, in ihren Zügen las er den Schmerz der letzten Lebensſtunden und eine heiße Träne fiel auf das blaſſe Totenantlitz. Wußte er doch, Haß und Rachſucht, traurige Erbgüter eines verblendeten Volkes hatten hier ein neues Opfer bereitet und einen alten Mann um ſeinen letzten Troſt gebracht.

Am folgenden Tage begleitete ein kleiner Zug Leidtragender die Tote auf dem Weg zum Friedhof. Während die Erdſchollen dröhnend auf den Sarg fielen, der in dem friſchen Grab verſenkt worden war, der Pope ein letztes Gebet geſprochen hatte, hallte durch die heilige Stille der Jahrhunderte alten Dorfkirche der kräftige deutſche Soldatentritt. Die Morgenſonne hatte ſich Bahn gebrochen durch ein Seitenfenſter des Gotteshauſes, ihr goldener Strahl fiel auf eine feldgraue Geſtalt, beſchien den jungen Offizier, der an den Stufen des Hochaltars — die Hände über dem Säbelknauf verſchlungen ein inniges Gebet emporſchickte zu dem Gott der Erbarmung und des Friedens für die Seelenruhe der unglücklich Verirrten. F. Malten.

Digitized by Google

Die französischen 122-Millimeter-Geschütze in Stellung.

Ein Kampf mit englischen U-Booten.

Wir erhielten durch Funkspruch den Befehl, nach U-Booten zu suchen, die bereits vorgestern durch ein Marineluftschiff gemeldet worden waren. Nachdem wir uns noch ordentlich voll Kohlen gepackt hatten, fuhren wir in westlicher Richtung los.

Es war ein wunderbarer Frühlingstag; ruhige blaue Luft und Sonnenschein. Aber wir hatten für Naturbetrachtung keine Zeit, die Torpedos und die Geschütze wurden sorgfältig klargemacht und die Besatzung auf Ausguckstationen verteilt, nachdem sie vorher eingehend belehrt worden waren. Der Höchste war wohl der Ausguckposten, der im Krähennest an der Mastspitze schaukelte.

Mit hoher Fahrt ging es an N. vorbei, dessen hohe Badehotels im Sonnenglast schimmerten, dann sahen wir noch den Leuchtturm von B. trutzig über die Meeresfläche hochragen. Schließlich war alles Land verschwunden, und weiter ging's, immer weiter gen Westen. Da sahen wir in der Ferne hoch im Äther ein Pünktchen kreisen, es sieht aus wie eine Möve, aber ein Blick durchs Glas belehrt uns, daß es ein Flieger ist, der seine Augen weit im Umkreis schweifen läßt und so eine Aufklärungsarbeit verrichtet, wie sie kaum viele von unseren Booten fertig bekommen.

Da erscheint ein zweiter Flieger und kommt dem ersten entgegen. Und in stetigem Zickzackkurs bewachen sie das ganze Seegebiet nördlich der deutschen Küste. Wir sind jetzt an der Stelle, an der das letztemal feindliche U-Boote gesichtet wurden. Alle Nerven spannen sich, gilt es doch einem auf der Lauer liegenden Feind zu überrumpeln, niederzukämpfen oder zum mindesten ihm den Aufenthalt in der Nähe der deutschen Küsten zu verleiden.

Die beiden Flieger haben wir längst hinter uns gelassen und fuhren mit wechselnden Kursen über der gefährlichen Stelle hin und her. Aber trotzdem sich die Augen bis ins Hirn hinein anstrengen, nichts ist zu sehen.

Da plötzlich kommt ein Flieger, der bisher weit vor uns her geflogen war — sozusagen auf Patrouille gegen den Feind — direkt auf uns zugeflogen, landet elegant neben dem Nachbarboot (wir fuhren in der Halbflottille zusammen) und kaum hat er richtig die Wasserfläche berührt, so steigt er schon wieder leicht und sicher in den Äther hinauf. Er hat dem Nachbarboot folgende Meldung gemacht: Habe da und da auf ein U-Boot eine Bombe geworfen, U-Boot tauchte schnell weg, Erfolg nicht beobachtet. Schnell wird diese Meldung durch unsere Funkenstation in alle Winde verbreitet, und dann geht's los auf die Jagd. Wie dem jungen Jägersmann, der das

erſtemal im Gebirge auf Hirſche ſpürt, ſo fuhr es uns in die Knochen, war es doch eine Jagd auf Leben und Tod. Der Maſchinentelegraph wird auf „äußerſte Kraft voraus“ geſtellt, die Boote fegen durch das glatte Waſſer, daß ſich ihre ſchwarzen Schnauzen hoch aus dem Giſcht herausheben und ihr Heck im Kielwaſſer verſinkt. Lange Minuten vergehen, bald müſſen wir an der Stelle ſein.

Da meldet plötzlich unſer „Allerhöchſter Herr“ Rauchwolken an Steuerbord. Durch das Glas ſehen wir feine ſchwarze Schleier über der Kimm (Horizont des Meeres). Wir halten darauf zu und kommen bei der hohen Fahrt raſch näher. Bald erkennen wir ein kleines ſchwarzes Etwas neben der Rauchwolke. Sollte das ein U-Boot ſein? Aber das kann doch nicht ſo rauchen, und dann muß es uns doch ſchon längſt geſehen haben und klar zum Tauchen machen.

Ich will darauf ſchießen, aber es kann doch vielleicht ein deutſches Boot ſein, das von England zurückkommt, die deutſche Küſte anſteuert, und aus irgendeinem Grunde ſein Erkennungsſignal nicht machen kann. Für einen Engländer iſt es doch zu dreiſt. Während ich das denke, höre ich an Backbord-Seite eine ſchwache Detonation, gleichzeitig den Ruf: „U-Boot Backbord querab.“ „Hart Steuerbord“ kommandiert der Kommandant und das mit äußerſter Kraft fahrende Boot gehorcht folgſam dem Ruder und dreht nach Steuerbord ab.

Ein engliſches U-Boot, das hier auf der Lauer unter Waſſer lag, hat uns angegriffen. Schon ſehen wir deutlich die Laufbahn der Torpedos. Er arbeitet ſchlecht, durchbricht zeitweilig die Waſſeroberfläche und iſt gut zu ſehen. Bis er an uns herankommt, haben wir ſchon ſo weit gedreht, daß der Torpedo an unſerem Heck vorbeiläuft, eine breite Ölſpur hinterlaſſend. Die anderen Boote, die durch unſer Signal gewarnt ſind, haben gut Zeit dem Torpedo auszuweichen. Ein Boot dreht ſofort auf die Stelle zu, bei der ſich das Abfeuern des Schuſſes durch eine Waſſerſäule markiert hatte (der Torpedo wird mit Luft aus dem U-Boot geſchoſſen), um das U-Boot zu rammen. Aber leider kam er nicht genau auf die Stelle und das U-Boot konnte noch einmal in unſere Halbflottille hineinſchießen. Aber dieſer Schuß war aufs Geratewohl abgefeuert und konnte nicht treffen. Dann muß das U-Boot ſchnell untergetaucht ſein, denn es war und blieb verſchwunden und alles Suchen war vergebens.

Dafür entdeckten wir bald wieder unſeren „erſtaunlichen Vogel“ von vorhin, der immer noch vergnügt, dicke Rauchwolken ausſtoßend, an der Oberfläche fuhr. Wir drehten drauf zu und ſchon will ich das Feuer auf ihn eröffnen: Bubbs iſt er weg, verſchwunden auf Nimmerwiederſehen.

Dieſe verteufelten U-Boote verſtehen es ja ſo ſchön ſich auf „engliſch zu empfehlen!“ Trotz raſtloſen Suchens fanden wir dieſen Abend nichts mehr. Und der Halbflottillenchef ſagte: „Ich glaube, ſie liegen ſchon lange auf Grund und ſchlafen.“ Als dann die Dunkelheit hereinbrach, mußten wir die weitere Jagd als ausſichtslos aufgeben.

Digitized by Google

Die Todesfahrt der „Ariadne“.

Ständig waren wir auf Vorposten in der Nordsee und hielten Tag und Nacht Kriegswache, lauerten auf feindliche Torpedoboote und Unterseeboote, und waren bereit, sofort die Jagd durch die schäumenden Wogen zu beginnen. Aber mancher Tag und manche Nacht verging, ohne daß unser heißer Wunsch, an den Feind zu kommen, in Erfüllung ging.

So kam der Freitag, der allen Beteiligten in unvergeßlicher Erinnerung bleiben wird. Es war vormittags halb neun Uhr. Graue Nebelschleier lagerten auf der See -- ein trüber Tag war heraufgestiegen. Da zitterte durch die Luft ein dumpfer Donner. Wir horchten angestrengt: Jetzt wieder! Kein Zweifel, es war ferner Geschützdonner, der von der See her zu uns drang. Wir hatten unsere Vermutungen kaum ausgesprochen, kam auch schon die Meldung, daß unser kleiner Kreuzer Frauenlob im Gefechte mit englischen kleinen Kreuzern und Torpedobooten sei.

Alle flogen an die Arbeit. Wir lichteten sofort Anker und fuhren in Begleitung eines Torpedobootes, das in unserer Nähe lag und von unserem Kommandanten angerufen wurde, hinaus in die See. Wir kreuzten in brennender Erwartung lange hin und her. Vergebens, kein Schiff wollte sich zeigen und auch der Geschützdonner war verstummt. Es blieb nichts übrig, wir mußten nach dieser Irrfahrt auf unseren Posten zurück.

Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern — wieder einmal war unsere Hoffnung zu Wasser geworden. Das konnte freilich Keiner von uns ahnen, daß die nächsten Stunden unser Hoffen erfüllen würden, weit über alles Erwarten hinaus!

Wir waren wieder auf unserem Posten angekommen und wollten eben ankern, da traf der Befehl ein: „Ariadne Feind verfolgen.“ Ein Hurra aus 320 Seemannskehlen war die Antwort und in voller Fahrt ging's nach Westen — alle Herzen schlugen in kühnem Kampfesmute. Unser braves Schiff hielt sich großartig. Niemand dachte, daß die herrliche Fahrt die Todesfahrt der Ariadne sein werde. Und doch trat das Furchtbare ein — eine grauenvolle Stunde, deren Erinnerung mir Tränen erpreßt — doch ich will in Ruhe den Hergang erzählen.

Die Pfeife des Bootsmaaten der Wache ertönte: „die Backschaften Zulagen empfangen“. Man brachte Wurst, Butter und Brot — das Mittagessen war in der Schiffsküche noch nicht fertig.

Wir saßen gemütlich an der Back (Tisch) und hatten zu essen angefangen. Ich selbst hatte bereits eine Stolle verdrückt und dachte mir: „Sepp, da schmierst Du Dir noch eine“. Ich hatte kaum wieder zugelangt, da wurde plötzlich „klar Schiff“ (Kriegsalarm) geblasen! Sofort sprang alles auf und jeder stürzte sich auf seine Gefechtsstation. In kaum zwei Minuten war jedermann auf seinem Posten. Eine freudige Erregung blitzte aus den Augen unserer wackeren Jungen. Jetzt also war sie gekommen die große Stunde, um die man so oftmals und so sehnlichst gefleht hatte.

Mein Platz war am steuerbord'schen Maschinengewehr auf der Kommandobrücke. Wir standen und harrten lautlos der Dinge, die da kommen sollten.

Der Kommandant stand in der Mitte auf der Kommandobrücke. Er empfing ständig Funkentelegramme und rauchte in Seelenruhe seine Zigarette.

Zwei Stunden verrannen in gespannter Erwartung, da, es mag halb zwei Uhr gewesen sein, kam ein Doppeldecker in Sicht mit Kursrichtung auf unser Schiff. Ich richtete sofort mein Maschinengewehr auf denselben. Aber der Kommandant rief mir zu, nicht zu schießen; es wäre einer von uns. Und in der Tat, als er in vielleicht 150 bis 200 Metern Höhe an unserer Steuerbordseite war, drehte der Flieger ab und nahm einen anderen Kurs.

Wieder herrschte Stille. Beständig aber trafen Funkenmeldungen ein. Plötzlich wurde an Backbord (also linke Seite) ein englisches Unterseeboot gesichtet. Man konnte das Boot selbst nicht sehen, nur die zwei Periskope ragten aus der Wasseroberfläche.

Unser Kapitän kommandierte „hart Backbord“ und nun ging es los in Sturmesfahrt gegen den Feind. Allein dieser war wohl wachsam. Er hatte uns bemerkt und schien es vorzuziehen, mit uns nicht anzubinden. Er zog seine Periskope ein und verschwand spurlos unter dem Wasser. So hatte diese Jagd jäh ihr Ende erreicht.

Digitized by Google

Seltene Jagd.

UNIV. OF MICH.

Unterdessen war der Geschützdonner wieder stärker vernehmbar und wir nahmen in voller Fahrt den alten Kurs auf. Immer weiter kommen wir in die düstere Nordsee hinaus. Die Seebrise strich uns frisch und kräftig um die Nase. Näher hörten wir das Rollen des Kanonendonners und schließlich sahen wir an Backbord und Steuerbord voraus zwei Schiffe, die sich gegenseitig beschossen. Unsere Spannung war aufs Höchste gestiegen. Die Ariadne war klar zum Feuern. Da wir Freund und Feind in dem diesigen * Wetter nicht unterscheiden konnten, so wurde mittels Scheinwerfer-Signale das vorgeschriebene Erkennungszeichen verlangt.

Inzwischen fuhr das an Steuerbord befindliche Schiff in voller Fahrt auf uns zu und wir nahmen sofort Kurs darauf.

Es war ein großes Schiff, das uns da näher kam; ich sehe heute noch die kolossale Bugwelle, die es vor sich herschob. Mehr und mehr trat das Schiff aus dem Nebel, und wir erkannten, daß nicht nur ein, sondern daß zwei große Panzerkreuzer auf uns loskamen.

„Herr Kapitän, es ist der Feind", rief plötzlich der Steuermann auf der Brücke. „Hart Backbord", schallte das Kommando — wir wollten an dem Koloß vorbeiflitzen. Zugleich kommandierte der Artillerieoffizier „Salve — Feuer" und unsere Kanoniere feuerten, was aus den Rohren ging. Die Entfernung war 5400 Meter.

Allein die Verhältnisse waren zu ungleich: unser kleiner Kreuzer gegen zwei große englische Panzerkreuzer der Lionklasse! Der Gegner überschüttete uns mit 34-Zentimeter-Granaten und wir konnten nur mit 10,5-Zentimetergeschossen antworten.

Und nun brach denn die Katastrophe Schlag auf Schlag über uns herein. Auf dem hinteren Teil des Schiffes stand die Funkenbude. Sie war zum Schutze gegen Granatsplitter mit dicken Matratzen umgeben, die man, um sie gegen Feuersgefahr zu schützen, mit Wasser begossen hatte. Auf dieser Funkenbude stand ein Matrose als Befehlsübermittler. Er war einer der Ersten, den eine feindliche Granate in Stücke riß, während die Bude in Brand aufging. Immer fürchterlicher wirkte das gegnerische Feuer; eine Geschützbedienung nach der anderen sank zusammen, teils tot, teils schwer verwundet. Die Schüsse fielen bei uns nur mehr vereinzelt.

Wir hatten im Zwischendeck einen Verbandplatz eingerichtet und Stabsarzt Dr. N. versah dort unterstützt von einem Obersanitätsgast den Dienst — leider nicht lange. Dem Stabsarzt wurden beide Beine abgerissen — er war sofort tot und auch der Obersanitätsgast lag tot an seiner Seite. Nun hatten wir niemand mehr, die Verwundeten zu verbinden, deren immer mehr wurden.

Bald fing auch der hintere Teil des Schiffes zu brennen an. Es wurde Feuerlöschen kommandiert, allein es zeigte sich als eine Unmöglichkeit, denn die Löschrohre und die Pumpen waren von den Geschoßtrümmen zerrissen und versagten den Dienst. So mußten wir mit Schrecken sehen, daß das Feuer mehr und mehr um sich griff.

* diesig = unklar, nebelig.

Es dauerte auch nicht lange und der gefürchtete Moment trat ein. In der hinteren Munitionskammer fing es an zu explodieren — was in der Nähe war, flog in die Luft. Wir waren vor den eigenen Geschossen nicht mehr sicher. Der Gegner aber hatte sich, als er das brennende Schiff und die Explosionen vor sich sah, von uns abgewandt — er hatte wohl erkannt, daß sein Opfer verloren sei.

Unser Unglück voll zu machen, war auch ein Treffer in den vorderen Heizraum gefahren und hatte eine Maschine zerstört und den Ingenieur H. und die Heizer getötet. So wurde die Geschwindigkeit des Schiffes um die Hälfte verringert.

Unsere Lage war trostlos. Auf dem Oberdeck sah es gräßlich aus. Tote lagen da und dort und Blutlachen bedeckten den Boden. Was an Verwundeten noch vorhanden war und die Wenigen, die heil geblieben waren, sammelten sich auf der Back, d. h. dem vorderen, oberen Teil des Schiffes. Man war gefaßt darauf, daß auch die vordere Munitionskammer explodieren würde und wir in die Luft fliegen würden. Aber Gott sei's gedankt, es gelang einem Feuerwerksmaaten im letzten Moment, die Kammer zu überfluten. Wenigstens diese Gefahr war beseitigt.

Nun wurden Handtücher, Unterhosen und Hemden zerrissen, um bei den Verwundeten das Blut zu stillen.

Dann aber kam der erschütternde Moment, der Abschied von unserem braven Schiffe. Der Kommandant brachte drei Hurras aus auf S. M. den Kaiser, dann drei Hurra auf die tadellose Haltung der Besatzung, welche mit einem Hurra auf den Kommandanten antwortete. Nun wurde das Flaggenlied gesungen und schließlich übertönte der weihevolle Sang „Deutschland, Deutschland über Alles" das Prasseln der an allen Seiten des brennenden Schiffes losbrechenden Flammen. Wir sangen aus tiefstem Herzen, wie nie zuvor. Sogar die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen und sangen mit.

Noch wurden Notsignale abgebrannt, obgleich wenig Aussicht bestand, dem Flammenmeere lebend zu entkommen. Allein Gott hat uns nicht verlassen. Wir sahen mit bebendem Herzen, daß zwei deutsche Kreuzer — es waren Danzig und Stralsund — auf uns zu hielten, von uns mit Hurra begrüßt. Sie mußten allerdings in einer Entfernung von etwa 200 Meter von uns bleiben, da sie Gefahr liefen, von unseren im Feuer explodierenden Granaten getroffen zu werden.

Die Retter schickten Boote zu uns herüber und auch uns gelang es zwei Boote klarzumachen. Vor allem schleppte man die Verwundeten, soweit sie erreichbar waren, hinab. Dann kam das Kommando „Alles über Bord!" Wir sprangen in die See und wurden aufgefischt. Die Meisten waren ohne Schuhe und trugen nur Hemd und Unterhosen; zwei waren nackt.

An Bord angelangt, warfen wir noch einen letzten Blick auf die brennende Ariadne. Im nächsten Moment legte sich unser stolzes Schiff auf die Seite und versank mit dem Kiel nach oben in die Tiefe.

Oberbootsmannsmaat S.

Digitized by Google

Auf dem Kreuzer „Blücher“.

Der ganze Seekrieg war bis jetzt nur Kreuzerkrieg. Unsere Aufgabe ist hauptsächlich der Vorpostendienst. Seit August liegen wir immer auf See und warten auf den Engländer, der sich aber leider nicht sehen läßt. Zu Beginn des Krieges waren wir mehrere Male Begleitkreuzer für unsere Minenleger oder legten selbst Minen vor den bedeutendsten englischen Häfen, die ja auch ganz guten Erfolg hatten, jetzt natürlich meistens fortgeräumt sind. Die ersten größten Unternehmungen aber machten wir gegen Yarmouth. Das Resultat kennen wir leider nicht, da der Engländer ja alles geheim hält oder gar umdreht. Von dieser Tour kamen wir unbehindert wieder nach Hause.

Im Dezember erfolgte der Vorstoß nach Hartlepol. Die Fahrt ging schon nicht so glatt ab, da uns der Engländer mit elf Linienschiffen den Rückweg abschnitt. Wir kamen aber auch hier mit einigen kleinen Beschädigungen von der starken See nachts unbemerkt durch die englische Linie. Auf ein Gefecht konnten wir uns nicht einlassen.

Den 24. Januar will ich nun etwas näher beschreiben.

Am Sonnabend abends 6 Uhr fuhren wir von der Jade ab. In zehn Seemeilen Abstand folgten uns unsere Panzerkreuzer. Die Fahrt sollte kein Vorstoß nach der englischen Küste sein, sondern wir sollten auf der Doggerbank, ungefähr 200 Seemeilen westlich von Helgoland die englischen Fischdampfer, die uns durch den Nachrichtendienst, den sie mit der englischen Flotte unterhielten, lästig waren, versenken. Wir fuhren bis morgens vier Uhr in Kiellinie und zogen uns dann zur Dwarslinie (nebeneinander mit ungefähr zehn Kilometer Abstand) auseinander, um eine möglichst breite Strecke von den Fischdampfern zu säubern.

Wir fuhren am linken Flügel. Morgens halb acht Uhr sahen wir am Backbord einen Kreuzer mit Torpedobooten und wir nahmen an, daß es unsere Rostock ist. Um es genau auszumachen, war es zu dunkel. Wir fuhren so bis acht Uhr nebeneinander

her. Als es heller wurde, bemerkten wir, daß der Kreuzer nur einen Mast hat. Es konnte also nur ein Engländer sein und zwar ein neuer Kreuzer der Arethusa-Klasse. Derselbe hatte eine Armierung von zwei 15-Zentimeter- und acht 10,2-Zentimeter-Geschützen. Er war uns also durch seine beiden fünfzehn Zentimeter überlegen. Wir machten sofort klar zum Gefecht und sandten dem Engländer als Erkennungssignale unsere erste Salve rüber. Der Engländer war so erstaunt, daß er uns erst nach unserer sechsten Salve anfing zu beschießen. Er schoß gut und war mit vier Salven eingeschossen. Er hatte aber schon unsere dritte und vierte Salve im Schiff drinnen. Auch wir bekamen bald die ersten Treffer und zwar ein 13-Zentimeter- und zwei 10,2-Zentimeter-Geschosse. Dennoch hatten wir Gott sei Dank nur drei Tote und einige Verwundete. Der Schaden war natürlich bald beseitigt. Wir aber richteten den Engländer ziemlich zu. Er schoß zuletzt nur noch mit einem Geschütz. Für uns war es nun höchste Zeit zum Abdrehen, denn wir bekamen voraus feindliche Panzerkreuzer in Sicht. Sie beschossen uns auf eine Entfernung von 22 Kilometer. Zum Glück kamen auch unsere Panzerkreuzer. Wir formierten eine Gefechtslinie und machten kehrt, um das Gefecht in unsere Gewässer zu ziehen.

Es war ungefähr neun Uhr geworden. Die Engländer schossen etwa eine Stunde mit 34-Zentimeter-Geschützen, ohne Treffer zu erzielen. Erst um halb elf Uhr bekam Seydlitz einen Treffer. Gleich darauf erhielt Blücher einen 34-Zentimeter-Volltreffer in die Maschine. Das schwer beschädigte Schiff verlor natürlich seine Geschwindigkeit und mußte zurückbleiben. Unser Admiral gab nun Signal: „Kreuzer und Torpedoboote angreifen."

Der Engländer hat aber vor unseren Torpedos riesigen Respekt und machte, als er die Absicht merkte, schleunigst Kehrt. Leider konnten wir sie nicht verfolgen, da hinter den Engländern ein ganzes Linienschiff-Geschwader stand. Der Gegner aber stürzte sich jetzt auf unseren Blücher, der ungefähr zehn Kilometer zurückgeblieben war und wir konnten ihn nicht herausreißen, da unsere Kräfte viel zu schwach waren.

Übrigens hatte der Feind ebenfalls schweren Schaden gelitten. Der englische Panzerkreuzer Lion brannte schon an vier Stellen. Unser Luftschiff, das das brennende Schiff beobachtete, gab um 12 Uhr 50 Minuten durch Funkentelegraph bekannt, daß ein Schiff gesunken sei. Um 1 Uhr 7 Minuten sank unser Blücher. Fritz Bachnick.

Inhalts-Verzeichnis des zweiten Bandes.

(Heft 26—50.)

Die mit * versehenen Beiträge sind illustriert.

	Seite
*Abend in einem Zigeunerdorf	1565
*Ablösung vorn	1256
A Fahrt in d' Steilung (Gedicht)	1407
Allerseelen in Serbien	1562
*Als Ablösung in die Schützengräben	815
*Als ich auszog	1159
*Am Grabe des Helden (Gedicht)	1377
Am letzten Adventsonntag vor Arras	1219
*Am Reichsackerkopf	1389
Am San	1117
*Am Verbandplatz	1175
An den Gräbern deutscher Soldaten im Feindesland	888
An der Yser (Gedicht)	884
Angriff (Gedicht)	1024
*Arras	1313
*Auf dem Kreuzer „Blücher"	1599
*Auf dem Reichsackerkopf	1357
Auf dem Verbandplatz	814
*Auf dem Wege nach Przemysl und Lemberg	1080
*Auf dem Wege zum Verbandplatz	1510
*Auf dem Wege zur Westfront	1153
*Auf der Fahrt nach Przemysl	1009 1044 1057
*Auf Feldwache bei Luneville	1437
Aufklärungs-Patrouille	1525
*Auf Skiern zu Tal (Gedicht)	1393
*Aus dem Briefe eines Fliegers	897
*Aus dem Tagebuch eines bayerischen Fliegers	916
Aus den Erzählungen eines Versprengten	922
*Aus den Kämpfen in Belgien	867
*Aus den Kämpfen in den Vogesen	1346
*Aus den Kämpfen um den Reichsackerkopf	1364
Auszug aus meinem Tagebuch	1277
Bayerische Elektrotechniker im Felde	1335
*Bayern im Kampf mit russischer Garde	1578
Bayern in Belgien	890
Bayernrache	1086
Bayer und Franzos	863
*Bei den Kanonen	1331
Beim Feldscher (Gedicht)	832
*Bei Neuve Chapelle	1487
*Bei Urdais	931
Bei Vermandovillers	1396
Bei Ypern (Gedicht)	1509
Besuch bei den Russen	1053
*Besuch im Lazarett	1306
*Bisel	938
Chevaulieger auf Patrouille	839
*Cirey	951
Das Andenken	1439
*Das Antlitz des Krieges	849
Das erste Opfer	1351
Das Kreuz bei Saarburg (Gedicht)	1348
Das rote Kreuz unter Fliegerbomben	1336
Dem gefallenen Krieger (Gedicht)	1532
Den bayerischen Löwen (Gedicht)	1215
Der Barbar	1586
Der bayerische Flieger (Gedicht)	928
*Der Einzug der Augsburger in Przemysl	1111
*Der englische Durchbruchsversuch am 9. Mai bei Fr.	1171
Der Flieger	920
Der junge Krieger (Gedicht)	1399
*Der Kavallerist im Schützengraben	864
Der Leutnant erzählt	1246
Der rettende Gesang	1434
Der Ruf (Gedicht)	1511
*Der Schlafkamerad	831
Der Schmied (Gedicht)	1274
Der Schrein (Gedicht)	1412
*Der Sieger	1496
*Der Tag von Wytschaete	1185
Der Tambour des Regiments (Gedicht)	1526
Der tapfere Bayer	1481
Der Wastl	1305
Des Heilands Klage (Gedicht)	1146
*Deutsches Soldatenleben in Frankreich	911
*Dezember-Offensive	1505
Die Bayern (Gedicht)	1255
*Die erste Nacht im Feindesland!	903
Die Erstürmung von Grudusk	1575
*Die Erstürmung von Przemysl	1065 1089
*Die Fahne	1369
*Die französischen Alpenjäger	801
Die Gegner des Regiments „List"	1474
Die gerettete Munition	1520
*Die Kirche	1529
Die letzte Patrouille	1405
*Die Minenwerfer	1352
D' Muatta (Gedicht)	1082
Die Rettung (Gedicht)	842
*Die Schlacht bei Arras	1319
Die schönste Spende (Gedicht)	1284
Die Stabsordonnanz	1512
*Die tapferen Kriegsfreiwilligen	1494
Die teueren Landwehrleute	1266

Digitized by Google

	Seite
*Die Todesfahrt der „Ariadne“	1593
Die Übermacht	1570
Die verlassene Liesl	861
Die von Fliegern entdeckte Batterie	914
Die wohlgezählten Hühner	1535
*Drei Tage Schützengrabendienst als Sanitäter	1281
*Dreiundachtzig und Einer	1143
Ehrentag eines bayer. Infanterie-Regiments	1121
Ein bayerischer Rattenfänger (Gedicht)	1043
*Ein bayerisches Heldenstück	959
Ein echt bayerisches Stückchen	1239
*Ein Feldpostbrief über Serbiens Land u. Leute	1539
*Ein Gang über das Schlachtfeld	957
Ein Kampf in den Lüften	899
Ein Kampf mit englischen U-Booten	1591
*Ein kühner bayerischer Krieger	1482
*Ein kühner Kundschaftsgang	872
Ein Sonntagskind	1493
Ein tapferer Junge	895
*Ein Vormarschtag in Serbien	1544
*Eine Begegnung im Keller	813
*Eine böse Nacht	1483
*Eine Fliegerleistung von historischer Bedeutung	900
Eine gefahrvolle Nacht	879
*Eine Reise nach der Champagne	1461
Eine Schwester	1234
*Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau	1124
Episode aus dem Kampf um Warschau	1149
*Erbeutung eines Maschinengewehres	1362
Erinnerung an einen schweren Tag in Galizien	1021
*Erinnerung an Weihnachten 1914	1223
*Erlebnisse eines Immenstädters	1102
*Erlebnisse eines Sanitäters	1287
Fahnenträger-Schmerzen	1264
*Feindliche Flieger in deutscher Gewalt	915
*Fliegerlied (Gedicht)	1338
Freiwillige vor!	1271
*Frühling auf dem Schlachtfeld	1521
*Fünf Tage im Schützengraben	1455
*Gedenktafel (Gedicht)	889
Gedicht 1914/15	1258
*Gefechtstage in Galizien	989
*Gute Quartiere	1342
Heer und Führer (Gedicht)	1478
Heil der Gefallenen (Gedicht)	958
*Heilig Kreuz	1367
*Heiteres aus Serbien	1568
*Heldengrab (Gedicht)	1181
Herrenreiter	887
Hindenburg (Gedicht)	830
Ich hatt' einen Kameraden	1177
*Im Ailly-Wald	1515
*Im Feld	1441
Im Feldlazarett (Gedicht)	1290
*Im Feuer der französischen 28-Zentimeter-geschütze	1422
*Im Kampf mit den Russen	1127
*Im „Kino“ und im „Klosterkeller“	1169
Im Laufgraben	1268
Im Lazarett (Gedicht)	1304
*Im Lebensmittelwagen	807
*Im Münchener Hauptbahnhof	1155
*Im Rücken der russischen Beskiden-Armee	979
Im Schützengraben	1236
*Im Wasgenwald	1394
In den Bergen der Vogesen	930
*In den Schützengräben bei Montaubau	1261
*In einem Fort von Antwerpen	893
In französischer Gefangenschaft	851
*In Gefangenschaft	803
*In Nordfrankreich	1224
In Serbien war's (Gedicht)	1559
In Serbien	1550
In zweiter Linie	1232
*Kommt deutsche Zeit (Gedicht)	857
Kriegsgeschichte	1532
Lazarettgeschichten	1312
*Liabs Freulein P.!	1280
Liebes Frl. P.!	1216
Mackensen (Gedicht)	1088
*Märsche durch Serbien	1560
*Meine Erlebnisse im Lazarett Chateau de Villers	823
*Meine letzte Ablösung	829
*Mein erster Horchposten	1457
Mirza	1500
*Mit dem Leibregiment in Lothringen	1415
*Mit einer bayerischen Division in Galizien 962 993	1025
*Mit stürmender Hand	1400
Mondwiederkehr (Gedicht)	1316
Morgennebel	1182
*Morgenrot	1446
*Munitionsersatz im feindlichen Feuer	1451
Nachts aus dem Schützengraben	1341
*Nächtlicher Kampf im Walde	942
*„Ös fangts koan Boarn nöt“	845
*Patrouille	1468
*Patrouille im Feuer	1134
Pionierarbeit	1452
Pioniere (Gedicht)	954
*Przemysl	1085
*Quartiere von Couchelette	1267
Reiterstückchen	855
Schwere Reiter auf Schleichpatrouille im Osten	1151
*Schwere Reiter im Fußkampf	1136
*Schwere Tage bei Arras	1332
*Seelsorge im Schützengraben	1289

Digitized by Google

Seite

*Serbiens Untergang 1537
Spielmanns Ende 1245
Starke Zeit (Gedicht) 1448
*Stille Andacht (Gedicht) 986
Stille Zeit 1374
Treu bis in den Tod 834
*Ulanenritt (Gedicht) 1569
*Um Neujahr im Argonner Wald 1249
*Unsere Höhlen-Villa 1183
*Unsere Leiber 1410
*Unser Quartier 1168
*Verwundet! 1432
*Vogesenabenteuer 1378
*Vogesentämpfe 1426

Seite

*Von Belgiens Land und Volk 865
*Von den Fahrten des bayerischen Lazarettzuges W bei der Vogesen-Armee 1293
Von der französischen Offensive 1499
*Wackere Tat eines Bayern 836
*Weihnachten (Gedicht) 1219
Weihnachten im Schützengraben (Gedicht) . . 1217
*Weihnacht im Kriegsjahr 1915 (Gedicht) . . 1240
Weihnachts-Wunsch (Gedicht) 1248
*Wie sieben Bayern 200 Russen fingen . . . 1584
*Willkommene Beute 925
Zum alten Ton ein neues Lied! (Gedicht) . 1108
Zwei Nächte verwundet auf dem Schlachtfeld 1303
Zwischen La Bassée und Loos (Gedicht) . . . 1478

Verzeichnis der Kunstblätter und farbigen Bilder.

Brug, Karl, Ritter v., General der Infanterie 805
Breittopf, Otto, Ritter v., Generalleutnant . 1237
Dellmensingen, Krafft, v., Generalleutnant . . 1541
Eder, Felix, Generalleutnant 1285
Fischer, Robert, Ritter v., Generalleutnant . 1259
Frommel, Ritter v., General der Kavallerie . 1285
Graf, v., Generalleutnant 1507
Gebsattel, Freiherr v., General der Kavallerie 843
Göringer, Alfred, Generalleutnant 1507
Gyßling, Otto, Ritter v., Generalleutnant . . 1317
Hartz, Bernhard, v., Generalmajor 1573
Hetzel, Ritter, v., Generalleutnant 1479
Hellingrath, Phlipp, v., Generalleutnant . . . 1317
Hirschberg, Freiherr v., Generalleutnant . . . 1479
Höhn, Ritter, v., Generalleutnant 923
Hurt, Friedrich, Generalleutnant 1435
Jäger, Otto, Ritter, v., Generalmajor 1573
Ipfelkofer, August, Generalleutnant 1435
Kneußl, Ritter, v., Generalmajor 1061
Lang, Eduard, Generalleutnant 1435
Montgelas, Maximilian, Graf, v., Generalleutn. 1179
Müller, Ferdinand, Generalleutnant 1479
Prinz Leopold von Bayern, Generalfeldmarschall 1125
Rösch, Rudolf, Generalleutnant 1397
Scanzoni, v., Generalleutnant 1541
Schmidt, Otto, Ritter, v., Generalleutnant . . 1397
Schoch, Gustav, Ritter, v., Generalleutnant . 1453
Schoch, Karl, Ritter, v., Generalmajor 1573
Schrott, Ernst, Generalleutnant 1349
Speidel, Freiherr v., Generalleutnant 1349
Stein, Hermann, Freiherr v., Generalleutnant 1285
Stetten, Otto, v., Generalleutnant 933
Streck, Johann, Generalleutnant 1507
Wenninger, Ritter, v., Generalleutnant . . . 1541

(photographische Aufnahmen)

Adam, L., z. Z. im Felde, Beim Ausheben eines Unterstandes (farbig) 1449
— Im Schützengraben bei Arras . . . 1313
Anslinger, E., Gedenktafel (vor Souain) . . . 889
— Im Hinterhalt (farbig) 853
Bertle, H., Labung des Verwundeten (farbig) . 1443
Breideneichen, Ed., z. Z. im Felde, Kopf eines Leibers 1413
Galizischer Kriegsschauplatz (östliche Hälfte), geographische Kartenzeichnung 961
Greiner, A., Auf Vorposten in den Karpathen 1074
— Englische Kavallerie im Kampfe mit bayer. Infanterie (farbig) . . 1403
— Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd! (farbig) 1083
— Gefangennahme eines feindlichen Fliegers (farbig) 907
— Schwere Reiter verfolgen ein franz. Panzerauto 1381
— Verfolgter und tödlich getroffener feindlicher Flieger 913
Greiner, F., Ulanenpatrouille 1583
— Zerstörungswerk des fliehenden russischen Heeres (farbig) . . . 1035
Hoffmann, A., Prof., Abgesessene Schwere Reiter im Feuergefecht (fbg.) 1501
— Angriffe und Gegenangriffe (farbig) 1323
— Auf dem Wege zum Verbandplatze (farbig) . . 1579
— Belgischer Grenadier . . 878
— Belgischer Guide . . . 865
— Belgischer Lancier . . . 894
— Bewachung russischer Gefangener (farbig) . . 1077
— Chasseur d'Afrique . . . 847

Digitized by Google

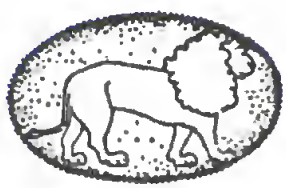
		Seite
Hoffmann, A., Prof.,	Der wackere Feldküchenunteroffizier (farbig)	1189
—	Die Mannschaften setzten sich in Marsch (farbig)	891
—	Einzug in Przemysl	1105
—	Es kamen zwei Franzosen aus dem Walde (farbig)	1485
—	Feuer aus dem Eisenbahnzug (farbig)	869
—	Französische Spahi von Infanterievorposten beschossen (farbig)	1527
—	„Gebt's ihnen, Leutel" rief der Hauptmann (farbig)	949
—	Gegen das anschließende Werk stürmen sie den Weg (farbig)	1067
—	Grimm schoß seinen Karabiner ab (farbig)	875
—	Handgemenge im Graben (farbig)	1333
—	Indier versuchen Messer zu werfen (farbig)	1195
—	Kommt deutsche Zeit!	857
—	Lagernde Mannschaften (farbig)	1099
—	Lautlos sank er neben der Trage hin (farbig)	1491
—	Melderitt quer übers Schlachtfeld (farbig)	1475
—	Nur wenige, die mit heiler Haut davonkamen (fbg.)	1013
—	Österreichischer Dragoner (farbig)	1093
—	Reiterkampf (farbig)	837
—	Rosse und Reiter bildeten ein Durcheinander (fbg.)	885
—	Russische Verwundete im Gewölbe (farbig)	1109
—	Schwere Reiter verjagen eine franz. Kavalleriepatrouille (farbig)	1513
—	„Stroh wegwerfen und decken" (farbig)	939
—	Tränken der Pferde	979
—	Ulanenritt	1569
—	Ungarischer Husar	977
—	Verhör eines gefangenen Russen (farbig)	1029
—	Vorstürmender Infanterist	1129
—	Wenn auch Knie u. Hände bluten, nur vorwärts (farbig)	1003
Heudach, W.,	Andacht im Felde (farbig)	1301
—	Auf der Quartiersuche im Feindesland (farbig)	997
—	Christnacht im Feindesland (fbg.)	1227
—	Ein mörderisches Feuer im Orte (farbig)	1205
—	Feldgeistlicher (1) (farbig)	1147
—	Feldgeistlicher (2) (farbig)	1291
—	Für den Weihnachtsabend (farbig)	1221
—	Seltene Jagd	1595
—	Überfall einer russischen Rückzugskolonne (farbig)	971
—	Ulanen suchen Fühlung mit dem Feinde (farbig)	1051
Heymann, M., Prof.,	Christnacht im Unterstand	1231
—	Geschlagene Serben auf dem Rückzuge (farbig)	1563
Klemmer, Fr., z. Z. i. Felde,	Die franz. 122-mm-Geschütze in Stellung	1589
—	Zerschossene Häuser in Thelus (farbig)	859
Langner, Richard,	Aufenthalt in einer Station (farbig)	965
—	Auf Skiern zu Tal (farbig)	1393
—	Heimkehr (farbig)	1243
—	Im Münchener Hauptbahnhof (farbig)	1157
—	Rast in den Vogesen (farbig)	1368
—	Stille Andacht (farbig)	987
Mayer, Alois, z. Z. im Felde,	Fromelles (farbig)	1463
—	Ruine des Klosters von Messines (farbig)	1173
—	Warneton (farbig)	1163
—	Zerschossene Kirche von Wytschaete (farbig)	1211
Ost-Petersen,	Abgeschlagener Überrumpelungsversuch (farbig)	821
—	Abgewiesener Angriff	1320
—	Auf dem Marsche im Gelände	1011
—	Bayerische Fliegeroffiziere	901
—	Beobachtung des Feindes aus dem Ballon (farbig)	1339
—	Brennende Brücke bei Jaslo (fbg.)	1115
—	Der Sieger (farbig)	1497
—	Die beiden Flieger wurden von Kavallerie herausgeholt (farbig)	917
—	Die Handminenwerfer	1353
—	Eine Begegnung unter der Erde (farbig)	955
—	Einschlag einer Bombe (farbig)	1533
—	Einschlag einer Granate	1017
—	Ertappt (farbig)	1459
—	Feindlicher Angriff mit giftigen Gasen	1473

Seite

Oſt-Peterſen, Nächtliche Verfolgung eines Meldereiters (farbig) 1019
— Sanitätsdienſt 1209
— Scheinwerfer-Abteilung 1494
— Sprengung eines feindl. Schützengrabens (farbig) 811
— Straßenkampf (farbig) 827
— Verhaftung eines Spions (farbig) 1141
— Von Ruſſen angezündete Petroleumgrube in Boreslaw (farbig) 981
— Vorgehende Infanterie im Walde (farbig) 1419
Reder, H. R., Sein letzter Gang (farbig) . . 1429
Reich, A., z. Z. im Felde, Biwak einer Masch.-Gewehr-Komp. an der Morava . 1565
— Einſame Weihnachten 1218
— Friedhof im Bayernwald bei Peronne (farbig) 1269
— Gebirgskanonenbatterie im ſerbiſchen Hochgebirge 1547
— Gefangennahme franz. Infanteriſten 1361
— In den Schluchten bei Pebeſane, Moravatal 1557
— Kruſevac 1550
— Niſch, Straßenbild 1539
— Niſch, Türkenviertel 1537
— Unteroffizier Zahner mit 2 Mann auf Patrouille 929
— Vorpoſtengefecht 1425

Seite

Reich, A., Wo ſteckt der Feind? 833
Ruep, J., Beerdigung eines lieben Freundes (farbig) 1365
— Bei unſerer Schwerenl (farbig) . . 1517
— Friedhof im Kampfgebiet (farbig) . 1523
— Ruſſen auf der Flucht (farbig) . . 1131
— Vernichtung einer ruſſiſchen Batterie (farbig) 1045
— Vernichtung feindlicher Artillerie (farbig) 1355
— Verwundete werden bei Neuv Chapelle eingeladen (farbig) 1295
Von einem Leiber im Felde gezeichnet „Franktireurs“ (farbig) 1469
Wurm, Karl, z. Z. im Felde, Am Grabe des Helden 1377
— An die Lieben nach Hauſe . . . 1371
— Hugo Spieß — der Kalbſchwitzer — 1413
— Im ſicheren Unterſtand 1438
— Mit dem Skizzenbuch im Feindesland 1387
— Muſik im Schützengraben (farbig) 1275
— Nach ſiegreichem Gefecht 1345
— Neujahrsnacht vor dem Feind . 1253
— Patrouille mit Schneemäntel . . 1585
— Scharfſchütze im Schützengraben . 1391
— Scharfſchützen auf dem Schlachtfelde 1409
— Verwundeter Kamerad 1307



Digitized by Google

Das vaterländische Kriegswerk „Unsere Bayern im Felde“, das nicht nur im engeren Vaterland sondern auch weit darüber hinaus höchste Beachtung und allgemeine Anerkennung gefunden hat, wurde entsprechend der Ankündigung mit dem zweiten Band abgeschlossen. Der Verlag plant jedoch nach dem Kriege die Herausgabe eines dritten Bandes und glaubt schon jetzt versichern zu können, daß dieser die ersten Bände an textlicher wie bildlicher Reichhaltigkeit noch übertreffen dürfte, da die Erzählungen und Schilderungen unserer tapferen Kämpfer eine freiere Behandlung erfahren können und dadurch an Interesse nur gewinnen werden.

Wir wollen an dieser Stelle nicht versäumen, den Schriftleitungen derjenigen Zeitungen, welche uns in liebenswürdigster Weise den Abdruck einzelner einschlägiger Artikel und Berichte gestatteten, unseren besten Dank auszusprechen. Es sind dies die Schriftleitungen der „Münchner Neuesten Nachrichten“, „München-Augsburger Abendzeitung“, „Münchener Zeitung“ und „Fränkischer Kurier“.

München, im März 1916.

Verlag Glaube & Kunst
Parcus & Co.

Berichtigung: Das auf den Seiten 638/639 enthaltene Gedicht „Das Nachtquartier“ stammt nicht von A. Schönburger sondern von Fräulein Schobacher.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06845 4191